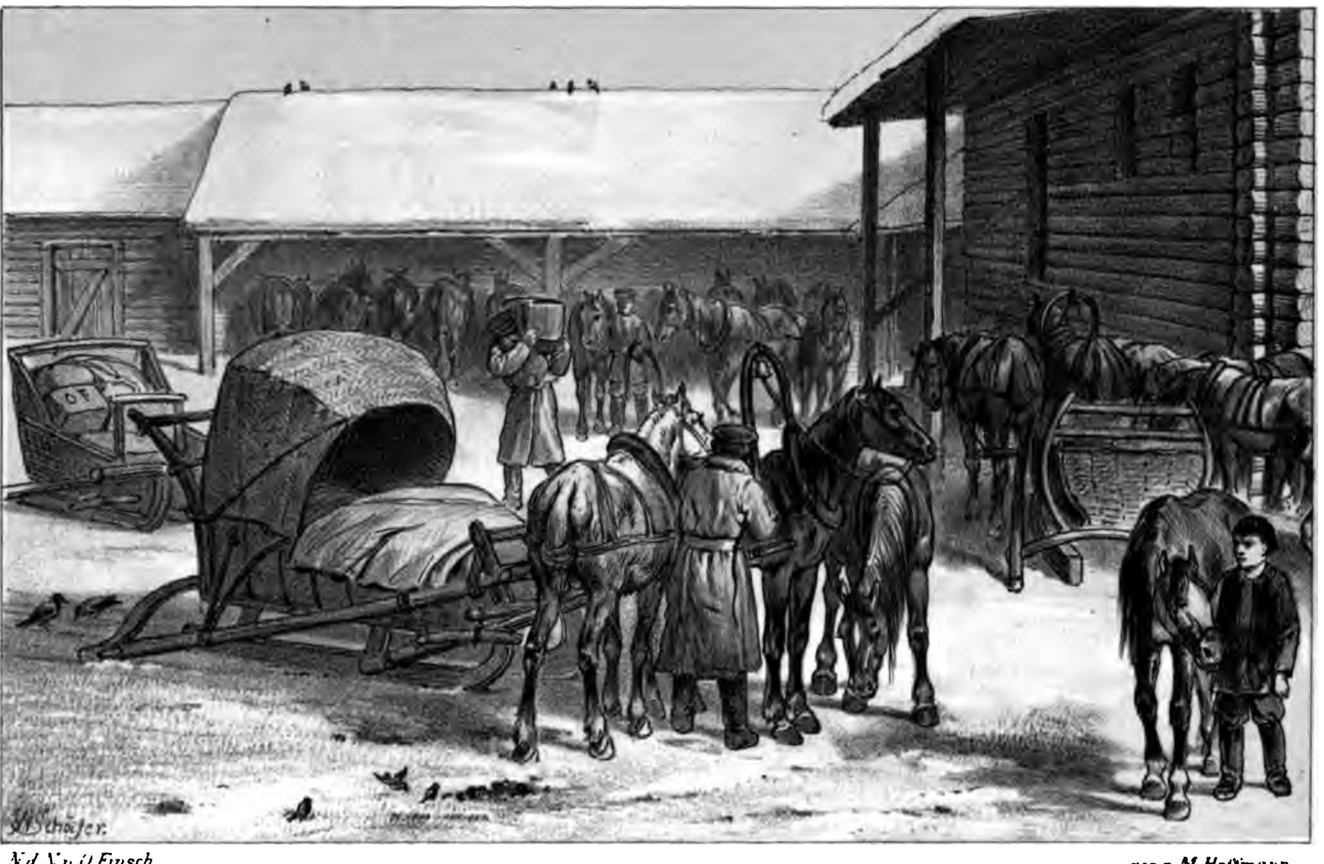










N. d. N. v. O. Finsch — gez. v. M. Hoffmann

Im Posthofe.

Reise nach West-Sibirien

im Jahre 1876.

Auf Veranstaltung

des

Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen

unternommen mit

Dr. **A. E. Brehm** und **Karl** Graf **v. Waldburg-Zeil-Trauchburg**

von

Dr. O. Finsch.

Mit 56 Illustrationen meist nach Originalzeichnungen von Dr. Finsch, ausgeführt von M. Hoffmann, einer Uebersichtskarte und 3 Kartenscizzen von Graf Waldburg-Zeil.

Berlin 1879.

Verlag von Erich Wallroth.

Inhalt.

Seite

V. Kapitel.

Am Sassyk-Ala-Kul.

VI. Kapitel.

Kirghisen.

XIII. Kapitel.

Ostiaken und Samojeden.

Verzeichniss der Illustrationen.

(T. = in den Text gedruckte Zinkographien; Sep. = Separatbilder in Lithographien.)

Karten:



Vorbericht.

Der „Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt"*) in Bremen constituirte sich bekanntlich, als die zweite Deutsche Polar-Expedition 1870 von ihrer ruhmvollen Entdeckungsfahrt aus Ost-Grönland zurückgekehrt war und es nun galt, die Resultate dieser ereignissvollen Expedition in einer der Nation würdigen Weise zu veröffentlichen. Als diese Aufgabe in befriedigender Weise gelöst war, wobei ich nur an das Hauptwerk und eine Volksausgabe zu erinnern brauche, bemühte sich der Verein das in Ost-Grönland so versprechend begonnene Forschungswerk weiter fortzusetzen und wandte sich dieserhalb mit einer Eingabe an das Reich. Auf Grund des Gutachtens einer vom Bundesrath berufenen Gelehrten-Commission wurde indess der Plan nicht angenommen, vielmehr andere Vorschläge empfohlen und damit dem Verein zugleich die Möglichlichkeit entzogen jener grossen Aufgabe näher zu treten. Er bemühte sich also in anderer Richtung den vorgesteckten Zielen gerecht zu werden und so entstand die „Westsibirische Expedition" die, von dem thätigen Schriftführer des Vereins Dr. M. Lindeman als Idee geboren, erst dann Gestalt annahm, als ich mich zur Führung derselben bereit erklärte und der Verein die Idee zu der seinigen machte. So wurde in der Vereins-Sitzung vom 10. Januar 1876 die Aussendung einer Expedition in das Gebiet des Ob beschlossen und die Summe von Mk. 5000 zunächst dafür bewilligt. Dies war immerhin recht viel für die sehr mager gefüllte Vereinskasse, aber sehr wenig zu einer Reise nach Sibirien, deren Kosten

*) Seit dem Jahre 1877 bekanntlich in eine „Geographische Gesellschaft" umgewandelt.

für zwei Gelehrte, obschon dieselben keinerlei Entschädigung erhielten, auf 18,000 Mk. veranschlagt wurden. „Für die Deckung des Fehlenden hoffen wir auf Beiträge von Behörden und Vereinen und auf eine thatkräftige Unterstützung seitens aller für die Förderung der Geographie und der Naturwissenschaften bestrebten Kreise" lautete ein Passus in der damals veröffentlichten „Denkschrift",*) aber trotz dieses zuversichtlichen Vertrauens blieb das Unternehmen doch immerhin ein gewagtes, selbst nachdem durch sieben Vereins- (meist Vorstands-) Mitglieder eine Garantiesumme von Mk. 7100 gezeichnet worden war. In der That hatte sich der Verein auf seine zahlreichen Eingaben und Circulare nur eines Beitrages vom hohen Senate der freien Hansestadt Bremen von Mk. 500 und Seitens der Königlichen Bayerischen Regierung von Mk. 300 zu erfreuen; ausserdem gingen an freiwilligen Gaben ein: 5 Mk. von Herrn Dr. R. Andrée in Leipzig. Auch verdankte die Expedition Herrn Dr. med. K. Thorspecken in Bremen eine Reise-Apotheke, sowie ein ärztliches Hilfsbuch (von Dr. H. Richter), welche in mehreren Fällen ausgezeichnete Dienste leisteten. Blieb somit trotz allen Interesses die Bethätigung in Deutschland selbst weit hinter den Erwartungen zurück, so konnte der Verein die Expedition doch ruhig ziehen sehen, als ihm schon am 25. Februar in unerwarteter Weise das ausserordentlich reiche Geschenk von L. 1000 (20,300 Mk.) zufloss. Der grossmüthige Geber war Herr Alexander Michailowitsch Sibiriakóff aus Irkutsk, der nicht nur für sein Heimathsland, sondern im Interesse der Wissenschaft überhaupt in so hochherziger Weise Opfer brachte, dass ihn Beide mit Stolz als „Ehrenbürger" betrachten.

Da von einem Vereinsmitgliede die Theilnahme eines zweiten Naturforschers gewünscht worden war, so erklärte sich, auf meinen Vorschlag der gefeierte Verfasser des „Thierlebens" Dr. A. Brehm, mein langjähriger Freund und Berufsgenosse, bereit dazu. Nicht minder freudig durften wir es begrüssen, dass sich unser Vereinsmitglied Karl Graf von Waldburg-Zeil-Trauchburg, Königl. Württemberg. Premier-Lieutenant (jetzt Hauptmann a. D.) in Stuttgart, als Freiwilliger und auf seine Kosten der Expedition anschloss.

---

*) „Denkschrift des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt, betreffend die von ihm im Jahre 1876 zu veranstaltende wissenschaftliche Forschungsreise nach West-Sibirien. Bremen, Januar 1876."

„Derselbe hatte sich direct an Ihre Maj. die Königin Olga Nicolajewna von Württemberg, um allergnädigste Empfehlungen nach Russland gewandt und hatte Ihre Maj. auch die grosse Gnade, die Expedition persönlich S. Maj. dem Kaiser Alexander zu empfehlen. Diesem Umstande, wol der bestmöglichen Empfehlung nach Russland, hatten wir nicht nur die Ehre einer Audienz bei Seiner Maj. zu danken, sondern hatte auch persönliche Befehle des Kaisers an die Generalgouverneure u. s. w. zur Folge, die uns die Erreichung des vorgesteckten Zieles wesentlich erleichterten, wo nicht überhaupt ermöglichten. Es sei gestattet, hier Ihrer Maj. hierfür unsern allerunterthänigsten Dank auszusprechen."

Dank der Verwendung des Vereins-Vorsitzenden, Reichstagsabgeordneten A. G. Mosle erhielten wir Seitens des Auswärtigen Amtes, von dessen Chef, Staatsminister von Bülow, und Director, dem Wirklichen Geheimen Rath von Philipsborn, von denen wir die Ehre hatten empfangen zu werden, ausgezeichnete Empfehlungen an die Kaiserlich-Russische Regierung, unter Anderen die Vergünstigung der zoll- und revisionsfreien Einfuhr unserer Reiseeffecten. Auch der Kaiserlich-Russische bevollmächtigte Botschafter Baron v. Oubril verpflichtete uns zu Dank. Nachdem uns noch die hohe Ehre zu Theil geworden war, am 5. März Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser und König von Preussen, Wilhelm I. vorgestellt zu werden, konnten wir am anderen Tage von Berlin aus die Reise antreten, begleitet von dem Vorstandsmitgliede Herrn H. Schaffert, der die Gelegenheit zu einem Besuche der russischen Hauptstädte benutzte. In St. Petersburg wurden wir mit nothwendigen Vorbereitnngen bis zum 16. März aufgehalten, und hatten uns in wissenschaftlichen und anderen Kreisen der liebenswürdigsten Aufnahme zu erfreuen. Namentlich Seitens der Kaiserlich Russ. Geograph. Gesellschaft, dessen Vice-Präsidenten, Staatsrath P. v. Semenow wir am 15. März die Ehre einer Vorstellung beim Präsidenten, Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Grossfürsten Constantin Nicolajewitsch zu verdanken hatten. Durch hohe Vermittelung des Auswärtigen Amtrs und des Kaiserl. deutschen Botschafters General-Adjutant Grafen M. v. Schweinitz, erhielten wir nicht allein ausgezeichnete Empfehlungen Seitens des Ministers des Innern, General-Adjutant Timascheff, des Ministers der Domainen, Wirklichen Geheimen Rath Walujeff, des Ministers der Wege und der Verkehrsanstalten, Vice-Admiral C. Possiet, sowie namentlich des General-Gouverneurs von West-Sibirien, General-

Adjutant Kasnakoff, sondern hatten auch die Ehre, ausser diesen hohen Herren, am 10. März von Sr. Durchlaucht dem Reichskanzler Fürst Gortschakoff empfangen zu werden. Am 13. März wurde der Westsibirischen Expedition sogar die besondere Auszeichnung zu Theil, dass sie Se. Majestät der Kaiser Alexander II. zur Audienz in das Winterpalais befehlen liess. Noch am Tage unserer Abreise hatten wir einer ehrenvollen Einladung Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Grossfürstin Catharina Michailowna und ihres Gemahls des, leider bald nachher verstorbenen Herzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz ins Michael'sche Palais zu folgen.

Am 17. März in Moskau angelangt, blieb uns nur Zeit die nothwendigsten Geschäfte zu erledigen, und wir mussten sogar eine ehrende Einladung Sr. Durchlaucht des General-Gouverneurs, General Adjutant Fürst W. Dolgorukoff leider dankend ablehnen. Durch die freundliche Unterstützung der Vertreter des bekannten grossen Handelshauses (jetzt Baron) L. Knoop, der Herren Prové und F. Knoop, sowie des Secretairs der Gesellschaft zur Beförderung des russischen Seehandels Herrn Woldemar, waren unsere Angelegenheiten innerhalb zweier Tage in der befriedigendsten Weise geordnet. Namentlich erhielten wir durch Vermittelung dieser Herren einen Arteltschik der Schestówskaja Artel-Gesellschaft, Iwan Klugin, als Diener, sowie, was noch wichtiger war, da keiner von uns Russisch verstand, einen Dolmetscher in der Person von Martin Dserwit, eines Letten aus der Gegend von Riga, der aus seinen früheren Stellungen als Lehrer die besten Zeugnisse aufzuweisen hatte. Beide haben sich denn auch als gewissenhafte, nüchterne und treue Begleiter erwiesen, deren Verdienste ich hier um so lieber dankbar anerkenne, als sie mich beim Sammeln unverdrossen unterstützten, nachdem ich ihnen das Präpariren von Thieren beigebracht hatte. So konnten wir denn schon am 18. März Moskau verlassen, allerdings unter wenig versprechenden Aussichten, denn das ungewöhnlich früh eingetretene Frühjahr bereitete uns mancherlei Schwierigkeiten und Hindernisse, die für Neulinge wie wir, eben nicht sehr ermuthigend waren.

Wie es uns gelang das Programm durchzuführen und unsere Aufgabe zu lösen, darüber sollen die nachfolgenden Blätter Zeugniss ablegen, in denen ich mich bemühte in schlichten Worten, ohne jede Schönmalerei, unsere Erlebnisse zu schildern. Auf Grund der, durch die freundliche Mitwirkung verschiedener Fachgelehrten ge-

machten Bestimmungen der wissenschaftlichen Sammlungen bin ich in der angenehmen Lage die Ergebnisse derselben mit einflechten zu können, wie ich mich meinerseits bemühte, die in Bezug auf Geographie, Handel, Verkehr, Produkte, Industrie gewonnenen Erfahrungen zu verwerthen. Leider hatte sich verschiedener Verhältnisse halber, das in der Denkschrift erwähnte Vorhaben, diesem Buche ein besonderes statistisches Kapitel anzufügen, nicht verwirklichen lassen, obwol auf andere Weise durch Ermittelung an Ort und Stelle Vorsorge getroffen war. Zu diesem Zwecke besuchte nämlich der Schriftführer des Vereins Dr. M. Lindemann 1876 die Messe in Nishnej-Nowgorod, zu welcher Orientirungsreise der Verein eine Beihülfe von Mk. 1500 bewilligt hatte. Gegenüber seinen hier gesammelten reichen Materialien (vergl. Geogr. Blätter I. p. 44) würden die von uns in Sibirien zusammengebrachten ohnehin zu unvollständig geblieben sein. Immerhin wird der Kaufmann und Industrielle manche beachtenswerthe, vor Allem richtige Notiz finden, wie ich ja überhaupt in Bezug auf mercantile Unternehmungen manchen praktischen Wink und Rath ertheilen konnte. So glaube ich auch in dieser Beziehung die Erwartungen nicht getäuscht zu haben, wie dieselben in naturwissenschaftlicher erfüllt worden sein dürften. Man wird dabei berücksichtigen müssen, dass wir in Sibirien selbst innerhalb 6 Monaten über 12,000 Werst (1700 d. M.) zurücklegten und meist mit einer Eile zu reisen gezwungen waren, die, mit Ausnahme der 7wöchentlichen Lotkareise, nur 16 ordentliche Sammeltage erübrigte. Wenn es in dieser kurzen Zeit dennoch gelang an 150 Säugethiere, 550 Vögel, 150 Reptilien, 400 Fische, 1000 Insekten und zahlreiche Handstücke von Felsarten, sowie Proben land- und forstwirthschaftlicher Produkte heimzubringen, so wird man dafür vielleicht eine gewisse Anerkennung nicht versagen können. In besonderer Dankbarkeit habe ich dabei der Unterstützung Seitens des Grafen Waldburg-Zeil zu gedenken, dem ausserdem das Verdienst, ein reiches Herbarium zusammengebracht zu haben, sowie der Aneroidbeobachtungen allein zukommt. Der wissenschaftliche Theil wird hoffentlich ebenfalls bald erscheinen und über unsere Thätigkeit näher berichten, wie die unter meiner Leitung vom Verein veranstalteten Ausstellungen der Sibirischen Sammlungen, namentlich der reichen von mir zusammengebrachten ethnographischen, in Bremen,*) Hamburg, Braunschweig, Hannover

*) Dieselbe wurde am 17. Mai 1877 eröffnet, wobei der Vorsitzende A. G. Mosle

und Cassel davon schon Zeugniss gegeben haben dürften. Um über den Verbleib der Sammlungen selbst noch ein Wort zu sagen, so liess sich die ursprüngliche Absicht, dieselben in ihrer Gesammtheit dem städtischen Museum in Bremen einverleibt zu sehen, leider nicht verwirklichen, da der Verein im Hinblick auf seine Finanzen dieselben zu verwerthen gezwungen war. So ging ein grosser Theil der zoologischen Ausbeute in das Königl. Museum zu Berlin, ein anderer in's British-Museum zu London über, und nur die Ethnographie verblieb in der Vaterstadt. Der Verein liess es sich indess, wie bisher, angelegen sein einen Theil der Sammlungen öffentlichen Museen zu überweisen und so konnten: das städtische Museum in Bremen, das Königl. Museum in München, das Königl. Zoologische Museum, das Königl. Mineralogische Museum, das Königl. Landwirthschaftliche Museum, das Königl. Herbarium zu Berlin, das Königl. Museum in Stuttgart, sowie das Kaiserl. Mineralogische Museum in Wien mit Geschenken bedacht werden.

Indem ich somit über Entstehung, Verlauf und Thätigkeit der „West-Sibirischen Expedition“ öffentlich Rechenschaft ablegte, ist es noch nothwendig anzufügen, dass sich die Kosten derselben Dank der Unterstützung, die wir in Sibirien fanden, nur auf c. 21,000 Mk. beliefen (davon allein an 8000 Mk. für Transportkosten und 2000 Mk. an Gagen). In dieser nach dem von mir geführten Conto abgeschlossenen Abrechnung sind indess beträchtliche Kosten für Ausrüstung und Frachten nicht einbegriffen, die grösstentheils durch den Verkauf der Sammlungen im Gesammtbetrage von 3681 Mk. gedeckt werden dürften.

Zum Schluss bleibt mir nur noch die angenehme Pflicht, allen Denen Dank zu sagen, welche der „Westsibirischen Expedition“ Rath, Hilfe oder Unterstützung zu Theil werden liessen. Soweit dieser Dank nicht bereits durch den Vorstand direct oder im Vorhergehenden abgestattet wurde, gilt derselbe namentlich den lieben und guten Sibiriern, deren Namen im Nachfolgenden aus Versehen unerwähnt blieben. Der Hauptzweck dieses Buches soll es ja sein, über das in so vieler Hinsicht gesegnete West-Sibirien und seine wackeren Bewohner richtigere Ansichten zu verbreiten, als die,

---

eine Ansprache hielt, in welcher er in liebenswürdiger Weise der Mitglieder der Sibirischen Expedition gedachte, zugleich aber auch in beredten Worten auf die Wichtigkeit derartiger Reisen, namentlich für grosse Handelsstädte hinwies (D. Geogr. Bl. I. p. 109).

welchen man begegnet. Sollte mir das gelungen sein, so würde ich die viele Mühe und Zeit als keine verlorene betrachten, mich auch mit directen Nachtheilen in anderer Beziehung aussöhnen können. Dass die fesselnden Vorträge meines Freundes Dr. Brehm wesentlich helfen, Interesse für Sibirien in die weitesten Kreise Deutschlands zu tragen, brauche ich wol nur anzudeuten. Die von mir an Ort und Stelle gemachten Scizzen, die ihre vollendete Ausführung dem rühmlichst bekannten Maler Moritz Hoffmann, sowie die meisterhafte Uebertragung Herrn L. Schäfer in Berlin zu verdanken haben, werden zum besseren Verständniss des Textes jedenfalls willkommen sein, da sie bis in die kleinsten Details richtig sind. Der Letztere hatte sich einer genauen Durchsicht Seitens meines Reisecollegen Herrn Graf von Waldburg-Zeil zu erfreuen, dem ich nicht allein manche werthvolle Notiz, sondern auch die Revisionen der Druckbogen verdanke, was bei seiner Kenntniss des Russischen, namentlich für die Rechtschreibung der Namen, von Wichtigkeit wurde.

Bremen, Anfang März 1879.

Dr. O. Finsch,
Vorstands-Mitglied der Geogr. Gesellschaft.

I. Kapitel.

Ueber den Ural.

(Nishnej-Nowgorod bis Jekaterinenburg.)

Nishnej. — Reiseausrüstung und Winke für dieselbe. — Schlechte Reiseaussichten. — Die längste Allee der Welt. — Gefahren der Wolgafahrt. — Schlittenfahren ein Martyrium. — Ausdauer der Jemtschiken. — Der Schlitten ein Schiff. — Construction des Postschlittens. — Dörfer. — Vieh. — Tscheremissen. — Tschuwaschen. — Ueber die Wolga. — Kasan. — Tatarenstadt. — Gastfreundschaft. — Professor Radloff. — Medrese und Mollah. — Universität. — Professor von Gottwald. — Brauerei. — Heilige Muttergottes. — Reisevorbereitungen. — Rahm. — Tatarische Kutscher. — Irbit-Caravanen. — Strassenrecht. — Tatarische Dörfer. — Malmysch. — Flussübergänge. — Thierleben. — Vogelschutz. — Wotjäken. — Fahrkünstler. — Ende der Schlittenbahn. — v. Rothast. — Ein Kiachta-Reisender. — Der Herr Gouverneur von Perm. — Kungur. — Gegend. — Ueber den Ural. — Schiffsbau am Ural. — Bergwerksdörfer. — Passhöhe. — Verwahrloste Wälder. — Denkmal an der Grenze zweier Welttheile. — Rückblick auf das Gouvernement Perm.

Wir verliessen Moskau mit dem Nachtzuge und langten am 19. März gegen $9^1/_2$ Uhr in Nishnej-Nowgorod an, wo wir am Bahnhofe von Herrn Kosniersky empfangen wurden, der in liebenswürdiger Weise bereits für die Weiterreise Vorkehrungen getroffen hatte. Durch seine Vermittelung erhielten wir vom Comptoire des Fürsten Demidoff 3 Schlitten geliehen, darunter einen, welchen im vorhergehenden Jahre Professor Nordenskjöld benutzt hatte.

Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, konnten unsere Leute gleich mit dem Aufpacken der vielen Gepäckstücke beginnen, für welche ich noch einen besonderen Schlitten für 12 Rubel gekauft hatte. Wir selbst fuhren auf den kleinen uns bereits bekannten Schlitten in die Stadt. Dieselbe zerfällt bekanntlich in zwei Theile, die eigentliche Stadt auf dem rechten Ufer der Wolga und die Messstadt am linken Ufer, die beide im Sommer oder während der Messe

durch eine Schiffsbrücke verbunden sind. Die Messstadt, in welcher auch der Bahnhof liegt, ist ausser der Zeit des grossen Jahrmarktes welcher vom 27. Juli bis 22. September*) stattfindet, so gut als verlassen und war jetzt zum Theil unzugänglich. Unterhalb der Jahrmarktsstadt vereinigt sich die Wolga mit der noch bedeutenderen Oka und das Bild welches beide Flüsse bei Hochwasser, das alljährlich den grössten Theil der Messstadt für Wochen überschwemmt, bieten, muss in der That ein grossartiges sein, zumal der Schiffsverkehr**) ganz enorm ist. Jetzt war es bis auf die zahlreichen Lastschlitten, welche die von vielen und grossen Löchern durchsetzte Fahrstrasse bevölkerten, still auf dem Strome. Aber die auf dem hohen Ufer amphitheatralisch gelegene eigentliche Stadt, mit ihren vielen stattlichen Kirchen und deren weithinleuchtenden vergoldeten Kuppeln, sowie den weissgetünchten grossen Gebäuden, machte sich nicht minder malerisch. — Wir hatten noch einige Einkäufe zu besorgen, sowol an Lebensmitteln als Reiserequisiten. Auf dem grossen Bazar mit seinen vielen, reich versehenen Budenreihen liess sich Alles leicht anschaffen. So erstanden wir bald die vor allen Dingen nothwendigen langen Wollstrümpfe, Filzstiefeln, die unvermeidlichen, in Russland wirklich unentbehrlichen, Galoschen und Matratzen, Gegenstände in deren Auswahl der Reisende stets sehr sorgfältig sein sollte. Wir hatten eben noch keinen Begriff was Reisen in Sibirien heisst und so wählten wir leider nicht die besten, sondern die billigsten Matratzen und verzichteten allen wohlgemeinten Rathschlägen entgegen auf Federkissen ganz. Und doch sind namentlich Letztere unentbehrlich, um die furchtbaren Stösse, welche man sowol im Schlitten als im Wagen zu erdulden hat, einigermassen zu paralisiren. Den Matratzen, welche nur 3½ Rubel das Stück kosteten, statt Rosshaaren aber nur mit Lindenbast gestopft waren, muss ich es übrigens zum Ruhme nachsagen, dass sie sich trefflich bewährten. Sie wurden freilich durch den Gebrauch von Tag zu Tag härter, bis sie überhaupt den möglichsten Härtegrad erreicht hatten, aber sie hielten die ganze Reise mit uns aus und es überkam mich ordentlich eine dankbare Wehmuth als die treuen Gefährten in Perm zurückgelassen werden mussten, nachdem sie fast 7 Monate ununterbrochen Dienste geleistet hatten.

*) Die Daten sind stets in neuem Styl, also dem alten (russischen) um 12 Tage voraus.

**) Auf der Wolga und deren Nebenflüssen sind allein an 250 Dampfer im Verkehr

Für alle Sibirienreisenden, sofern dieselben Nishnej-Nowgorod als Ausgangspunkt benutzen, möchte ich daher empfehlen, sich hier auszurüsten, vor allen Dingen sich aber mit 2—3 Federkopfkissen zu versehen, sowie mit einer jener zusammenrollbaren mit Leder überzogenen Matratzen, die nach orientalischem Modell gearbeitet und ebenso practisch als unverwüstlich sind.

Auch mit kalter Küche möge sich der Reisende genügend versehen, denn auf den Poststationen ist, trotz des meist ausgehängten Preiscourantes, besonders jenseits des Ural, ausser dem üblichen Samowar (Theemaschine mit heissem Wasser) selten Etwas zu haben, oder das Vorhandene mundet dem Reisenden aus Westeuropa, wenigstens im Anfange, sehr wenig. Auf dem grossen Tract bis Jekaterienburg giebt es übrigens einzelne Stationen, wo man passabel warm essen kann, aber es fehlt noch an Handbüchern, wie Bennet's über Norwegen, welche besonders auf solche aufmerksam machen. Und so war es gut das wir uns mit genügendem Vorrathe an Thee, Zucker, Brot, Käse, Schinken und gepresstem Caviar versehen hatten, der uns trefflich zu statten kam. Da Fleisch ja sehr wenig kostet, so ist es rathsam, einen grossen Braten und kaltes Geflügel mitzunehmen, doch war dazu für uns zu wenig Zeit. Die Mundvorräthe müssen in verschliessbaren kleineren Kisten untergebracht werden, die leicht aus dem Gefährte zu heben sind. Für Flaschen und Geschirr sollte ein eigener besonders eingerichteter mit weich ausgefütterten Fächern versehener „verschliessbarer" Kasten vorhanden sein, da man ohne solche Vorsorge sehr häufig Gläser und Flaschen in Scherben findet und in Verlegenheit kommt. Dann ist es auch gut, wenn der Reisende das nothwendigste Essgeschirr an Gläsern, Messer, Gabel, Löffel und Tellern mit sich führt; letztere sind in emaillirtem Eisen besonders empfehlenswerth. Endlich sollten bei Winterreisen ein oder 2 ordentliche mit Eisen beschlagene Schaufeln nicht vergessen werden. Wenigstens würde uns der Besitz solcher ausserordentlich nützlich gewesen sein und oft stundenlanges Steckenbleiben erspart oder mindestens wesentlich abgekürzt haben. Noch möge hier bemerkt werden, dass Beil und Stricke stets zur Hand sein sollten, sowie dass man abseit der grossen Strasse im Sommer gut thun wird Wagenschmiere mitzuführen.

Das in diesem Jahre so ungewöhnlich früh eingetretene Thauwetter, welches uns schon in Petersburg und Moskau besorgt gemacht hatte, trat uns auch in Nishnej ungeschwächt entgegen. Die Strassen

waren voll Schmelzwasser, welches von den hochgelegenen Stadttheilen bachartig herabströmte. So mussten wir uns in Bezug auf unsere bevorstehende Schlittenreise auf das Schlimmste gefasst machen und eilten so schnell als möglich aufzubrechen. Nachdem wir in der Bahnhof-Restauration, die wie alle grösseren in Russland nichts zu wünschen übrig lässt, uns noch einmal gründlich gestärkt hatten, fuhren wir gegen Abend 5 Uhr mit 3 Troiken (Dreigespannen) und einem Gepäckschlitten, zusammen mit 11 Pferden, ab. Der Winterweg führte anfangs auf dem Eise der Wolga und liess sich anscheinend weit besser an, als wir nach den Erzählungen anderer Reisenden erwarten durften. Namentlich hatte uns Dr. Duhmberg, den wir vor einer Woche in Petersburg kennen lernten und der dort soeben von Barnaul mit der Goldkaravane eingetroffen war, eine fürchterliche Schilderung entworfen und behauptet: „bei diesem Wege kämen wir überhaupt gar nicht nach Sibirien". Die Folge lehrte, dass er bezüglich der Strasse nicht übertrieben hatte, denn schon am nächsten Morgen mussten wir die Wolga verlassen, weil der Postmeister in Jurkino angesichts der grossen Löcher im Eise nicht die Verantwortung übernehmen mochte, uns weiter auf diesem Wege ziehen zu lassen, obschon er, wie wir später hörten, noch von Schlitten befahren wurde. Die Eröffnung und Schliessung des Winterweges auf der Wolga wird durch Erlass des Gouverneurs von Kasan bekannt gemacht; vor- und nachher ist es bei Strafe verboten denselben zu benutzen. Wir bogen also in die eigentliche, allerdings blos während des Sommers schwach benutzte, grosse Strasse ein, und gelangten in jene, nur streckenweis unterbrochene, oft doppelreihige Birkenallee, welche uns von Nishnej bis Tjumén zur Seite blieb. Sie wurde auf Befehl der Kaiserin Katharina II. angelegt und soll sich, wenn ich nicht irre, womöglich bis Irkutsk erstrecken. Es war damals bei harten Strafen, Verbannung nach Sibirien und selbst Todesstrafe verboten, einen der Bäume zu vernichten und dieses Gebot jedenfalls nicht überflüssig, denn sonst würde diese enorme Allee, in seiner Art ein riesiges Unternehmen, wohl nie zur Ausführung gelangt sein. Jetzt sind freilich schon viele, viele Bäume derselben morsch und altersschwach und die neu angepflanzten Stellvertreter haben sich in jetzigen Zeiten einer weit geringeren Schonung zu erfreuen, so dass sie sich wol nur in einzelnen Fällen wie ihre Vorgänger entwickeln werden. Das viele Frachtfuhrwerk, welches diese Strasse passirt, ist freilich Alleebäumen resp. Bäumchen nicht sonderlich günstig, denn einmal wird

so manches umgefahren und dann müssen andere bei Achsenbrüchen und anderen Unfällen, die so häufig passiren, ohne Weiteres als Hebebäume und dergleichen herhalten. Der Russe ist eben, nach eigenem Geständniss, ein schonungsloser Holzverwüster, wovon wir uns in der Folge zur Genüge überzeugen konnten.

Wir hatten uns vorgenommen nach sibirischer Art und Weise, d. h. Tag und Nacht zu reisen, aber die Wegeverhältnisse waren so ungünstig, dass wir schon in der zweiten Nacht 5 Stunden liegen bleiben mussten, weil die Jemtschiki bei der intensiven Dunkelheit nicht weiter fahren wollten und hierin vom Postmeister unterstützt wurden. Auch uns konnte nicht daran liegen gleich im Anfange unsere Reise in einer Wuhne der Wolga, auf welcher es jetzt wieder weiter gehen sollte, zu beenden und so mussten wir unseren Widerstand wohl oder übel aufgeben. Der andere Tag lehrte uns, dass diese Vorsicht nicht so ganz überflüssig gewesen war, denn abgesehen davon, dass wir fortwährend im Thauwasser fuhren, so zeigte das Eis auch bereits bedenkliche Sprünge und offene Stellen. Letztere sind, wenigstens bei Tage, minder gefährlich als die sogenannten „Schaschoren“, d. h. Ansammlungen von Wasser unter einer Schnee- oder Eisdecke, an vertieften Stellen. Und in einer der letzteren sahen wir als warnendes Zeichen einen verlassenen Schlitten. So dauerte die Wolgafahrt nur wenige Stunden und wir mussten bald wieder auf die grosse Strasse einbiegen. Hatte es auf dem Flusse nicht an Unebenheiten gefehlt, die jedesmal eine heftige Erschütterung verursachten, so gestalteten sich diese Uebelstände hier noch viel schlimmer. Wir waren in Voraussicht des schönen und so langen Schlittenfahrens, wie es uns bevorstand, von so Manchem in der Heimath beneidet worden, aber wir verdienten nur Mitleiden, denn wir hatten ein wahres Martyrium durchzumachen, welches je länger je ärger wurde. Mit jedem Tage hatte sich der Schnee mehr aufgezehrt, so dass überall auf weite Strecken die Schwarzerde zum Vorschein kam. Dagegen bestand die Strasse selbst in einer mehreren Fuss hohen Schicht aus zu Eis verhärtetem mit Heu und anderen Abfall der Caravanen gemengtem Schnee, in welche grössere und kleinere Löcher ausgefahren waren, so dass sie von der Seite aus gesehen einer Sierra im Kleinen glich. Und diese wellige Beschaffenheit bildet sich, wie ich später durch Graf Waldburg-Zeil erfuhr, schon bei Beginn der Schlittenbahn, besonders in der Birkenallee im freien Felde, so dass diese selbst dann niemals so eben und glatt

ist, als wie man es sich meist vorstellt. Die Russen haben für diese Schneelöcher, die Schrecken des Winterreisenden, ein eigenes Wort. Die oft hügelartigen Schneeberge verdanken Schneewehen ihre Entstehung, welche sich ganz besonders in der Birkenallee hinter den Stämmen bilden. Es ist daher allen Ernstes davon die Rede, im Interesse des Winterweges diese zu entfernen. Das Thauwetter hatte überdies noch ganz andere Uebelstände mit sich gebracht. Der Schnee neben der eingleisigen Bahn war so weich geworden, dass die Pferde fast ganz versanken und Stationen weit nicht im Dreigespann neben- sondern hintereinander im sogenannten Gänseeinspann (Gusem) gehen mussten. Gerieht der Schlitten nun etwas aus dem tief ausgefahrenen Geleise, was jedesmal geschah, wenn auszuweichen war, so kostete es oft viel Mühe und selbst stundenlange Arbeit ihn wieder flott zu kriegen. Dabei hatten die armen Pferde natürlich am meisten auszustehen und wurden oft unbarmherzig behandelt. Aber man musste sich eben daran gewöhnen den deutschen Thierschützler zu unterdrücken, denn „Noth kennt kein Gebot!“ Und schliesslich waren die Menschen auch nicht zu beneiden; den Kräften Aller wurde oft Unerhörtes zugemuthet, und eben so sehr als die Pferde verdienten zuweilen die Jemtschiken wahre Bewunderung.

Es ist eben kein Spass stundenlang seitlich auf dem Schlitten oder auf ungesatteltem dürren Pferde zu sitzen, unausgesetzt Peitsche und Lunge in Thätigkeit zu halten, dann wieder im eisigen Schneewasser umherzubaden um die Haltbarkeit des Weges zu prüfen oder den Schlitten mit grösster Kraftanstrengung zu heben und losmachen zu helfen, wobei die Leute oft so in Schweiss geriethen, dass sie sich des Pelzes entledigten und ohne Furcht vor Erkältung im Leinwandhemd arbeiteten. Ging es dann glücklich weiter so begannen für uns die alten Leiden wieder. Die Bewegungen des Schlittens sind denen eines Schiffes vergleichbar. Wie dieses plötzlich von einer Welle so hoch gehoben wird, dass sich der Bug scheinbar über den Horizont erhebt, um im nächsten Moment tief in ein Wogenthal hinabzusinken, so ähnlich der Schlitten. Oft steigt er vorn in die Höhe dass selbst das Krummholz des Mittelpferdes momentan verdeckt wird, aber sein Hinabgleiten ist kein so sanftes wie beim Schiffe, sondern meist mit einem Stosse begleitet, der den armen Reisenden ohne Federkissen das Gehirn zu erschüttern droht. Und oft folgen 4 bis 5 solcher Hauptstösse unmittelbar aufeinander, die kleinen Hopser, Schütteler und wie die Erschütterungen alle classi-

ficirt werden können, gar nicht zu gedenken. Zuweilen schlingert der Schlitten und liegt für eine Viertelstunde bald nach rechts, bald nach links über, was für die Insassen, zumal wenn sie wie wir damals zu Drei in einem Schlitten reisen, auch nicht besonders angenehm ist. Auch insofern lässt sich der Vergleich mit einem Schiffe weiter ausführen, als die Bewegung des Schlittens manche Leute in jenen seekrankheitsähnlichen Zustand versetzt, in welchem, wie die Russen sagen, „der Magen im Kopfe, das Gehirn im Unterleibe liegt.“

Dass der Postschlitten selbst ein durch und durch solides und massives Bauwerk ist, versteht sich von selbst. Er macht freilich eben so wenig, wie das gewöhnliche Postfuhrwerk, die Tarantass, welche ich später zu schildern habe, auf Eleganz noch hübsches Aussehen Ansprüche, aber er hält aus und das ist die Hauptsache. Die sehr schmalspurig gestellten Sohlen bestehen aus hohen starken Bohlen, die sich vorn in der üblichen Weise aufwärts biegen und durch solide Querstangen, meist durch Eisen verstärkt, verbunden sind. Unmittelbar auf diesen Sohlen oder nur wenig über denselben erhaben ruht der hinten sehr breite, vorn schmale Schlittenkasten, dessen ausgebauchte und gewölbte Seiten über die Sohlen vorragen und der für zwei bis drei Menschen liegend Raum gewährt. Er besteht, über soliden Holz- oder Eisenrippen, aus Bastgeflecht, dünnen Brettern oder Blech und ist innen meist mit Filz ausgeschlagen. An der Hinterseite des Schlittenkastens sind zuweilen rückwärts gebogene durch Querstücke und Eisen verbundene Arme angebracht, welche dem Ganzen grössere Festigkeit verleihen und das Ineinanderfahren verhüten. Eine ganz besondere und äusserst practische Vorrichtung besitzen die russischen Schlitten in den seitlichen Auslegern, welche ein Umwerfen fast unmöglich machen. Vom vorderen oberen Rande des Schlittenkastens und mit diesem durch Stricke verbunden, läuft nämlich jederseits bis zum unteren hinteren Sohlenrande seitlich von diesem abstehend ein starker Baum, der durch zwei eiserne Stäbe mit dem Schlittenkasten verbunden ist. Beide Ausleger überragen die Schlittensohlen meist und sind dann durch ein starkes sanft gebogenes Querholz verbunden. Die meisten Reiseschlitten sind mit Lindenbastmatten halbgedeckt und haben eine dergleichen Matte als Spritzleder, um die vordere Oeffnung bei Schneewehen oder in der Nacht zu schliessen. Selbstverständlich giebt es unter den Postschlitten (ich spreche nur von solchen) sehr verschieden eingerichtete,

ganzgedeckte, ganzoffene u. s. w. aber allen liegt das vorbeschriebene Modell zu Grunde. Dass das Mittelpferd im Krummholz und somit in einer Gabel geht mag noch erwähnt sein. Die Stangen der letzteren sind mittelst Stricken am vorderen Theile der Sohle festgemacht; die Seitenpferde ziehen an einer Wage oder an den Auslegern.

Für den Kutscher (Jemtschik) ist nur in höchst unbequemer Weise gesorgt. Er sitzt auf dem Querbrette, welches den vorderen Theil des Schlittenkastens verbindet und zwar seitlich mit herabhängenden Beinen, die er höchstens auf den Ausleger stützen kann. Ich habe oft staunen müssen mit welcher Geschicklichkeit sich ein solcher Jemtschik beim raschen Fahren trotz der furchtbaren Stösse auf seinem Sitze zu erhalten weiss.

Das beigegebene Bild „im Posthofe" wird vielleicht mehr als das Gesagte zum besseren Verständniss beitragen. Es zeigt im Vordergrunde unsern dreischläfigen Schlitten, an welchem der Jemtschik eben im Begriff ist einzuspannen. Dies erfordert, da auch noch Packschlitten vorhanden sind, immerhin 15—20 Minuten Aufenthalt, währenddem die Reisenden Zeit haben ein Glas heissen Thees zu geniessen, um dann auf's Neue sich in ihr Schicksal zu fügen. Die Posthäuser sind meist stattliche Gebäude, an welches sich ein grosser Hof mit offenen Schuppen anschliesst, zur Unterbringung von Schlitten, Wagen und deren Bespannung. Das Stationshaus ist durch ein Schild mit dem Kaiserlichen Adler gekennzeichnet, auf welchem der Name des Ortes, sowie die Entfernung von St. Petersburg in Werst angegeben ist.

Dass das Innere der russisch-sibirischen Poststationen keinerlei Comfort bietet, wird man von selbst voraussetzen. Die wenigen steinharten Sopha's oder Holzbänke daselbst können bereits von anderen Reisenden eingenommen sein und dann bleibt den nachfolgenden, denen es selbst an Matratzen fehlt, nichts übrig, als sich auf der Diele auszustrecken, wenn unvorhergesehene Zufälle zum „Uebernachten" zwingen.

Die Gegend zwischen Nishnej und Kasan bietet landschaftlich, zumal in dieser Jahreszeit, so gut als nichts. Man passirt einigemal gemischte Wälder, im Uebrigen scheint das Land aber ziemlich angebaut, wie die vielen, oft grossen Dörfer beweisen; namentlich reiht sich hinter Nishnej Dorf an Dorf. Freilich machen dieselben keinen besonders freundlichen Eindruck, denn sie bestehen meist nur aus zwei Reihen Holzhäusern, die eine sehr breite Strasse begrenzen und

entbehren durchgehends fast jedes Baumschmuckes. Bis auf einzelne stattlichere Häuser, deren nach der Strassenseite zugekehrte Giebel oft mit hübschen Schnitzereien und bunten Malereien geziert sind, spricht sich überall eine grenzenlose Nachlässigkeit aus. Viele, um nicht zu sagen die meisten, Häuser scheinen im Verfall begriffen, denn der Russe denkt nur selten an rechtzeitiges Ausbessern und scheint leichter ein neues Haus bauen zu können, als das alte zu erhalten. Der ausnahmslos zu Grunde liegende Baustyl ist der des Blockhauses, also übereinander gelegte behauene Baumstämme, deren Fugen mit Moos verstopft werden, und die mit einem Dach aus Brettern versehen sind. In Sibirien findet man hie und da auch mit Birkenzweigen, Birkenrinde oder Soden bedeckte Hütten, aber das sind die Wohnstätten der Armen, die oft nur aus einer einzigen Stube bestehen und daher auch „Isba" (Stube) und nicht „Dom" (Haus) heissen. Auffallend ist es, dass man bei dem so umfassenden Gebrauch der Birkenrinde in Russland und Sibirien nicht die treffliche Bedachung mit diesem Material und Grassoden in der Weise wie in Norwegen und Lappland kennt. Bei reichen Bauernhöfen finden sich meist Schuppen und Vorrathshäuser, ebenfalls aus Baumstämmen, aber sehr häufig bestehen die Viehställe, soweit überhaupt von solchen die Rede sein kann, aus grobgeflochtenen Hürden, die mit Zweigen und Stroh bedeckt sind und für die hauptsächlich der hohe Schnee den nöthigen Schutz gewährt. Wir fanden daher das Vieh allenthalben sich in der sehr breiten Dorfstrasse umhertreibend, wo es die durch das Schmelzen des Schnees freigewordenen Ueberreste verstreuten Stroh's und Heu's aufsuchte, oder an den Haltestellen der Frachtschlitten, die reichlichere Vorräthe boten. Das Rindvieh war durchgehends von schlechtem Aussehen, klein, schlecht behornt, mit hohem nach vorn und hinten stark abfallendem Rückgrat, auffallend zarten Extremitäten, nnd langer fast zottiger Behaarung, des meist grauen Felles. Besser erschienen die schwarzen und rothbunten sehr langköpfigen Schweine, welche uns oft in kleinen Rudeln schon ausserhalb der Dörfer begrüssten. Ganz besonders schön fanden wir aber Hühner und Gänse, die oft in wahren Prachtexemplaren vorkamen und unsere gewöhnlichen Landrassen weit übertrafen.

Wenige Stationen hinter Nishnej kommt man in das Gebiet der Tscheremissen, vor Kasan in das der Tschuwaschen, Völkerstämme, die der alte Gmelin 1734, also vor mehr als 150 Jahren, noch als arge Götzendiener schildert und die heutigen Tags noch nicht alle

getauft sind. So verzeichnet Schwanebach auf Grund officieller Quellen im Petersburger Kalender für das Jahr 1876 für das Gouv. Kasan 11,351, für Perm 13,456 und für Wiatka 10,595 „Heiden". Und der Graf von Waldburg-Zeil erfuhr auf der Rückreise in Kasan, wo er sich längere Zeit aufhielt, von unterrichteter Seite dasselbe. Noch heut hängen, selbst die getauften Tscheremissen dem Schamanenthume an und versammeln sich im Dunkel der Wälder um den alten Göttern zu opfern. Ihr Treiben ist aber ein so geheimnissvolles, dass es äusserst schwierig, wo nicht unmöglich wird, etwas zu erfahren. Man spricht sogar davon, dass ein zufälliger oder absichtlicher Belauscher solcher Zusammenkünfte, wenn entdeckt, mit dem Tode büssen müsse und sucht auf diese Weise das plötzliche Verschwinden einzelner Forstbeamten zu erklären. Da diese alten Gebräuche, an denen mit solcher Zähigkeit festgehalten wird, sich wohl nicht veränderten, so bleiben die Schilderungen der älteren Reisenden noch heut werthvoll und es dürfte genügen wenn ich hier nur auf J. G. Gmelin (Reise I. p. 94 und 100), Rytschkow (Tagebuch über seine Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs 1769—71 p. 83—101) und Pallas (Reise III. p. 481—483) verweise.

Die Tscheremissen gehören mit den Mordwinen zum südlichen finnischen Sprachstamme und bewohnen die Gouvernements Nishnej-Nowgorod, Kasan, Perm, Kostroma, Orenburg und Wiatka. Ihre Gesammtzahl beläuft sich nach Castrén auf 200,000 Seelen (nach v. Lengenfeldt 1875 auf 210,000), wovon über 67,000 im Gouvernement Kasan, vorzugsweis am linken Wolgaufer ansässig sind. Wir lernten sie eben nur im Vorbeifahren kennen d. h. sahen sie in grosser Anzahl auf der Strasse. Denn die Dörfer waren aufgeboten um die Abzugsgräben vom Schnee zu befreien, bei welcher Arbeit, wie wir später in Kasan von unterrichteter Seite hörten, einem Gesetz zu Folge, nur hölzerne Schaufeln benutzt werden dürfen. Die Weiber und Mädchen, unter denen es manche frische Gesichter gab, sahen in ihren weissen nur bis ans Knie reichenden Friesröcken und den mit schwarzem Zeug und Bast umwickelten Beinen gar seltsam aus. Wie es mir schien herrschte die blonde Haarfarbe bei diesen Leuten vor. — Ihre Dörfer unterscheiden sich in der Bauart nicht von den russischen; doch fielen mir die fast durchgehends aus Ziegeln erbauten Schornsteine auf, was wol nur eine zufällige Wahrnehmung sein dürfte.

Aehnlich als mit den Tscheremissen verhält es sich mit den Tschuwaschen, nur dass dieselben unzweifelhaft tatarisch, also türkischen Ursprunges sind, wenn sie auch Castrén nur für einen tatarischen Zweig der Tscheremissen, also in seiner Vorliebe für seine Landsleute als Finnen erklärt. Die Tschuwaschen sind nach Castrén viel zahlreicher als die Tscheremissen, indem ihr Stamm an 400,000 Seelen umfasst, wovon über 270,000 im Gouvernement Kasan, die übrigen in denen von Orenburg, Saratow, Simbirsk und Wiatka leben. Ein kleiner Theil bekennt sich, wenigstens äusserlich, zum Christenthum, die Mehrzahl zum Islam. Doch sollen die Mollahs so wenig mit ihnen zufrieden sein als die Popen, denn in der That hängen die meisten noch dem Schamanismus an und besuchen noch heut die „Keremets", oder alten Opferplätze, wie sie schon Gmelin beschreibt. Ich verweise auch hier auf die beachtenswerthen Nachrichten dieses Reisenden (I. p. 43, 49, 52) sowie Pallas (I. p. 86—93 tab. IV.), da ich aus eigener Erfahrung noch weniger über sie als über die Tscheremissen, also nichts zu berichten weiss, es sei denn, dass einer unserer tschuwaschischen Jemtschiks an der rechten Hand 2 Daumen besass. Die Dörfer der Tschuwaschen erschienen mir im Ganzen ärmlicher, doch möchte ich damit diesem achtbaren Völkerstamme kein Unrecht thun.

Wir hatten schon am 22. einen kleinen Fluss, der bereits eisfrei war, mittelst einer Fähre passiren müssen, wobei es sehr stürmisch herging, denn von zwei Concurrenzparteien wollte jede die Ehre resp. das Trinkgeld geniessen uns überzusetzen, so dass Iwan mit obligaten Flüchen und den Fäusten dazwischen fahren musste, und näherten uns am Abend des anderen Tages der Wolga, die indess zum Glück noch mit Eis bedeckt war. Allein es erwies sich als sehr morsch, die Ueberfahrt war polizeilich untersagt, und so mussten wir angesichts des ersehnten Kasan oder vielmehr der herüberwinkenden Lichter dieser Stadt in einem kleinen Dorfe, Werchnij Uslon, am rechten Ufer den ankommenden Tag abwarten. Früh 6 Uhr, als der Küster mit dem unharmonischen Gebimmel, wie es in Russland allgemein üblich ist, zum Gottesdienst rief, wobei ihn der auf der Glockenstube nistende Kolkrabe durch sein tiefes „Arr, arr, arr" pflichtschuldigst begleitete, brachen auch wir auf. Die Wolga lag so breit als die untere Donau, gleich einem gewaltigen Schneefelde vor uns. Dahinter gar malerisch Kasan, mit seinem hochgelegenen Kreml und seinen zahlreichen Kirchen und Moscheen, die letztere

freilich einen bei weitem minder imposanten Anblick als im Orient gewähren, da ihnen die schlanken Minarets fehlen.

Der Uebergang über die Wolga war ein sehr schwieriger, denn die Schlitten geriethen überall in den aufgeweichten Schnee und in Löcher, über welche Bretter gelegt werden mussten und kostete über eine Stunde Zeit. Da Kasan ausserdem fast 7 Werst, also an eine deutsche Meile weit von der Wolga abliegt, und wir uns hier bei fast gänzlichem Mangel von Schnee auf der eigentlichen Fahrstrasse auf Nebenwegen, über Wiesen und Niederungen fortquälen mussten, so wurde es $10^1/_2$ Uhr ehe wir vor dem Kommonen-Hôtel hielten, welches trefflich und besser als manches deutsche Gasthaus eingerichtet, uns bald die überstandenen Strapatzen vergessen machte.

Wir hatten zu der 416 Werst (fast 60 deutsche Meilen) langen Strecke 4 Tage $17^1/_2$ Stunde gebraucht, und in der ganzen Zeit kaum 9 Stunden Schlaf gehabt. Bei ziemlicher Fahrstrasse würde man diese Tour in $2^1/_2$ Tag bequem zurücklegen. Aber freilich hatten wir zuviel Aufenthalt durch Steckenbleiben erlitten und Stationen von nur 30 Werst ($4^1/_4$ deutsche Meile) kosteten uns oft 7 Stunden und mehr.

So wenig die Vorstädte von Kasan mit ihrem dorfähnlichen Aussehen, den verfallenen Hütten, Häusern, Schnapskneipen, den Schweinen und Misthaufen an eine grosse Stadt zu erinnern vermochten, so vortheilhaft gestaltete sich das Innere. Namentlich die grosse Strasse in welcher das Hôtel liegt, konnte mit seinen stattlichen Gebäuden, unter denen das Stadthaus und andere Regierungsgebäude hervorragen, und seinen eleganten Schaufenstern jeden Vergleich mit einer westeuropäischen aushalten. Kasan, die alte Metropole des Tatarenreiches, dessen Macht von Iwan dem Schrecklichen (1552) gebrochen wurde, ist noch heut der Hauptsitz der muhamedanischen Bevölkerung des europäischen Russlands, denn von 80 bis 100,000 Einwohnern (82,262)*) sind 20—30,000 Tataren. Sie bewohnen ein eigenes Quartier, welches indess einen wenig orientalischen Eindruck macht, da die Häuser meist den russischen entsprechen und auch an den Moscheen vermisst man jene Würde der äusseren Erscheinung, welche im Orient so sehr fesselt. Kasan besitzt an 60 Kirchen und 15 Moscheen; das ortho-

*) Die eingeklammerten Einwohnerzahlen sind der nach officiellen Quellen zusammengestellten „Statistischen Scizze des Russichen Reiches" von Schwanebach entnommen, im „St. Petersburger Kalender für das Jahr 1876".

doxe Kreuz und der Halbmond gedeihen hier friedlich nebeneinander und beweisen, dass zwei so verschiedene Religionen sehr wohl miteinander zu leben vermögen.

Ueber Kasan sind die Mittheilungen von G. Rose (Reise I. p. 90—93) nachlesenswerth, ebenso J. G. Gmelin's Beschreibung (I. p. 69—82), welche recht deutlich zeigt, wie äusserst günstig sich die Stadt seit ca. 150 Jahren entwickelt hat.

Wir hielten uns in Kasan kaum 3 Tage auf, nicht länger als unbedingt nothwendig war, und mussten dabei die Pflichten der Höflichkeit schon hier arg vernachlässigen, denn wir konnten nicht all den freundlichen Einladungen die uns zu Theil wurden folgen. Um denselben nur einigermassen gerecht zu werden theilten wir uns, so dass z. B. Graf Waldburg-Zeil einer Einladung seiner Excellenz des Gouverneurs Herrn Skarjatin folgte, während Dr. Brehm bei Herrn Staatsrath Dr. Elsner speiste und ich Herrn Prof. Dr. Radloff's Gastfreundschaft annahm. Der letztere Gelehrte, welcher mehrere Jahre in Barnaul gelebt und den Altai, Ssamarkand, Turkestan u. s. w. behufs wissenschaftlicher Forschungen, namentlich in sprachlicher und archäologischer Hinsicht wiederholt bereist hatte, war uns durch seine gründliche Kenntniss des Altai ganz besonders wichtig. Man wird auf Reisen so viel mit Rathschlägen überschüttet, dass man oft ganz wirr werden könnte, denn es ist sehr schwer bei den oft widersprechenden Angaben herauszufinden was das Richtige ist. Aber Prof. Radloff konnte man es bald anmerken, dass er nicht auf Hörensagen, sondern aus eigener Erfahrung sprach und ich darf gleich hier einschalten, dass wir seine Rathschläge nicht blos in der Folge, sondern gleich hier durchaus bewahrheitet fanden. So wurde uns z. B. von einer Seite dringend angerathen eine Tarantass zu kaufen, denn obschon eine solche augenblicklich noch nicht zu brauchen war, könne sie leicht auf einen Schlitten gesetzt und in dieser Weise die Reise fortgesetzt werden. Das klang sehr plausibel, aber als wir auf Radloff's Rath den berühmten Tarantassverfertiger Romanoff befragten, erklärte dieser, dass so gern er auch einen seiner Wagen verkaufe, könne er uns doch niemals dazu rathen, denn wir würden ohne Zweifel auf einer der nächsten Stationen Tarantass und Schlitten stehen lassen müssen. Und wir konnten uns für die Folge zur Genüge überzeugen, dass der gelehrte Professor und der brave Wagenbauer vollständig Recht gehabt hatten.

Unter Professor Radloff's Führung, der Inspector der tatarischen

Schulen und ein gründlicher Kenner der tatarischen und kirgisischen sowie überhaupt der türkischen Sprachen ist, besuchten wir die Tatarenstadt, wo er uns im Hause eines berühmten Mollah einführte, der uns eine Moschee und Medrese d. h. eine mohammedanische Gelehrtenschule zeigte. Der gute Mollah, welcher Arabisch nur aus Büchern verstand, war nicht wenig überrascht als ihn Dr. Brehm arabisch anredete und die Studenten der Medrese staunten nicht minder über den gelehrten Fremdling, der sie über den Korahn so gründlich zu examiniren wusste. Die Einrichtungen der Medrese zeigten übrigens echt orientalische Einfachheit und diejenige Ursprünglichkeit, wie man sie im Osten gewohnt ist.

Wenn ich der mohammedanischen Gelehrtenschule vor der christlichen gedenke, so mögen es mir die Herren Professoren verzeihen, welche uns so liebenswürdig in der Universität empfingen und uns Laboratorien und Sammlungen in zuvorkommender Weise zeigten. Die Universität ist in einem sehr stattlichen Gebäude eingerichtet, hat schöne Räume und trefflich versehene Laboratorien. Die zoologischen Sammlungen imponiren dem, der viel gesehen hat, weniger; namentlich suchte ich vergeblich nach den Typen Eversmanns die ich hier in Vollständigkeit erwartet hatte. Auch der Universitäts-Bibliothek statteten wir einen Besuch ab, die unter der Leitung meines gelehrten Landsmanns Staatsrath Professor von Gottwald Exc., steht, der ein eminenter Kenner der Geschichte und Sprachen des Orients ist. Er steht bei muhammedanischen Gelehrten auch in besonders hohem Ansehen, sie holen sich Rath bei ihm und manche sollen ihn für einen wirklichen Mohammedaner halten, der nur unter der Maske eines Christen lebt! Seitdem der grösste Schatz der Kasaner Bibliothek, die orientalische Abtheilung, nach St. Petersburg übergeführt wurde, für die daselbst errichtete „orientalische Facultät" hat die Universität offenbar viel von ihrem Glanze eingebüsst. Noch Castrén rühmt (1845) denselben und war überrascht von der Reichhaltigkeit der Lehrstühle für morgenländische Sprachen, die zum Theil von einigen eingeborenen Orientalen besetzt waren.

Unter den Studenten fielen uns gar manche durch ihr mehr als burschikoses Aeussere und die wuchtigen Hyperziegenhainer, welche sie führten auf, noch mehr andere, die am Arme von Damen wandelten. Wie wir erfuhren sollen aber bereits eine ziemliche Anzahl im Stande der heiligen Ehe leben und die besagten Damen waren eben „Studentengattinnen", wie man in Oesterreich sagen würde.

Kasan besitzt neben Universität und Medrese ein sehr stattlich aussehendes Theater, vor dem sich sogar ein Standbild, wenn ich nicht irre aus Erz, erhebt und was für Deutsche nicht minder wichtig ist, eine grosse Brauerei, die ein recht trinkbares Bier liefert, an dem wir uns später noch in Sibirien erlabten. Ich darf nicht unterlassen den Namen des würdigen Stifters dieses ebenso zeitgemäss als gemeinnützigen industriellen Unternehmens der Nachwelt zu überliefern und wenn ich sage, dass sich derselbe „Pätzold" schreibt, so wird wol jeder meiner deutschen Leser sofort den Landsmann herauswittern.

Bald hätte ich Eines, weder Merkwürdigkeit noch Sehenswürdigkeit, vergessen, nämlich eines Heiligthums: der Kasan'schen Mutter Gottes! Nachdem ich im Jahre 1871 die sogenannte schwarze Maria in Chartres, die wie mir die fromme Führerin sagte den heidnischen Druiden längst, wol ein paar Tausend Jahre, vor ihrer Geburt erschienen war, gesehen hatte, drängte es mich ihrer östlichen Rivalin ebenfalls den schuldigen Respect zu erweisen, denn die Kasan'sche ist ebenfalls eine der wenigen, welche sich durch dunklen Teint auszeichnet. So fuhren wir denn nach dem stattlichen Kloster wo das Gnadenbild unter der Obhut frommer, nicht immer ganz junger Nonnen gehütet wird. Und ich muss sagen, wenn auch die Klosterkirche in Kasan nicht im Entferntesten den Vergleich mit dem überwältigenden Dome in Chartres aushalten kann, so ist das Bild in der ersteren dem der letzteren doch bei Weitem vorzuziehen. Denn wenn ich mich recht erinnere ist die Gottesmutter in Chartres ein simpel hölzern Bild, während das der Kasan'schen in üblich russischer Weise nur Gesicht und Hände in schwarzer Malerei zeigt, im Uebrigen aber Gewand und Hintergrund in Mosaik, eitel aus Edelsteinen und Perlen, also einen Werth der selbst dem Laien und Nichtorthodoxen imponirt. Wie ich zu meinem Leidwesen erfuhr soll die Muttergottes in Kasan selbst nicht so hoch geehrt sein, als zu erwarten wäre, aber destomehr Ruf auswärts geniessen. Freilich hütet man sich wol den kostbaren Schatz im Original wegzuleihen, aber Nachbildungen die mit nahezu göttlichen Ehren empfangen werden, machen weite Wanderungen zum Wohl der Kirche und wir begegneten einer solchen später im Altai. Ich lies es übrigens nicht bei dem Obolus bewenden den wir der Muttergottes selbst opferten, sondern beauftragte Iwan ihr eine anständige Kerze dar-

zubringen und wie ich später zeigen werde, war diese Gabe nicht die am unnützesten auf der Reise angewendete.

Unser kurzer Aufenthalt verging übrigens nicht lediglich in geselligem Verkehr und Anschauen der Sehenswürdigkeiten, sondern es gab eine Menge Geschäfte abzuwickeln. Vor Allem galt es unsere bei jetzigen Wegeverhältnissen viel zu schweren Schlitten, namentlich unseren dreischläfigen „Nordenskjöld" loszuwerden. Er musste mit den übrigen zurückbleiben und ich miethete 2 leichte, leider offene Postschlitten für uns, während das Gepäck per perekladneja mitgegenommen wurde, d. h. in der Weise, dass auf jeder Station das Gefährt gewechselt und somit auch der Inhalt umgeladen werden muss. Das hat freilich vielerlei Aufenthalt und Aerger im Gefolge, war aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo Niemand wissen konnte ob ein Schlitten oder Wagen am zweckmässigsten sein würde, jedenfalls das Beste. Um das Gepäck zu erleichtern wurde, wie so manchmal später, das Entbehrlichscheinende ausgeschieden. Einen Theil der Schiessvorräthe, der allein über 4000 Patronen und 14000 Pfropfen enthielt, dirigirte ich nach Barnaul voraus, so das wir wenigstens die Riesenkiste des Berliner Büchsenmachers, welche mir schon dort im Hinblick auf den Transport Kopfschmerzen gemacht hatte, los waren. Von den 25 Pfund Liebig'schen Fleischextract, welche Dr. Brehm vorsorglich eingekauft hatte, liess ich ebenfalls 17 Pfund zurück und darf gleich hier einfügen, dass wir trotzdem in keiner Weise zu kurz kamen.

Herr M. Rahm, ein geborner Schaffhausener, Chef des renomirten Hauses Rahm & Co., welches ein Lager von landwirthschaftlichen Maschinen und von allen möglichen Erzeugnissen der Industrie und Kunst in einer Vollständigkeit und Auswahl besitzt, wie man es hier nicht erwarten würde, war uns in liebenswürdiger Weise behilflich. Er hatte uns gleich bei der Ankunft als Delegirter der Gesellschaft zur Beförderung des Handels und der Industrie zu bewillkommen die Güte gehabt.

In der Frühe am 27. März verliessen wir die Tatarenstadt, die letzte Stadt, in welcher wir auf unserer weiteren Reise östlich Strassenpflaster und einen deutschen Gesangverein finden sollten. Die freundliche Einladung in letzteren hatten wir Herrn Pölzam zu verdanken, dem verdienstvollen Conservator der Universität, deren Sammlungen er durch seine Reisen nach der Petschora, Persien, dem rothen Meere

etc. wesentlich bereicherte, über die, wie es scheint aber niemals ausführliche Berichte erschienen sind.

Wir kamen Anfangs mit unseren leichten Schlitten gut durch, da die Bahn passabel und die tatarischen Jemtschiken sich als ausgezeichnete Kutscher zeigten. Es war eine Lust mit ihnen zu fahren. Zuweilen ging es eine deutsche Meile weit unausgesetzt im Galopp und so konnten wir einzelne Stationen von 25 Werst in fast $2^1/_2$ Stunden zurücklegen, was in Anbetracht des Weges Anerkennung verdiente. Leider dauerte dies nicht lange und wir hatten bald wieder mit Schneelosigkeit, und in Folge dessen unergründlichem Schmutz zu kämpfen. Zudem zerbrach uns einmal der Gepäckschlitten und die Flussübergänge, sowie die vielen, vom Irbit-Jahrmarkte kommenden, Fuhrwerke kosteten ebenfalls Aufenthalt. Schon von Nishnej an waren wir täglich Irbit-Reisenden begegnet und hatten in den Stationshäusern manchen Messreisenden kennen gelernt, darunter auch Deutsche im Dienste Moskauer Häuser. So die Vertreter einer grossen Uhren-Firma, welchs jährlich an 3000 bis 4000 Taschenuhren in Irbit absetzt, was als Beispiel der Grossartigkeit dieses Messplatzes, der natürlich in Rohproducten seinen Schwerpunkt hat, dienen mag. — Die langen Karavanen (Obosy) einspänniger Schlitten gewähren einen eigenthümlichen Anblick und namentlich verdienen die Leistungen der mittelgrossen aber kräftigen Pferde Bewunderung. Sie ziehen aus eigenem Antriebe, denn die Herren Kutscher, von denen je einer zu 5 — 6 Schlitten gehört, bekümmern sich wenig um ihre Thiere. Sie gehen plaudernd abseits der Fahrstrasse oder liegen, was noch häufiger ist, schlafend auf der Ladung. Da müssen sich die Pferde denn allein fortquälen. Man sieht sie dann vor einem Hügel oder hohen Brückenkopfe einige Zeit still stehen, wie im Nachdenken, dann greift das erste Pferd rüstig aus und die anderen folgen in gleichem Wetteifer, um im Sturme das Hinderniss zu nehmen. Freilich sind die Pferde an den vorhergehenden Schlitten befestigt und so müssen sie wol zugleich anziehen. Stürzt daher eins, so wird es gewöhnlich unbarmherzig ein Stück mitgeschleift, bis es sich wieder aufgeholfen. Das Ausweichen dieser Karavanen machte uns viel Kummer, denn so sehr sich die armen Frachtpferde auch quälten, so waren sie oft nicht im Stande den schweren Schlitten aus dem tiefen Geleise herauszubringen. Nur in Kronsangelegenheiten fahrenden Postfuhrwerken sind übrigens andere zum Ausweichen verpflichtet, Couriren oder

der Goldkaravane gegenüber alle. Im Uebrigen gilt die Regel, dass einzelne Schlitten oder überhaupt die geringere Zahl, vor der grösseren abbiegt; beim Vorfahren ist es Sache des Vorfahrenden wie er vorbeikommt und gerade hierbei wissen die Rosselenker ihre grösste Kunstfertigkeit zu entwickeln. In Kronsangelegenheiten reisende Fuhrwerke sind übrigens an der Kleidung des Jemtschiken zu erkennen. Dieselbe ist allerdings keine Uniform sondern die jedes gewöhnlichen Bauern, aber sie hat insofern Dienstabzeichen, als Mütze und Arm je mit einem Blechschilde geziert sind, auf denen der Doppeladler prangt.

Dass es bei solchen Ausweichen nicht ohne Schelten und Toben, welches nicht selten in Thätlichkeiten ausartet, abgeht, ist selbstverständlich. So schlug ich einmal im Aerger nach einem tatarischen Kutscher, der nicht übel Lust hatte trotz des hochwohlgeborenen Herrn Gleiches mit Gleichem zu vergelten, aber ehe er sein Vorhaben noch ausführen konnte von unseren Jemtschiki zu Boden geworfen und gründlich zerbläut wurde, was übrigens seine vielen Kollegen lachend mit ansahen. — Die Irbit-Karavanen hatten meist Häute, Felle, einige Mammuthzähne geladen.

Man passirt jenseits Kasan viele tatarische Dörfer, die sich im Ganzen von russischen wenig unterscheiden, nur dass die Häuser meist einstöckig und deren Fenster zuweilen vergittert sind, zum Zeichen, dass hier die Frauengemächer sind. Die Bewohnerinnen selbst zeigen sich oftmals an den Thüren und Fenstern, um den Anblick der Fremden zu geniessen, denen sie nur ihre verschleierten Gesichter gönnen. — Die Moscheen können sich mit den stattlichen Kirchen der Russen niemals messen; es sind meist einfache Holzhäuser, deren Dachfirste in der Mitte einen kleinen Thurm mit schlanker Spitze trägt, von welcher der Halbmond herabwinkt.

Wir erreichten am Abend des 28. März die Stadt Malmysch, wo wir wegen Dunkelheit und entsetzlichem Weges einige Stunden liegen bleiben mussten und passirten in der Frühe des anderen Tages bei dem stattlichen Dorfe Gouba die Wiatka (spr. Wätka), einen Fluss so breit als die Weser. Das Eis an beiden Ufern war bereits so überfluthet, dass Bretter gelegt werden mussten, um unsere Schlitten hinüber zu bringen. Dennoch versuchten drei Fuhrleute, welche je ein grosses Fass geladen hatten, den Uebergang ohne diese Vorsichtsmassregel und fuhren uns lachend voraus, obwohl ihre Pferde bis über den halben Bauch ins Wasser geriethen. In ähnlicher Weise

als die Wiatka kreuzten wir am Abend desselben Tages einen anderen, kleineren Fluss und am 1. April die grosse breite Kama.

Die Kreisstadt Malmysch selbst liegt am Flüsschen Schoschma. Nach Rytschkow (1770) war sie bis zur Eroberung von Kasan eine tscheremissische Stadt und Residenz des Tscheremissen-Fürsten Boltusch.

Zwischen Kasan und Perm giebt es viel Waldungen; man fährt oft stationenweis fast ununterbrochen durch solche, die meist aus Nadelhölzern gebildet werden. A. v. Humboldt konnte (1829) diese Wälder noch als „sehr reizend" bezeichnen; wir fanden sie ziemlich verkommen und stellenweis arg von Insectenfrass verwüstet. Die dann rothscheinenden Bäume geben namentlich bei Sonnenauf- und untergang malerische Effecte. In diesen Wäldern haust noch der Bär und Wolf; von letzteren sahen wir öfters Spuren im Schnee. Aber im Allgemeinen herrscht Grabesstille in ihnen, denn ausser einem Fluge Dompfaffen (Pyrrhula vulgaris) und Goldammern sieht man selten ein gefiedertes Wesen. Um so belebter ist es in den Dörfern. Hier treiben zahlreiche Nebel- und Saatkrähen, Dohlen, Elstern, Haus- und Feldsperlinge ihr Wesen und bei fast keinem Dorfe fehlt ein Rabenpaar, welches mit Vorliebe seinen Wohnsitz auf dem Kirchthurme aufschlägt. Sie waren eben mit Nestbau beschäftigt und bewegten sich sehr ungenirt und zutraulich bei und auf den Häusern, von denen sie Stroh aus den Dächern zogen. Am 27. März bemerkten wir die ersten Staare, für welche in Russland und Sibirien besser gesorgt ist als bei uns, trotz unserer vielen Vogelschutzvereine. Fast bei jedem Hause sieht man am Giebel oder an hoher Stange ein oft sehr zierlich gefertigtes und bemaltes Häuschen, welches für die Staare bestimmt ist, aber eben so oft von Feld- und Haussperlingen benutzt wird. Doch intervenirt in solchen Fällen der Russe nicht, wie man es bei uns thun würde und was die Hauptsache ist, seine Gastfreundschaft ist keine Heuchelei, denn er nimmt die Herbergskinder nicht aus, wenn sie flügge sind, um sie zu braten. Geradezu überraschend ist die in Bezug auf die Saatkrähen geübte Toleranz. Diese haben gewöhnlich die Bäume welche um die Kirche gepflanzt sind, meist die einzigen des Dorfes, mit Beschlag belegt und hier erheben sich klumpenartig die ebenso unschönen, als unförmlichen Nester, oft 50 und mehr auf einem Baume. Man muss das Geschrei der zu Nest tragenden und bauenden Vögel, die wegen der Materialien alle Augenblicke in Zank und Streit gerathen, und welches

nur für etliche Nachtstunden verstummt, gehört haben, um sich einen Begriff von dem friedlichen Sinne und der unerhörten Geduld der Menschen zu machen, welche dieses Treiben unmittelbar neben sich dulden. Für solche Leistungen im Vogelschutze könnten gleich ganze Gemeinden zu Ehrenmitgliedern unserer Thierschutzvereine ernannt werden!

Wir waren aus muhammedanischem Gebiete wieder heraus, denn vor oder am Eingange der Dörfer, sowie in diesen selbst, liessen sich wieder Borstenthiere sehen, aber unser Dolmetscher konnte nicht immer so recht mit Russisch durchkommen. Das lag aber nicht an ihm, sondern an den Leuten selbst die Wotjäken waren.

Sie gehören zum grossen finnischen Sprachstamme*) und bilden, nach Castrén, mit den Permiaken und Sirjanen die nördliche oder Perm'sche Gruppe. Ihre Zahl schätzt Castrén auf 100,000 (v. Längenfeldt auf 235,000), die in den Gouvernements Kasan, Orenburg und Wiatka wohnen und dem Namen nach sich zwar zum Christenthum bekennen, aber zum Theil noch sogenannte „Heiden" sind. Die Gebräuche der letzteren schildert unter den älteren Schriftstellern namentlich Rytschkow (Tagebuch p. 163) ausführlich; ebenso Gmelin (I. p. 89) und Pallas (III. p. 475), welche Darstellungen wol noch heut zutreffend sein dürften, so dass ich auf dieselben verweisen kann. — Aus eigener Anschauung habe ich ja nichts zu berichten, als höchstens, das mir bei den Wotjäken die rothblonde Haarfärbung auffiel; aber wir lernten diese Leute als Jemtschiken hochschätzen und ich möchte ihnen fast vor den Tataren den Preis zuerkennen. Dass sie Hügel meist in Carrière zu nehmen versuchten rechne ich ihnen nicht hoch an, denn das ist eine Sitte die der russische Kutscher mit dem türkischen gemein hat, aber was unsere wotjäkischen Jemtschiken in der Benutzung jeder auch der geringsten Schneefläche leisteten, war staunenswerth. Bald ging es im Eise des Strassengrabens, bald auf der benachbarten Wiese weiter und in den Dörfern fuhren wir bald rechts, bald links hart unter den Fenstern weiter. Hindernisse, welche einen Kutscher bei uns in ernsteste Verlegenheit, womöglich zum Umkehren, bringen würden, galten für nichts. So brachte es einer der Jemtschiken fertig, mit dem Schlitten über mehrere im Wege liegende Balken zu fahren, ein Anderer über einen

*) Beachtenswerthe Notizen über die hierher gehörigen Völker, soweit sie auf dieses Gebiet Bezug haben, giebt Castrén: Reiseberichte und Briefe aus den Jahren 1845—49 p. 9—22.

3 Fuss breiten Graben zu setzen, wobei die Pferde einen ebenso kühnen Sprung machen mussten als der Schlitten, der ihnen aber jedenfalls besser bekam als den Insassen des Letzteren. Die wotjäkischen Jemtschiken kamen mir vor wie Lemminge, welche auf ihren Wanderungen kein Hinderniss kennen; ich würde mich nicht gewundert haben, wenn sie es versucht hätten quer über eine Hütte zu fahren.

Aber gegenüber dem immer intensiver einwirkenden Thauwetter und dem folgerechten Schwinden des Schnee's konnte selbst die grösste Kunst im Fahren uns nicht mehr länger den Schlitten als Gefährt erhalten. Wir mussten ihn verlassen; nicht auf immer, denn einige Monate später, mitten im Hochsommer, sausten wir wieder freilich in Narten, aber von Renthieren gezogen, über das Moos und die Moräste der Tundra. So bestiegen wir denn auf der letzten Station vor Perm Telegen, d. h. gewöhnliche Bauernwagen, auf denen wir Nachmittags 2½ Uhr unsern feierlichen Einzug in diese Gouvernementsstadt hielten und im Posthôtel abstiegen. Wir hatten zu den 577 Werst (ca. 82 deutschen Meilen) 5 Tage 7½ Stunden, also trotz allen Schwierigkeiten immerhin weniger Zeit als von Nishnej nach Kasan gebraucht. Graf Waldburg-Zeil legte auf der Rückreise diese Strecke in 64 Stunden zurück.

Perm imponirt in jeder Hinsicht weniger als Kasan; es hat breite Strassen, viele wüste Plätze, weniger und minder prachtvolle Kirchen und besteht aus meist einstöckigen Häusern. Auf dem sehr grossen Marktplatze bemerkte ich viele und schöne Ziegen, dagegen war die geringe Anzahl von Schweinen auffallend. Perm zählt nach Schwanebach etwas über 22,000 Einwohner und ist als Endpunkt der Dampfschiffahrt und der Karawanenstrasse äusserst wichtig. Schon 1878 soll es die Eisenbahn*) direct mit Sibirien (Jekaterinenburg) verbinden und damit wird die Bedeutung als Durchgangsort wesentlich erhöht werden.

Wir mussten in Perm länger verweilen als uns lieb war, denn obwohl es meines Wissens keine Sehenswürdigkeiten bietet, galt es für das Weiterkommen Vorsorge zu treffen. Da die Nachrichten über die Schneebahn des Ural sehr betrübend lauteten, so musste es auf Wagen weitergehen. Zwei Postwagen waren leicht gemiethet,

---

*) Zeitungsberichten zufolge ist diese Strecke am 11. März 1878 eröffnet worden, doch war dieselbe, wie ich aus directen Quellen erfuhr, im Juli noch nicht fertig.

hochgestauten Sparteichen welche oft 10—18 Werst Umfang haben, zunächst soviel Wasser gelassen, um die Eisdecke vollends zu brechen und dann an einem durch die Behörden bestimmten Tage diese grossen Reservoirs ganz abgelassen und zwar so, dass mit den zu oberst gelegenen angefangen wird. Mit diesem Hoch- und künstlichen Stauwasser zugleich schwimmen die beladenen Lotken, welche 10—12000 Pud Tragfähigkeit haben, stromabwärts, und bilden, von Fabrik zu Fabrik an Zahl zunehmend, eine stattliche Flottille. Da die Tschussowaja sehr reissend ist und zum Theil hohe Felsufer besitzt, so ist die Schiffahrt keineswegs ganz gefahrlos. Wie Atkinson*) berichtet werden die Lotken, ehe sie abgehen, desshalb von Popen eingesegnet und es findet eine Festlichkeit statt, bei der Schnaps eben keine untergeordnete Rolle spielt.

Die Dörfer im Ural sind schöner und grösser als die bisher gesehenen und verrathen durchgehends Wohlhabenheit, besonders solche wo Bergbau getrieben wird. Bilimbajewskaja zählt mit zu diesen, aber man bekommt von seinen Bergwerkseinrichtungen im Vorüberfahren weniger zu sehen, als in dem naheliegenden Wassiljewska Sawot, einem sehr grossen Dorfe, welches sich mehrere Werst hinzieht. Es besteht durchgehends aus netten Holzhäusern, hat aber auch solche von Ziegeln aufzuweisen. Unmittelbar neben den grossen Schmelzhütten, bei welchen riesige Vorräthe von Holzkohlen lagerten, passirt man den kleinen Fluss Scheitanka, der der Tschussowaja, als der letzte westwärts dem Ural entspringende, zufliesst.

Der lebhafte Wagenverkehr zeigte ebenfalls, dass wir in Bergwerksdistricte eingetreten waren, denn die vielen Karawanen, denen wir begegneten (oft 70 Wagen und mehr hintereinander), hatten meist Roheisen (Rund, Stab-Band-), ausserdem Mehl und abgehäutete Hammel geladen. Letztere, der erste, allerdings wenig einladende Gruss aus der Kirgisensteppe, dienen als Provision für die zahlreiche Bevölkerung der Bergwerksdörfer.

Hinter Wassiljewska-Sawot erreicht man die Passhöhe**), die nur

---

*) „Oriental and Western Siberia etc. (London 1858)" p. 15 und 16 mit einem recht anschaulichen Holzschnitte.

**) Ueber die eigenthümlichen Verhältnisse der Wasserscheide vergl. G. Rose (I. p. 127), der zugleich über die Strecke Perm-Jekaterinenburg, welche er auf demselben Wege als wir zurücklegte, geologisch wol die beste Auskunft giebt (I. p. 119—129). Wichtige Bemerkungen über den geologischen Bau des Ural, namentlich seiner Kohlenlager, giebt auch Prof. Tula („Eine geologische Reise nach dem Ural 1874"). — Nach Ledebour ist Grobowskaja die höchste Uralstation.

1260 Fuss beträgt, eine weit ausgedehnte, grösstentheils abgeholzte Hochfläche, von welcher man bewaldete Höhenrücken, rechts einige höhere Bergkuppen erblickt. Die östliche Abdachung des Ural ist eine noch sanftere als die westliche, da sie von der Passhöhe bis Jekaterinenburg nur 600 bis 700 Fuss beträgt.

Wie an der Westseite so gestatten auf der Ostseite die dichten, aber vernachlässigten Kiefernwälder nur beschränkte und ermüdende Fernblicke. „Von der armseligen Beschaffenheit dieser Wälder" schreibt mir Graf Waldburg-Zeil, „erhält man erst einen rechten Begriff, wenn man sich jagend in ihnen umhertreibt; im Vorüberfahren sahen sie nicht halb so schlimm aus. Ich war wirklich erstaunt über den elenden Zustand derselben, eine Folge der Waldbrände und des enormen Holzverbrauchs der Schmelz- und Hüttenwerke. Nur in den dem Fürsten Demidoff gehörigen Districten soll es besser aussehen, weil hier eine rationelle Forstcultur, mit 100 jähriger Eintheilung der Abholzungsflächen eingerichtet wurde." Zwei Stationen vor Jekaterinenburg, zwischen dem 2. und 3. Werstpfahle hinter der Station Salitzkaja passirt man die Grenze Europa's und Asien's. Es steht hier links am Wege ein steinerner Obelisk, welcher, wenn ich nicht irre, bei Gelegenheit der Reise des Grossfürsten Wladimir Alexandrowitsch errichtet*) wurde und eine dessbezügliche Inschrift, sowie an der Westseite das Wort „Europa", an der Ostseite „Asien" trägt. Wir erreichten diese für den Reisenden bedeutungsvolle Stelle um 11 Uhr früh. Der Himmel war heiter, ein in den Lüften schwebender Adler, den ersten welchen wir sahen, gab uns den ersten Gruss in Sibirien und würde gewiss von jedem Augur als glückverheissendes Omen gedeutet worden sein. Was Wunder daher wenn auch wir uns in fröhlicher Stimmung befanden und eine Flasche auf das Wohl Sibiriens leerten. Geographisch hatten wir das Ziel unserer Wünsche und Bestimmung erreicht, politisch noch nicht, da Jekaterinenburg noch zum Gouvernement Perm gehört. Das letztere nimmt unter allen Gouvernements des Russischen Reiches dadurch eine besondere Stellung ein, dass es in einen europäischen und asiatischen Theil zerfällt, von welchem letzteren eben Jekaterinenburg die Hauptstadt ist. Die vielen Bergwerks- und Hüttendistricte des Ural sind Ursache, dass beide Theile ein Ganzes bilden, da sich eine

*) Ein ganz ähnliches Grenzdenkmal, zur Ehre desselben kaiserlichen Reisenden erbaut, beschreibt Prof. Toula von Kedrowka, auf der Uralroute zwischen Perm und Kuschwa.

strenge Grenze nicht wol ziehen liess. Nächst Archangelsk (13938 Qu.-Meilen) ist übrigens Perm seinem Flächeninhalte nach das grösste Gouvernement Russlands und mit seinen 6032 Qu.-Meilen fast so gross als Preussen (6326 Qu.-Meilen), doch zählt es nur 2,198,000 Einwohner, während Preussen an 25 Millionen besitzt.

Gegen 2 Uhr sahen wir vom letzten Höhenrücken aus Jekaterinenburg vor uns liegen. Ausgedehnt gebaut wie alle sibirischen Städte, macht es mit seinen grünen Dächern und 6 stattlichen Hauptkirchen einen sehr malerischen Eindruck, der auch erhalten bleibt, wenn man das Innere betritt. Namentlich hübsch erscheint die Partie da wo der Fluss Isset, welcher die Stadt durchströmt, sich seeartig ausbreitet. Hier sieht man eine Insel mit Vergnügungslocalen, die in der schönen Jahreszeit, wie die ganze Umgegend reizend sein muss.

Für uns war das zwar noch nicht vollendete, aber sehr comfortabel eingerichtete Hôtel l'Europe besonders anheimelnd, und wir würden mit noch mehr Wehmuth aus ihm geschieden sein, hätten wir schon damals gewusst, dass wir hier zuletzt in guten Betten schlafen sollten.

Die Strecke von Perm bis Jekaterinenburg beträgt 365 Werst (ca. 52 deutsche Meilen), die 49 Stunden Zeit gekostet hatten, was bei dem schlechten Wege ziemlich befriedigen durfte.

II. Kapitel.

Durch die Ischim-Steppe.

(Jekaterinenburg bis Omsk.)

Die Hauptstadt des Ural. — Uralische Gesellschaft. — Sehenswürdigkeiten. — Kaiserl. Steinschleiferei. — Fischmarkt. — Festmahl zu Ehren der deutschen Reisenden. — Abreise. — Schwieriges Fortkommen zu Wagen. — Grosse Dörfer. — Kornmagazine. — Gefängniss-Etappen. — Kamyschlow. — Grenze Sibiriens. — Der Ispravnik von Tjumén. — Sibirische Gastfreundschaft. — „sakusit". — Koltschin und Ignatoff. — „Iwan Iwanowitsch". — Gefängniss. — Deportirte. — „Katorschniks". Sträflingskinder. — Weibliche Verbannte. — Kurze Betrachtung über das Deportationswesen. — Waisenhaus. — Wardrapper. — Juchtengerberei. — Teppichfabrikation. Buchdruckerei. — Die Stadt Tjumén. — Wichtigkeit als Verkehrscentrum. — Irbit-Messe. — Kanonikoff. — Abreise. — Schlechter Weg. — Jalutorowsk. — Waldschnepfenjagd. — Am Tobol. — Anstand auf Adler. — Ein schwäbischer Landsmann. — Deutsche Colonien an der Wolga. — Unfreiwillige Ansiedler. — Beschreibung der Stadt. — Unsicherheit. — „Tarakans". — Ostergottesdienst. — Fasten. — Osterimbiss. — Ueber den Tobol. — Frühlingsboten. — Gegend. — Grundlose Wege. — Ischim. — Bedeutender Jahrmarkt. — Nordische Wandergäste. — Birkwild auf der Strasse. — „Wölfe in Sicht". — Schädlickeit des Wolfes. — Strassenverkehr. — Tjukalinsk. — Handel mit Vogelfellen. — Ueber den Irtisch. — Gute Steppenfahrt. — Steppenbrand.

Jekaterinenburg die Hauptstadt des Ural*) zählt, wie uns gesagt wurde, an 30,000 Einwohner (nach dem St. Petersburger Kalender von 1876 25,133), besitzt grosse, breite, leider noch ungepflasterte Strassen, hübsche, sogar schöne Häuser, meist aus Ziegeln und eine Menge stattlicher Gebäude, darunter ein Theater, ein grosses Nonnenkloster und viele Kronsanstalten. Dazu gehören zunächst die Goldschmelzerei und die grossartige Kaiserliche Steinschleiferei. Die

*) Nach J. G. Gmelin wurde die Stadt 1723 angelegt und hatte zu seiner Zeit (1742) schon 460 Häuser (Reise IV. p. 387). — Richtiger wol „Jekaterinburg" oder verdeutscht „Katharinenburg" zu schreiben.

Münze*), ein äusserst umfangreiches Gebäude im Herzen der Stadt, welche sich früher fast nur mit Prägen von Kupferstücken beschäftigte, steht seit ein paar Jahren still und zum Verkauf. Ausser anderen gewerblichen Etablissements in Privathänden, besitzt die Stadt eine grosse Maschinenfabrik. Unter den zum Theil sehr stattlichen Kirchen befindet sich auch eine protestantische, welche die kleine Gemeinde von nur 200 Seelen aus eigenen Mitteln baute. Wie hier ein kleines Häuflein (seit 1742) für den Gottesdienst aufopfernd sorgte, so eine andere kleine Gemeinde für die Wissenschaft. Im Jahre 1872 wurde hier die „Uralische Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaften". gegründet, welche sich in den wenigen Jahren ihres Bestehens recht wacker herausgearbeitet hat. Sie besitzt nicht allein ein ganz nettes Museum, für welches die Stadt ein passendes Gebäude hergab, sondern auch ein magnetisches und meteorologisches Observatorium. Dasselbe hat an 70 Stationen im Ural errichtet, welche vorläufig grösstentheils nur für Gewitterbeobachtungen bestimmt sind und deren dreijährige Resultate bereits vorliegen. Man sieht also, dass es auch jenseits des Urals für die Wissenschaft thätige Gesellschaften giebt, deren Leistungen volle Anerkennung verdienen.

Der Empfang, der uns in Jekaterinenburg zu Theil wurde, war ein überaus herzlicher und glänzender. Namentlich verpflichteten uns die Herren Weinberg, Chef des Telegraphen, Clerc und Minkiewitsch zu aufrichtigem Danke, indem sie uns mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt machten. Leider war der 6. April ein grosser Feiertag (Maria Verkündigung) und in den Werkstätten wurde nicht gearbeitet. Die Herren im Laboratorium des Münzhofes**) waren jedoch so freundlich uns die Einrichtungen und den Schmelzprocess des Goldes möglichst klar zu machen; aber wer konnte sich durch all die Retorten, Schmelztiegel, Kolben, Wagen und wie alle die nothwendigen Requisiten und Instrumente heissen durchfinden und Alles behalten? Die allberühmte Kaiserliche Steinschleiferei, der schon J. G. Gmelin 1742 gedenkt, besuchten wir ebenfalls. Bekanntlich werden hier Kunstwerke: Vasen und dergl. in colossalen Dimensionen gearbeitet, wie man sie in der Eremitage in St. Petersburg und anderen Palästen von Königen und Kaisern sieht. Die verarbeiteten Materialien sind meist Malachit und Rhodonit (Kieselmangan, Russ,

*) Ausführlich beschrieben bei G. Rose: Reise I. p. 134.

**) G. Rose (Reise I. p. 137) giebt eine genaue Beschreibung dieser interessanten Anstalt und der Art wie das Waschgold geschmolzen wird.

Orletz).*) Wir sahen colossale Blöcke des letzteren von 3—5 Fuss Durchmesser, welche zersägt wurden, eine Arbeit die unter Umständen 7 Jahre Zeit erfordert. Der Betrieb der Maschinen wird durch Wasserkraft vermittelt. Als Schleifmaterial dient, wie überall Smirgel, mit dem die Säge, ein langes und ziemlich breites ungezähntes Blatt aus Eisen, bestrichen wird. Neben der Kaiserlichen Schleiferei hat sich übrigens auch eine Privatindustrie in Malachitsachen und Halbedelsteinen entwickelt, auf die ich später zurückkommen werde. Denn vorläufig bekamen wir von ihr nichts zu sehen, als was einige reich versehene Läden auf dem sehr grossen Bazar enthielten. Ich hatte auf letzterem einige Einkäufe zu machen und lernte ihn bei dieser Gelegenheit kennen. Ganz besonders interessirte mich der Fischmarkt. Eine lange Reihe Schlitten enthielt auf Schnee gebettet eine reiche Auswahl von Fischen. Da waren Hausen, Sterlet, Quappen, vor allem aber Njelma und 1½ Fuss lange Barse. Nur Hechte und Barse waren frisch aus dem Isset, alle anderen Fische in gefrornem Zustande von Tobolsk (über 87 deutsche Meilen weit) per Schlitten angebracht. Bei der herrschenden Fastenzeit galten die Preise, 12 Kop. das Pfund Njelma, 7 für Hecht als aussergewöhnlich hohe.

Wir sollten indess diese Producte des Stromes, dem unser Reiseziel galt, des Ob, nicht blos schauen, sondern sie auch bald geniessen, denn Nachmittags 4 Uhr waren wir zu einem solennen Festessen eingeladen, welches zu unserer Ehre im Club veranstaltet worden war. Das Menu, welches mit Schildkrötensuppe begann und mit Crême à la prusse endete, war ein sehr gewähltes, aber bei Weitem nicht so als der Kreis unserer Gastgeber, welcher an 50 der hervorragendsten Bewohner Jekaterinenburgs, darunter die Spitzen der Behörden vereinigte. Eine recht wackere Kapelle, welche uns zu Ehren „die Wacht am Rhein" und andere deutsche Weisen spielte, trug nicht wenig dazu bei die Stimmung zu beleben und so blieben wir noch bis spät in die Nacht hinein in gemüthlichem Kreise zusammen. Und wenn die Herren Sibirier mit uns und unseren Gesangsvorträgen nur einigermassen so zufrieden gewesen sind, als wir mit ihnen, dann dürfen wir vollkommen befriedigt sein. Aber ich hoffe die frischen Jodelklänge aus den Alpen, welche Einer von uns dort zum Besten gab, werden dieselbe Erinnerung als die damalige Anerkennung gefunden haben.

*) Ausführliches über dieses Mineral bei G. Rose I. p. 161.

Es war nicht in Folge des vorhergehenden Festes, dass wir erst am andern Tage (7. April) Nachmittags 4 Uhr dem gastfreien Jekaterinenburg Adieu sagen konnten, sondern unvermeidliche Reiseangelegenheiten hielten uns etwas über 48 Stunden auf. Unsere Gepäcktarantass, welche ich in Perm mit soviel Stolz als Expeditions-Eigenthum betrachtet hatte, musste, wie „unser Schlitten" in Kasan, zurückgelassen werden. Wir hatten unterwegs einen Achsen- und Räderbruch nothdürftig ausgebessert, aber kurz vor Jekaterinenburg krachte der Wagen nochmals zusammen und war damit nach der Ansicht Sachverständiger ein Wrack, für welches ich noch froh war 10 Rubel einzuheimsen. Als dies Geschäft abgewickelt, ausserdem die so nöthige Berichterstattung und Abrechnung von mir besorgt war, konnten wir getrost weiter gehen. Galt es doch nur der kurzen Strecke von 306 Werst (ca. 44 deutsche Meilen), welche uns aber 54 Stunden*) kostete. Freilich liess sich nicht voraussehen, dass nachdem wir von Petersburg an fast ununterbrochen Thauwetter und im Ural kaum Schnee gehabt hatten, auf einmal wieder so sehr mit letzterem zu kämpfen haben würden. Und in der That gestaltete sich die ganze Fahrt bis Tjumén zu einer wahren Martertour. Auf der Fahrstrasse lag noch hoher vereister Schnee, in welchem die Räder tief einschnitten, so dass wir oft abbiegen und über die schneefreien Felder fahren mussten, auf denen in der aufgewühlten Schwarzerde auch nur mühsam vorwärts zu kommen war. Der Frost, welchen wir meist in der Nacht hatten, besserte an der Sache nichts, denn die tiefen Gleise wurden dadurch in Stein verwandelt, wodurch unseren Rädern die Gefahr des Zerbrechens drohte.

Die Gegend ist unendlich langweilig und eintönig. Man passirt viele schlechte Kiefern- und Birkenwälder, die zuweilen auf weite Strecken nur aus jungen herangewachsenen Beständen von kaum mehr als 10 Fuss Stammhöhe bestehen, aber die vielen Dörfer beweisen, dass auch beträchtlich Landbau getrieben wird, von dem wir jetzt natürlich nichts zu sehen bekamen. Man hat bis Tjumen 12 mal Pferdewechsel, passirt aber viel mehr Dörfer, von denen sich manche ganz ausserordentlich an 3, eins sogar fast 7 Werst (eine deutsche Meile) hinzieht. Und dabei stehen die Häuser, welche im Allgemeinen viel wohnlicher und stattlicher als in Russland erscheinen,

*) A. v. Humboldt legte die Strecke, „bei dem guten Wege" wie G. Rose sagt (Reise I. p. 485), allerdings im Juli, in 29 Stunden zurück.

oft dicht aneinander, Haus an Haus, streckenweis Giebel an Giebel. Die Stationshäuser zeichnen sich meist durch lobenswerthe Reinlichkeit aus; überall im Innern ist das Holzwerk weiss gescheuert und für einen, wenn auch plumpen, Comfort gesorgt, den wir auf den Stationen im europäischen Russland vermissten. — Die Dörfer haben noch eine andere Eigenthümlichkeit, welche uns schon von Perm an aufgefallen war. Am Anfang desselben bemerkt man nämlich regelmässig ein paar Ambaren oder Vorrathshäuser in grösserem Style; es sind Kornmagazine, die nach regierungsseitiger Verordnung stets gefüllt sein sollen. Das sieht sehr schön aus, aber ich weiss aus sicherer Quelle, dass auch diese Verordnung, wie so viele und überall, häufig unerfüllt bleibt. Neben den Regierungs-Magazinen machen sich an gewissen Abständen andere Gebäude bemerkbar, schon durch den ockerfarbenen Anstrich als Kronseigenthum gekennzeichnet, die, obwohl freundlich aussehend, durch die Eisengitter der kleinen Fenster und den meist hohen Pallisadenzaun ihre ernste Bestimmung verrathen. In der That sind es Gefängnisse auf der grossen Etappenstrasse der Deportirten, die auch wir zogen.

Gegen Mittag des 8. April erreichten wir nach unsäglichen Schwierigkeiten Kamyschlow, eine kleine Stadt von 2000—3000 Einwohnern, an dem netten Flusse Bischura, über welchen eine grosse Holzbrücke*) führt. Mit der Station ist ein Gasthaus verbunden, welches allen Reisenden bestens empfohlen werden darf; man bekommt hier sogar Pätzold'sches Bier. Die Strasse führt von hier an meist durch vernachlässigte Birkenwälder, die oft ein bruchartiges Ansehen haben und in denen uns das aufgestaute Schmelzwasser viel Schwierigkeiten bereitete. Wir näherten uns nun immer mehr der politischen Grenze Sibiriens, welche hinter der 9. Station dem Dorfe Markowskaja durch eine runde aus Ziegeln erbaute Säule bezeichnet wird, an der die Wappen der Gouvernements Perm und Tobolsk prangen. Unsern Einzug in dem ersten sibirischen Dorfe Tugulimskaja, hielten Dr. Brehm und ich in sehr bescheidener Weise, nämlich zu Fuss. Nachdem uns vorher ein Gepäckwagen gebrochen war, ereilte unser eigenes stolzes Gefährt dasselbe Schicksal, glücklicher Weise kurz vor dem Dorfe. Am Stationshause fanden wir eine

*) G. Rose gedenkt dieser Brücke (Reise I. p. 476), welche in einer Höhe von 211 Paris. Fuss liegt, was mit der von Jekaterinenburg (722 Fuss) verglichen, auf 123 Werst (c. 17 Meilen) nur 526 Fuss ausmacht, also am besten zeigt, wie schwach der Abfall des Ural nach Osten ist.

grosse Menge Leute versammelt, die alle ehrerbietig grüssten, eine Aufmerksamkeit, die uns sehr unerwartet kam. Aber wir sollten bald noch mehr überrascht werden, denn kaum hatten wir Pelz und Filzstiefeln abgelegt und es erschien in voller Uniform mit Epauletten, Orden und Degen ein gar stattlicher Herr, der uns auf sibirischem Boden willkommen hiess und uns nach Tjumén geleiten wollte, wo wir bereits erwartet wurden. Es war Wassilij Constantinowitsch Igumnoff, der Ispravnik von Tjumén, also eine sehr hervorragende amtliche Person, in dessen Hand die Hauptverwaltung des Kreises ruhte. Wir hatten gehofft die etwa 54 Werst bis Tjumén schnell zurückzulegen, uns aber darin wieder getäuscht, denn es liess sich eben nichts mit Bestimmheit voraussagen.

Schon in der Frühe waren feine Schneeschauer gefallen, jetzt erhob sich ein scharfer Nordost, der uns in den vorn offenen Wagen feine Eispartickelchen in's Gesicht wehte, die gleich Nadeln stachen. Der Himmel trübte sich mehr und mehr, Schneewolken jagten einander, es wurde empfindlich kalt, kurzum je länger je ungemüthlicher, besonders da die Ungeduld auf das herrliche Mahl, welches unserer harrte sich von Stunde zu Stunde vermehrte, denn wir hatten seit früh 7 Uhr keinen Bissen genossen. Freilich reisten wir eben in Sibirien, und die Neulinge konnten dem Lande für diesen Empfang nicht dankbar genug sein: es zeigte, wenn auch immerhin nur mild, dass man es nur in jeder Weise entsprechend ausgerüstet betreten darf. Und in Bezug auf Winterbekleidung waren wir es nicht, denn bei diesem schneidenden Winde und den 13° Reaumur Kälte, konnte man leicht einsehen lernen, dass unsere Pelze wol für deutsche, aber nicht für sibirische Verhältnisse eingerichtet waren. Trotz Wollenzeug, doppelter Weste, Jagdflausch und Pelz fror mich so entsetzlich, dass ich mir oft wie in Hemdsärmeln sitzend vorkam. Will man sich also verwehren, so muss man sich nach Landessitte in 2 Pelze kleiden. Der eine, innen mit Schafpelz gefütterte gleicht einem bis über die Knie reichendem Rocke und wird seitlich durch engschliessende Oesen zugeknüpft. Ueber diesen gehört eine sogenannte „Dacha", d. h. ein ausserordentlich weiter, mit Kaputze versehener Pelz, innen aus den Sommerfellen des Eisfuchses, aussen aus Renthierkalbfellen gefertigt, der deshalb sehr leicht ist und in den man sich ganz einhüllen kann. Als Kopfbedeckung trägt man dazu am besten eine samojedische Kappe, innen und aussen aus Fell vom Renuthierkalbe, deren Ohrklappen in lange

breite Streifen enden, die als Shawl um Hals und Kinn geschlungen werden können. Und vor allen Dingen sind Filzstiefeln nicht zu vergessen und ganz unerlässlich. So ausgerüstet vermag man der grössten Kälte zu trotzen, aber unsere deutschen Pelze wurden, wie erwähnt, schon bei 13° bedenklich. Um gleich auch das Warum anzuführen, bemerke ich, dass sie gewöhnlich zu wenig weit sind; die Knie werden daher nicht gehörig bedeckt, die wenigen Knöpfe sind ungenügend um vorn ordentlich zu schliessen und die Aermel müssten bis über die Fingerspitzen hinausreichen um ihren Zweck zu erfüllen. Denn selbst mit Pelzhandschuhen und Pulswärmern erstarren Einem die Handgelenke wie Eis. Dabei haben unsere Pelze noch einen anderen Uebelstand, der sich bei langen Reisen sehr empfindlich bemerkbar macht. Durch ihre Dicke gestatten sie den Armen nämlich nicht sich gehörig an den Körper anzuschmiegen, man ist gezwungen, sie unnatürlich weit abzuhalten und es entsteht dadurch ein Gefühl des Absterbens in den Armen, das an ausbrechenden Rheumatismus erinnert.

Trotz eines reitenden, mit Laterne versehenen Wegweisers, der uns am Eingange der Stadt erwartete, konnten sich unsere Kutscher nicht zurechtfinden, und irrten, durch Schneewehen noch mehr aufgehalten, wol an eine Stunde in einsamen Strassen und über öde Plätze umher, ehe sie uns Abends 9 Uhr im Hause unseres Gastfreundes absetzten. Hier hatte man schon seit 5 Uhr mit einem opulenten Mahle auf uns gewartet, aber ich für meine Person war so durchgefroren und erschöpft, dass ich vor Allem der Ruhe bedurfte und froh war als ich mich zurückziehen konnte.

Schon in Russland erstaunt der Fremde, selbst wenn er mit der mehr soliden Küche Norddeutschlands bekannt ist, über die so reich ausgestattete Familientafel, aber man hatte uns gesagt, dass das in Sibirien noch ganz anders kommen würde. Und was wir im Hause von Iwan Iwanowitsch Ignatoff sahen, wie unser neuer Freund hiess, bestätigte diese Prophezeihung vollständig. Kaum hatten wir am Morgen Thee und Kaffee genossen, welche Getränke in Gläsern und ebenso eleganten als werthvollen silbernen Einsätzen, von durchbrochener Arbeit, präsentirt werden, und schon stand ein sogenanntes Frühstück bereit. Dasselbe besteht aus warmen Speisen, als Geflügel, Fleisch, Fischen und würde bei uns jedem Mittagsessen Ehre machen. Wie aber bei dem Letzteren, so geht auch dem Frühstück das sogenannte „sakusit“ voraus, d. h. man begiebt sich, ehe man sich

zu Tische setzt an ein Buffet, welches reich mit verschiedenen kalten Speisen, z. B. Pasteten, Schinken, Wurst, Kaviar, Sardinen in Oel, Schweizerkäse etc. nebst diversen Getränken als Portwein, Sherry, und vor allen Dingen Schnaps nicht zu vergessen, besetzt ist und hier bedient sich Jeder nach Belieben. Ein solcher Sakuska oder Vorimbiss würde allen Anforderungen eines Frühstücks bei uns genügen, und der Fremde, welcher durch denselben verführt wird, kann meist dem eigentlichen Frühstücke nicht mehr die gebührende Ehre erweisen. Dabei sind die Stücke, welche Einem in Sibirien vorgelegt werden, von einer Grösse, die oft in Verlegenheit setzen könnte, und es ist daher Jedem, der nach Sibirien reist, anzurathen, einen leistungsfähigen Magen mitzubringen.

Bei Iwan Iwanowitsch waren wir übrigens nicht blos materiell ausgezeichnet untergebracht, sondern wir lernten in ihm einen ebenso wissbegierigen als kenntnissreichen Mann kennen, von dem wir mehr profitiren konnten als er von uns. Er ist mit Herrn Koltschin zusammen Inhaber des Hauses „Koltschin & Ignatoff", jener renommirten Rhederei, welche die meisten auf dem Ob und dessen Nebenflüssen fahrenden Dampfschiffe besitzt, und die einen regelmässigen Sommerdienst zwischen Tjumén und Tomsk unterhält. Die 8 Ignatoff'schen Dampfer bringen nicht nur einen grossen Theil des Thees, der über Kiachta und Irkutsk auf dem Karawanenwege nach Tomsk gelangt, bis Tjumén, sondern haben den alleinigen Transport der Deportirten von hier bis Tomsk übernommen. Zu diesem Zwecke wurden drei eigens eingerichtete grosse Schleppfahrzeuge von 250 Fuss Länge erbaut, welche je 800 Menschen unterbringen. Und jede Woche geht ein solcher Transport ab, denn es sind in der Saison an 12 bis 15,000 Deportirte zu expediren. Die Firma besitzt eine eigene Werft, auf der Dampfer gebaut werden und Herr Koltschin ist ausserdem Eigener eines ähnlichen, aber weit grösseren Etablissements in Nishnej Nowgorod, welches wir später kennen lernten. Graf von Waldburg-Zeil, der länger das Vergnügen hatte mit Herrn Ignatoff zu verkehren als ich, schrieb mir: „Die Achtung vor diesem ausgezeichneten Manne wächst, wenn man seine Geschichte kennt. Der Knabe, welcher mit 12 Jahren täglich auf den Markt geschickt wurde, um Butter zu verkaufen, hat sich durch eisernen Fleiss und festes Wollen zum grossen unternehmenden Rheder aufgeschwungen. Mit demselben Fleisse und gleicher Energie wusste er durch eigenes Studium die Lücken seiner Jugendbildung so aus-

zufüllen, dass ihn seine einschläglichen Kenntnisse mehr als sein Reichthum zum angesehenen Manne, nicht nur in Tjumén, sondern in ganz West-Sibirien und selbst Moskau und St. Petersburg machten. Vor solchen „self made men", die, wie Ignatoff, dabei ein warmes Herz für ihre Untergebenen und regen Sinn für Kunst und Wissenschaft haben, wird Jeder gern die vollste Hochachtung haben," Worte, in die ich nur mit ganzer Ueberzeugung einstimmen kann. Sehenswürdigkeiten besitzt die Stadt nicht, aber die liebenswürdigen Herren bemühten sich uns Alles zu zeigen, was uns interessiren konnte, und darunter war allerdings für den Fremden manches Neue. In der Frühe des anderen Tages (10. April) fuhren wir unter der Leitung des Ispravnik, einen Kosaken als Vorreiter voran, nach dem Ostrog, d. h. dem Gefängniss, welches jetzt mehreren Hundert, vielleicht Tausend Deportirten als Winterherberge diente. denn Tjumén ist jetzt der „Prikas o sfynych," d. h. Vertheilungs-Gerichtshof aller Deportirten. Sie waren, so weit wir oder ich zu urtheilen vermochten, sehr gut untergebracht und boten eine, für den Anthropologen höchst interessantes Conglomerat verschiedener Völkerstämme. Da gab es ausser Russen, Letten, Juden, Tataren, Baschkiren, Kirghisen, Turkmenen auch Deutsche, und wie alle die Stämme heissen, die das weite heilige Russland bewohnen. Sie werden einmal nach den Religionen, dann nach den Nationalitäten und dem Strafmass untergebracht, soweit bei der grossen Zahl und Verschiedenheit der Verbrecher dies durchführbar ist. So gab es grosse Säle, in denen Christen, Juden und Muhamedaner gesondert mit Weib und Kindern hausten, denn bekanntlich dürfen diese nächsten Familienglieder ihren Gatten und Vätern in die Verbannung folgen, und erhalten freie Reise sowie Verpflegungsgelder. Obwol die Frau eines zur Deportation Verurtheilten das Recht hat sich scheiden zu lassen und wieder zu heirathen, so begleiten doch viele ihre Männer, während es umgekehrt wol kaun vorkommen dürfte, dass ein Mann seiner verurtheilten Frau nach Sibirien folgt. — In einem anderen Saale bot sich ein düsteres, unheimliches Bild; beim Eintritt erhoben sich ein hundert Gestalten oder mehr mit rasselnden Ketten, um vor dem Ispravnik anzutreten. Es waren alles Männer, die wegen schwerer Verbrechen zu Zwangsarbeit, nicht unter 10 Jahre, in Nertschinsk verurtheilt waren. Sie trugen alle graue Mäntel, die mit einer Chiffre aus gelbem Tuche auf dem Rücken, als Zeichen dieser Bestimmung, versehen waren. Ist da auch ein

Deutschsprechender darunter? fragen wir und auf einen Namensruf des Ispravnik tritt sogleich ein bleicher, kaum etliche zwanzig Jahre alter Mann vor. Woher sind Sie? Aus Reval, lautete die Antwort. Was ist ihr Geschäft? Zimmermann! Welche Strafe haben Sie abzubüssen? — 15 Jahre Zwangsarbeit in Nertschinsk! — Und wegen welches Verbrechens? — Wegen Verdacht (?) des Mordes, Euer Hochwohlgeboren! — Der Ispravnik liess auch einen alten Sünder vortreten und den Aermel des linken Armes aufstreifen, auf welchen der Buchstabe B nicht eingebrannt, sondern tätowirt war. Mit diesem Buchstaben wurden bis zum Jahre 1858 die deportirten Vagabunden (Bradjagen) gekennzeichnet, dagegen Mörder und Räuber auf der Stirn und beiden Wangen mit den Buchstaben K. T. (Katorschnik, Zwangsarbeiter). Im vorigen Jahrhundert schlitzte man zu Zwangsarbeiten verurtheilten Verbrechern die Nasenflügel auf, und Gmelin erwähnt 1736, dass unter 25 Kutschern, mit denen er von Ilimsk abreiste, nur vier ganze Nasen hatten.

Einen peinlichen Eindruck machten einige hübsche Knaben, welche neben ihren Vätern mit in Reih und Glied standen, denen sie in die Verbannung folgten. Die Erzählungen und Eindrücke, welche so jugendliche Seelen in diesen Kreisen hören und geniessen, müssen nothwendiger Weise so verderblich sein, dass selbst der Schulunterricht, welchen sie während ihres Aufenthaltes im Tjuméner Gefängniss erhalten, kaum genügenden Wiederstand dagegen zu leisten im Stande ist. Die Sträflinge sind übrigens, was für so viele Wintermonate verderblich erscheint, nicht zur Arbeit gehalten. Doch sieht man immerhin eine ziemliche Anzahl als Schuhmacher und mit anderen nützlichen Dingen freiwillig beschäftigt. Einer hatte, sehr zierlich und nett, eine Kirche aus Holz geschnitzt und war eben dabei kleine Figuren, welche eine Procession darstellen sollten, aus Brot zurecht zu formen. Ich kaufte einen aus Holz geschnittenen, mit Kupfer ausgelegten Pfeifenkopf für 25 Kopeken. In der Judenabtheilung fanden wir viel Deutsch sprechende Leute, und meist zur Ansiedelung Verurtheilte. Unter Letzteren lernte ich einen Juden kennen, der auf sehr eigenthümliche Art für mehrere Jahre nach Sibirien verbannt wurde. Nach „seiner“ Erzählung war er Soldat gewesen, hatte als solcher einmal Urlaub bekommen, denselben aber überschreiten müssen, weil er einen Eisenbahnzug versäumte, und wurde in Folge dessen als Deserteur behandelt. Die Säle enthalten in der Mitte einen langen, sehr breiten Tisch, der

als gemeinschaftliche Pritsche zum Schlafen dient, was für die mit ihren Weibern zusammen eingesperrten Sträflinge mohamedanischen Bekenntnisses gewiss sehr hart sein muss. Für Frauen gab es ein eigenes Gebäude. Wir trafen hier in einem besonders verwahrten Gemach 6 Frauen, die zum Theil jung, ganz leidlich und zufrieden aussahen: es waren sämmtlich Gattenmörderinnen. Aber sie werden in Transbaikalien vielleicht ihr Glück machen und sich womöglich wieder verheirathen! So erzählte mir ein Herr, der Ostsibirien gut kennt, dass er einmal dort mit einer Bauersfrau zusammentraf, die über den plötzlichen Tod ihres Mannes untröstlich war: denn es sei schon ihr zweiter, den sie zu beklagen habe. Auf die theilnehmende Frage, wie sie den Ersten verloren habe, antwortete die geprüfte Frau: „Eben so schnell als diesen, aber ich brachte ihn selbst um!“ —

Ueber das Deportationswesen wussten der Ispravnik und alle Tjuméner, mit denen wir darüber sprachen, nicht Worte des Lobes genug zu finden. Schon gleichsam das Betreten Sibiriens mache aus allen Verbrechern ausgezeichnete Kerls; Diebstahl, Mord und Todtschlag komme, so hiess es, kaum mehr vor und man konnte Russland um eine so ausgezeichnete Besserungsanstalt, wie Sibirien, in der ja die Fülle unserer Zuchthäuser noch leicht Platz finden könnte, förmlich beneiden. Aber wir lernten später auch die Schattenseiten eines Systemes kennen, welches neben vielem Guten auch viel, ich möchte sagen überwiegend Schlechtes mit sich bringt und welches ein zukunftsreiches Land, wie Sibirien, social schwer schädigt. Doch ich werde noch auf dieses Kapitel zurückzukommen haben. Hier nur noch soviel, dass wir den Eindruck empfingen, der Ispravnik sorge nach besten Kräften, wie für den ganzen Kreis, so auch für diese Leute, denen er jeden Tag und in jedem Saale einen Besuch abstattet, um etwaige Klagen und Wünsche persönlich entgegen zu nehmen. Bei dem Umfange eines Kreises, wie den Tjumén'schen und der nicht minderen Arbeitslast, welchen die Deportirten machen, verdient dies hohe Anerkennung, da dem Ispravnik nur 4 Stanowois, 4 Kosaken und 30 Soldaten als Hilfspersonal zur Verfügung stehen.

Hatten wir im Gefängniss menschliches Elend gesehen, so trat uns in dem Waisenhause, welches wir danach besuchten, echte Menschenliebe entgegen. Das gut eingerichtete Haus gewährt einer grossen Anzahl elternloser Kinder, beiderlei Geschlechts, meist

von Deportirten, ein Heim, in welchem sie geistig und körperlich zu brauchbaren Menschen herangebildet werden. Wir sahen verschiedene nützliche Handarbeiten, die von den Zöglingen angefertigt worden waren; grössere Knaben lernten Handwerke, als Schuhmacherei, Buchbinderei, u. s. w. Auch für Unterhaltung hatte man gesorgt, und auf dem Spielplatze fehlte sogar Turngeräth nach deutschem Muster nicht. Die Leiterin dieser humanen Anstalt, eine würdige, ältere Dame, war zugleich deren Stifterin, die sie mit ihrem Vermögen ins Leben gerufen hatte. Wenn ich nicht ohne ein gewisses beschämendes Gefühl bekennen muss, den Namen dieser edlen Menschenfreundin unaufgezeichnet gelassen zu haben, und ihn daher hier nicht zu nennen vermag, so entspricht dies wahrscheinlich ihrem schlichten Sinne am meisten.

Ausser der Ignatoff'schen Werft, welche übrigens streng genommen nicht zur Stadt gerechnet werden kann, da sie ca. 7 Werst abliegt, besitzt Tjumén eine andere, sehr gut eingerichtete Maschinenfabrik, welche Herrn Wardrapper, einem Schotten gehört. Hier werden nicht nur allerlei Dampfkessel und Maschinen, sondern auch alle Apparate zum Betriebe für Brennereien und Bergwerke fabricirt. Der Bruder des Besitzers, Herr Thomas Wardrapper, Maschinist bei Koltschin und Ignatoff, der sich unserer sehr annahm, war uns namentlich als Dolmetscher von grossem Nutzen, da die Herren sonst eben nur Russisch sprachen. Wir lernten durch ihn eine grossartige Gerberei kennen, die seinem Schwiegervater, Herrn Philemon Stepjanowitsch Kolmogoroff gehört, nur für den Armeebedarf arbeitet und einen jährlichen Umsatz von 227,000 Rubel hat. Es werden hier nur Häute von kirghisischem Steppenvieh und zwar zu Juchten*) verarbeitet, ein Gerbeprozess, der bekanntlich mittelst Rinde der Saalweide**) (Salix caprea, L.), geschieht. Dieses echte Juchten hat übrigens die gewöhnliche Lederfarbe und nicht die bei uns übliche rothe.

Wie man vor Jekaterinenburg schon in den Poststationen Verkaufsstellen von dortigen Steinschleifearbeiten findet, so werden

*) Nach von Lengenfeldt (Russland im 19. Jahrh. 1875, p. 128.) geht ein grosser Theil des russischen Juchten nach dem Auslande, doch bezieht Russland als Ersatz dafür eine bedeutende Quantität von gegerbten Fellen, gewiss der schlagendste Beweis, wie unvollkommen noch die Lederfabrikation in Russland ist.

**) Nach Pallas (Reise 2. 1. p. 189) wird Birkenrinde und Birkenöl ebenfalls zur Juchtenbereitung verwendet.

einige Stationen vor Tjumén Wollteppiche feilgeboten. Sie sind echt sibirisches Fabrikat, durchaus von grober Wolle sehr dick und haltbar und werden in den umliegenden Dörfern hergestellt. Die Muster haben meist europäische als Grundlage, sind aber sehr bunt und ziemlich geschmacklos. Der Preis dieser Teppiche ist ein sehr niedriger; ein dicker, schwerer, 8 Fuss langer, 6 Fuss breiter kostete z. B. 6 Rubel, ein an 20 Fuss langer, bunter, sehr hübscher Läufer 5 — 6 Rubel. Wir konnten daher nicht unterlassen einige Einkäufe zu machen, denn im Uebrigen bot der Bazar, trotz seiner Grösse, doch nichts für uns.

Unter den durchgehends weitläuftig angelegten Städten Sibiriens ist Tjumén, mit seinen nur 18,000 Einwohnern, (15,512 nach Schwanebach) offenbar die weitläuftigste, aber regelmässig gebaut. Die Strassen sind sehr breit, ungepflastert, die Häuser meist aus Holz. Doch giebt es immerhin recht hübsche Gebäude aus Ziegeln, darunter eine Buchdruckerei, welche ganz achtbare Arbeiten liefert. Wir erhielten hier eine kleine Humoreske, die in Wort und Bild sibirische Städte und Zustände höchst gelungen vorführte. So wurde u. A. der Unternehmungsgeist der Tobolsker dadurch satyrisirt, dass man sie beschuldigte, hier wäre man bereits so weit, dass sich Jeder seine Papieros selbst fertige und sich nicht scheue in eigener Person seinen täglichen Schnapsbedarf zu holen.

Tjumén liegt an der Tura, einem ziemlich ansehnlichen Flusse und wird überdies von der Tjumenka durchschnitten, welche hier in die erstere mündet. Ueber die Letztere führt eine Brücke, an der früher die Festung lag, welche J. G. Gmelin (Reise 4, p. 223) wie immer ausführlich beschreibt, die aber als überflüssig längst aufgehoben wurde. Zu Gmelin's Zeit (1741) konnte man noch Reste der Befestigungen sehen, denn Tjumén war eine berühmte Stadt im alten sibirischen Tatarenreiche. Sie befindet sich schon auf der Karte Herbersteins vom Jahre 1549 verzeichnet, obwol sie erst um 1584 in Besitz Russlands gelangte. Tjumén ist eine ansehnlicher Handelsplatz. Im Januar wird hier ein Jahrmarkt abgehalten, der mit zu den bedeutenderen Sibiriens zählt und dessen Umsatz sich auf mehr als eine Million Rubel beläuft. Von hervorragender Bedeutung ist aber Tjumén als Centrum der Handelswege Sibiriens, sowol für die Karawanen als für Dampfschifffahrt. Die Hälfte der Dampferflotte des Obgebietes hat daher hier ihren Sitz,

obwol die Tura insofern sehr ungünstig ist, als nur im Frühjahr bei Hochwasser Schiffe bis zur Stadt kommen können, im Uebrigen aber bei dem Dorfe Artomonowska, 275 Werst unterhalb am Tobol liegen bleiben müssen. Die günstige Lage gleicht diese Uebelstände aber wiederum aus, denn einerseits hat der bedeutende Theetransit von Tomsk seinen Weg über Tjumén zu nehmen, und andererseits die Unzahl von Waaren, welche nach der berühmten Messe von Irbit und von dort wieder zurückgeführt werden. In dieser kleinen kaum 5000 Einwohner zählenden Stadt, welche nur 400 Werst von Tjumén entfernt ist und von hier im Frühjahr per Dampfer in $2^1/_2$ Tag erreicht wird, findet im Monat Februar ein Jahrmarkt statt, welcheran 10—12,000 Fremde versammelt und nächst Nishnej-Nowgorod der bedeutendste ist. Ende der dreissiger Jahre betrug der Handelsumsatz bereits 10 Millionen Rubel und hat seit dieser Zeit sich beständig vergrössert, so dass im Jahre 1869 Waaren im Werthe von 39,184,000 Rubel declarirt und davon für 37,524,000 Rubel verkauft wurden. Hauptartikel des Irbiter Marktes sind Rohproducte, vor allem Häute (4—6 Millionen) und Pelzwerke (4—5 Millionen Rubel): aber auch Manufakturwaaren, namentlich Baumwollenfabrikate nehmen einen bedeutenden Platz, im Werthe von 8—10 Millionen Rubel, ein. Der Messverkehr von Irbit scheint noch nicht gehörig beschrieben worden zu sein, Ledebour's Schilderung vom Jahre 1826 ist höchst dürftig.

Ich hatte genug von den Merkwürdigkeiten Tjumén's gesehen und konnte mich für den folgenden Tag ruhig zu Bett legen. Freilich geschah dies nicht freiwillig, sondern in Folge der heftigen Erkältung, welche ich mir auf den letzten zwei Stationen zugezogen hatte und die mir ein tüchtiges Fieber eintrug, welches mich einen Tag ans Bett fesselte. Meine beiden Herren Gefärten konnten denselben benutzen, um die erwähnte Buchdruckerei, welche einem Herrn Wisotzky gehört, Wardrapper's Maschinenfabrik, den Fischmarkt und die ethnographisch-naturgeschichtliche Sammlung des Lehrers Herrn Kanonikoff zu besichtigen. Dieser Herr scheint auf seinen ausgedehnten Reisen in Sibirien ein reiches Material zusammengebracht zu haben. Namentlich rühmt Graf Waldburg-Zeil Kunstarbeiten der Tschuktschen aus fossilem Elfenbein. Die Expedition verdankt Herrn Kanonikoff zwei Schädel aus Gräbern in der Umgegend Tjumén's, die wahrscheinlich wogulischen Ursprungs sind

und über die Prof. Virchow*) berichtete. Am zweiten Tage raffte ich mich auf und trotz der Warnung des besorgten Arztes konnte es (13. April früh 9 Uhr weiter) gehen, nachdem glücklich ein Theil des Gepäckes (Patronen und Conserven) nach Tomsk vorausexpedirt war. Es war ein schöner sonniger Tag bei 8° unter Null, aber die Bachstelze, welche fröhlich auf dem Eise umhertrippelte, brachte uns den ersten Gruss aus dem Süden, dem wir nun zueilten, begleitet von den Glückwünschen unseres Gastfreundes, von dem wir unter herzlichem Dank und auf „Wiedersehen" schieden.

Die Strecke Tjumén-Omsk, welche nun vor uns lag, beträgt 630 Werst. Man passirt auf ihr 26 Stationen (darunter 3 Städte), die 14 bis 35 Werst (2 bis 5 deutsche Meilen) weit auseinander liegen. Ich schrieb damals an die Geographische Gesellschaft, „dass wir dieselbe in drei mal 24 Stunden zurücklegen könnten," allerdings mit dem Zusatze „bei gutem Wege!" Aber der letztere war bei jetzigen Witterungsverhältnissen weder zu erwarten noch zu verlangen, und so mussten wir statt drei mal, mit sieben mal 24 und noch 5 Stunden uns zufrieden geben, denn die ganze Tour war eben wieder so recht eine Reise mit Hindernissen. Dies zeigte sich gleich schon am Anfange, denn kaum 3 Werst hinter der ersten Station brach die Achse des Gepäckwagens, was die erste Stunde Aufenthalt verursachte, der leider viele andere unvorhergesehene folgen sollten. Die Schwierigkeiten, welche der Fluss Pyschma zu machen beabsichtigte, wurden glücklicher Weise noch verhindert, indem man die bereits treibenden grossen Eisschollen mit Stricken befestigt und mittelst Brettern einen Uebergang bewerkstelligt hatte. Dafür waren wir unserem Freunde Wassilij Constantinowitsch, dem Ispravnik, verpflichtet, der es sich nicht nehmen liess uns bis an die Grenze seines Kreises zu begleiten, wie er uns an derselben begrüsst hatte. Nach herzlichem Abschiede fuhren wir also allein weiter, aber nur bis zur nächsten Station, dem Dorfe Romanowskaja, wo uns der Ispravnik des Kreises Jalutorowsk, Alexeij Wassiljewitsch Mefodjeff, empfing, um uns dorthin zu geleiten. Es war inzwischen dunkel geworden, aber dennoch liess sich am Eingang des Städtchens, welches wir gegen 8½ Uhr Abends erreichten, ein Reiter erblicken, der uns erwartete, um dem Kutscher den Weg

*) „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte," Sitzung vom 21. Juli 1877, p. 67 und 69.

nach unserem Quartiere anzuweisen. Da es in Jalutorowsk kein Hôtel giebt, so waren wir in dem stattlichen Hause eines Bürgers untergebracht worden. Hier mussten wir nicht nur den Tag, sondern auch unseren braven Iwan erwarten, der wiederum mit dem Gepäckwagen Malheur gehabt hatte und erst gegen Mittag (14. April) eintraf. Graf Waldburg und Dr. Brehm fuhren inzwischen voraus, um unter Führung eines wackeren pensionirten Majors zu jagen, und zwar auf Waldschnepfen. Freilich war es bereits Charfreitag, dazu noch russischer, d. h. 12 Tage später, also nach unserem Style bereits über Quasimodogeniti hinaus, von dem der alte Jagdspruch sagt: „geh', Jäger geh! jetzt brüten sie!" (nämlich die Waldschnepfen), aber wir befanden uns eben in Sibirien und unter anderen Verhältnissen. Als ich jedoch mit den Tarantassen nachkam, um die Jäger am Tobol in Empfang zu nehmen, fand sich der deutsche Jagdvers auch in Sibirien bewahrheitet: keine Waldschnepfe war gesehen worden! und die Jagdausbeute bestand nur in ein Paar Raben, einem Staare und einem weissen Hasen (Lepus variabilis).

Die Aussichten des Tobol-Ueberganges waren keine günstigen. Zwar stand der ziemlich breite Fluss noch mit Eis, aber am anderen Ufer zeigte sich bereits ein Streif offenen Wassers und, was mehr bedenklich war, die von Omsk kommende Post wurde von demselben zum Stillliegen gezwungen. Dennoch sollte die Sache versucht werden. Kräftige Arme schoben die erste Tarantass mittelst Brettern auf die Eisdecke, aber kaum hatte ein Rad dieselbe berührt und es sank bis an die Achse ein. Da musste denn rüstig gearbeitet werden um den Wagen heraus und wieder an's Ufer zu arbeiten, und kaum war dies geschehen, als sich die Masse des Eises langsam in Bewegung setzte. Wir sahen dem Treiben der Schollen eine Weile zu, aber ebenso bald ein, dass hier nichts als Rückkehr übrig blieb und trafen gegen Abend wieder bei unserem Wirth in Jalutorowsk ein, der darüber keineswegs erfreut schien, denn das Osterfest stand vor der Thür und dazu brauchte er seine besten Zimmer, die wir einnahmen, selbst. Aber das war nun eben nicht zu ändern und er hielt sich auch redlich an der Zeche schadlos, die für 2 Tage und 3 Nächte über 20 Rubel, also so viel als in einem ersten Hôtel betrug. —

Um den Ostersonnabend nützlich auszufüllen wurde mit Jagen und Sammeln fortgefahren. Graf Waldburg machte mit dem Ispravnik einen Ausflug um Birkhühner zu schiessen, brachte aber

statt dieses erwünschten Wildprettes nur ein paar Kibitze und Wachholderdrosseln heim, Dr. Brehm hatte Hütten zum Anstande auf Adler bauen lassen, die im nahen Walde bei einem todten Pferde zu erscheinen pflegten. Ein biederer Bauer aus dem Dorfe am Tobol, wo wir Tags zuvor den Uebergang versuchten, hatte sich freiwillig zu diesem Geschäfte erboten, und sich sehr unerwartet als des Deutschen kundig entpuppt. Am Tobol befand sich nämlich eine grosse Hütte, nicht aus Stroh, sondern aus unausgedroschenen Garben errichtet, die mich lebhaft an eine lange, lange Wegestrecke vor Kamyschlow erinnerte, welche als Schutzwehr gegen Schneewehen aus dicht an einander gestellten Bündeln guten Strohes bestand, ein Beweis, welchen geringen Werth dieses Material in Sibirien haben muss. An besagter Garbenhütte lagerten wir einige Zeit, mit Theetrinken beschäftigt, wobei uns eine Menge Landbewohner mit Interesse zusahen und dabei unseren Gesprächen lauschten, gleichsam als verstünden sie die fremden Zungen. Und wenigstens Einer that dies auch, denn auf die Frage des Grafen an unseren Martin Dzerwit „wann fischt man hier?" ertönte plötzlich eine Stimme: „in der Fruh' und Obends!" Da gab es also einen Landsmann; aber das Aeussere des dienstfertigen Antwortgebers entsprach dem wenig, sondern glich ganz dem eines russischen Muschik. Freilich hatte der Mann Deutschland nie gesehen, aber er stammte aus einem jener Dörfer im Gouvernement Saratow, die unter der Kaiserin Catharina II. (1763) mit deutschen, meist schwäbischen Einwohnern besiedelt, noch heut treu an ihrer Muttersprache halten. Nördlich von der Stadt Kamyschin giebt es über dreihundert solcher deutschen Colonien*) aus dem Jahre 1760, von deren Bewohnern wir sogar dies Jahr (1877)**) viele hier in Bremen sahen, denn sie wanderten zu Hunderten nach Brasilien aus. Eine merkwürdige Erscheinung wird von Professor Hansteen, der dieses Gebiet 1830 bereiste, mitgetheilt, nämlich die Thatsache, dass die damals gleichzeitig gegründeten Dörfer französischer An-

*) Ausführliches über dieselben bei Pallas (Reise III. p. 608—624 nebst Karte). — Vergl. auch G. Rose: Reise II. p. 247—253. —

**) Ich sprach einen Dorfältesten, der mir als Hauptgrund für die Auswanderung angab, „dass die Winter zu lang und kalt seien!" Jedenfalls wurden aber die Leute durch Agenten verführt und haben ihre Thorheit schwer büssen müssen, denn es ging ihnen in Brasilien so schlecht, dass Alle, welche es vermochten, wieder heimkehrten.

siedler schon längst wieder eingegangen waren. Und zwar deshalb, weil deren Bewohner allmählich Anstellungen als Lehrer und Gouvernanten der französischen Sprache gefunden hatten. — Unser Saratower war übrigens nicht freiwillig hier, sondern Seitens seiner Gemeinde nach Sibirien geschickt worden, wo es ihm nicht sonderlich behagte, denn er meinte, es sei unmöglich hier mehr als 15 Kopeken (kaum 40 Pfennig) täglich zu verdienen. Wahrscheinlich hatte er aber, wie in der Heimath, keinen besonderen Trieb zur Thätigkeit und gerade dieses Material von Faullenzern und Arbeitsscheuen,*) welches Sibirien aufnehmen muss, schädigt das Land. Solche „zur Ansiedelung" Verbannte, die ohne alle Existenzmittel ankommen, erhalten von der Regierung nichts als eben ein Dorf als Aufenthaltsort angewiesen. Dasselbe hat ihnen ein gewisses Areal Land zu überweisen; im Uebrigen müssen die Leute aber selbst sehen, wie sie fertig werden. Und so muss der Fleissige und Besitzende für den Faulen und Besitzlosen sorgen.

Ich will damit unserem braven Saratower übrigens kein Unrecht thun, denn er kam pünktlich in der Früh' des Ostersonnabends um anzuzeigen, dass die Adlerhütten fertig und sehr schön seien. Davon konnten wir uns indess nicht überzeugen, denn Angesichts der vielen Enten, welche den Tobol belebten, waren die Jagdpläne inzwischen geändert worden und die Anstandshütten blieben unbenutzt. Der Saratower brachte übrigens noch einen Gefährten mit, der angeblich „geholfen" hatte und nun bei den „Excellenzen" ein kleines Trinkgeld einforderte, um dafür Lebensmittel zu kaufen, denn es war grosser Markttag. Der Begleiter sprach ebenfalls Deutsch und erzählte unter Thränen, dass er von Geburt ein Edelmann aus Esthland, wegen Urkundenfälschung aber auf 5 Jahre nach Sibirien verwiesen sei. Jalutorowsk, (1641 gegründet) steht wie so manche andere Stadt auf den Trümmern einer ehemaligen tatarischen, von der Gmelin noch Reste sah (1741). Der Ort war damals Festung und hiess gewöhnlich Batschamskaja. Die Stadt macht gegenwärtig

*) Graf v. Waldburg-Zeil schreibt mir hierüber: „Gerade der Kreis Jalutorowsk ist es, dem die meisten Vagabunden zugewiesen werden, weil man annimmt, dass die wohlhabenden Dörfer desselben am leichtesten Mittel zur Weiterexistenz gewähren. So werden die durch ihre Bodenbeschaffenheit besonders reichen Kreise Jalutorowsk, Ischim, Tjumén ebenso sehr durch notorische Faullenzer als Verbrecher geschädigt und würden sich ohne diese octroirten schlechten Elemente jedenfalls bei weitem vortheilhafter entwickeln können."

mit seinen 2 stattlichen Kirchen, einem Feuerthurme und seinen vielen grossen Holzhäusern einen freundlichen Eindruck. Die Strassen sind wie immer sehr breit und haben zum Theil, ähnlich wie in Amerika, hölzerne Seitenwege, denn sonst würde in dem bodenlosen Schmutze kaum fortzukommen sein. Die Stadt zählt über 4000 Einwohner (3936. Petersb. Kal.) und treibt grossen Getreide- und Mehlhandel, wie schon das viele angebaute Land in der Umgegend und die Menge eigenthümlicher, auf einer Pyramide querliegender Baumstämme errichteten Windmühlen andeuten. Im Jahre 1860 kostete das Pud Weizen 8 Kopeken, jetzt 40—50; zu Gmelin's Zeit (1741) das Pud Mehl allerdings nur 5—8 Kopeken. Auch Kartoffeln werden angebaut, aber nur in beschränktem Maasse, da sie bei der Bevölkerung wenig Anklang finden. Der Kreis Jalutorowsk soll 130,000 Einwohner haben, und enthält nur ein paar tatarische Dörfer. Ueber die Sicherheit wusste der Ispravnik kein glänzendes Bild zu entrollen und dachte über den Charakter der Verbannten ganz anders als sein College in Tjumén. Nach ihm werden jährlich eine Menge Todtschläge und Morde, davon die meisten von Verbannten verübt, und kaum die Hälfte der Thäter sind erreichbar. Merkwürdig ist, dass schon Gmelin Jalutorowsk als einen Ort bezeichnet, in welchem es an Dieben und Müssiggängern nicht mangelt. (Reise IV. p. 210.)

Auf dem Markte ging es sehr lebhaft her; mehrere hundert Bauernwagen hielten hier, auf denen Lebensmittel, Hausleinwand und andere ländliche Erzeugnisse feilgehalten wurden. Fische waren in Anbetracht der vollendeten Fastenzeit ausverkauft. Spanferkel, die als Osterimbiss nicht fehlen dürfen, kosteten 20 bis 25 Kopeken. —

Hatte die hohe Jagd wenig ergeben, denn Dr. Brehm kam ebenfalls nur mit ein paar Möven und Raben heim, so war meine Kammerjägerei ausgiebiger. Durch einen Frostballen am Gehen gehindert, beschäftigte ich mich im Hause nützlich und hatte es namentlich auf „Tarakans" abgesehen. Diese bei uns unter dem Namen Schwaben, Russen u. s. w., in Russland als „Preussen" bekannten Orthopteren beleben in oft unglaublicher Menge, man kann dreist sagen, jedes Haus und Zimmer in Sibirien. Es ist die kleine, gelbbräunliche Art (Blatta germanica), die durch ihr munteres Wesen und ihre ungemeine Behendigkeit im Laufen an Decken und Wänden, so viel Spass macht, und ausser den Schaden, welchen

sie an Esswaaren, namentlich süssen, anrichtet, durchaus harmlos ist. Wie alle Blatten ist auch diese ein Nachtthier, welches mit Eintritt der Dämmerung die Schlupfwinkel, welche besonders in der Nähe des Ofens liegen, verlässt, um auf Raub auszugehen.

Als unsere Wirthstochter daher am Abend die Lampen vor den Heiligenbildern anzündete, konnte ich meine Jagd beginnen, um die Insectensammlung zu bereichern. Die Sache war eben nicht schwer, und hätte man alle Kerbthiere so leicht fangen können als diese Tarakans, so wären jedenfalls alle meine Schachteln und Kisten gefüllt worden. Die Thierchen scheinen sich übrigens von West nach Ost verbreitet zu haben, denn Gmelin bemerkt mit Genugthuung, dass es in Tara und weiter den Irtisch hinauf keine giebt, doch vermuthet Pallas das Gegentheil. (II. 543.)

Der Aufenthalt, welchen uns das Eis des Tobol verursacht hatte gab uns Gelegenheit, wenigstens einmal einem Gottesdienste beizuwohnen und zwar dem prächtigsten, welchen die orthodoxe Kirche besitzt, dem des ersten Ostertages. Der Ispravnik liess uns eben nach Mitternacht (16. April) in Droschkis abholen und unter seinem Vorantritt betraten wir die schön erleuchtete und mit grünen Reisern geschmückte Kirche, wo uns Ehrenplätze unmittelbar vor dem Hauptaltar angewiesen waren. Das Gotteshaus stand dicht gedrängt voll Andächtiger, Jeder mit einer grösseren oder kleineren angezündeten Wachskerze in der Hand, mit der auch wir uns versehen hatten. Die Ceremonien der orthodoxen Kirche waren mir schon von Bulgarien her bekannt, aber man sieht einem solchen Gottesdienste mit seinem Prunke immer noch einmal gern zu. Namentlich imponiren die Popen in ihren reichen Gewändern, den langen Bärten und Haupthaare, welche ihnen ein besonders ehrwürdiges, an alte Kirchenväter erinnerndes Aussehen verleihen. — Aber nicht blos die Männer des Glaubens und die Männer überhaupt erregten unser Interesse, auch das in grosser Anzahl versammelte schöne Geschlecht, im reichsten Staate, darunter viele bereits „au printemps" in Strohhüte und Blumen gekleidet, fand in gebührender Weise unsere Anerkennung. Man sieht in Sibirien kaum Schönheiten, aber sehr viele hübsche Gesichter und in Gesundheit und Fülle strotzende Gestalten.

Da der Gottesdienst keine Predigt enthält, sondern nur in Gebeten besteht, die noch dazu in altslavischer Sprache, welche das russische Volk auch nicht versteht, vorgetragen werden, so wirkt

es sehr ermüdend anderthalb Stunden lang stehend die fortwährenden anscheinenden Wiederholungen der Ceremonien anhören zu müssen. Wir waren daher ganz zufrieden als das letzte „Gospodin, gospodin pumilo,“ (Herr, Herr, erbarme dich unserer) und das letzte „Ckristos voskrest“ (Christus ist erstanden) erschallte, und der Chor und die Gemeinde mit dem letzten „vo'istinno voskrest“ (er ist wahrhaftig erstanden) einfiel. Der erste Pope gab hierauf dem Ispravnik und einigen anderen Honoratioren einen Kuss, den Uebrigen ein grosses goldenes Kreuz zu küssen und unter fortwährenden Kreuzschlagen, welches bisher schon den grössten Theil des Gottesdienstes ausgefüllt hatte, verliess die Gemeinde eiligst die Kirche.

Wie die grosse 40tägige Fastenzeit vor Ostern, durch eine Woche der Fröhlichkeit und der Volksfeste eingeweiht wird, die sogenannte „Butterwoche,“ Masleniza, welches Wort aber ebenso gut mit Wagenschmier- oder Fettwoche übersetzt werden könnte, da für alle diese Fettbezeichnungen im Russischen nur ein Wort existirt, so werden die Ostern selbst durch mehrtägige Festlichkeiten gefeiert. Vor allen Dingen gilt es wieder dem Körper sein Recht zu verschaffen, denn die Fasten der orthodoxen Kirche sind sehr streng und erlauben weder Fleisch noch thierisches Fett, sondern nur in Oel zubereitete Fische. Ich darf aber sagen, dass es in grossen Häusern nicht so streng genommen wird und man in grossen Hôtels durchaus keinen Abbruch in gastronomischen Genüssen zu erleiden hat.

Unmittelbar von der Kirche eilt man also nach Haus, wo eine wohlbesetzte Tafel, bedeckt mit allerlei kräftigen kalten Speisen, als Spanferkel, Braten, Caviar, Fisch, hartgekochten Eiern, Kuchen aus Käse, Waffeln etc., bereit steht, und durch die zierliche und sinnige Auschmückung noch besonders einladet, wenn dies überhaupt noch nöthig wäre. Auch wir liessen uns nicht lange nöthigen, als uns der Ispravnik zu seinem reichen Osterimbiss invitirte und thaten ihm alle Ehre an, obwohl es früh 2 Uhr war; und dass dabei die Flaschen mit Schnaps, Cherry und Nalifka nicht unbeachtet blieben, versteht sich ganz von selbst,

An Schlaf war daher wenig zu denken, denn schon um 4 Uhr standen die Tarantassen zur Weiterreise bereit, und um 6 Uhr ging es glücklich fort. Diesmal auf Nimmerwiedersehen, denn der Tobol erwies sich gnädiger als das erste Mal. Freilich war der Eisgang noch nicht beendet, aber man wartete bis ein grosses Feld Eis-

schollen sich in Bewegung setzte und dann konnte in dem für kürze Zeit freien Wasser ein Prahm übergeführt werden. So kamen im Laufe von 3 Stunden sämmtliche Wagen glücklich hinüber. Freilich würde dies am ersten Ostertage wol nicht zu erreichen gewesen sein, hätte nicht der Ispravnik die Güte gehabt uns persönlich zu begleiten. Und er begnügte sich nicht blos bis zum Tobol, sondern fuhr uns noch bis zur fünften Station, dem Dorfe Uslamenka, (Ust-Laminsk) voraus, welches wir Abends $7^1/_2$ Uhr erreichten, um von hier aus, nach herzlichem Abschiede, an 120 Werst (über 17 deutsche Meilen) sofort wieder zurückzureisen.

Wie bei unserer Abreise von Tjumén hatten wir in Jalutorowsk schönes Wetter mit Sonnenschein gehabt, der das unendlich aufgeweichte Erdreich anfing abzutrocknen. Die Anzeichen des herannahenden Frühlings mehrten sich. Schon bei Kasan begrüssten uns die ersten Lerchen und Staare (27. März), in Tjumén (13. April), die erste Bachstelze, hier trafen wir (14. April) den ersten Steinschmätzer (Saxicola oenanthe), Kraniche, wilde Gänse und die Staare waren eifrig beschäftigt die hübschen Wohnungen für ihre Nachkommenschaft einzurichten. Auch das Insectenleben regte sich; wir sahen die ersten Schmetterlinge, (Vanessa Antiope, Jo, urticae und Colias rhamni, unsern Trauerfalter, Fuchs und Citronenfalter, Pfauenauge) sich im Sonnenschein tummeln, und in den Lachen frischen Schmelzwassers tanzten bereits lustige Schaaren kleiner Schwimmkäfer. Dennoch war noch von einem Vogelzuge im Grossen nicht die Rede, und schon am 17. April trübte sich der Himmel, entsendete dichte Schneeschauer, und es wurde wieder winterlich.

Ueber die Gegend zwischen Tjumén und Omsk lässt sich nicht viel mehr sagen, als dass sie recht langweilig ist. Zwar spricht man hier schon von „Stjep“, aber sie erscheint ganz anders als man sich dieselbe gedacht hatte. — Hinter Tjumén passirt man weite angebaute Strecken, dann kommt sandige, mit Kiefern bestandene Haide, die ebenso gut in der Mark sein könnte, aber die Hauptsache bleibt doch hie und da mit Kiefern und krüppeligen Birken bestandene Schwarzerde, welche in Folge der Frühjahrsüberschwemmungen an manchen Stellen bruchartigen Charakter zeigt. Obwol der Schnee im Grossen und Ganzen verschwunden war, so bildete die Landstrasse doch noch immer einen, mit Schnee und Eis bedeckten Damm, der uns viel Schwierigkeiten bereitete und nicht selten zu weiten Umwegen über Wiesen und unbebautes

Land zwang. Das Fortkommen in der aufgeweichten Schwarzerde ist nicht minder mühselig. Die Räder arbeiten sich nur schwer in der zähen, leimartigen Masse durch, die bald von brei-, bald von suppenartiger Consistenz, im Laufe einer Station von 3 bis 4 Meilen, Gefährt und Alles was dazu gehört, gehörig kennzeichnet. Wer im Banat oder der Türkei eine Büffelheerde gesehen, die durch Wälzen im Schlamm das kahle Fell gleichsam mit einem Panzer, zum Schutze gegen Mückenstiche gesichert hat, kann sich einen Begriff von unserem Aussehen machen, als wir am Nachmittag des anderen Tages (17. April) in Ischim einzogen und im Hause des Bürgermeisters Pompe Gregorewitsch Posnikoff abstiegen. Es muss bei der peinlichen Sauberkeit im Innern der sibirischen Holzhäuser für die Hausfrau eben keine heitere Ueberraschung sein, Gäste in solchem Zustande ankommen zu sehen, die bei Schritt und Tritt Spuren zurücklassen, aber man kann seine Entschuldigungen selten anbringen, da in so kleinen Städten die Dame des Hauses meist unsichtbar bleibt. Wir thaten dem uns freundlichst angebotenen Mahle alle Ehre an, und unser Gastfreund war so liebenswürdig, uns belehrende Mittheilung über Land und Leute zu machen.

Ischim ist eine kleine Stadt von dorfartigem Ansehen, aber mit eine der ältesten Städte Sibiriens, da sie bereits 1630 gegründet wurde, zählt jedoch nur an 5000 Einwohner (5852 nach dem Petersb. Kalender). Wegen ihres Jahrmarktes, der vom 1. bis 20. December stattfindet, hat sie besondere Wichtigkeit. Zu demselben sollen an 20,000 (?) Fremde, bis von Semipalatinsk und Tomsk herbeiströmen, und der Umsatz über 5 Millionen Rubel (nach v. Lengenfeldt nur 2,352,000) betragen. Der Hauptartikel ist Getreide, in erster Linie Roggen, welcher als Mehl bis Bereosoff und Obdorsk verführt wird, ausserdem Weizen, Gerste, Leinsaamen (25—60 Kopeken das Pud), rohe Häute, Butter und Talg. Von letzteren beiden Artikeln werden an 300,000 Pud umgesetzt.

Trotzdem wir uns bei dem guten Bürgermeister nur $2^1/_2$ Stunde aufgehalten hatten und bereits um $4^1/_2$ Uhr Nachmittags aufbrachen, kamen wir doch nur 2 Stationen (44 Werst) weit, denn bei der totalen Finsterniss blieb eine Tarantass im Koth stecken und es bedurfte zweistündiger anstrengender Arbeit und der Kräfte von 12 Pferden, um sie wieder flott zu kriegen.

Drei Stationen hinter Ischim, bei dem Dorfe Abatskaja, passirt man den Ischim Fluss, dessen Eisdecke durch Bretter unterstützt

noch aushielt. (18. Früh). Die Gegend bekommt nach und nach ein mehr steppenartiges Ansehen, grössere Bäume fehlen ganz, und selbst die kleinen Gruppen zwerghafter Birken treten mehr vereinzelt auf oder verschwinden auf weite Strecken ganz.

Zu den Schneeschauern, welche uns zeitweilig noch begrüssten, standen die grossen Flüge von Schneespornammern (Plectrophanes nivalis), welchen wir in diesen Tagen begegneten, in vollem Einklange. Sie zogen uns nach Norden voraus, wo wir sie 4 Monate später unterm 67. und 68. Breitengrade wieder antrafen. Neben diesen Wandergästen zeigten sich andere: wilde Gänse, hie und da kleine Flüge Schwäne, auf den oft ausgedehnten Wasserflächen, die jetzt noch meist mit Eis bedeckt waren. Die hauptsächlichsten Erscheinungen blieben jedoch, wie von jenseits des Ural her, das Volk der Krähen: Elstern, Dohlen, Nebelkrähen, in den Dörfern Staare, Haus- und Feldsperlinge. Alle waren bereits eifrig mit Nestbau und Brutgeschäft thätig, und die grossen runden Nestklumpen von Elstern und Krähen nahmen sich auf den kleinen, 5 bis 10 Fuss hohen Krüppelbäumchen gar seltsam aus. Wir hatten Birkwild schon auf der Tour nach Tjumén gesehen, einmal einen Flug, der an 60 und mehr Stück zählen mochte, hier trafen wir es wieder an. Vor Sonnenuntergang, gegen 5 Uhr, pflegten sich Birkhühner einzeln oder in kleinen Ketten von 4 bis 6 Stück auf der Strasse einzufinden, wo sie eifrig in den Abfällen der Pferde und Gefährte nach Körnern suchten. Die Magen Geschossener waren in der That ausschliesslich mit Hafer angefüllt. Neben Birkhühnern erschienen zugleich auch Schneehühner, (Lagopus albus), die im Uebergange zum Sommerkleide, jetzt sehr buntgescheckt aussahen und bereits eifrig balzten. Angesichts des Wagens liessen sie sich ziemlich ankommen, und erlaubten aus denselben oder von diesen gedeckt, Schüsse abzugeben. So wurden denn verschiedene erlegt, und Dr. Brehm glückte es an einem Abende sogar zwei Birkhähne, seine ersten, und ein Schneehuhn zu schiessen.

Wir hatten bisher nur ein oder zwei Hasen gesehen, wobei es im Ganzen auch blieb, hier wurde uns das Glück zu Theil sogar 3 Wölfen zu begegnen, die indess eilig, wie sie es immer haben, verschwanden, ohne dass ihnen eine Kugel nachgesandt werden konnte. Ich kannte die braven Thiere und ihr Gebahren zur Genüge aus der Türkei, und Dr. Brehm aus Croatien, wohin er eigens zu

einer grossartigen Wolfsjagd gereist war, auf der auch wirklich Einer erlegt worden war.

Im Ganzen sind die Sibirier nicht besonders entrüstet auf den Wolf zu sprechen und allgemein versicherte man uns, dass er selbst im Winter, wo sich oft 60 und mehr zusammenschaaren, den Menschen gegenüber feig bleibe und ihn nicht angreife. Und dies finde ich sehr glaublich, denn das Vieh bummelt in Sibirien oft spät bis in den Abend hinein, bei und in den offenen Dörfern umher, dass es Isegrimm jedenfalls viel leichter wird ein Kalb, Schaf oder Ferkel zu schlagen, als mit dem Menschen anzubinden. Die hie und da von Sibiriern ausgesprochene Behauptung, der Wolf thue überhaupt keinen Schaden, möchte ich indess nicht unterschreiben, denn wir hatten Tags vorher ein Dorf passirt, in welchem in der vorhergehenden Nacht die Wölfe 13 Schafe zerrissen hatten, und dieser Fall blieb für die Folge nicht der einzige. Ueber den durch Wölfe verursachten Schaden hat Lasarewski*) dankenswerthe Zusammenstellungen gemacht. Dieselben beziehen sich blos auf das europäische Russland und sind auch hier wegen Mangels an statistischem Material unzureichend, aber sie geben einen Anhalt, wie es erst in Sibirien aussehen mag. Lasarewski nimmt für das europäische Russland 200,000 Wölfe an, die alljährlich 180,000 Stück Grossvieh und 560,000 Kleinvieh vernichten, und schätzt den dadurch verursachten Schaden für das Reich auf jährlich 15 Millionen, ausserdem den Verlust an Wild auf 50 (!) Millionen Rubel. Auch der Verlust von Menschenleben durch Wölfe ist zu beklagen und betrug im Jahre 1875 allein 161 Personen. Da Fallen, Feuergewehre, überhaupt die Jagd nicht ausreicht, um der Wolfplage Herr zu werden, so empfiehlt H. Lasarewski die Anwendung von Strychnin und hat hierin jedenfalls Recht, denn nur mit diesem Mittel brachten es die Colonisten Australiens fertig, den ihren Schafheerden so sehr schädlichen Dingo oder verwilderten Hund auszurotten.

So arm wie das Thierleben zeigte sich der Strassenverkehr. Die grossen Frachtkarawanen hatten aufgehört und ausser der Post und Localfuhrwerken begegnete man kaum Reisenden. Wenigstens erinnere ich mich nur zwei Bewohner des himmlischen Reichs auf einer Station getroffen zu haben, die von Moskau kamen, wo sie einen Theeladen besitzen, um nach Kiachta zu reisen. Fussgängern

*) Siehe: Brückner „Der Wolf in Russland" in: Russische Revue 1877. p. 260.

begegnete man fast täglich, aber sehr vereinzelt; es waren meist ausgediente Soldaten, die vom Amur in ihre Heimathsdörfer an der Wolga oder dem Niemen zurückkehrten. Auf dieser gewiss respectablen Fusstour, (wir trafen Leute, die 11 Monate unterwegs waren) bekommen sie von der Regierung nur eine kleine Unterstützung per Tag (à 30 Werst Entfernung gerechnet) und die Erlaubniss betteln zu dürfen. Aber die angeborene Gastfreundschaft des Sibiriers erleichtert das Reisen auch für solche Leute sehr, denn sie werden überall von den Bauern verpflegt und stationenweit gefahren. Einzelne dieser Krieger, welche mit ihrer besseren Hälfte reisten, hatten eigenes Geschirr.

Am Mittag des 19. April erreichten wir das Städtchen Tjukalinsk, (ca. 1500 Einwohner) wo wir vom Kreishauptmann in dem Hause eines Kaufmanns, Herrn Jeslow, eingeführt und hier bewirthet wurden. Neben anderen Schnäpsen, denn um solche dreht es sich in Sibirien in erster Linie, prangte in zierlicher, mit Sand bestreuter Flasche und entsprechendem Portraitetiquett ein „Bismarkbitter," der in Omsk fabricirt wird und von der Beliebtheit zeugt, welcher unser grosser Reichskanzler, wie allenthalben, auch im fernen Sibirien sich erfreut.

Die Umgegend von Tjukalinsk producirt viel Getreide und hat 200 Werst in der Runde 62 Dörfer mit 22,000 Dessjatinen Ackerland aufzuweisen. Die vielen und grossen Seen, welche unzählige Wasservögeln beherbergen, haben einen grossartigen Handel in Taucher- und Schwanenbälgen entwickelt, in welchen unser Wirth besonders thätig war. Vorzüglich sind die Brustfelle der Steissfüsse*) gesucht, die unter dem Namen „grêbe" zu Muffen und ähnlichen Damenartikeln verarbeitet werden. Doch scheint dieser Handel in den letzten Jahren gesunken, denn während unser Wirth früher 30,000 Felle nach Moskau ausführte, bringt er es jetzt nur auf 15,000 Stück. Im Engrospreise gilt das Fell eines Haubensteissfusses (Podiceps cristatus), der grössten Art, 70 Kopeken; 2 mittlere Steissfüsse (P. subcristatus) oder 3 kleine Ohrensteissfüsse (P. cornutus) werden gleich einem grossen gerechnet; in Moskau das Paar 2 Rubel 50 bis 2 Rubel 80 Kopeken. Im Ganzen kommen im Kreise Tjukalinsk jährlich an 100,000 Grêben und 10,000 Schwanenbälge

*) Schon zu Pallas' Zeit (1773) wurden am See Tschany unzählige Steissfüsse gefangen; damals galten die Brustfelle allerdings nur 3—5 Kopeken das Stück. (Reise III. p. 463.)

in den Handel; letztere werden mit 1 Rubel 80 Kopeken das Stück bezahlt. Der Absatz an Elsternflügeln hat ebenfalls nachgelassen, belief sich aber noch vor ein paar Jahren auf Millionen; das Paar zu 8 Kopeken gerechnet.

Wir hatten mehrmals wegen Achsenbrüchen Aufenthalt gehabt, auch wegen tiefer Dunkelheit und Schnee in der Nacht etliche Stunden liegen bleiben müssen und waren daher erfreut, dass uns der Morgen des 20. April einen schönen, klaren, wenn auch kalten Tag brachte. Mit leichter Mühe wurde daher der Irtisch gegen 8 Uhr erreicht und was noch besser war, Dank der sehr durablen Eisdecke, ebenso leicht passirt. Am jenseitigen, rechten Ufer, liegt entsprechend der Färbung der hohen Uferwand das Dorf Krasno-



jarskaja, (Rothes Hochuferdorf), von wo es nur noch 44 Werst bis Omsk sind. Wir kamen hier in eigentliche Steppe, eben wie der Tisch, dabei fest und konnten daher zum ersten Male fahren, wie man eigentlich in Sibirien fährt, d. h. in Carrière 18 Werst in einer Stunde, also die Werst in etwa 3 Minuten, was für eine deutsche Meile etwa 25 Minuten ausmacht.

Das Land ist hier ziemlich angebaut und man war jetzt eben beschäftigt, die Stoppeln und das Unkraut anzuzünden, was nur im Frühjahr erlaubt wird, weil im Herbst für die in Feimen stehenden Garben Gefahr vorhanden ist. Wir sahen also Steppenbrand, allein derselbe kam mir, gegenüber der so oft im Westen der Vereinigten Staaten gesehenen brennenden Prairie, sehr unbedeutend vor und

konnte zumal mit den brennenden Weizenstoppeln Californiens keinen Vergleich aushalten. Aber in Omsk sahen wir dann in der Nacht Steppenbrand, der den Himmel weithin röthete und ein ungemein imponirendes Bild gewährte. Das Abbrennen der Steppe soll hauptsächlich dazu dienen Unkraut zu vertilgen und den Boden für den Landbau geeigneter zu machen. „Die Wirkung des Brandes ist eine überraschende, fabelhafte. Schon nach 2 bis 3 Nächten (!) prangt die ganze Steppe im grünen Schmelz des duftenden Maiwuchses, durchwirkt von Anemonen und Ranunkeln, wie ein aufgerollter Teppich von riesigen Dimensionen. (!) Es ist interessant zu sehen, und auch dem minder kundigen Auge bemerkbar, wie nicht nur früher und schneller und um Vieles üppiger die Entwickelung der Fluren vor sich geht, sondern auch die Bezirke neuester und älterer Brandstellen am wechselnden Grün, magerer und langsamerer Vegetation leicht zu unterscheiden und die agronomischen Vortheile des Feuers unwiderlegbar und augenfällig festzustellen sind.“ (Hellwald Centralasien p. 18.) Diese blühende Schilderung klingt jedenfalls sehr schön, ist aber nicht ganz zutreffend. Wenigstens haben wir von der überraschenden Wirkung des Brandes nichts gesehen, und was den agronomischen Vortheil desselben anbelangt, so ist Pallas anderer Meinung. Gegen 1 Uhr langten wir in Omsk, der Hauptstadt Westsibiriens an und stiegen im Hôtel Moskau ab, wohin uns der Kreischef von Tjukalinsk, Constantin Iwanowitsch Kisseleff, begleitet hatte. Wie unterwegs wiederholt, so passirte auch hier noch ein „Accident,“ indem gerade auf dem Marktplatze, kurz vor dem ersehnten Hafen, die Tarantass des Kreischefs zusammenprasselte. Aber nitschäwo! daran waren wir bereits gewöhnt!

III. Kapitel.

Längs der Irtischlinie.

(Omsk bis Semipalátinsk.)

Die Hauptstadt West-Sibiriens. — Protestanten. — Katholiken. — Das alte Omsk. Der General-Gouverneur Kasnakoff. — Ein taubstummer Weltreisender. — Militair-Gymnasium. — Prof. Slovzoff. — Osterläuten. — Sibirische Festtagsfeier jetzt und sonst. — Kosakenparade. — Reiterkunststücke. — Wildpferd oder Kulan. — Fahrpostverhältnisse. — Trinkgelder. — Neuere russische Belletristen. — Schnelligkeit im Reisen. — Zu Gmelin's Zeiten. — Kosakenlinie. — Dörfer. — Vortheilhaftes Aussehen ihrer Bewohner. — Landbau. — Heuschrecken. — Fischreichthum des Irtisch. — Steppe am Irtisch. — Steppensee'n. — Vegetation. — Thierleben der Steppe. — Kirghisen. — Jurten. — Bezirk Pawlodar. — Verderbliches Creditsystem. — Erzlagerstätten der Steppe. — Dioptas. — Steppenrindvieh. — Fettsteissschafe. — Ziegen. — Kameele. — Irtisch bei Hochwasser. — Unerwartetes Steckenbleiben. — „Buran". — Primitive Schmieden. — Podpusknaja. — Gyps. — Steppenbeleuchtung. — Luftspiegelungen. — Kameele im Einspann. — Reitochsen. — Anstehendes Gestein. — Verschiedenheit der Kiefer. — Berge. — Dünengebirge. — Durchgehen. — Ankunft in Semipalátinsk.

Omsk mit über 30,000 Einwohnern (30559)*) macht weder von Weitem noch im Innern einen imponirenden Eindruck und kann sich in dieser Hinsicht nicht annähernd mit Jekaterinenburg messen. Aber es bewahrt so recht den Typus einer sibirischen Stadt, und zeichnet sich wie alle diese durch grosse Ausgedehntheit seiner grossen Plätze und breiten Strassen aus. Der Om, welcher hier in den Irtisch mündet, durchschneidet die Stadt. Am rechten Ufer des Om befinden sich ausgedehnte Vorstädte, mit vielen, ziemlich ärmlich aussehenden Holzhäusern und Baraken, zugleich auch die ehemalige Festung, deren Wälle grösstentheils im Laufe des Jahres 1876 fielen. An ihrer Stelle wird sich die „Sibirische Universität" erheben, falls

*) Die eingeklammerten Zahlen sind stets den nach den Materialien des statistischen Central-Comités bearbeiteten Tabellen im St. Petersburger Kalender für 1876 entnommen.

unter den concurrirenden Städten Omsk als Sitz erwählt wird. Dadurch würde „der Kriegsgott den Musen weichen müssen" und ihnen nicht mehr so feindlich gegenüber stehen als wie Pallas vor mehr als 100 Jahren in seinen Betrachtungen über Omsk aussprach. — Wir fanden die Wälle übrigens noch theilweise erhalten und sogar noch mit ein paar Geschützen versehen. Die Festung enthält im engen Gewirr viele, meist grosse und steinerne Regierungsgebäude, Kasernen, Magazine, Kirchen, das Gefängniss u. s. w. Die eigentliche Stadt welche sich zwischen dem linken Ufer des Om und dem rechten Ufer des Irtisch ausdehnt, besteht ebenfalls vorzugsweis aus Holzhäusern, hat aber auch aus Ziegeln erbaute, unter denen sich die grossen, weissgetünchten Regierungsgebäude, wie die Residenz des General-Gouverneurs, das Militärgymnasium, eine frühere Tuchfabrik*) zum Armeebedarf, welche aber jetzt still steht, sowie verschiedene Kirchen auszeichnen. Unter den letzteren ist die Kosakenkirche wol die grösste, aber die Moschee der Kirghisen zeichnet sich ebenfalls durch Umfang und massiven Bau aus. Ausserdem giebt es eine katholische und eine protestantische Kirche, letztere die zweite welche wir seit Jekaterinenburg antrafen. Wie in der letzteren Stadt Herr Pastor Schilling so war auch hier Herr Pastor Mickwitz ein Deutscher, aus den Ostseeprovinzen, der uns vielfach freundliche Auskunft gab und geben konnte. Denn die Herren Geistlichen in Sibirien haben so ausgedehnte Amtsbezirke, dass sie oft sehr weite Reisen machen müssen. Wenn ich nicht irre, giebt es in ganz Westsibirien nur 5 protestantische Kirchen und eben so viel Geistliche, nämlich ausser in den beiden genannten Städten noch in Barnaul, Tomsk und Tobolsk. Freilich ist die Anzahl der Glaubensgenossen dieses Bekenntnisses eine sehr spärliche, denn sie beträgt nach den amtlichen Listen kaum 6009, wovon auf das Gouvernement Semipalátinsk 5, sage fünf, verzeichnet werden. Wir verdankten Herrn Pastor Ebert in Moskau freundliche Empfehlungen an seine sibirischen Amtsbrüder.

Ueber die Verhältnisse der Katholiken, die jedenfalls ähnlich sein werden, weiss ich nichts zu berichten, als dass diese Kirche bei Weitem zahlreicher vertreten ist wie die protestantische (über 24000, davon 174 im Gouvernement Semipalátinsk), im Ganzen stattlichere Gotteshäuser besitzt und dass die Geistlichen meist Polen sind.

*) Als A. v. Humboldt 1829 hier war, beschäftigte diese Fabrik mit 40 Stühlen 140 Arbeiter und lieferte das Tuch zur Bekleidung von 8000 Kosaken.

Zu Gmelin's Zeiten (1734) scheint „Omskaja Krepost", im Jahre 1716 gegründet, noch sehr unbedeutend und nichts mehr als alle anderen der zahlreichen kleinen Festungen gewesen zu sein, denn Gmelin, der sonst Alles sehr ausführlich zu beschreiben pflegt, sagt nur: „Es sind Häuser, die mit einem Ostrog, einem kleinen Graben und spanischen Reutern umgeben sind. Innerhalb dem Ostrog befinden sich auch einige wenige Stücke." Die Beschreibung, welche Pallas 1771 von dem 1768 gegründeten „neuen Omsk" giebt (Reise 2, 2 p. 449) lautet freilich ganz anders und rechtfertigt den Schlusssatz: „Kurz, alles ist in der Anlage in Acht genommen, um Omsk der glücklichen Zeiten der grössten Kayserinn und Allerhöchstdero vortrefflichen Absichten würdig zu machen." Damals zählte die Festung schon 200 Wohnhäuser. Der Sitz des General-Gouverneurs von West-Sibirien, früher in Tobolsk, ist nach Omsk verlegt worden wegen seiner centralen Lage zu den untergebenen Gouvernements: Tobolsk, Tomsk, Semipalátinsk und Akmolinsk. Dieses trägt auch wesentlich zur Hebung der Stadt bei. Auf General-Gouverneur von Kruschoff folgte seit 2 Jahren General von Kasnakoff, General-Adjutant Sr. Maj. des Kaisers. Schon in St. Petersburg wurde uns die Ehre zu Theil, ihm vorgestellt zu werden. Seinen vorausgeschickten Befehlen hatten wir es vorzüglich zu danken, dass wir bisher und noch mehr in der Folge überall die beste Aufnahme fanden. In der kurzen Zeit seines Wirkens hat General Kasnakoff bei Bereisung seiner Gouvernements und im Verordnungswege zur Hebung West-Sibiriens wohl schon mehr als irgend einer seiner Vorgänger beigetragen und zwar in allen Branchen der untergebenen Ressorts. — Auf Verbesserung der Justiz und Polizei ebenso bedacht, wie auf Hebung des Handels, Verbesserung der Verkehrsmittel und Wege, ist auch das Unterrichtswesen gebührend von ihm berücksichtigt worden. Gymnasien, höhere Mädchenschulen, wie niedere Volksschulen entstehen überall neu, ebenso eigene Schulen für Kirghisen und Ostiaken etc. Besonders ist er aber in dem Lehrerseminar Omsk auf Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte bedacht und die Gründung einer ersten „sibirischen" Universität seine Lieblingsidee. Von welcher Wichtigkeit die Verbesserung und Vermehrung des Unterrichts in Sibirien aber ist, wird Jedem klar, der die Riesenausdehnung dieses Landes bedenkt. Christ und Mohamedaner, wie der Heide haben seine Gerechtigkeitsliebe nur zu loben. Uebergriffen und Unzulässigkeiten arbeitet er mit aller Strenge entgegen und

selbst das russische Stiefkind, der Wald, hat in ihm einen Beschützer gefunden. West-Sibirien darf sich daher mit Recht zu einem solchen General-Gouverneur Glück wünschen, denn bei den hohen organisatorischen Talenten des Generals ist wol keiner mehr als Kasnakoff berufen, die Entwickelung und das Wohl des Landes in bisher ungeahnter Weise nicht nur anzubahnen, sondern auch durchzuführen.

Da der Herr General-Gouverneur abwesend war, so eilten wir Ihrer Excellenz unsere Aufwartung zu machen um sie zu bitten, ihrem Herrn Gemal für die Fürsorge, welche er für uns zu treffen die Güte hatte, unseren aufrichtigsten Dank zu versichern. Die Generalin war so liebenswürdig uns zur Tafel einzuladen und liess die Einrede, dass wir nur im Besitze von Reisekleidern seien nicht gelten: „Nordenskjöld habe auch nicht im Fracke kommen können!"

Da Omsk nicht nur die Hauptstadt West-Sibiriens ist, sondern zugleich die des Gouvernements Akmolinsk, so machten wir dem Gouverneur desselben General v. Zitowitsch, Excellenz unseren Besuch und wurden ebenfalls zum Dinner eingeladen, wo wir neben anderen interessanten Persönlichkeiten einen sehr merkwürdigen Reisenden kennen lernten, Herrn Griolet de Geer, „Numismate et membre de plusieurs sociétés savantes" aus Genf.

Dass der genannte Herr von Omsk nach Peking, Jeddo und über San Francisco zur Weltausstellung in Philadelphia zu reisen beabsichtigte schien an und für sich nicht so aussergewöhnlich merkwürdig, aber dass er diese Reise unternahm, trotzdem er taubstumm war, musste ihm jedenfalls besondere Theilnahme zuwenden.

Und diese verdiente er in der That in hohem Maasse, denn er war ein ebenso liebenswürdiger als kenntnissreicher Mann, der unablässig sein Pergamentblatt in der Hand hielt, um Fragen zu stellen und Notizen zu machen. Freilich konnte er ohne Hilfe eines Dolmetschers nicht wohl durchkommen, aber sein Begleiter sprach ausser russisch auch deutsch, französisch, englisch und chinesisch; dafür war er aber auch in Kiachta geboren. Herr Griolet hätte uns sehr gern in den Altai begleitet und würde, obwol in gesetzteren Jahren, bei seiner seltenen Energie und Beweglichkeit ohne Zweifel die Reise gut ausgehalten haben, er zeigte aber unter kläglichen Geberden und Gesten, die nicht misszudeuten waren, auf seinen Dolmetscher, dessen Leibesumfang für Gebirgsritte eben nicht eingerichtet schien. Dieser taubstumme Weltreisende erinnerte mich sehr an den Engländer Holmes, den Hansteen erwähnt. Obschon völlig

blind, hatte er ungefähr dieselbe Reise vor, musste dieselbe aber in Krasnojarsk beschliessen, weil die Regierung ihn als einen Spion betrachtete und heimwärts dirigirte.

Dass uns die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt gründlich vorgeführt wurden, versteht sich ganz von selbst. Vor Allem galt unser Besuch dem Militär-Gymnasium, welches der Director dieser grossartigen Anstalt, General von Zitowitsch, Bruder des Gouverneurs, uns persönlich zu zeigen die Güte hatte. Es beherbergt 350 Zöglinge, von denen 250 auf Staatskosten für die Armee erzogen werden. Lehr-, Lern-, Schlaf-, Speise- und Krankensäle, ein reichhaltiges Material an Lehrmitteln, Instrumenten, Globen und Bibliothek, sowie die ganze Einrichtung zeugten von musterhafter Ordnung und konnten den Vergleich mit ähnlichen Instituten bei uns, unter denen wol die Kadettenhäuser am meisten entsprechen dürften, aushalten. Die Schüler haben einen sechsjährigen Cursus durchzumachen; der Unterhalt eines jeden kostet der Krone 420 Rubel jährlich.

Unter den zahlreichen Lehrern waren für uns Professor Kury der Deutsch lehrt und ein Deutscher (geborener Badenser) ist, sowie Professor Slovzoff ganz besonders anziehende Persönlichkeiten. Der Letztere ist Lehrer der Naturgeschichte, dabei ein enthusiasmirter Sammler und Naturforscher. Ihm hat das Gymnasium ein zoologisches Museum zu verdanken, wie es die meisten derartigen Anstalten bei uns wol kaum aufzuweisen haben, und was noch mehr Anerkennung verdient, er hat Alles fast selbst und aus eigenen Mitteln zusammengebracht. Zu diesem Zwecke unternimmt er jedes Jahr mehr oder minder ausgedehnte Reisen, die ihn wiederholt an den Balchasch und bis Obdorsk führten. Obwol Iwan Jacowlevitsch eigentlich Alles sammelt was denkbar ist und der Zoologie in erster Linie seine Aufmerksamkeit zuwendet, so ist er doch am meisten Botaniker. Wir konnten leider nicht daran denken das riesige Herbarium nur annähernd so genau anzusehen, als die zoologischen Sammlungen, wo einige Bestimmungen sehr willkommen waren, und haben uns dadurch den Tadel sibirischer Blätter, oder vielmehr des „Ssibir“ zugezogen, denn in ganz Sibirien erscheinen eben nur 2, sage zwei Zeitungen, eine wöchentliche und eine monatliche!

Auch das grosse Militärhospital und Gefängniss mussten wir besichtigen, aber unser liebenswürdiger Führer Oberstabsarzt Dr. Dietrichs wird es mir verzeihen, wenn ich auf beide trefflich geleiteten

Anstalten nicht näher eingehe, denn das Urtheil eines Laien kann ja doch nur gleichgültig sein.

Obwol wir bereits vor 5 Tagen in Jalutorowsk das Osterfest mit begangen hatten, so fanden wir hier noch Alles im Feierkleid und feiernd, d. h. die Geschäfte, selbst die Läden waren geschlossen und es gelang mir nur mit Mühe ein Paar Stiefeln zu kaufen. Ganz besonders musste dem Fremdlinge das von Früh bis Abend ununterbrochene Glockengebimmel auffallen, denn ein eigentliches, feierliches Läuten kennt man in Russland nicht. Während der Osterzeit herrscht nämlich hier die Sitte, dass Jeder gegen ein Trinkgeld an den Küster läuten darf und von dieser Freiheit wird natürlich in umfassender Weise Gebrauch gemacht. Im Uebrigen war auch sonst für Volksbelustigung durch Schaukeln, Karoussels u. s. w. gesorgt. Wir besuchten sogar eine Bretterbude, in welcher eine Art Kasperle-Theater aufgeführt wurde, verliessen dasselbe aber bald wieder, da wir von dem offenbar sehr humoristischen Vortrage doch nichts verstanden, als dass auch der russische Kasperle wie bei uns als ultimo ratio Alles prügelt und todtschlägt. Trotz der herrschenden Fröhlichkeit wunderte ich mich im Ganzen wenig Betrunkene zu sehen, wie ich überhaupt gestehen muss, dass mir dieses Laster viel weniger aufgefallen ist, als in Holland, England und Amerika. Ich will damit indess keineswegs die allzugrosse Nüchternheit des Sibiriers behaupten, aber jedenfalls haben sich die Verhältnisse seit Gmelin's Zeit (1736) wesentlich gebessert, der die zügellosen Ausschweifungen so oft schildert, am kräftigsten wol in der folgenden Darstellung (Reise II. p. 173): „Gewiss, es scheint, als wenn dergleichen Feiertage mehr dem Teufel, als GOtt gewidmet seyn, und diese Aufführung dienet den häufigen Heiden dieser Gegend zu keinem guten Exempel da sie sehen, dass das höchste Gut der Sibiriaken im Sauffen besteht. Das Sauffen aber, womit die Leute in diesen Tagen vor andern besessen sind, bestehet nicht darin, dass sie sich nur etwa des Abends voll sauffen. Kein Sterndeuter würde ihnen eine glückliche Stunde sagen können, darin sie nicht saufen dürften, denn eine Stunde ist ihnen wie die andere. Mit dem Christtage findet sich ein ansteckendes hitziges Fieber bei ihnen ein, bei welchem schon im andern und dritten Tage die Leute zu rasen anfangen; und die Krankheit bricht sich endlich den vierzehnten Tag durch eine ungemeine Raserei. Sie erholen sich zwar wieder davon, allein erst in 5 bis 6 Wochen. Sie bekommen nämlich die Woche vor den

vierzigtägigen Fasten einen neuen Anstoss davon mit der grössten Raserei, wovon sie sich doch in 8 Tagen wieder hergestellt befinden. In dem Frühjahre und allezeit mit dem Ostertage kommt diese Krankheit ordentlich wieder, nur dass sie wegen der grossen vorhergegangenen Fasten etwas bösartiger ist und sich deswegen auch früher, nämlich in dem siebenten Tage endiget! Und gleichwie Leute, welche eine schwere Krankheit ausgestanden haben, lange Zeit gebrauchen, um sich wieder zu erholen, also geht es auch hier. Es hält schwer, dass sie wieder in ihre vorige Lebensart kommen, welche darin besteht, dass sie sich etwa nur alle 4 Tage vollsaufen. Denn die Krankheit stellet sich sehr oft mit frischer Heftigkeit ein, worin sie 8 Tage in einem fort sauffen, und ich finde gar, dass dieses eine neue Art von hitzigem Fieber ist, welche wie die fallende Sucht beständig ihre Anfälle hat und sich nicht eher als mit dem Leben endigt."

Der Herr Gouverneur hatte nicht so Unrecht als er humoristisch meinte, er könne uns in Omsk leider keine anderen Sehenswürdigkeiten als 2 Wildpferde und die Kosaken*) zeigen, denn wenigstens die Letzteren boten für uns in der That ein ebenso neues als überraschendes Schauspiel. Die einzelnen Specimina, welche wir bisher von Kosaken als Ordonanzen bei Ispravniks u. s. w. sahen, hatten gerade keinen unvortheilhaften Eindruck gemacht, aber sie konnten nicht entfernt eine Ahnung von dem imposanten Anblicke aufkommen lassen, welchen die zur Parade aufgestellte Sotnie (Schwadron) gewährte, zu der uns der Gouverneur am Sonntag, den 5. April, eingeladen hatte. Das waren ganz andere Kosaken, als wie sie sich unsere Vorstellung nach den Erzählungen unserer Väter und Abbildungen aus dem Jahre 1813 gebildet hatten; in stramm militärischer Haltung hielt hier ein Reitertrupp, wie man ihn sich stattlicher nicht denken konnte. Freilich waren es Elitetruppen, nämlich die Lehrschwadron sibirischer Kosaken,**) durch welche Instructeure für

*) Ich behalte die bei uns eingebürgerte Schreibweise bei, doch muss eigentlich, wie bei so vielen russischen Wörtern das o der ersten Silbe als a ausgesprochen werden, also nicht „Kosak" sondern „Kassak."

**) Das sibirische Kosakenheer besteht im Kriege aus 9 Reiter-Regimentern zu 6 Sotnien, von denen 1876.77 3 in Westsibirien und Turkestan einberufen waren. Im Frieden stellt es Truppentheile und Kommandos (Lehrsotnien) auf. — Das Ssemirätschinsk'sche Heer stellt 2 Reiter-Regimenter. — Die Infanterie Kosaken-Kommandos von Bereosow, Surgut und Narym besorgen in den betreffenden Städten

die weiten Districte ausgebildet werden. Um den bei uns mit dem Wort Kosaken, oder richtiger Kassaken, verbundenen Vorstellungen von ruppig aussehenden Kerlen, auf kleinen, mageren Pferden in besonders hohen Sätteln zu begegnen, mag erwähnt sein, dass die Pferde durchaus sich mit unseren Husarenpferden messen konnten und in ähnlicher Weise gesattelt waren. Die Leute nahmen sich in ihrem schwarzen Uniformrocke mit rothen Paspoils, breiten rothen Streif an den weiten, in den Stiefeln steckenden Hosen und hoher Pelzmütze („Papache") aus kirghisischen Lammfellen, sehr proper und adrett aus. Die Bewaffnung besteht in Lanze, einem langen Säbel („Schaschka") dessen Griff von keinem Bügel oder Korb geschützt ist und einem langen Percussionsgewehr. Nachdem die Sotnie einige Evolutionen ausgeführt hatte, begannen die eigentlichen Reiterkünste. Die „Gartenlaube" brachte (No. 50. 1877.) unter dem Titel „Ein Husarenstückchen" eine hübsche Abbildung, welche die bekannte, von mehreren Husarenregimentern sich zugeschriebene Geschichte illustrirt, wo bei einer Parade ein Junge vor die dahertrabende Front gerathen ist und von einem aus dem Gliede vorsprengenden Husaren im Galopp auf den Sattel gehoben und so gerettet wird, aber ich denke, dies Kunststück würde wol jeder dieser Kosaken ohne Mühe ausgeführt haben. Denn wir sahen sie in voller Carrière kleine Heubündel vom Boden aufheben, und wenn dies eben auch nicht Allen gelang, so ist ein so kleines Heubouquet eben kein Bube. Bei diesem Manöver muss sich der Mann mit dem ganzen Körper zur Erde herabbiegen, so dass in der That von der entgegengesetzten Seite gesehen nur ein Fuss und die Hand sichtbar wird. Aehnlich, aber weniger gedeckt erschien der Reiter,

---

den Wachtdienst. Mit Kosaken der eben genannten Abtheilungen trafen wir auf unserer Reise zusammen.

Ausserdem kommt für Sibirien in Betracht: das Heer von Transbaikalien, des Amur, die Kosaken des Gouvernements Irkutsk und Jennisseisk, das Jakutsk'sche Stadtinfanterie-Regiment und das Regiment Kamschatkas (2 Sotnien Kommando) im Hafen Petropawlowsk. — Sibirien stellt also im Ganzen im Kriege 11 Reiterregimenter à 6 Sotnien, 8 Reiterregimenter à 4 Sotnien, und 5 einzelne Sotnien; 9 Infanterie-Bataillone à 5 Sotnien, 2 Bataillone à 4 Sotnien, 2 Reserve-Bataillone, 6 Wachtkommandos in Städten, 2 Batterien à 8 Geschütze. — Siehe hierüber: Schnehen: „Die Land- und Seemacht Russlands" (Berlin 1877); v. Lengenfeldt: „Das heutige Russland" (1876), sowie den Gothaischen Hofkalender. Ueber Organisation und Bewaffnung der Kosaken siehe auch: Stumm: „Der russische Feldzug gegen Chiwa" 1875. p. 203 — 335. —



N. d. N. v. O. Finsch. — gez. v. M. Hoffmann.

Kosaken: Reiterkünste.

wenn er sich im vollen Rennen herabbiegen musste, um nach einem tellergrossen, weissen Papiere zu schiessen. Freilich trafen es die Wenigsten, aber daran waren auch zum Theil die vielen Schüsse, welche in Folge schlechter Zündhütchen versagten, schuld. Sehr imposant machte es sich die Reiter im Sattel stehend daherjagen zu sehen, eine Kunst, welche namentlich die Officiere graziös und meisterhaft verstanden, denn sie verschmähten es meist, in den über's Kreuz gelegten Bügeln zu stehen, wie es sonst die Meisten thaten und wie dies die beigegebene Abbildung nach einer, von mir an Ort und Stelle aufgenommenen Skizze veranschaulicht.

Einzelne Künstler sprangen im vollen Jagen aus dem Sattel, berührten die Erde und schwangen sich wieder in denselben, andere sprengten auf dem Kopfe stehend daher. Kurzum es wurden Kunststücke zum Besten gegeben, deren sich weder Rothhäute noch Gaucho's zu schämen brauchten, ja, die sich in jedem Circus sehen lassen durften. Was uns billig enttäuschte war, dass wir gar keine Exercitien mit der Lanze ausführen sahen, die ich gerade für die Hauptwaffe gehalten hatte. Aber wir konnten auch so voll zufrieden sein, und als die Schwadron abschwenkte, mit den Sängern voran, die noch ihre eigenthümliche Gesangsweise zum Besten gaben, konnten wir dem Gouverneur unseren aufrichtigen Dank für den Genuss dieser seltenen Gala-Vorstellung aussprechen, die uns vielleicht nicht zum zweiten Male geboten werden dürfte.

Hatten wir bei der Parade nach gewöhnlichen Begriffen „wilde Pferde" gesehen, so konnte uns Obrist Appolon Iwanowitsch Russinoff mit dem Anblick von „Wildpferden" erfreuen. Es waren zwei Exemplare jener eigenthümlichen Species der südwestlichen Steppen Asiens, welche bei den Kirghisen unter dem Namen „Kulan" bekannt ist und die sich wahrscheinlich von dem „Dschiggetai" der Mongolen nicht unterscheidet. Jedenfalls ist es die von Pallas als Equus hemionus beschriebene Art, mit kürzeren Ohren und daher mehr pferdeartigem Aussehen, welche sich von der gewöhnlich als Kulan bezeichneten Art (Equus onager) aus Persien schon durch den Mangel des schwarzen Schulterquerstreifs unterscheidet. Der „Kiang" (Equus Kiang Hodgs.) aus Hochtibet scheint eine zwar nahe verwandte, aber durch bedeutendere Grösse wohlunterschiedene Art, soweit ich nach wiederholtem Studium der Exemplare in den Museen von Leiden und London zu urtheilen vermag. Wir hatten später am Saissan Nor die Freude „Kulans" in der Wildniss zu

sehen, aber sie blieben uns so fern, dass es mir lieb war diese „zahmen“ beschrieben und gezeichnet zu haben. Und in der That, soweit man bei einem Kulan von Zähmung sprechen kann, waren sie es. Obrist Russinoff, der Chef der Kirghisen ist, hatte die Thiere ganz jung aus der Steppe Bekpak-Dala am Tschuflusse in Nord-Turkestan erhalten und von einer jungen Falbenstute säugen lassen. An die Letztere waren die beiden Wildlinge so gewöhnt, dass sie mit ihr und anderen Pferden frei auf der Steppe weideten, und obwol der Hengst schon 2 Jahre, die Stute sogar bereits 3 Jahre alt war, suchten sie doch noch das Euter ihrer Pflegemutter. Die Thiere wurden uns durch Kirghisen vorgeführt und zeigten sich ziemlich willig, gaben aber doch Beweise ihrer Virtuosität im Ausschlagen, wobei der Hengst hauptsächlich die Hinterfüsse, die Stute die Vorderfüsse in Anwendung brachte. Aber die braven Kirghisen verstanden es ebenso gut den Schlägen auszuweichen. Diese Kulans waren in der That prächtige Thiere und hatten, wie erwähnt, in ihrer Erscheinung mehr vom Pferde als vom Esel. Die Hauptfärbung ist ein hübsches Gelbbraun; die Schnauze. die untere Hälfte der Backen, des Halses und Bauches, ein Fleck vor dem Hinterschenkel, sowie ein scharf begrenzter Spiegelfleck auf dem oberen Theile der Keulen und die Beine sind weiss. Das Ohr ist schöner geformt als beim Esel, aber länger als beim Pferde; innen weiss, mit schwarzgesäumter Spitze, der obere Rand der Hufe hat ebenfalls einen schwarzen Saum. Die buschige, aufrechtstehende Mähne, welche sich vom Hinterkopf bis zum Widerrist erstreckt ist schwarz, wie der jederseits weiss gesäumte Rückenlängsstreif, der sich verschmälert über den Schwanz herabzieht, welcher in eine aus steifen Haaren gebildete Quaste endet, die bis zum Hackengelenk herabreicht. Die Thiere trugen bereits das sehr kurzhaarige Sommerkleid; im Winter sind sie mit einem weit längeren, fast zottigen Pelze bekleidet. Da sich bei dem unzuverlässigen Wesen der Thiere nicht wol Messungen ausführen liessen, so gebe ich die Maasse eines alten männlichen Kulan, welches ich später in Saissan erhielt, um das naturhistorische Bild dieses interessanten Steppenbewohners zu vervollständigen.

Ganze Länge von der Nasenspitze bis zum Ende der längsten Schwanzhaare: 10 Fuss; Schulterhöhe 3′ 10″; Kreuzhöhe 3′ 11½″; Kopflänge vom Nasenloch bis zum vorderen Ohrrande 1′ 8½″; Länge des Ohrs von der hinteren Basis bis Spitze 7¾″; Kopflänge

von Nasenspitze bis Hinterkopf 2'; Halslänge vom Hinterkopf bis Schulterhöhe 1' 9½": Rückenlänge von der Schultermitte bis zur Schwanzwurzel 3' 9½": Schwanzlänge der Rübe 1' 3½"; Ganze Schwanzlänge bis Ende der Haarquaste 2' 7½"; längstes Schwanzhaar 1' 4"; längste Mähnenhaare 5¾": Höhe des Hufes vorderseits 2¾", hinterseits 1½".

Herr Obrist Russinoff hatte die Güte der Expedition die beiden seltenen Thiere zum Geschenk anzubieten, doch mussten wir dasselbe in Anbetracht unserer noch bevorstehenden weiten Reise leider dankend ablehnen. Ich unterliess es indess nicht das interessante Thierpaar, welches alle Aussicht auf Fortpflanzung bot, einem deutschen Thiergarten zuzuwenden und Obrist Russinoff war auch gern bereit dasselbe dem Berliner zu schenken, wenn derselbe die Transportkosten übernehmen wolle. Ich beeilte mich daher sogleich in Berlin anzufragen, erhielt aber, ebensowenig als der Obrist, irgend einen Bescheid(!), wie ich später erfuhr aus dem Grunde, weil der Garten bereits einen Kulan besass.

Neben den Genüssen und Freuden des geselligen Verkehrs und der Belehrung durch Wort und Anschauung, galt es aber auch practische Angelegenheiten zu erledigen, vor allen Dingen mussten Tarantassen zur Weiterreise besorgt werden, was nicht so leicht war als es schien. Denn wir hatten schon mit Tjumén die grosse Linie der sogenannten „freien Post," welche einem Generalpächter übergeben ist, verlassen und traten in andere Verhältnisse ein. Von Nishnej an ist das Fortkommen nämlich sehr bequem gemacht. Man muss für die grössern Zwischenstrecken Nishnej, Kasan, Perm, Jekaterinenburg, Tjumén das ganze Fahrgeld am Ausgangspunkte entrichten und bedarf keines kaiserlichen Postfahrscheines, einer sogenannten Podoroschna, die seit 1874 im ganzen europäischen Russland überhaupt abgeschafft ist. Von Nishnej bis Tjumén werden für das Pferd pro Werst 4 Kopeken, für den Wagen ebensoviel erhoben. Man bekommt einen quittirten Schein hierüber, der die näheren Bestimmungen enthält, sowie die Stationen, auf welchen der Posthalter Ankunfts- und Abgangszeit eintragen muss. Für die in Kronsangelegenheiten Reisenden sind die Formulare der Post-Quittungen mit rother Dinte ausgeschrieben, zum Zeichen, dass die Inhaber derselben in der Beförderung anderen vorgehen. Es ist also scheinbar Alles sehr schön geordnet, denn sogar die Stationen sind aufgeführt, wo die Wagen geschmiert werden müssen und in

jedem Stationszimmer liegt ein Beschwerdebuch aus, welches in origineller Weise mit einem Siegel gleich auf den Tisch petschirt ist. Hier kann jeder Reisende berechtigte Klagen eintragen; ich habe mir aber sagen lassen, dass dies keinen grossen Erfolg hat, da diese Bücher wol selten an die vorgesetzte Behörde gelangen. Und dass die russische Postverwaltung noch nicht à la Stephan eingerichtet ist, wird Niemand verlangen, denn bei uns wird kein Post-Kassencontroleur, dessen Ankunft man schon Tage zuvor genau weiss, mit einem Balle gefeiert, wie uns dies in Russland erzählt wurde.

Das Reisen ist übrigens nicht so billig, denn wir hatten für die 1667 Werst (circa 238 deutsche Meilen) lange Strecke Nishnej-Tjumén allein für Pferde und Wagen 659 Rubel (nach damaligem Course über 1700 M.) bezahlt und dazu kommt noch eine beträchtliche Summe an Trinkgeldern für die Jemtschiken, an Aufsicht für den Stárost u. s. w. Die Jemtschiken haben übrigens nichts zu verlangen, aber man muss sich ihre Gunst immer durch Trinkgelder erkaufen, denn wenn der Kutscher eben reglementsmässig zu fahren besteht, wobei er in der Stunde nur 12 Werst, bei schlechtem Wege sogar nur 8 Werst zurückzulegen braucht, kommt man kaum schneller als mit der Post bei uns vorwärts. Und trotz den Trinkgeldern hat man mit den „Kunden," wie sich Martin Dserwit auszudrücken pflegte, seinen steten Aerger, denn sie sind selten zufrieden, namentlich längs der grossen Strasse. Hier genügt es übrigens für die Station jedem Jemtschik, je nach der Entfernung, 15—25 Kopeken zu geben; in Sibirien werden 10—15 als sehr nett angesehen, und ich erkundigte mich bei gewiegten Reisenden, die nie mehr als 5—10 Kopeken bezahlen. Der Postmeister ist übrigens verpflichtet an jeder Station die genügende Anzahl von Pferden (oft mehrere Hundert) bereit zu halten, wenigstens unbedingt die für Couriere erforderlichen, aber bei dem grossen Verkehr der Irbit-Reisenden erleidet man indess oft Aufenthalt.

Wir hatten uns übrigens in dieser Hinsicht nicht zu beklagen und können nur mit dankbarer Anerkennung der Unterstützung gedenken, welche der „Bremske (nicht Brehm'ske) Expeditie" Seitens der Verwaltung und Beamten der freien Post zu Theil wurde.

Von Tjumén an hat man kaum Aufenthalt zu befürchten, denn bei der geringen Anzahl von Reisenden drängen sich die Bauern einzuspannen und da sie meist Ueberfluss an Pferden besitzen, kommt es auf ein paar mehr gar nicht an. Obwol uns für die Folge fast

stets 4 bis 6 Pferde an jeden Wagen gespannt wurden, so hatten wir doch stets nur für eine Troika, d. h. ein Dreigespann, zu zahlen. Das Fahrgeld beträgt von Tjumén an nur 1½ Kopeken pro Werst und Pferd, aber es muss auf jeder Station ausbezahlt werden, was immer Aufenthalt verursacht und den Reisenden nöthigt Kleingeld in Silber und Kupfer mit sich zu führen. Für das Herleihen von Wagen bleibt der Satz von 4 Kopeken per Werst bestehen, aber man bedarf noch einer besonderen Podoroschna, für die von Omsk bis Semipalátinsk 22 Rubel zu entrichten waren. Denn wir kamen jetzt auf die Irtisch-Kosakenlinie und konnten nur auf Grund eines solchen kaiserlichen Dokuments Pferde verlangen.

Nachdem alle diese Angelegenheiten glücklich geordnet, brachen wir am Abend (6 Uhr) des 24. April auf, begleitet von den Glückwünschen unserer neuen Freunde, unter denen ich bald undankbarer Weise Herrn Hansen zu nennen vergessen hätte, einen liebenswürdigen Dänen, der das Amt eines Telegraphenbeamten bekleidete. Er war uns häufig behilflich gewesen und beschäftige sich viel mit russischer Literatur, aus der er neuere Schriftsteller ins Dänische übertrug, deren Werke er nicht genug zu rühmen wusste. Namentlich machte er mich auf: „Kudejar,“ ein historischer Roman von Kostomaroff, „Oblomow“ von Goutscharoff und „Aus dem todten Hause“ von Dostojewsky aufmerksam, die ich, da es mir bisher selbst an Zeit fehlte, der Aufmerksamkeit bestens empfohlen halten möchte.

Wir hatten jetzt die weiteste Strecke vor uns, denn von Omsk bis Semipalátinsk werden 760 Werst (circa 109 deutsche Meilen) gerechnet, die bequem in 3 mal 24 Stunden zu machen sind und zu denen ein Gouverneur oder anderer hoher Herr manchmal nur 54 Stunden braucht. Aber freilich reist so eine Standesperson ganz anders als wir es konnten, denn wenn durch die gütige Vorsorge des Gouverneurs und Obrist Russinoff's uns auch stets ein Kosak vorauseilte, so dass an jeder Station Pferde bereitstanden, so waren unsere Tarantassen eben nicht die besten und auf diese kommt es ja hauptsächlich an.*) Denn man darf in den Kosakendörfern nicht immer einen Schmied erwarten und wenn eine Achse bricht

*) Wie ausgezeichnet dauerhaft solche Wagen sein können beweisst der, welchen A. v. Humboldt auf seiner Sibirischen Reise (allerdings ein Geschenk des Kaisers) benutzte; er bedurfte bei fast unausgesetztem Gebrauch auf einer Strecke von 14500 Werst (über 2000 deutsche Meilen) nur einmal einer Reparatur.

Das Innere der Stationshäuser zeugte durchgehends von penibler Reinlichkeit und einem gewissen Komfort, den man hier schon als Luxus bezeichnen dürfte. Nicht selten war der Fussboden mit Oelfarbe gestrichen, einzeln sogar Tapeten an den Wänden und die hie und da auf Topfgewächse, namentlich Epheu, verwandte Sorgfalt, heimelte ordentlich an. Neben den üblichen unschönen, aber oft theuren Heiligenbildern (Obras) und den mehr als schlechten Moskauer Bilderbogen und ähnlichen miserablen Bilderschmuck, wie man ihn in jedem sibirischen Hause findet, zeigten sich prunkvollere Wanddecorationen: Mitglieder der kaiserlichen Familie und andere hohe Persönlichkeiten darstellend.

Für den Bau der Häuser, Uniform und Pferd haben die Kosaken selbst zu sorgen, und erhalten von der Regierung nur Waffen und Munition, sowie unbedeutende Zulagen, die z. B. für einen Wachtmeister vierteljährlich nur 3 Rubel 50 Kopeken betragen. Dagegen sind alle Kosaken steuerfrei und jedes Familienhaupt erhält 30 Dessjatinen (1 = ca. 3 Morgen) Land zum Anbau. Für Mehrbenutzung muss eine (wahrscheinlich sehr geringe) Abgabe entrichtet werden, die wol reichlich durch das Weidegeld der Kirghisen gedeckt wird, welches diese an die Kosaken, denen das Land jederseits in 30 Werst Ausdehnung von der Linie gehört, zu bezahlen haben. Soweit der Durchreisende ein Urtheil hat sind die Kosaken mehr Viehzüchter als Landbauer, denn man bekommt viel mehr Heerden als Ackerland zu sehen. Aber diese Annahme ist irrig, denn das letztere liegt, wie so häufig in Sibirien, oft weit von den Dörfern entfernt in den mit fruchtbarer Schwarzerde bedeckten Strecken und die Heerden sind grösstentheils Eigenthum der Kirghisen. Die Kosaken bauen hauptsächlich Korn, Weizen, Hirse, Arbusen (Wassermelonen), auch Tabak und machen viel Heu. Der Landbau hat übrigens in diesen Gebieten eine grosse Schattenseite und diese ist: Heuschreckenfrass. Doch ist, nach Ledebour, nicht die seltene Wanderheuschrecke die Verwüsterin, sondern andere kleine Arten (Gryllus biguttatus, clavimanus u. A.). Vergl. auch Pallas (2. 2. p, 487).

Die Kosaken beschäftigen sich auch viel mit Fischfang, für welchen der Irtisch ja ausreichend Gelegenheit bietet. Die hauptsächlichsten Fischarten, welche hier gefangen werden sind Hecht, (Esox lucius), Njelma (Coregonus leucichthys), Jas (Squalius grislagina, L.), Barsch (Perca fluviatilis), Nalym (Lota vulgaris) und eine Idus-Art (Tschebag). Unter den Stören ist der Stjerlet am häufigsten;

doch kommen auch grössere Arten vor. Schon J. G. Gmelin gedenkt des enormen Fischreichthums des Irtisch wiederholt. Wie ausserordentlich billig damals (1734) die Fische gewesen sein müssen erhellt aus der Notiz, dass er u. A. 200 „Karauschen" für 3, ein anderes Mal einen ca. 5 Fuss langen Stör für 12 Kopeken (c. 30 Pf.) kaufte. — Die Boote, welcher sich die Uferbewohner zum Fischfange bedienen, sind aus ausgehöhlten Pappelstämmen gezimmert und kommen von Urman. Ein ca. 9 Meter langes und $1^1/_2$ Meter breites Boot kostet an 20 Rubel.

Die meisten Dörfer der Linie liegen unmittelbar oder doch in nächster Nähe des Ufers, alle am rechten, so das man auf der ganzen Strecke meist den Strom im Auge behält oder sich doch nur stationsweis von demselben entfernt.

Jenseits Omsk tritt man in die typische fast baumlose Steppe, von der Sponville sagt: „wo immer man hinblickt, das Auge trifft wie am Meere nur den Horizont; nirgends eine Falte des Bodens; bei einigen Dorfschaften wachsen magere Bäume, von fast beständig wehendem Winde verbrannt und entlaubt. Der Boden ist weich, sandig, ohne jeden Stein, fast ohne Pflanzenwuchs und mit Heuschrecken bedeckt", eine Schilderung, die mir nicht ganz zutreffend scheint. Denn diesen fast baumlosen Character behält die Landschaft nicht lange bei, sondern sie bietet mancherlei Abwechselungen, die es schwierig machen, sie mit wenigen Worten zu beschreiben. Wie die „Prairie" stellt man sich bei uns gewöhnlich die Steppe als eine unabsehbare Grasfläche dar, täuscht sich aber, denn die letztere findet sich nur stellenweis und bildet dann keinen ununterbrochenen Rasenteppich, sondern wächst, ähnlich wie das Büffelgras der Prairie, in einzelnen Büscheln, ist aber länger. Auf weite Strecken ist die Steppe mit Spiräendickichten bedeckt, deren noch kahle Zweige das einförmige Gelbbraun mit grossen kirschbraunen Flecken durchsetzten. Weiterhin gesellen sich Stachelbeergestrüppe hinzu. Auch krüppelhafte, kaum 5 Fuss hohe Birken finden sich hie und da in kleinen Büschen, während man überall, wo die Strasse mit dem Irtisch zusammentrifft, wenigstens auf dem gegenüber liegenden Ufer in mehr oder minderer Ausdehnung schönen Baumwuchs von Weiden, Pappeln, Eichen, Birken und namentlich Kiefern, erblickt. Die vielen Inseln bedeckt meist undurchdringliches Weidendickicht und Rohr. Wie bei allen nördlich strömenden Flüssen Asiens ist das rechte Ufer hoch, das linke flach, aber man vermisst am Irtisch

jene hohen Uferwände die den Ob so sehr auszeichnen. Längs des Flusses finden sich oft ausgedehnte hügelartige Sandketten, die ganz Dünen entsprechen und eine gleiche Vegetation, mit Sandhafer und anderen Dünenpflanzen besitzen. Weicht durch alle diese Eigenthümlichkeiten diese Steppe total von der Prairie ab, die wenigstens in ihrer grösseren Ausdehnung durch Mangel von Baumwuchs characteristisch ist, so wird sie es noch mehr durch die Anzahl kleinerer und grösserer stehender Wasserflächen. Diesen Teichen und Seen*) fehlen meist verbindende, fliessende Wässer, sie sind grösstentheils isolirt ohne Ab- und Zuflüsse, und, was noch merkwürdiger ist, haben theils süsses, theils salziges oder Brackwasser. So kommt es dann, dass man in der Umgebung derselben bald Sanddünen bemerkt oder jene durch Austrocknung entstandenen Niederschläge von Salz, die der Gegend oft stellenweis ein Ansehen geben, als wäre der Erdboden bereift oder mit einer Schneekruste bedeckt. In solchen Strecken treten natürlich die eigenthümlichen Salzpflanzen auf.

Trotz dem zeitig eingetretenen Frühjahre, war übrigens die Vegetation**) noch zurück, und erst am 26. April zeigte die Steppe hie und da einen grünen Schein, als Zeichen des aufkeimenden Graswuchses, dessen Entwickelung offenbar dem Regen, welchen wir seit Omsk meist gehabt hatten, zu verdanken war. Doch bekamen wir die in vollem Grün prangende Steppe hier noch nicht zu sehen. und wurden auf Anfang Mai vertröstet. Die ersten blühenden Pflanzen fanden wir am 28. April und zwar eine sehr schön blaublühende Anemone, eine gelb blühende Draba, sowie die unvermeid-

---

*) Pallas besuchte 1771 mehrere dieser Salzseen und beschreibt sie z. Th. sehr ausführlich (Reise 2. 2. p. 467—482). Mehr amüsant als belehrend sind die Schilderungen, welche Rytschkow von den Salzseen der Steppe giebt. So beschreibt er (Tagebuch seiner Reisen p. 356) Berge „an deren Fusse Salzquellen entspringen“, einen See, der eine feste Salzdecke trägt, dass man ohne Gefahr über dieselbe reiten kann, und die an der Mittagsseite beständig ist, weil hier die Sonnenstrahlen mächtiger wirken (p. 357)'; am unglaublichsten aber ist wol die Stelle (p. 359), wo er eine Salzquelle beschreibt, die einen Berg „aufwärts“ fliesst, was er freilich nicht zu erklären vermag, aber naiv hinzufügt „dass es aber wahr ist, davon bin ich selbst Zeuge“.

**) Ueber die Flora der Steppe vergleiche Pallas (Reise 2. 2. IV. p 451—486.) sowie Meyer (p. 488. 492). Ein allgemeines Bild der Steppe Westsibiriens, namentlich in geologischer Beziehung, giebt Cotta (p. 53—66).

lichen Ranunculus- und Laucharten, die hier die ersten Frühlingskinder sind.

Das Thierleben hatte sich dagegen mehr entwickelt und auf den nun eisfreien Teichen und Seen gab es eine Unmasse von verschiedenen Entenarten, sowie wilde Gänse. Auch Singschwäne trafen wir oft in Flügen von 20 und mehr an, und sie reizten uns einigemale zu erfolglosen Jagdversuchen. Jedenfalls findet der Singschwan (Cygnus musicus) hier Hauptbrutreviere, denn schon in Tjukalinsk sagte man uns, dass er häufig brüte, und Professor von Cotta begegnete der Art im August in diesen Steppengebieten nicht selten. Möven, und zwar Sturm- und Lachmöven (Larus canus und ridibundus) waren ebenfalls häufig. Es gewährte einen eigenthümlichen Anblick die weissen Vögel, oft weit, weit vom Wasser entfernt, über die öde Steppe schweben zu sehen, auf der sie jedenfalls Insecten und Gewürm als Nahrung suchten. Auch unseren Austernfischer (Haematopus ostralegus) trafen wir einzeln. Vom Zuge des Kleingevögels war wenig zu bemerken, und die einzige Citronenbachstelze (Motacilla citreola), welche sich am Wege zeigte, und auf dieser Strecke auch die einzige blieb, gestaltete sich zu einem ornithologischen Ereignisse, so dass wir die Tarantassen halten liessen. Die zahllosen Nistlöcher der Uferschwalben (Cotyle riparia) im Irtischufer waren noch alle unbewohnt. Schon Pallas erwähnt der unzählbaren Brutcolonien dieser Schwalben, die hier in Gemeinschaft mit der Mehlschwalbe (Chelidon urbica) nistet. Letztere graben aber keine eigentlichen Niströhren, sondern nur flache Höhlungen (Reise 2. 2. p. 454.). Am 26. April zeigten sich die ersten weissflügeligen Lerchen (Alauda sibirica) und zwar in grossen, umherstreichenden Flügen. Unsere Lerche (Alauda arvensis) hatte bereits ihre Standquartiere bezogen und liess trotz der öfteren Schnee- und Hagelschauer ihr schönes Lied erschallen. In und bei den Dörfern blieben Elstern und Nebelkrähen, (seltener Dohlen und Saatkrähen) Haus- und Feldsperlinge und Staare noch die häufigsten Erscheinungen. Doch hatte man für die Letzteren nicht so durch Häuschen auf hohen Stangen gesorgt, als wie bisher, und Elstern und Krähen mussten sich bequemen ihre Nester auf den strauchartigen Krüppelbirken anzulegen. Neben den genannten Dorfvögeln boten Falken, Weihen und Milane neue Abwechslung. Von Letzteren (Milvus govinda), die wir zuerst am 7. April bei Jekaterinenburg bemerkt hatten, konnte man bei jedem Dorfe mehrere beobachten,

die hier in gewohnter Frechheit ihr Wesen trieben. Der reizende Rothfussfalk (Falco vespertinus), eine der lieblichsten Glieder seiner Gattung, hielt sich namentlich längs der Telegraphenlinie auf, die für alle Raubvögel soviel Anziehendes hat und deren Drähte und Pfähle so gern von ihnen als Ruhepunkt benutzt werden. Auf den Letzteren sahen wir daher nicht selten Fischadler (Pandion haliaëtus) sowie später andere Adler thronen. Röthelfalken (Falco cenchris) waren ebenfalls nicht selten, aber eigentliche Steppenvögel zeigten sich nur spärlich. Hie und da schwirrten in schwerfälligem Fluge Zwergtrappen (Otis tetrax) auf, um bald wieder einzufallen, und nur ein- oder zweimal trafen wir auf Grosstrapen (Otis tarda), die zu einem Jagdversuche reizten, der nur mit sofortigen Umwerfen des Wagens durch die vom Schuss erschreckten Pferde führte. Merkwürdig war das vereinzelte Vorkommen des Morastschneehuhns (Lagopus albus) in den Dünen am Irtisch. Am 27. April hatten wir die Freude die ersten Heerdenkibitze (Vanellus gregarius) zu sehen, und zwar hielten sie sich, ihrem Namen treu bleibend, bei und unter den Viehheerden auf, wie dies mit Vorliebe ihre Gewohnheit ist. — Von wilden Vierfüsslern bekamen wir ausser einem Schneehasen (Lepus variabilis), der bereits den graubraunen Sommerpelz trug, nichts zu sehen. Die erwarteten Ziesel, Springmäuse und Langohrenigel (Erinaceus auritus), welche Pallas erwähnt, hielten wol noch Winterschlaf und grössere Säugethiere, unter denen wir sehnlichst Saigas erwarteten, sollen auf dem rechten Irtischufer nicht vorkommen, wie uns irrig gesagt wurde. Aber Pallas bemerkt ausdrücklich, dass sie hier in Menge herumschweifen, indem sie über den Irtisch schwimmen und sich bis in die Baraba (aber nicht bis zum Ob) ausbreiten. Gmelin erwähnt bei Beschreibung seiner Reise längs des Irtisch (I. p. 192) der vielen wilden Schweine „so gross als ich sie jemals gesehen habe" und fügt hinzu: „Sie fressen nichts als Gras und Wurzeln; des Winters wühlen sie unter dem Schnee ein Gras hervor, welches in hiesiger Sprache Kunduruk heisst und erhalten sich davon."

Trotz dieser Armuth zeigte sich die Steppe belebt und wurde es von Tag zu Tag mehr, nämlich mit Viehheerden, die grösstentheils Kirghisen gehörten. Schon in Omsk hatten wir die Letzteren als Diener und Kutscher gesehen, jetzt sollten wir mit den „Wanderhirten und Wanderheerden" in der Freiheit zusammentreffen und das gab der Reise einen erhöhten Reiz. Da unsere eigentliche Be-

stimmung, das untere Obgebiet, noch weit, recht weit entfernt war, so konnten wir der jedenfalls sehr interessanten Steppe und diesen ihren ebenso interessanten Söhnen leider keine Zeit opfern, zumal da wir in Semipalátinsk bereits erwartet wurden. Und so mussten eben besondere Wünsche eines specielleren Studiums unterdrückt werden und wir uns damit begnügen die braven Kirghisen zunächst eben nur im Vorbeifahren kennen zu lernen.

Schon etliche Stationen hinter Omsk sahen wir die ersten Jurten, jene kegelförmigen Zelte aus Filz, die in ihrer Art jedenfalls die besten transportablen Wohnungen sind. Freilich zeigten sie nichts von dem Luxus, wie er uns gegenüber später durch Sultahne und andere Reiche des Volkes entfaltet wurde, aber wir lernten die der Aermeren kennen, und ich muss sagen, dass sie im Ganzen wenig besser waren als Dschums von Ostiaken und Samojeden. Denn trotz der solideren Bedeckung durch Filz muss ein Winteraufenthalt in solcher Jurte doch ziemlich luftig sein, namentlich da, wo, wie es so häufig in der Steppe der Fall ist, Brennmaterial fehlt und man dann zu den armseligen Spiräengesträuch oder gar zu getrockneten Kuhfladen seine Zuflucht nehmen muss. Dass kleine Feuer aus Schilfrohr, welches in der Jurte schmälte, die ich betrat, machte ebenfalls keinen behaglichen Eindruck und die übrige innere Einrichtung stand damit im Einklang. Sie bestand eben nur in einigen hölzernen Gefässen zur Aufbewahrung von Milch und ein paar bunten sibirischen Holzkasten, welche die wenigen Habseligkeiten enthielten. Die Jurte, von kaum mehr als 10 Fuss Durchmesser, diente 2 Familien zum Aufenthalt; ausserdem waren 5 Kälber untergebracht, was für die Sorgfalt, welche Kirghisen für ihr Vieh haben, gewiss das beste Zeugniss ablegte. Namentlich sollen die Weiber mit fast übertriebener Zärtlichkeit für die neugeborenen Kameele sorgen. Die Damen, welche wir hier sahen, erschienen in ihren schwarzen zerlumpten Kaftans sehr ärmlich. Sie trugen ein weiss sein sollendes Tuch eigenthümlich um den Kopf geschlagen, ohne ihr Gesicht damit zu verhüllen, wie ihnen dies eigentlich die Religion vorschreibt. Aber sie durften ihre Reize offen zur Schau tragen, denn keine von ihnen war zum Verlieben. Der bräunliche Teint, die schiefliegenden Augen und vorspringenden Backenknochen mahnten an „mongolische" Abstammung, die bei den Männern noch stärker hervortrat. Aber nach Radloff's jedenfalls gewiegtem Urtheile haben die Kirghisen mit den Mongolen nichts zu thun, sondern gehören zum türkischen Stamme,

wobei natürlich vorwiegend linguistische Folgerungen in Betracht kommen. Die Männer waren in abgeschlissene Schafpelze gekleidet und trugen auf dem Kopfe die eigenthümlich geformten Kappen, die über Ohren und Nacken schirmartig herabfallen und mit Pelz, am liebsten vom Fuchs, besetzt sind. Die liebe Jugend ging trotz Schneeschauern barhäuptig und barfuss und schien sich sehr wohl dabei zu fühlen.

Je weiter wir kamen, desto zahlreicher wurden die Jurten am Wege, ohne indess eigentliche A-uls (d. h. Jurtendörfer) zu bilden. Vor dem kleinen Pawlodar war eine ordentliche Jurtenstadt entstanden. Ein zerbrochenes Rad zwang uns in der Frühe des 27. April hier wieder zu unfreiwilligem Aufenthalte. Um derartigen Kalamitäten vorzubeugen, kaufte ich vorsorglich 2 Wagenräder, was ich allen Reisenden empfehlen kann, denn obwol nur das eine gebraucht wurde, verkaufte ich das andere später mit Gewinn, da Räder und ähnliche Erzeugnisse weiterhin immer seltener werden. Pawlodar (1050 Einwohner), das Korjâkofskoi von Pallas und Korâkowsk der Rose'schen Karte, ist als Handelsplatz mit den Kirghisen nicht unwichtig, dafür sprachen schon die Unmassen von Häuten, welche hier aufgestapelt lagerten. Der Bezirk, welcher sich 50 Werst am linken, 300 Werst am rechten Ufer des Irtisch ausstreckt, zählt, wie uns der französisch sprechende Ispravnik sagte, 6000 Kosaken und 103,000 Kirghisen. An 6000 Jurten der Letzteren befanden sich zur Zeit auf dem rechten Ufer, die pro Jurte 3 Rubel Steuer an die Regierung, ausserdem Weidegeld an die Kosaken zahlen müssen. Denn die Letzteren und die Kaufleute dieses Gebietes haben es, wie ihre russischen Landsleute allenthalben in Sibirien trefflich verstanden, sich die Eingebornen zinsbar zu machen und zwar wie immer durch Vorschüsse. Tritt, was nicht selten bei diesen Nomaden ist, Mangel ein, so findet sich der Kosak leicht bereit Lebensmittel an Korn und Mehl gegen Verpfändung von Vieh vorzuschiessen. Aber er giebt seinen Vorschuss am liebsten auf Kälber, die ein paar Rubel gelten, und zwar unter der Bedingung, dass der Kirghise dieselben überwintert. Dadurch vermehrt sich natürlich der Werth des Pfandobjects und damit der Gewinn, und so kann es kommen, dass der geschickt speculirende Russe nach und nach die ganze Heerde in Besitz bekommt. Aber auch unter seinen eigenen Landsleuten findet der Kirghise solche Wucherseelen, denen er, wenn der Viehreichthum sein Ende erreicht hat, als Dienender ver-

fällt. Und unter diese Categorie gehörten die meisten Kirghisen, denen wir auf dieser Tour begegneten. Sie waren entweder Hirten (Eginitschen) ihrer reichen Stammesgenossen oder standen im Dienste von Kosaken (Dsehtaki), in deren Dörfern viele nicht nur überwintern, sondern für Jahre hier ansässig sind, um ihre Schulden abzuarbeiten. Ganz verarmte Kirghisen werden „Baigusch" genannt. Uebrigens haben sich die Kosaken in der langen Zeit ihres Verkehrs trefflich mit den Kirghisen eingelebt und wie sie ihnen die Reiterkunststücke und die darauf basirte Kampfweise ablernten, so sprechen sie auch ohne Ausnahme ihre Sprache und haben sich Manches in Kleidung und Sitten angeeignet.

Von Pawlodar in südwestlicher Richtung bei Bajanaul (180 Werst) und Karkaraly liegen reiche Erzlagerstätten, von denen eine, Bogoslowsky-Sawot (210 Werst), Herrn Alexander Popoff*) in St. Petersburg gehört, der mich dort zu einem Besuche derselben eingeladen hatte. Wie die in seinem Hause ausgestellten Probestücke zeigten, findet sich hier Silber, Kupfer und Eisen in reichen Erzen mit Steinkohle zusammen, die den Abbau der Erze natürlich sehr bequem macht. Bis jetzt scheinen diese so versprechenden Bergwerksdistricte, die schon von Gustav Rose erwähnt werden (Reise II. p. 9.), aber noch nicht in Flor gekommen zu sein, und zwar desshalb, weil es ausser an den nöthigen Verkehrswegen, namentlich an Kapital fehlte, um den Betrieb in lohnender Weise einzurichten. Diese abgelegenen Gebiete sind für den Mineralogen, ganz besonders auch durch das Vorkommen des seltenen Dioptas oder Kupfersmaragd**) interessant, welcher in schönen Cristallen von intensiv smaragdgrüner Farbe, wie es scheint nur***) bei Altyn-tübe, circa 100 Werst von Karkaraly, gefunden wird. Die Russen nennen den Dioptas nach seinem Entdecker Aschirka, einem Taschkender, Aschirit. Für den Zoologen bieten die isolirten Granitberge bei Bajanaul ebenfalls Anziehendes, indem auf ihnen das Wildschaf oder Archar der Kirghisen (Ovis

*) Schon der Vater dieses Herrn, Commerzienrath Popoff, hat sich um die Auffindung und Ausbeutung von Erzen grosse Verdienste erworben. Vergleiche Wlangalis Reise nach der östlichen Kirghisensteppe in: Beiträge zur Kenntniss des Russischen Reichs. 20 Bändchen 1856. p. 7 und 131.

**) Siehe Gustav Rose: Reise I. p. 488 Note, und C. A. Meyer in: Ledebour's Reise II. p. 428, 429, der den Fundort selbst besuchte.

***) Wie ich von dem Mineralogen des British Museum erfuhr neuerdings auch in Süd-Afrika nachgewiesen.

ammon, L) lebt, während die umliegende Steppe den Kulan oder das Wildpferd beherbergt.

Wir kamen auf der Weiterreise zunächst mit halbwilden Pferden in Berührung, nämlich den zahlreichen, unter der Aufsicht von Kirghisen weidenden Heerden, und es gewährte oft ein schönes Schauspiel, die Reiter im wilden Jagen die Heerde umkreisen oder einzelne versprengte Glieder derselben mit langen Stöcken in dieselbe zurücktreiben zu sehen. Neben Pferden war Rindvieh, ganz besonders aber Schafe vertreten. Das Steppenvieh zeichnet sich sehr vortheilhaft vor dem sonst in Sibirien gehaltenen aus; es ist kräftiger, stattlicher und kennzeichnet sich in der Rasse durch kurze, ziemlich aufrechtstehende Hörner und geringe Entwickelung der Wamme aus. In der Färbung macht sich, eben wie bei Pferden, keine besonders merkbar, und man sieht daher ebensoviel schwarze, als buntgescheckte, wie auch einfarbige Rinder. Dasselbe gilt bezüglich der Schafe, denn auch hier giebt es einfarbige (schwarze, weisse) und bunte; namentlich schön sind die bald heller, bald dunkler röthlich zimmtfarbenen. Aber die Rasseneigenthümlichkeit ist es vor Allem, welche das Steppenschaf dem Fremdling aus Westen anziehend macht, denn es gehört zu der fettsteissigen Rasse. Gewöhnlich pflegt man von Fettschwanzschafen zu sprechen und stellt sich dann jene Form darunter vor, bei welcher sich die ganze Fettbildung des Körpers auf den ungemein langen Schwanz concentrirt, der dadurch zuweilen ein solches Gewicht erreichen soll, dass es nöthig wird, ihn auf ein Wägelchen zu legen, um dem Thiere das Gehen zu erleichtern. So liest man wenigstens in fast allen Naturgeschichten. Schafe mit eigentlichen Fettschwänzen giebt es nicht in der Kirghisen-Steppe, denn bei denen, die wir sahen, und es waren recht, recht viele, konnte von Fettschwanz überhaupt nicht die Rede sein, da sie fast alle ungeschwänzt erschienen. Der eigentliche, sehr kurze Schwanz ist nämlich versteckt in dem Fettpolster, welches vom Steiss gebildet wird und von diesem sich beutelartig über die obere hintere Hälfte der Keule ausbreitet. Im Profil gesehen erinnert dieses Fettpolster an gewisse Damenmoden, von rückwärts ähnelt es in der Gestalt einer Birne, die beim Laufen des Thieres in zitternde wackelnde Bewegung geräth, was ein ungemein komisches Bild gewährt, namentlich wenn man eine ganze Heerde vor sich hat. Die Fettpolsterbildung des kirghisischen Steppenschafes ist also ganz in derselben Weise entwickelt, als bei dem weit über Mittel-Afrika,



n. d. N. v. O. Finsch — gez. v. M. Hoffmann

Kirghisische Hirten mit Steppenvieh.

Arabien und Persien verbreiteten schwarzköpfigen Schafe. Wie beim Kameel in Zeiten des Mangels die Höcker nach und nach fast ganz verschwinden, so beim Kirghisenschaf der Fettsteiss. Die selbst in neuere Lehr- und Handbücher (z. B. Brehm's Thierleben 3. p. 364) übergegangene Angabe, dass die Rasseneigenthümlichkeit durch Verpflanzung, z. B. nach Russland, ganz verschwindet, welche schon Gmelin (3. p. 398) bezweifelt, obwol er sie zuerst mittheilt, ist eine irrthümliche. Wenigstens lassen Pallas' Beobachtungen keinen Zweifel und beweisen deutlich, dass nur durch Kreuzung mit russischen Schafen der Fettsteiss nach und nach verschwindet, ebenso wie umgekehrt die letztere Eigenschaft an gewöhnlichen Schafen durch Kreuzung mit kirghisischen erzeugt werden kann (Reise I. p. 119, 325, 398). Das Kirghisenschaf ist von grossem Wuchs, kräftig gebaut, ziemlich hochbeinig, hat eine stark gebogene Nase und Hängeohren. Es erreicht ein Gewicht von 4—5 Pud, wovon auf den Fettsteiss allein bis 1 Pud kommen kann. Sein Fliess ist grob und die haarige Wolle wird daher weniger gesponnen, als zu Filzbereitung verwendet. Die Hörner der Widder sind meist mässig entwickelt, biegen sich nach unten und innen oder machen zuweilen eine Spiralwindung. Lämmerfelle sind ein geschätzter Artikel und von besonderer Feinheit der Wolle, oft stark gekräuselt, manchmal fast glatt. In letzterer Bildung war es zuweilen kaum möglich, den Ursprung der hohen kleidsamen Kosakenkolpaks als Lammfell zu erkennen. Auf die ausgezeichneten Eigenschaften des Kirghisenschafes, namentlich seine ungemeine Ausdauer, werde ich noch später Gelegenheit haben zurückzukommen. Unsere Abbildung giebt eine genaue Darstellung der charakteristischen Fettsteissschafe*), der kirghisischen Ziegen und eines Reitochsens, auf welche ich später noch zurückzukommen habe.

Stattlicher als das Schaf erscheint die Ziege, welche mit dem Letzteren zusammen, häufig gehalten wird, und einen zuweilen geradezu imponirenden Eindruck macht. Es sind grosse, starkgebaute Thiere, mit kurzen Köpfen, langem Bart und mächtiger Entwickelung des meist weissen Haares, welches bis zum Knie herabfällt und auf der Stirn mähnenartig die Augen bedeckt. Wie beim Schaf sind die Ohren herabhängend. Einen besonderen Rassen-

*) Dieselben sind auf dem Titelbilde zu Frau Atkinson's „Recollection of Tartar steppes and their inhabitants“ (London 1863) total falsch gezeichnet.

typus erhalten diese Ziegen aber durch die eigenthümliche Bildung der Hörner. Letztere stehen nämlich meist gerade aufrecht und biegen sich entweder mit den Spitzen gegeneinander nach innen oder die Letzteren wenden sich etwas nach rückwärts. Ausser den schönen langhaarigen Ziegen, welche ich in Bulgarien so häufig sah, erinnere ich mich, nicht schönere angetroffen zu haben. Ich hatte indess hier nicht Gelegenheit wahrzunehmen, dass man die Ziegen, wie in der Türkei scheert, um das weiche, lange Haar zu verarbeiten, obwol dies der Fall sein mag.

Ausser den genannten Hausthieren trafen wir zwei Stationen hinter Pawlodar, mit einem Anderen, für uns neuen zusammen, welches uns so recht mahnte, dass wir Centralasien zustrebten, nämlich dem Trampelthier oder zweibuckeligem Kameel. Ich werde auf dieses nützliche Thier, welches uns in der Folge selbst unentbehrlich wurde, zurückzukommen haben und will hier nur noch im Anschluss an die zuerst erwähnten Hausthiere anführen, dass sich im Durchschnitt der Preis eines Pferdes auf 20—30 Rubel, einer Kuh auf 15, eines Schafes auf 2, einer Ziege auf 1—1½ Rubel stellt.

Als wir Omsk am 24. April verliessen trug der Irtisch noch seine Eisdecke, hatte dieselbe aber schon 2 Tage später gesprengt und das schmutzig braune, trübe Wasser trieb mit grossen Eisschollen, ohne indess dadurch ein besonders imponirendes Aussehen zu erhalten. Aber die gewaltige Wassermasse, welche jetzt weithin die Ufer überfluthete, gewährte an und für sich schon ein ganz respectables Bild, welches uns noch mehr erfreut haben würde, hätte es uns nicht neue Wiederwärtigkeiten bereitet. Denn obwol unsere Strasse längs dem oft an 30 Fuss hohen rechten Ufer führte, so hatten die vielen Regenschluchten, welche oft tiefe Einschnitte bilden, auch hier zuweilen Ueberschwemmungen hervorgerufen. Und so mussten wir zuweilen, die durch mit Erde angefülltes Flechtwerk anstatt der Werstpfähle bezeichnete Strasse verlassen und grosse Umwege machen, ja einzelne Stationen waren überhaupt nicht zu erreichen. So z. B. die 14te, welche in einer Entfernung von mehreren Werst gleichsam wie aus einem See hervorragte. Wir hielten also auf der Steppe um frische Pferde zu erwarten, die denn auch ankamen, ein Paar davon freilich in einer eigenthümlichen Weise. Sie hatten sich nämlich losgerissen und stürmten mitsammt dem Geschirr in die Steppe hinaus, ebenso eifrig verfolgt von den kirghisischen Kutschern, denen es endlich auch glücklich gelang sie

einzufangen. Nach dieser Hetzjagd hatten wir freilich nicht das Durchgehen der Pferde, wozu dieselben so öfters incliniren, zu befürchten, im Gegentheil es ging viel langsamer als uns lieb war. Dazu trug allerdings auch der heftige Sturm bei, der sich inzwischen aufgemacht hatte, und uns gelegentlich mit Schauern feiner Eiskristalle überschüttete, die gleich Nadelspitzen ins Gesicht prickelten. Wir sehnten uns daher nicht wenig darnach die nächste, nur 15 Werst entfernte, Station Tschernaretskaja zu erreichen. Nach gewöhnlicher Berechnung hätte dies bequem in höchstens 1½ Stunden der Fall sein müssen, aber statt vielleicht gegen 5 Uhr trafen wir erst gegen Abend 9 Uhr ein, und zwar hatten wir diesen Aufenthalt unserem braven kirghisischen Jungen zu verdanken, der die Gepäcktarantass leitete. Es galt nämlich durch eine kaum 40 Schritt breite, durch Ueberschwemmung gebildete Lache zu fahren, in welcher die Räder kaum bis zur Achse einsanken, wie wir deren schon so manche passirt hatten. Dr. Brehm, der zuerst fuhr, war glücklich hinüber, wir folgten und unser Rosselenker, ein kräftiger Kosak, deutete dem Jungen an dasselbe Gleis zu fahren. Aber das Ei wollte klüger sein als die Henne! Der Maltschik (Knabe) bog etwas mehr links ab und in demselben Augenblick sank der Gepäckwagen bis über die Nabe ein. Alles Einhauen auf die Pferde war erfolglos, der Wagen blieb in den zähen schwarzen Letten wie festgebannt sitzen, So musste denn unser Kosak absteigen um Hilfe zu leisten, machte seinem Aerger zunächst aber dadurch Luft, dass er den unfolgsamen jüngeren Collegen gründlich durchprügelte, was dieser als selbstverständlich ruhig hinnahm. Graf Waldburg und mir waren inzwischen die Zügel übergeben, und in der Ueberzeugung, dass der Gepäckwagen jeden Augenblick flott gemacht werde, blieben wir ruhig sitzen. Aber es kam anders, denn plötzlich fing das Deichselpferd, dem das Stehen in dem Eissturme wol langweilig werden mochte, an zu bäumen, die beiden anderen Pferde folgten seinem Beispiele, machten plötzlich die scharfe Drehung die, wie wir schon von Jalutorowsk her wussten, allemal mit Umwerfen endet und eine Secunde später lagen wir denn auch glücklich. Das Deichselpferd war dabei unter die Gabel zu liegen gekommen und machte verzweifelte Anstrengungen sich loszuarbeiten. Wir konnten daher froh sein mit heilen Gliedern aus dem Wagen zu kriechen. Da zunächst unser Gefährt wieder in Ordnung zu bringen war, die Gepäcktarantass aber immer mehr nach links sank, so musste der Kirghise mit seiner

Schulter als Stütze dienen und hatte in dieser nichts weniger als beneidenswerthen Position, bis an die halben Schenkel im eiskalten Wasser stehend, nach unseren Begriffen hart für sein Ungeschick zu büssen. Denn der Kosak ritt nach einem Dorfe und kam erst nach fast dreiviertel Stunden mit Leuten und Hebebäumen wieder. während welcher Zeit wir unsere Pferde zu halten hatten, welche wiederholt Miene machten ins Dorf zurückzukehren. Nachdem der Wagen ausgeladen war versuchte man ihn mittelst der Hebebäume flott zu bekommen, aber erfolglos. Hierauf wurden drei Pferde gleich mit den Schwänzen an den Wagen geknotet, um ihn auf diese Weise herauszuziehen. Da dieses Mittel aber ebenfalls nichts half, musste wieder ein Berittener nach dem Dorfe geschickt werden.

Wir hatten inzwischen genügend Zeit die Heftigkeit eines Steppensturmes zu empfinden und konnten uns wenigstens annähernd eine Idee machen was ein „Buran,“ wie derselbe genannt wird, bedeutet. Man hatte oft Mühe sich aufrecht zu erhalten und wir fürchteten jeden Augenblick unsere Tarantass umgeworfen zu sehen. Gegen einen wirklichen Buran*), d. h. Winterschneesturm mochte der unsere freilich noch sehr bescheiden zu nennen sein, aber eine mehr phantasiereiche Feder als die meine, konnte hinlänglich Stoff zu einer lebhaften Schilderung, bei der es die Leser und Zuhörer kalt überläuft, sammeln. Zehn mit 6 Hebebäumen bewehrten Männern und 6 Pferden gelang es endlich den Wagen herauszuziehen und nachdem das Gepäck wieder eingeladen war konnte die Reise weiter gehen.

Ich habe diese kleine Episode nur desshalb eingehender behandelt um zu zeigen, welche unerwarteten Hindernisse und Aufenthalte den Reisenden in Sibirien auf den grossen Verkehrswegen treffen können. Diejenigen, welche durch Achsen- oder Radbrüche entstehen, und von welchen wir auf dieser Tour wol ein halbes Dutzend zu erleiden hatten, sind bei Gefährten wie den unsrigen ohnehin unausbleiblich. Während man sonst in Sibirien beim Ein- und Ausgang fast jedes Dorfes eine Schmiede antrifft, sind dieselben, wie schon vorher erwähnt, in den Kosakendörfern eine Seltenheit

*) So führt v. Helmersen („Reise nach dem Ural und der Kirghisenst.“ in: Beiträge z. Kenntniss d. Russ. Reiches u. s. w. 5. Bdchn. 1841. p. 166) an, dass ein Buran im Jahre 1827 der inneren Kirghisenhorde 10,500 Kameele, 280,000 Pferde. 30,000 Hornvieh und 1,0,12000 Schafe vernichtete und nach Stumm machte ein Buran im Februar 1840 den Feldzug Perowsky's gegen Chiwa zu schanden.

und dabei meist von einer Primitivität der Einrichtung, die mir bis jetzt nicht vorgekommen war. Der Umstand, dass Steppenpferde nicht beschlagen werden und kein grosser Fuhrverkehr stattfindet mag wohl die Ursache sein. Aber es lag nicht immer an der elenden Einrichtung der Werkstatt, sondern hauptsächlich mit an der Ungeschicklichkeit der Leute. Als ich im Jahre 1872 im Indianer Territorium der „sieben Nationen“ umherstreifte war ich in Vineta Augenzeuge wie ein alter deutscher Landsmann, ohne jede Hilfe in Zeit von dreiviertel Stunden, einen Reifen an ein grosses Rad schweisste, und die Einrichtung seiner Schmiede konnte auch nicht als Musteranstalt gelten. Aber der gute alte Schmidt in Petorischskaja war trotz eines allerdings weiblichen Gehilfen, einer grässlich aussehenden alten Kirghisin, überhaupt nicht im Stande diese Arbeit fertig zu bekommen. Die Erdhöhle, welche als Schmiede diente enthielt freilich ein so schwaches Feuer, dass es nicht möglich war einen Radreifen glühend zu machen, und die beiden löcherigen Apparate, welche Blasebälge vorstellen sollten, waren auch nicht geeignet grössere Hitze zu erzielen, aber der brave Vulkan hatte überhaupt keine Idee wie ein Radreif angeschweisst wird. Meine Indianererfahrung, dass man mittelst Holzfeuer sehr leicht den ganzen Reif auf einmal glühend machen und in einem mit Wasser gefüllten Loche abkühlen könne, damit er sich fest ans Holz schmiege, fand daher taube Ohren und ich war schliesslich froh, dass der Biedermann überhaupt im Stande war mittelst eiserner Bänder den Reifen nothdürftig anzuflicken. Während dies geschah weilten meine Gedanken unwillkürlich bei dem deutschen Indianerschmiede in Vineta und ich konnte nicht umhin Vergleiche anzustellen. Dieser halb kirghisisch-halb russische Schmidt, der einzige weit und breit, war eben froh, dass er in Mitten reichen Landes sein Leben fristen konnte. Sein College westlich vom Missisippi, obwohl schon ein Siebenziger, hatte sich in kaum einem Jahre schon 700 Dollars als erspart zurückgelegt und dabei nicht schlecht gelebt. Aber freilich waren die Farmen dieser halbcivilisirten Tscherokis doch noch ganz etwas anderes als Kosakendörfer.

Als wir am 27. April gegen Abend 7 Uhr in Podpusknaja mit einer geliehenen Achse ankamen, weil in der vorhergehenden Station kein Schmied war und nun hier schleunige Hilfe erwarteten, lernten wir einen neuen Uebelstand dieser Werkstätten kennen, auf den wir am allerwenigsten gerechnet haben würden. Der Schmied konnte

nämlich heut nicht arbeiten, nicht etwa weil er sich betrunken hatte, was begreiflich und verzeihlich gewesen wäre, sondern weil es der Wind nicht erlaubte! Die Schmiede, welche unmittelbar neben den Häusern des Dorfes stand, war nämlich offen und da der Wind gerade auf das Letztere zuwehte, so stand zu befürchten, dass er das leichte Holzkohlenfeuer fortführen und das Dorf gefährden werde. So mussten wir denn, entgegengesetzt einem Segelschiff, auf Windstille warten, die am andern Morgen auch glücklich eintrat, so dass wir gegen 11 Uhr glücklich weiter kamen.

Obgleich ich bei der Schmiedeoperation zuweilen zum Rechten sah, fand ich doch Zeit mich bei dem Dorfe zu ergehen, welches aus wenigen Häusern bestehend weniger Aufmerksamkeit verdiente, als die dabei liegenden armseligen Kirghisenjurten. Ich stieg das ziemlich hohe Irtischufer hinab und betrat das reich mit schönen Bäumen besetzte, theilweis noch überschwemmte Vorland. Hier waren in rohen Umzäunungen von Flechtwerk Ställe für das Vieh und die Gärten der Kosaken angelegt. Sie schienen sehr wol gepflegt und zeigten, dass neben Arbusen (Wassermelonen) auch Tabak gebaut worden war. Das ziemlich hohe Ufer des Irtisch bestand meist aus Sand und erhielt dadurch stellenweis ein dünenartiges Ansehen. Es überraschte mich in diesem Sande überall Nester von unreinem Gyps zu finden, der zuweilen cristallinische Formen zeigte und von denen ich natürlich eine Anzahl Proben sammelte. Die Kosaken waren mit diesem Mineral sehr wohl bekannt, brannten es im Backofen und benutzten es zum Weissen der Stuben. Pallas erwähnt des Vorkommens von Gyps im losen Ufersande des Irtisch und dieser Benutzung übrigens schon von Jamischowskaja, 3 Stationen vor Pudpusknaja (Reise II. p. 483).

Ornithologisch war es mir auffallend, dass der Haussperling nicht in allen Kosakendörfern dieser Linie vorkommt.

Meine Reisegefährten, denen die Schmiederei zu lange gewährt hatte, waren inzwischen vorausgegangen, um längs des Irtisch, auf dem es von Enten wimmelte, zu jagen. Aber ich musste lange suchen und mit den Wagen verschiedene Querzüge unternehmen, ehe ich sie fand, denn es waren inzwischen Wetter aufgezogen, die Graupenschauer herniedersandten, welche oft auf kurze Strecken alle Aussicht benahmen. Die durch solche schwere Wolkenbildungen hervorgerufene Beleuchtung war oft höchst effectvoll und gewährte die wunderbarsten Bilder von Farbencontrasten, von denen ich nur

eins hier meinem Tagebuche entnehme. Der Himmel erscheint in tief blauschwarze Wolken gehüllt, die im Süden zackenartig, gleichsam in Franzen bis fast zur Erde herabhängen und hier den von der Sonne beleuchteten graugelben Horizont in scharfen Umrissen markiren. Dieser unheimlich helle Horizont strahlt magisch einen fast orangegelben Mittelstreif über die schwarze, allmälig sich von Braun in tief Braungelb abschattirende Steppe, der in der Entfernung sich mehr und mehr verschmälernd lebhafter orange erscheint, während er an dem breiten Beginne in eine geisterhaft grünfahle Färbung übergeht. Sind die Wolken und mit ihnen die Schnee- und Hagelschauer vorüber, dann lacht, wie auch bei uns im April, ein heiterer Himmel. Die Luft wird warm und damit erscheinen



andere Bilder, Luftspiegelungen (Mirage), die am Horizont bald einem wallenden Kornfeld, bald einem mit Wald begrenzten See ähnliche, unbestimmte flimmernde Bilder hervorzaubern. So fehlt es also „in dem ewigen Einerlei der Steppe,“ wie sich Gustav Rose bei Beschreibung dieser Tour ausdrückt, keineswegs an Abwechselung, obwol auch ich im Uebrigen nichts Merkwürdiges von ihr zu berichten wüsste. Freilich erregten für Neulinge wie wir die Heerden der Kirghisen noch immer Aufmerksamkeit und ganz besonders interessirte es uns als wir zuerst in Wagen eingespannte Kameele sahen. Es machte einen ungemein komischen Eindruck die hageren Missgestalten in der Gabel eines kleinen Bauernwagens gehen zu sehen, um einen Sack Saatkorn auf's Feld zu schaffen, der für den Rücken

eben nur eine Kleinigkeit gewesen sein würde, und ich konnte mir es nicht versagen ein solches Bild meinem Scizzenbuche einzuverleiben. Ein Seitenstück zu den Zugkameelen waren gesattelte Reitochsen, die mittelst eines durch die Nasenscheidewand gestossenen Pflockes gelenkt wurden und auf denen die kirghisischen Hirtenknaben so stattlich dahergalloppirten, dass sie sich nicht zu schämen brauchten. An Ausdauer und Schnelligkeit konnten es diese Renner selbst mit Anderson's berühmten Damara-Reitochsen „Malborough," von dem er uns bei seinen Elephantenjagden soviel Rühmliches zu erzählen weiss, aufnehmen. Aber auch als Lastthiere auf Gebirgsreisen sind diese kirghisischen Ochsen unübertrefflich, wie Wlangali nicht genug zu rühmen weiss (Reise nach der östl. Kirghisen-Steppe. p. 206). Die eigenthümlichen aus Erde errichteten Grabmäler (russ.: Magils) der Kirghisen, welche sich schon von Weitem kenntlich machen und denen wir hier oft begegneten, erregten ebenfalls unsere Aufmerksamkeit. Doch ich werde auf dieselben noch zurückzukommen haben.

Schon seit der 22. Station (Podpusknaja) hatten wir hie und da im Sande einzelne grössere Steine erblickt, die ersten seit dem Ural*), aber zwischen der 25. und 26. Station (Gradschewskaja) und Tscheremuchowskaja zeigte sich anstehendes Gestein, und zwar Kalkfels, wie der unweit dieses Dorfes in Thätigkeit befindliche Kalkofen noch deutlicher zeigte. Schon Pallas (Reise II. p. 494) erwähnt dieses Steinbruches, der zu seiner Zeit das Material zur neuen Festung Omsk lieferte und in dem ausser Verbannten 100 Kosaken arbeiteten. Der Quarzfels bei Belo Kamene ist also nicht das einzige anstehende Gestein, zwischen dem Irtisch und Ural, wie v. Cotta angiebt. Nach Pallas hat Gratschewskaja übrigens seinen Namen von den vielen Saatkrähen (Gratschi), die sich hier den ganzen Sommer über mit Vertilgung der Heuschrecken beschäftigt aufhalten sollen. Wir trafen Corvus frugilegus wie erwähnt aber selten und nicht bei diesem Dorfe. Der Character der Steppe hatte sich überhaupt mit der 26. Station wie mit einem Schlage verändert. Zwar war das Terrain noch durchaus sandig und bildete überall dünenartige Erhebungen, aber diese Sandwüste war mit schönen Kiefern besetzt, die zuweilen förmliche Wälder**) bildeten, und durch die ausserordentlich ver-

*) Nach G. Rose findet sich das letzte anstehende Gestein am Ufer der Solowianka, etwas hinter der zweiten Station von Jekaterinenburg (Reise I. p. 475).

**) Ueber diese Steppenwälder vergleiche auch Helmersen l. c. p. 201. —

schiedene Gestalt mit bald aufwärts- bald herabgebogenen Zweigen der einzelnen Bäume, die oft ganz andere Arten zu sein schienen ganz besonders unsere Aufmerksamkeit erweckten. Das linke Ufer des Irtisch war mit Weiden und Pappeln dicht besetzt hinter welchem Gürtel sich eine weite Ebene ausdehnte, die plötzlich durch eine Bergkette begrenzt wurde, welche dem Auge neue längst ersehnte Abwechselung gewährte. Diese bei Weitem höher als in Wirklichkeit erscheinende blaue Bergkette die jetzt noch mit weissen Schneestreifen geziert war, ist dee Semi-Tau, eine jener vereinzelten isolirten niedrigen Granitgruppen der südlichen Irtisch-Steppe.

Da wir, um überschwemmten Strecken auszuweichen, wieder einen grossen Umweg hatten machen müssen, erreichten wir die Station (28) Belo-Kamene, ein kleines Dorf ohne Kirche erst gegen 11 Uhr (29. April). Dieselbe ist desshalb bemerkenswerth weil unmittelbar vor derselben weisser Quarz in grosser Mächtigkeit auf den niedrigen Hügelkuppen zu Tage tritt und dem Dorfe den Namen (weisse Steine) verschafft hat, wie dies schon Pallas erwähnt (2.2.p.495). Hinter Belo Kamene sieht man sich plötzlich wieder in Salzsteppe versetzt, eine armselige mit Dünen besetzte Gegend, auf der viel Sandhafer wächst, und die mit weissen Salzincrustationen, Schneefeldern gleich, bedeckt ist. Nachdem wir diese Ebene passirt hatten kamen wir bei Staro (Alt) Semipalátinsk in eine sanfte mit Kiefern besetzte Hügelgegend, behielten aber den Irtisch fast stets zur Rechten, an dessen unbewehrten Rande die Strasse oft näher hinführte als uns angesichts der zum Durchgehen geneigten Pferde lieb war. Hinter Staro Semipalátinsk geräth man in ein wahres Gebirge von Dünen, die höher sind als ich sie an der Nordsee jemals gesehen habe und mächtige Kiefern oft ganz eingehüllt hatten. Von der Höhe dieses Dünenkammes sahen wir Semipalátinsk oder wenigstens die Thürme desselben, sieben an der Zahl, wenn ich nicht irre, vor uns liegen. Ehe wir das ersehnte Ziel selbst erreichten hatten wir mehrere kleine überbrückte Bäche zu überschreiten, was, wenigstens für den Grafen und mich nicht ohne Unfall abgehen sollte. Unsere Schimmel scheuten nämlich vor der letzten Brücke, machten die bekannte scharfe Drehung und warfen uns in bekannter Weise um. Einige Vorübergehende halfen den Wagen aufrichten, aber unsere braven Schimmel konnten es nicht erwarten bis der Kutscher seinen Sitz richtig eingenommen und brannten durch, geradewegs auf den nahen, uneingezäumten Irtisch zu, was für die Insassen kein geradezu

behagliches Gefühl war. Glücklicherweise fing die Pferde aber bald ein kirghisischer Freund auf und wir hatten die Genugthuung, dass sie ihre Kräfte in der Sandwüste, welche Semipalátinsk unmittelbar umgiebt, noch gehörig austoben konnten, allerdings hier sehr gegen ihren Willen. Vor der Stadt, die keinen sonderlich imponirenden Eindruck macht, erwartete uns bereits der „gespenstische Reiter", d. h. ein Kosak, um uns in unser Quartier zu geleiten, welches unser noch unbekannter Gastfreund der Gouverneur Generallieutenant Poltoratzky bereits in gütiger Vorsorge im Hause des Polizeimeistergehülfen Kollegien-Secretär Nicolaj Erassimowitsch Erassimoff für uns bereitet hatte.

IV. Kapitel.

Semipalátinsk und die Arcatberge.

Gastlicher Empfang. — Verpflegung in Kosakendörfern. — Conserven unpractisch in der Steppe. — Die Familie Poltoratzky. — Becassinenjagd. — Taschkend-Bazar. — Europäischer Bazar. — Semipalátinsk früher. — „Sem-palati.“ — Die Dünenstadt Semipalátinsk. — Abreise. — Nach den Arcatbergen. — Luftziegeln. — Jurtenlager in den Arcatbergen. — Vogelleben. — Die Arcatberge. — Jagd auf Wildschafe. — Das erste Archar. — Der gefehlte Wolf. — Zweiter Jagdtag. — Phantastische Felsgebilde. — Ein Archar erlegt. — Archarlamm. — Kirghisische Improvisatoren. — Kirghisische Festlichkeiten und Sport. — Jagdhunde. — Baitzvögel. — Ringkampf. — Kunstreiter. — Wettrennen. — Abschied von den Arcatbergen. — Verbreitung der Wildschafe. — Naturgeschichtliche Scizze des Archar. — Der Bobac. —

Wir hatten uns kaum etwas vom Staube gereinigt so erhielten wir auch schon den Besuch des Polizeimeisters Herrn Schelesnoff, welcher eine Einladung zum Abendessen überbrachte, denn es war inzwischen 5 Uhr, also zum Diner, zu welchem man uns erwartet hatte, zu spät geworden. In unserem Zimmer stand aber vorsorglich ein Imbiss mit den nöthigen Flaschen bereit, weil der General aus Erfahrung wusste, dass wir von dieser Tour mit gesegnetem Appetit eintreffen würden, und seine so zuvorkommende Güte war uns in der That sehr willkommen.

Wir hatten uns auf der fünftägigen Steppenreise meist mit kalter Küche behelfen müssen, denn in den Stationshäusern der Kosakendörfer ist bei dem geringen Fremdenverkehr noch weniger auf Etwas zu rechnen als sonst in Sibirien. Nur Milch war überall zu haben, ebenso Eier. In einer Station bekamen wir sogar einen in Brotteig gebackenen Fisch, Kohlsuppe, Eier und rothen Caviar vom Hecht. für welches lucullische Mahl die brave Kosakenfrau

3 Rubel verlangte. Freilich verstanden wir noch nicht Landessitte, sonst würden wir überhaupt nicht nach dem Preise gefragt, sondern 30 bis 50 Kopeken auf den Tisch gelegt haben, womit in diesen von der grossen Strasse abgelegenen Dörfern die Leute allemal zufrieden sind. Die leidigen Conserven mit denen wir uns schon von Bremen beschwert hatten erwiesen sich als unpractisch und zwar aus dem Grunde, weil es in russischen Häusern keine Oefen wie bei uns giebt, da die Speisen im Backofen gar gemacht werden. Das ging für unsere Blechbüchsen nicht an und das Kochen im Samowar war ebenfalls mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Ich würde daher nicht anrathen dergleichen Sachen mitzunehmen, will aber immerhin gern anerkennen, dass uns die trefflichen Präparate von Frau Tegeler in Bremen auf der Tundra später gute Dienste leisteten, obwol Spargel und Blumenkohl etc. Einem in jenen Gegenden fast komisch vorkommen.

Da ich gerade beim Essen bin will ich gleich hier bemerken, dass die überaus grosse Liebenswürdigkeit und Güte der Poltoratzky'schen Familie uns aller weiteren Sorgen enthob: wir waren ein für alle Mal zu Tische geladen und hatte Einer von uns nicht Zeit zu erscheinen, so wurde ihm das Essen ins Haus geschickt.

Wenn ich dieser Vorsorge für unsere leibliche Pflege hier gedenke, so geschieht es nur desshalb, weil dieselbe in einer Stadt wie Semipalátinsk, welche meines Wissens kein Hotel besitzt, immerhin nicht unwichtig ist, allein sie muss in den Hintergrund treten gegenüber der Herzlichkeit mit der wir überhaupt in diesem gastlichen Hause aufgenommen wurden und in welchem wir uns schon von der ersten Stunde an heimisch fühlten. Der Umstand, dass in der Familie deutsch, englisch und französisch so geläufig als russisch gesprochen wurde trug nicht wenig dazu bei und so entspann sich stets in der ungezwungensten Weise eine Unterhaltung bei der wir nur lernen konnten. Denn die ganze Familie Poltoratzky war mit den Gegenden nach denen wir strebten aus dem Grunde bekannt und die meisten der liebenswürdigen Herren Officiere, die wir im Hause kennen lernten, nicht minder. Der General, bekannt als wissenschaftlicher Reisender*), der bereits 1867 mit Baron v. Osten-Sacken über den Son-Kul und Narym die Hauptkette des Tian-Schan überschritten und sich bis auf 7 Meilen Kaschgar genähert hatte,

*) Vergl.: Zeitschrift für Erdkunde 1875. p. 97. —

musste alljährlich in seiner Eigenschaft als Gouverneur den Altai längs der chinesischen Grenze bereisen und dabei hatten ihn Frau und Tochter schon öfters begleitet. Als wir die Beschreibungen der gefährlichen Touren in jenen wilden Gebieten aus dem Munde der Damen hörten schien es oft kaum glaublich. Aber die trefflichen photographischen Aufnahmen, welche die Generalin mit seltener Meisterschaft gemacht hatte, liessen keinen Zweifel und später hatten wir selbst genügend Gelegenheit die Virtuosität der Damen in Ueberwinden von Strapazen zu bewundern, von denen sich Alpenreisende nach unserem Style keinen Begriff machen können.

Die Sympathie für reisende Naturkundige lag übrigens mit im Familienblute, denn Severtzoff, der heldenmüthige und hochverdiente Durchforscher des Tien-Schan, ist ein Schwager von Poltoratzky. So hatten wir also schon im Voraus auf Sympathien hoffen dürfen die durch die ausgezeichneten Empfehlungen von Sr. Excellenz dem Staatsrath Peter von Semenow, dem Vice-Präsidenten der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft in St. Petersburg und Herrn Baron v. Osten-Sacken wahrscheinlich noch bestärkt worden waren.. Herr v. Semenow, bekannt als einer der Pioniere unter den reisenden Forschern in Central-Asien, der zuerst bis zu den Gletschern des Tien-Schan vordrang, hatte schon in Petersburg mit uns den Plan zur Reise nach dem Alatau und Altai besprochen, und den Herrn Gouverneur bereits unterrichtet. Wir sprachen daher nochmals Alles genau durch, denn bei der kurzen Zeit die uns blieb war Eile geboten, und stellten für alle zu berührenden Punkte genaue Daten fest. Am angenehmsten war uns dabei die Voraussicht mit dem Gouverneur am Südabhange des Altai wieder zusammenzutreffen um in seinem Gefolge die Reise durch jenes interessante Gebirge zu machen. Ehe wir von ihm schieden hatte der Gouverneur die ausserordentliche Güte noch eine Jagd auf Argali in den Arcatbergen, die auf unserer Route lagen, zu arrangiren, was uns natürlich nur im höchsten Grade willkommen sein konnte.

Da bei der Menge von Theilnehmern an dieser Tour die Postpferde nicht gereicht haben würden, so reiste die Gemahlin nebst dem Fräulein, unter Begleitung des Obrist Chaldijeff und Anderen 2 Tage früher voraus, um uns auch in der Wüste die Frau des Hauses nicht vermissen zu lassen.

Die paar Tage vergingen uns in Semipalátinsk ungemein rasch. Dr. Brehm leitete das Feuerwerker-Laboratorium, in welchem 3, vielleicht sogar 4 Soldaten, die der Gouverneur gütigst commandirt

hatte, unablässig mit Füllen von Patronenhülsen beschäftigt waren und fuhr am 1. Mai mit dem Polizeimeister, einem excellenten Jäger, auf die Schnepfenjagd. Das Resultat war ausser wirklichen Ergebnissen der Niederjagd als einer Menge Mittelschnepfen, Zwergbecassinen (Gallinago gallinula), und Teichwasserläufern (Totanus ochropus), die in die Küche abgeliefert wurden, auch für den Forscher interessant, denn es brachte die erste schwarzkehlige Drossel (Turdus atrogularis) und was mich besonders erfreute, den düstern Laubvogel (Phyllopneuste tristis), den wir später im Altai und am Ob wiedertreffen sollten.

Graf Waldburg und ich hatten inzwischen genug mit allerlei Besorgungen zu thun. Angesichts der uns bevorstehenden Gebirgsreise musste das Gepäck auf das allernothwendigste beschränkt werden, andererseits galt es aber auch Proviant anzuschaffen. Wir hatten also genügend Gelegenheit den Bazar kennen zu lernen, der auf uns keineswegs den Eindruck eines „Wiener Tandelmarktes" machte, wie v. Cotta sich ausdrückt. Freilich waren chinesische Artikel, die wir auch nicht suchten, nicht vertreten, denn der Verkehr mit China der zu Rose's Zeit (1829) noch recht ansehnlich gewesen sein muss, hat offenbar sehr abgenommen, desto mehr sich aber der mit Turkestan entwickelt. Im „Taschkend-Bazar," der freilich, mit seinen elenden Verkaufsbuden aus Balken und Planken, nichts weniger als imponirt, gab es Sachen, die die Kauflust eines Jeden gereizt haben würden. Vor Allem waren es die in Farbe und Dessin phantastischen Stickereien in Seide auf Wollenstoff, Tuch und Leder, wie Kaftans, Decken, Schabraken, weite Beinkleider, Frauenjäckchen u. s. w., von denen die wenigen von mir mitgebrachten Gegenstände in der „Sibirischen Ausstellung" stets allgemeines Interesse erregten. Sie werden, wie die zierlichen Stickarbeiten in der Türkei, meisst von Männern ausgeführt. Dann die sonderbar gemusterten Seidenstoffe und andere Wollarbeiten, die den persischen ähnlichen Teppiche aus Buchara und Turkestan, Sättel und Zierarten für Pferde, in Silber gefasste zierliche Knöpfe aus Korallen und eine Menge anderer Artikel orientalischen Kunstgewerbes. Freilich hatte keiner dieser einsilbigen Ssarten*) seine Schätze prunkhaft ausgebreitet wie ein Laden bei

*) Dieser aus altiranischen Bewohnern des Landes mit türkischen Elementen gemischten Stamm bildet die eigentliche Bevölkerung von Taschkend und verbreitet sich, Handel treibend, weit über Innerasien. Vergl. Russ.-Revue 1878. p. 128 und 353, und Wenjukow: die russ.-asiat. Grenzlande p. 368.

uns und was das schlimmste war, man musste in einer Weise handeln, dass man sich selbst hätte schämen mögen, erstand dann aber die Sachen zu nach unseren Begriffen wohlfeilen Preisen.

Der zum Theil aus steinernen Kaufhallen bestehende Bazar mit europäischen Waaren enthielt von der Stahlfeder bis zur Guitarre, und vom Knopf bis zum fashionablen Filzhut, alles nur Denkbare. Wir begnügten uns eiserne zusammenlegbare Bettstellen (das Stück zu 14 Rubel) zu kaufen, die für Steppenreisen, wo es nicht an Transportmitteln gebricht, sehr zu empfehlen sind und wandten uns dann dem Krämereiwaaren-Bazar zu, auf dem Thee eine Hauptrolle spielt. Er kostet hier weniger als in Moskau, für sehr feinen bezahlte ich für das Pfund 1 R. 80. Der für geringere Leute hier allgemein gebräuchliche Formenthee (Kirpitschni Tschai), d. h. in Gestalt von Ziegelsteinen gepresste Thee kostet nur 30—40 K. das Pfund. Um so theurer war Zucker, der mit 35 K, per Pfund bezahlt wurde, und weiter südlich bedeutend theurer wird, z. B. in der chinesischen Grenzstadt Tschugutschak bereits 50 K. kostet. Auch mit Reis versahen wir uns.

Als J. G. Gmelin im Juli 1734 Semipalátinsk, oder wie er schreibt, „Sempalatnaja Krepost" besuchte, war es eine jener kleinen, damals allerdings bedeutenden Grenzfestungen, wie er deren so viele beschreibt und stand unter Jamüschewa Krepost, dem jetzigen Kosakendorfe Jamischewskaja. Da die Häuser selbst in der Regierungs-Kanzlei keine eigentlichen Dächer und höchstens mit Papier verklebte Fenster hatten, so mochte damals der Aufenthalt allerdings nicht so behaglich gewesen sein, als wir ihn fanden. Nach Gmelin wurde die Festung 1718 angelegt war aber zu seiner Zeit (1734), wegen Wegspülen des Ufers durch den Irtisch schon 4mal verlegt worden. Pallas fand (1771) die alte Festung 15 Werst von dem Tauschhof entfernt liegen; doch machte man damals Anstalten dieselbe wiederum mit dem letzteren zu vereinen um so muthmasslich den Grund zu dem heutigen Semipalátinsk zu legen.

Sechzehn Werst von der Festung waren zu Gmelins Zeit noch die Ruinen von 7 alten steinernen Gebäuden zu sehen, nach denen die Stadt den Namen Sempaláti erhielt, was deswegen noch nicht mit „sieben Paläste" übersetzt zu werden braucht, denn nach Gmelin heissen im Russischen alle steinernen Gebäude „Palati," „mögen sie prächtig oder schlecht aussehen." Gmelin beschreibt übrigens (Reise I. p. 216 und 217) diese Ruinen genauer, die nach ihm von dem

Hause, ohne weitere Dorfanlage. Der Weg auf der jetzt trockenen Steppe war vortrefflich. Die letztere ist bis zur ersten Station fast ganz eben, wird dann aber etwas hügelig und führt manchmal längs kleinen Bächen, die mehr oder weniger salziges Wasser haben. Wie auf den Spitzen der Hügelkuppen meist anstehendes Gestein zu Tage tritt, so sind die Salzbäche stellenweis von Felsen begrenzt, die durch rothe und orangefarbene Flechten ein merkwürdiges Aussehen erhalten. Bis zur zweiten Station konnte man die Gesteinsformation deutlich als Quarz erkennen, weiterhin schien sie mir Schiefer zu sein. Auch die als Werstzeichen aufgeschütteten Steinhaufen, bestanden aus solchen Gesteinen, denn eigentliche Werstpfähle hatten wir seit Omsk nicht mehr gesehen. Alexander Schrenk verzeichnet von hier Felsit- und Hornsteinporphyr, sowie Grauwacke. — Die Steppe zeigte übrigens öfter ihren Charackter, die wie beschneit aussehenden salzigen Effloreszenzen. Stellenweis war sie mit kurzen, jetzt sich begrünendem Grase bedeckt, aber weite Strecken zeigten noch kahles Gestrüpp oder vertrocknetes sehr hohes Gras (Tchi).

Die Vogelwelt bereitete uns schon nach der ersten Station eine grosse Freude mit dem Erscheinen der Mohrenlerche (Alauda tatarica), nach der wir uns schon als wir noch auf Schwarzerde fuhren vergeblich umgesehen hatten und in den mit Felsen besetzten Hügelkuppen zeigten sich zuerst Fuchsenten oder Turpans wie sie die Russen nennen (Tadorna rutila).

Jurten der Kirghisen begegneten wir öfters, ebenso ihren Winterhäusern, die aus getrockneten Backsteinen erbaut werden und deren eigenthümliche Bereitung wir auch sehen sollten. Die schwarze Erde der Steppe war in derselben Weise als wie bei Bremen der Backtorf gewonnen wird, in einen mächtigen zähen Fladen ausgebreitet, den aber nicht biedere Moorbewohner mit Holzschuhen bearbeiteten (petteten), sondern den Berittene mit den Hufen der Pferde zurichteten. Das verwunderte uns allerdings höchlich, aber wir sollten in der Folge mehr zu der Einsicht kommen, dass der Kirghise Alles soweit nur irgend möglich zu Pferd thut.

Schon hinter Semipalátinsk hatten wir südwestlich am Horizonte eine niedrige blaue Bergkette den Semitau erblickt, von welchem südlich gelegen auf der ersten Station, die isolirten Berge Kokon nach und nach deutlicher sichtbar wurden. Sie bilden gleichsam

ein: Uludschur, Arkalyk (290 Meter), Aschtschi-Kul (320 M.), Passhöhe zwischen 2. und 3. Station (390 M.) Dschas-tas (400 M.), Kysil-mul (440 M.), Arcat (520 M).

Vorberge des Arcat, welche letztere wir, malerisch hinter diesen aufsteigend, erst bei der vierten Station gegen 7½ Uhr Abends zu Gesicht bekamen, ein Anblick der uns nicht wenig mit Freude erfüllte. Auf der 5. Station, Kysil-mul, wurden „ein paar Bissen gegessen“ und wir fuhren dann bei Mondschein, von der Poststrasse bei der Station Arcat rechts abbiegend auf ziemlich holperigem Wege die letzten 6 Werst weiter, bis uns gegen 12 Uhr Lichter entgegen blinkten das ersehnte Ziel: das Jurtenlager in den Arcatbergen!

Trotz der späten Stunde hatte es sich die Generalin in gewohnter Herzlichkeit nicht nehmen lassen uns zu empfangen und bald sassen wir in einer prächtig ausgeschmückten Jurte und stärkten uns durch ein treffliches Mahl, bei dem ein herrlicher Pillaf und kirghisisches Schaffleisch, als echte Nationalgerichte besonders einladend waren. Auch den berühmten Kumiss sollten wir hier zuerst kosten und fanden ihn nicht unangenehm. Doch ich habe auf dieses fade, nicht weniger als er- oder anheiternd wirkende Getränk noch zurückzukommen.

Der Vorsorge des Gouverneurs, dessen Gäste wir auch hier im vollsten Sinne des Wortes waren, hatten wir eine besondere Jurte als Wohnung zu verdanken, die im Innern mit stattlichen bucharischen Teppichen ausgelegt, ungemein anheimelnd war.

Jubilirender Lerchengesang begrüsste mich als ich andern Tags (4. Mai) früh 4 Uhr aus der Jurte trat und nun erst einen Blick auf das fremdartige Bild werfen konnte. Wie mit einem Zauberschlage schien man in eine ganz andere Welt versetzt worden zu sein, die für Fremdlinge wie wir durchaus Neues bot. In einer mit hohem dürren Grase bewachsenen Ebene standen in gewisser Entfernung mehrere stattliche Jurten, bei denen Pferde und Kameele weideten, kirghisische Reiter sprengten geschäftig hin und her. Nicht weit vom Jurtenlager floss in schilfigem Ufer ein kleiner Bach, in dessen Nähe schwarzköpfige Bachstelzen (Motacilla melanocephala), schwarzkehlige Wiesenschmätzer (Pratincola rubicola), blasse Weihen (Circus pallidus) sich hauptsächlich bemerkbar machten. Auch die herrlichen Turpans zeigten sich und in den Felsen hatte die schöne Klippentaube (Columba rupestris) ihre Nistplätze. Die noch dürre, kahle Steppe war mit ebenso kahlen Felsgebilden umgrenzt, hinter denen sich in phantastischen Formen höhere Felsmassen erhoben: die Kette der Arcatberge. Sie erreichen (nach Alexander Schrenk)

[illegible] bestehen aus grobkörnigem
[illegible] gefärbt erscheint.
[illegible] Nähe kennen lernen, denn
[illegible] Damen, auf die
[illegible] Kirgisen und
[illegible] dem eigentlichen Jagd-
[illegible] anfänglich über Wiesen
[illegible] Moräste
[illegible] wurden. Bald um-
[illegible] denen jedem
[illegible] einstweilen in Obhut
[illegible] einem Wachholder-
[illegible] hier aus einen
[illegible] und die dahinter
[illegible] kahlen Fels-
[illegible] die berittenen
[illegible] unklar, doch
[illegible] längerer Zeit auf-
[illegible] bemerklich und
[illegible] Reiter
[illegible] das mit
[illegible] sich zu rühren!
[illegible] der Felsen, viel-
[illegible] bewegliche
[illegible] in leichtem
[illegible] gerader Linie
[illegible] Kamensky ein
[illegible] Wild nicht
[illegible] Augenblick erwarte
[illegible] Knall seiner Büchse zu vernehmen. Aber die weisse Mütze,
Alles was ich von meinem Partner sehen kann, rührt und wankt
[illegible]. Und für mich sind die ca. 150 Schritt doch etwas zu weit
für meinen alten aber gediegenen „Sauer in Suhl.“ Ich lege an
und ziele, setze aber wieder ab, denn die weisse Mütze verschwindet
und ihr Träger muss jetzt schiessen, denn gerade jetzt kann er zu
Schuss kommen, wie noch nie: kaum 40 Schritt ist sein Opfer ent-
fernt! Aber er sieht es nicht und da ich nun gezwungen wäre,
direct in einer Linie auf ihn zu feuern und das Ricouchetiren
der Kugel auf dem harten Fels fürchte, lege ich die Büchse wieder

nieder, fest entschlossen auf das nächst ankommende Wild zu schiessen. Und ich habe nicht lange zu warten! Ein Wolf kommt vorsichtig geduckt und Deckung suchend, langsam angetrabt, zwar immer noch näher meinem Nebenmanne aber doch nicht so entfernt als das Argali. Ich komme ruhig ab, drücke los und dahin kracht mein Schuss! Ich habe gut Strich aber zu hoch gehalten und mit meinem bleiernen Gruss Isegrimm nur zur Eile angetrieben, so dass es nutzlos ist, dass ihm mein Nebenmann noch 2 Kugeln nachsendet. Er ist nun aufmerksam geworden, richtet sein Auge aber nur vorwärts und bemerkt es zum zweiten Male nicht, das dasselbe Argali, genau auf demselben Wege den es kam, wieder zurückwechselt. Dieses auffallende Betragen fand später seine Erklärung; das gesehene Argali war ein Mutterschaf, welches aus Liebe für sein zurückgebliebenes Junge wieder umkehrte. Und diese Sorge schien Angesichts der lauernden Adler sehr berechtigt, denn noch am Abend brachte ein Kirghise ein vom Adler zerrissenes und angefressenes Argalilamm; doch blieb es natürlich unausgemacht, ob es das der verjagten Mutter gewesen war.

Die Schützen sammelten sich wieder, aber es kam bezüglich eines neuen Triebes nicht recht zur Verständigung, denn ein Theil der Jäger und Treiber hielt die Jagd für beendet und ritt, da es überdies noch zu regnen anfing, nach einer inzwischen aufgeschlagenen Jurte zurück, in welcher die Damen mit Thee und Erfrischungen aufwarteten. Gar bald zeigte es sich, dass der Abbruch der Jagd zu voreilig geschehen war, denn kurze Zeit, nachdem wir uns in der Jurte niedergelassen hatten, entstand ein Lärm, wir eilten ins Freie und sahen kaum 100 Schritt von uns 5 Argalis, eins hinter dem andern laufend, gleichsam wie zum Hohne, vorüber gallopiren. Was half es das Verschiedene nach der Büchse griffen, sich auf die Pferde warfen und unter Führung der Generalin, die wie immer rasch entschlossen die Erste war, zur Verfolgung nacheilten; ehe wir noch den kleinen Bach gekreuzt und das jenseitige steile Ufer erklettert hatten, war das Wild bereits unsern Augen entschwunden.

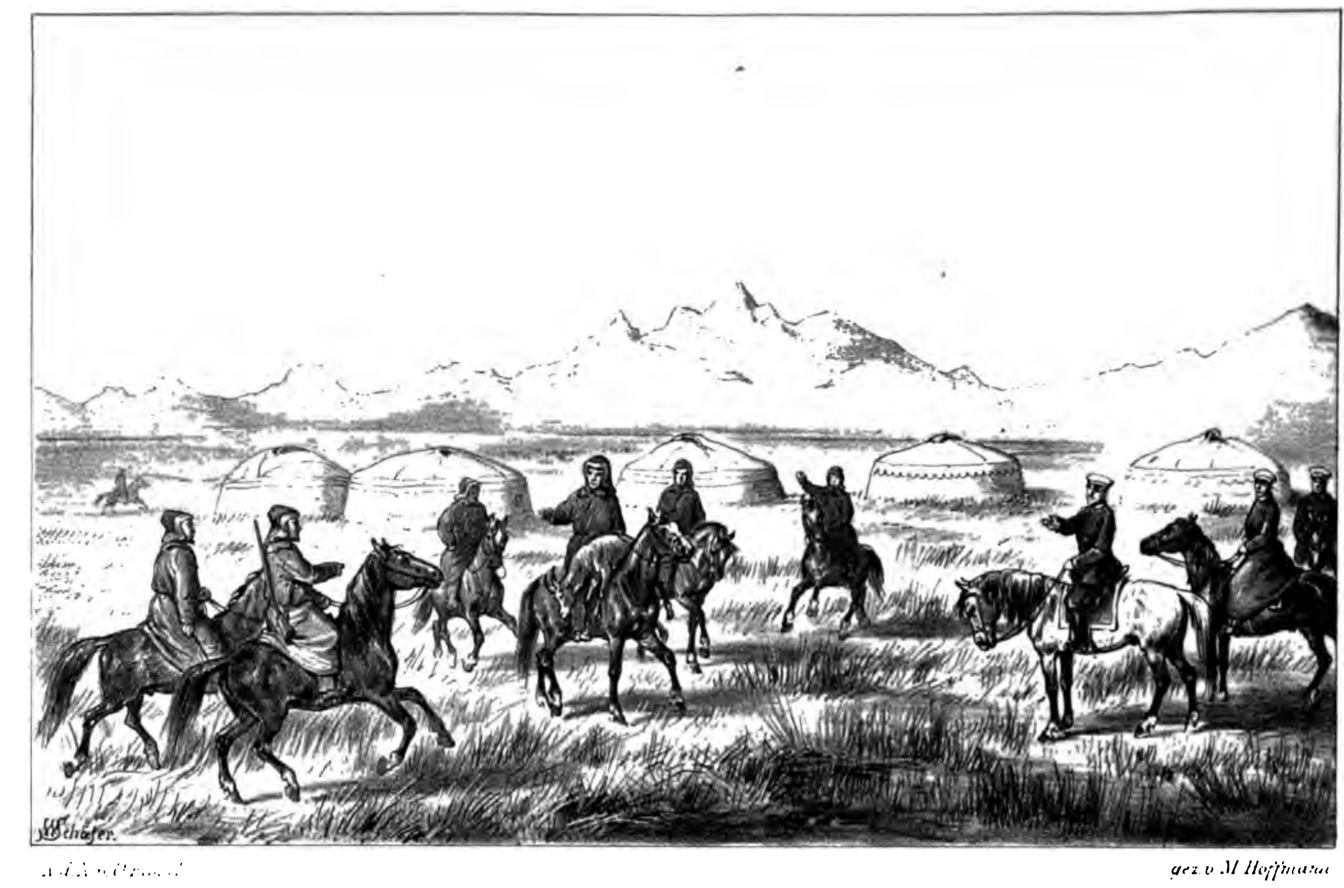
Das war der erste Jagdtag auf Argalis! Der zweite (5. Mai) schien wenig versprechend, denn nach dem gestrigen Gewitter war es kalt geworden und Regen wechselte mit Schneesturm*) ab, doch erwies er sich trotzdem als erfolgreich. — Wir ritten diesmal nach

*) Am 2. Mai gab es Schnee, der liegen blieb.

einer anderen Seite in die Berge und die Schützen wurden in einem Felsthale angestellt, welches die Wildschafe zu passiren hatten. Ich erhielt einen Platz am Fusse einer 2—300 Fuss hohen Felswand und hatte genügend Zeit die Granitgebilde zu studiren, welche so auffallend pitoreske Formen zeigten, wie ich sie vorher kaum gesehen hatte. Plattenförmige horizontale Ablagerung, an Gneiss erinnernd, wechselten mit schief liegenden und fast quaderförmigen ab, die Kuppen selbst aber zeigten merkwürdige Spitzen und Hörner, welche die Phantasie leicht zu Ruinen von Schlössern und Thürmen ausmalen konnte, oder die wiederum in rohen Umrissen ein menschliches Gesicht im Profil zeigten. (Eine solche merkwürdige von mir nach der Natur gezeichnete Formation ist auf der Abbildung des todten Archarschafes nebst Lamm dargestellt.) Die Schluchten dieser Felswände waren mit chaotisch zusammengewürfeltem Trümmergestein ausgefüllt.

Ein herabgerollter gewaltiger Felsblock diente mir als Deckung. Von ihm aus beobachtete ich nicht nur die todte schweigende Natur, sondern Steinröthel (Petrocincla saxatilis) und Trauersteinschmätzer (Saxicola morio), die sorglos auf der Schutthalde ihr Wesen trieben, erfreuten mich. Aber auch meine Nebenmänner konnte ich sehen. Auf der entgegengesetzen Seite des Felsthales, hoch oben hinter einem Steine verborgen, sass Graf Waldburg-Zeil, unbeweglich wie eine Bildsäule. Der Gouverneur, im Thale postirt, war nicht so geduldig; die empfindliche Kälte und die öfteren Schneeschauer, brachten ihn erst zum Trippeln, später zum langsamen Hin- und Hergehen und ich folgte seinem Beispiele. Dies war ein grosser Fehler, denn gerade jetzt standen, ungesehen von mir, 2 Wildschafe über mir, wurden aber durch meine Bewegung verhindert ins Thal herabzusteigen, wie der Graf erzählte, der dies deutlich beobachten konnte.

Wir hatten wol schon $1^1/_2$ Stunde auf unserem Platze gestanden und ich betrachtete die Jagd schon als vergeblich, als plötzlich ein Schuss krachte, ein zweiter! Das war Brehm's Geschoss! er pflegte stets, wo es nur irgend anging, mit der zweiten Kugel nicht zu geizen. Bald darauf zeigte sich ein Archar, gefolgt von einem jungen. Es ging nicht sonderlieh schnell, blieb zuweilen stehen; offenbar war es verwundet. Jetzt wandte es sich der gegenüberliegenden Felswand zu, zugleich erschien aber auch Brehm auf dem Schauplatze um dem Wild einen Vorsprung abzugewinnen und es



gez. v. M. Hoffmann

Jurtenlager an den Arcatbergen.

gelang ihm. Zwar stob das Wildschaf im Galopp die Felsen empor, blieb aber an einer Ecke stehen um zu sichten und präsentirte seine Breitseite wie es nicht schöner sein konnte. Brehms dritter Schuss krachte in demselben Moment und das Thier stürzte dröhnend die an 100 Fuss hohe Felswand herab. Nun wurde es überall rege; wie aus der Erde erstiegen zeigten sich von allen Seiten Kirghisen zu Pferde, und die Beute wurde zu Thale geschleppt. Andere galloppirten auf der schmalen Gallerie der Felswand, welche soeben das Argali unfreiwillig hatte verlassen müssen, aufwärts, als seien die glasglatten Felsen für die unbeschlagenen Hufe der Pferde die schönste Reitbahn, denn es galt noch einer anderen Beute habhaft zu werden. Kurz nachdem Dr. Brehm das Mutterschaf erlegt hatte, glückte es nämlich Graf Waldburg-Zeil, der von seinem hohen Stande gleichsam herabgezaubert plötzlich zur Stelle war, das Lamm, welches rathlos und verwirrt nach seiner Mutter suchend zurück kam, zu schiessen. Es war ein gewagter Schuss, aber ich sah deutlich die Wirkung. Das Thierchen jagte davon und war in wenigen Secunden plötzlich wie verschwunden. Wahrscheinlich hatte es in einer der vielen Felsritzen Zuflucht gesucht um zu verenden und hier vermochten es selbst nicht die Falkenaugen der Kirghisen zu entdecken, was freilich bei der so übereinstimmenden Färbung sehr erklärlich schien. So mussten wir uns mit der einen Beute zufrieden geben; ein Kirghise nahm sie vorn auf den Sattel*) und nun ging es im Triumph nach dem Jurtenlager, wo im traulichen Kreise, wie es stets nach Jagden zu sein pflegt, die Erlebnisse des Tages bis auf alle Einzelheiten gründlich durchgesprochen wurden.

Brehm's erste Kugel hatte das Thier in die Seite getroffen**) ohne edle Theile zu verletzen und so erklärte sich die verhältnissmässig langsame Bewegung. Immerhin besitzt das Archar, wie namentlich das vom Grafen angeschossene Junge bewies, eine grosse Lebenszähigkeit, die aber nur im Vergleiche zu unserm einheimischen Hochwilde (Hirsch, Reh) auffallend erscheint. Wer aber den Er-

*) Unsere Abbildung stellt die Scene der Ankunft der Jäger im Jurtenlager dar, im Hintergrunde die malerischen Formen der Arcatberge.

**) Die Untersuchung der Haut beim Ausstopfen hat dies zweifellos festgestellt. Herr Banzer in Oehringen schreibt mir hierüber: „Die eine Kugel war von der linken Seite. etwa in der Mitte des Körpers eingedrungen und am rechten Schulterblatt wieder herausgekommen; die zweite Kugel hatte den Hals getroffen, muss aber schon sehr schwach gewesen sein, da sich ihr Ausgang nicht finden liess".

zählungen südafrikanischer Jäger gelauscht und gehört hat, wie schwer die meisten der dort vorkommenden Antilopen zu fällen sind und wer, wie ich, aus eigener Erfahrung kennt, mit welchen Verwundungen Bisonten und Gabelböcke in den Prairien Nordamerika's auf Nimmerwiedersehen entgehen, wird sich noch weniger verwundern.

In der Jurte erschienen aber auch bald andere Gäste oder vielmehr Diejenigen, deren Gäste wir waren, das heisst, die kirghisischen Häuptlinge, welche ihre Staatsjurten zur Aufnahme des Gouverneurs, seines Gefolges und der Fremdlinge bereitgestellt und ihren Stolz darin gesetzt hatten, Alles so köstlich als möglich herzurichten. Nach orientalischer Sitte die Schuhe am Eingange ausziehend, nahten sie in ehrerbietiger Haltung vor dem Gouverneur, der sie leutselig, wie immer, zum Thee einlud, was als grosse Auszeichnung betrachtet wird. Auch diese Häupter der Steppe waren voll von den Ereignissen der Jagd, liessen es aber nicht an ihren eigenen Worten genügen, sondern entboten einen berühmten Barden ihres Volkes, der die Thaten besingen musste. Der Gesang war freilich ebenso einförmig und melodienarm als die Begleitung mit einer Art höchst primitiver Schlagzither, nach Art der russischen Balalaika, aber um so bilderreicher die Worte des Sängers. Freilich verstanden wir nichts von denselben, aber die gegebene Uebersetzung zeigte, dass der gewandte Improvisator nicht allein den Gouverneur und seine Gemalin, nebst der holden Tochter, sondern auch die fremden Gäste und vor Allem den Löwen des Tages, den glücklichen Schützen, Freund Brehm, zu verherrlichen bestrebt war, was den Zuhörern der Vorträge des Letzteren zur Genüge von der „rothen Zunge" bekannt sein wird. Die Kirghisen haben bekanntlich, getragen von Improvisatoren, eine sehr entwickelte Volkspoesie, die sich von Geschlecht zu Geschlecht erhalten hat und aus welcher der kundige Radloff eine so schöne Blumenlese sammelte. Das Gedicht, welches die Thaten des Helden Kusu-Kerpetsch, der der Sage nach unweit Ajagus (dem heutigen Sergiopol) begraben liegt, und seine Liebe zur schönen Bajan-ssula, der Tochter des Kirghisensultans, schildert, enthält nicht weniger als 1365 Verse und gefällt eben so sehr durch Einfachheit der Erzählung, als durch den nicht selten wahrhaft poetischen Inhalt.

Vermuthlich hat der kirghisische Liederschatz seit unserem Aufenthalt in den Arcatbergen eine neue Perle erhalten, die zwar

nicht von Liebe und Liebesabentheuern, sondern von dem Jägerglück des Fremdlinges mit der Adlernase und den Falkenaugen handelt. Aber die kirghisische Poesie scheint wirklich mit abendländischer Höflichkeit gepaart, denn ich habe nicht erfahren, dass an jenem Abende auch des wackeren Adil Chan Dschamanteiof, des Besitzers der Arcatberge gedacht worden wäre. Und er war doch der treffliche Schütze, der den stattlichen Widder erlegt hatte welcher uns gleich bei Ankunft überraschte, und zwar ohne ein Gewehr aus der Fabrik der Hoflieferanten Timpke und Leu, sondern nur mit seiner primitiven auf einer Gabel ruhenden einläufigen Tula-Büchse für 10 bis 15 Rubel. Der brave Mann mit dem Gewehr in der Hand, nebst dem erlegten Widder (nicht Schaf), einer Photographie der Frau Generalin Poltoratzky entlehnt, stellt diesen tüchtigen Schützen und seine Beute dar und ist die einzige Originalfigur in dem Bilde zur Gartenlaube (No. 41. 1877), in welcher Dr. Brehm mit bekannter Meisterschaft „Jagden in der Steppe“ schildert.

Der dritte Tag, zugleich unser Abschiedstag in den Arcatbergen, brachte neben den practischen Obliegenheiten (Präpariren der Archare u. s, w.) auch Festlichkeiten, wie sie uns später nicht mehr vorgeführt wurden. Die Nachricht, das der Gouverneur in den Arcatbergen jage, hatte sich wie ein Lauffeuer durch die Steppe verbreitet und von Nah und Fern eilten die kirghisichen Grossen herbei, um dem allgemein beliebten Chef ihren Respect zu erweisen. Und sie kamen nicht allein, sondern erschienen mit zahlreichem Gefolge, darunter Volksdichter, ausgezeichnete Schützen, Falconiere, auserwählte Renner und die eigenthümlichen Windspiele. Letztere, „Tasy“ genannt, ähneln in etwas den zottigen schottischen, haben aber nur an den Ohren, dem Untertheil der Schenkel sowie am Schwanze langes Haar. Nach den wenigen Exemplaren die wir zu sehen bekamen, sind es unansehnliche, hässliche Thiere, aber sie sollen bei der Jagd auf Steppenantilopen (Saiga's) ausgezeichnet sein. Doch bekamen wir davon keine Proben zu sehen, ebenso wenig als von der Fertigkeit der Baitzvögel, von denen wenigstens einer vertreten war. Und zwar wird von den Kirghisen als solcher kein geringerer trainirt als der König der Lüfte, der Steinadler. Das gab freilich ein ganz anderes Bild, als man es nach den Vorstellungen aus der Blüthezeit unserer Ritterschaft sich eingeprägt hatte. Der Mann im schlechten Kaftan und der sonderbaren pelzverbrämten Kappe erinnerte wenig an jene stattlichen Gestalten des Mittelalters, gewährte

aber eine nicht minder eigenthümliche Erscheinung. Auf der durch einen riesigen Handschuh aus Bärenfell bewehrten Rechten sitzt der „Birkut", wie der Adler kirghisisch genannt wird, und da der Arm allein nicht im Stande ist, das Gewicht eines an 12 Pfund schweren Vogels zu tragen, so wird er durch einen auf Knie oder Sattelbogen gestemmten Stock mit breitem, rundem Knopfe gestützt. Der Adler trägt Kurzfesseln und sein Kopf ist mit einer ledernen Kappe bedeckt. Er blickte wild umher als man ihm dieselbe abnahm und fächelte prüfend mit seinen Schwingen, gleichsam als wollte er nach Freiheit ringen, denn noch ist er voll von Gedanken an die Liebeszeit des Frühlings. Und in dieser würde er, freigelassen, vielleicht nicht zum Jäger zurückkehren; man wagt daher jetzt nicht ihm Proben seiner Jagdfertigkeit ablegen zu lassen. Wie die Kirghisen erzählten wird der Birkut vorzugsweis auf Steppenfüchse (Corsacs) und Wölfe dressirt. Atkinson stellt (p. 493) eine Scene dar, wo ein Birkut einen Hirsch niederreisst, und versichert, selbst die Jagd mitgemacht zu haben. Doch scheint es kaum glaublich, dass in jener Steppengegend der Maral wirklich vorkommen soll und das hübsche beigegebene Bildchen ist also wol nur ein Phantasiestück. Gegen einen Wolf (kirghisisch: Katschkar) werden gewöhnlich 2 Adler losgelassen, da der erste sehr oft abgeschüttelt wird. Der Adler sucht den Wolf mit auseinander gespreizten Fängen auf dem Rücken und im Nacken festzuhalten, soll aber dabei zuweilen doch Isegrimm erliegen. Der Preis eines solchen dressirten Steinadlers ist ein oft sehr bedeutender, der dem eines guten Renners gleichkommt, daher dieser noble Sport nur von Sultahnen und anderen Grossen getrieben wird. Dass nur ganz junge aus dem Nest genommene Vögel zur Baitze abgerichtet werden können, war vorauszusehen und wurde uns von den Kirghisen bestätigt. Wenn daher Wlangali sagt: „interessant ist es, wie sie (die Kirghisen) diese Vögel fangen. Wenn ein Kirghise einen Goldadler ansichtig wird, so schleicht er sich an ihn heran und wenn er ziemlich nahe gekommen ist, so wirft er sein Gewand auf ihn, weil der Goldadler, wenn er einer Beute habhaft geworden ist, so lange frisst, bis er nicht mehr im Stande ist, aufzusteigen", so beruht dies nur auf unwahren Berichten und wird durch von Helmersen widerlegt, der das vergebliche Bemühen eines Kosaken beschreibt, welcher versuchte einen übermässig vollgekröpften Adler mit seinem Pferde zu ereilen und einzufangen. Ebenso beruht die Angabe von v. Hellwald (Central-Asien p. 32)



N. d. N. v. O. Finsch. gez. v. M. Hoffmann.

Kirghisische Jäger.

dass die Kirghisen auch mit Geparden jagen, auf unwahren Angaben.

So ungünstig das unbeständige Wetter den photographischen Aufnahmen der Frau Generalin gewesen war, die, unverdrossen und heiter wie immer, dennoch einige gelungene Gruppenbilder fertig gebracht hatte, so freundlich lachte der Himmel bei dem nun stattfindenden Ringkampfe (kirg. Balwany).

Die zahlreich anwesenden Kirghisen mit untergeschlagenen Beinen sitzend oder auf den Hacken hockend, hatten sich in 2 Parteien getheilt, von denen jede ihren Kämpfer stellte. Letztere waren nur mit einem Kaftan bekleidet, der durch einen schmalen Shawl als Gürtel festgehalten wurde. Die Gegner bogen sich nun mit dem Oberleibe gegeneinander, so dass sich die Köpfe, oder der Kopf des Einen die Schulter des Anderen, berührten und fassten einander nun mit der Rechten im Gürtel, mit der Linken im Nacken am Kragen des Kaftans. In dieser Stellung versuchten sie es nun einander zu Boden zu werfen, aber sie zogen sich, fest zusammengestemmt, gewöhnlich erst eine gute Weile hin und her, ehe Einer einen gewaltigen Ruck versuchte, um seinen Gegner aufzuheben und zu stürzen. Meist fielen Beide zusammen und galt der, welcher seinen Gegner am Boden festhielt als Sieger, der von seiner Partei laut mit Beifall und Jubel geehrt wurde. Diese theilte dann den Siegespreis, der in bunten Zeugen bestand, unter sich, doch so, dass der Gewinner etwas mehr erhielt,

Auf das Preisringen folgten Kunstreiterstücke, indem ein gewandter Kirghise baarfuss hinter dem Sattel auf dem Pferde stehend im Galopp über die Steppe jagte, und hierauf ein Wettrennen. Die Theilnehmer an demselben waren Knaben von 9—13 Jahren, von denen die meisten kaum die Bügel erreichten. Allgemeines Freudengeschrei durchhallte die Luft, als sich von Fern die Staubwolke zeigte, welche die Heransprengenden theilweis verhüllte, und je mehr sie sich nahten um so grösser wurde die Aufregung. Die meisten der Knaben waren Söhne von Sultahnen und anderen Grossen und wie diese und ihre Angehörigen die Reiter durch Zurufe ermunterten und anfeuerten, so die Letzteren ihre Pferde mit Zügel und Kantschu. So hatte denn der erste Sieger die 20 Werst (c. 3 Meilen) weite Bahn in 54 Minuten zurückgelegt, gewiss ein Resultat, mit dem sich diese kirghisischen Knaben auch bei uns hätten sehen lassen können.

Solche Wettrennen, Baiga genannt, werden gewöhnlich bei Gelegenheit der jährigen Todtenfeier eines Grossen veranstaltet, die mit grossen Festlichkeiten begangen wird. Zu einer solchen Todtenfeier „Ahs“ kommen von nah und fern geladene und ungeladene Gäste, die mit Schaf- und Pferdefleisch bewirthet werden, welches in grossen Schüsseln von Berittenen umhergereicht wird. Wlangali beschreibt ein solches Fest, bei dem einige Tausend zu bewirthen waren und verwunderte sich namentlich über die herrschende Friedlichkeit. Nur beim Vertheilen der Wettrennpreise wären die Parteien fast aneinander gerathen. Freilich handelte es sich um verhältnissmässig äusserst werthvolle Objecte, denn der erste Preis bestand in einem Sclaven (1849), 9 Stück chinesischem Seidenstoff, einem Kameel, der zweite in einem Kameel und Seidenstoff u. s. w.

Bei diesen Wettrennen und Ringkämpfen, die noch heut sehr beliebt sind, kam es früher, als die Sultahne noch unabhängig waren, nicht selten zu Händeln die in offene Fehde ausarteten und langwierige Kämpfe im Gefolge hatten.

Wir durften mit dem Gesehenen wol zufrieden sein, denn im Grossen und Ganzen war uns durch die Güte des Gouverneurs soviel vorgeführt worden als seiner Zeit Alexander von Humboldt (Rose, Reise I. p. 107 u. II. p. 213). Gustav Rose beschreibt freilich, so humoristisch als es ihm möglich ist, jene ergötzliche Vorstellung, bei der es sich für die Ausführenden darum handelte aus einem grossen, tiefen, mit Grütze gefüllten, Kessel einen Silberrubel mit dem Munde herauszufischen, aber wir konnten uns darüber hinwegsetzen und mussten nur bedauern, dass es uns hier (wie später) nicht vergönnt war mit der noblen kirghisischen Damenwelt bekannt zu werden.

Die Stunde des Abschiedes nahte und unter herzlichem Dank schieden wir von der liebenswürdigen Familie Poltoratzky, die wir, wie so manche andere Theilnehmer der Jagden in den Arcatbergen glücklicher Weise noch wiedersehen sollten. Aber von den romantischen Jagdgründen selbst und seinem Edelwild nahmen wir für immer Abschied und es ist hier vielleicht die passende Stelle um einige Bemerkungen über das Wildschaf oder das Archar der Kirghisen einzufügen. Werfen wir zunächst einen Blick auf die geographische Verbreitung der artenreichen Familie der Wildschafe, so ist dieselbe insofern besonders merkwürdig als Europa (Sardinien und Corsica), Afrika (Atlas) und Nordwest-Amerika nur je eine

Art besitzen, während Asien deren eine Menge aufzuweisen hat. Wenn auch bei dem geringen Material, welches unsere Museen von diesen seltenen Thieren besitzen, zur Zeit an eine befriedigende Darstellung der Arten noch nicht zu denken ist, so darf immerhin schon jetzt als gewiss gelten, dass die verschiedenen Gebirgsketten Innerasiens von verschiedenen Arten bewohnt werden. Severtzoff versucht fast für jeden einzelnen Gebirgsstock eine besondere Art nachzuweisen und demgemäss für Asien 18 Arten aufzustellen, beschränkt das Verbreitungsgebiet jeder einzelnen indess offenbar gar zu sehr. Die Art, mit welcher wir es hier zu thun hatten würde seinem Ovis argali var. altaica entsprechen, welches hauptsächlich die südlichen Steppenkämme des Altai bewohnt und von der in der östlichen Mongolei vorkommenden Art (O. argali var. mongolica) verschieden sein soll. Nach Ansicht der Exemplare im Museum der Kais. Akademie in St. Petersburg, welches über diese Thiere wol das reichste Material aufzuweisen hat, glaube ich mich zu der Ansicht hinneigen zu dürfen, dass das Wildschaf des Altai und der Gebirge Dauriens nur Einer Art angehört, die identisch mit der von uns in den Arcatbergen beobachteten ist und mit der in den Steppenkämmen bei Bajanaul zwischen Irtisch und dem Balchasch-See lebenden, von der wir Exemplare bei Professor Slovzoff in Omsk sahen. Nach den ausgezeichneten Forschungen von Professor Peters,*) der wie immer in streng kritischer Weise die Synonymie sichtete, gebührt dieser Art die älteste Benennung Linnés: Ovis ammon. Joh. Georg Gmelin erwähnt dieses Wildschafes zuerst unter den Thieren von Ust-Kamenogorsk (Reise I. p. 240) und beschreibt es ausführlich (l. c. p. 368). Zu seiner Zeit scheint das Archar in der genannten Gegend nicht selten gewesen zu sein, aber man fing schon damals an es auszurotten. Auf kaiserlichen Befehl sollten nämlich lebende Argalis nach Petersburg geschickt werden, wofür von der Krone $3^1/_2$ Rubel per Stück bezahlt wurden. Es legten sich daher Viele auf die Argalijagd, indem sie die Thiere in Fallgruben fingen und so wurde eine grosse Anzahl derselben vernichtet. Pallas erhielt das Argali 1772 im Adonscholo-Gebirge in Daurien, wo es nach Radde bereits 1832

*) Monatsbericht der Kön. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2. März 1876 p. 177—188; hier auch Aufzählung der bekannten Arten. Ausführlicher behandelt von Sir Victor Brooke (Proceed. Zool. Soc. London 1875 p. 509—526.

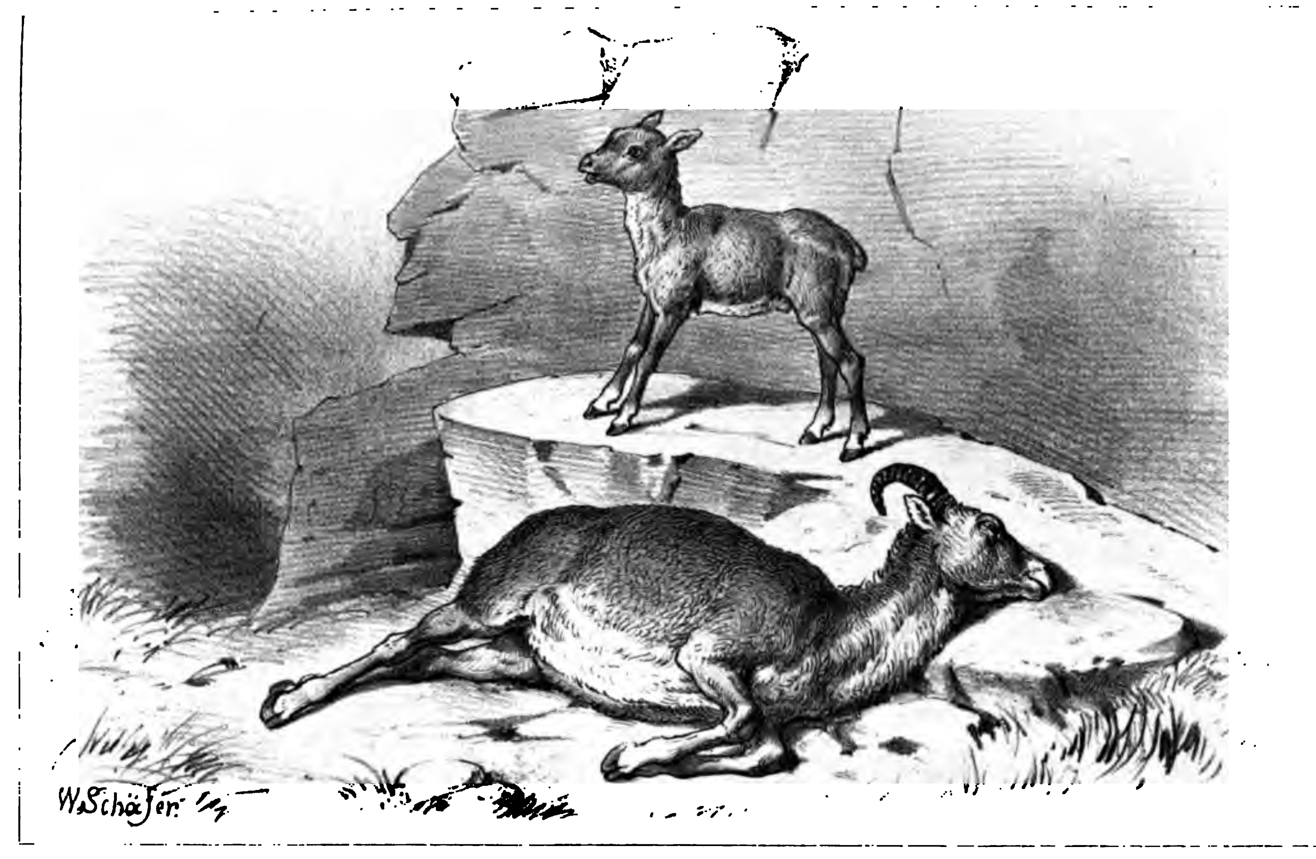
völlig ausgerottet war und erwähnt „Steinwidder“ (Kamenoi-Barani) auch vom Altai „wo sie auf den höchsten, unzugänglichsten Felsen“ wohnen (Reise II. 2 p. 570). Wir selbst bekamen im Altai leider keine Archar zu sehen, hörten aber von seinem Vorkommen und erhielten später Hörner und Schädel aus dem Kreise Biisk. Nach Ledebour waren Archare früher bei dem Dorfe Uimon im Altai (3300‘ hoch) häufig; er erhielt oder beobachtete (1826) das edle Wild in den Alpen am Tschulyschman, am Kurai und in der sehr hoch gelegenen Steppe im Quellgebiet der oberen Tschuja.

Der gründliche Altaikenner Professor Radloff versicherte uns ebenfalls, dass Archare im Altai noch häufig seien und bezeichnete eine Localität, deren Name mir leider entfallen ist, wo am Fusse einer hohen Felswand unzählige Archarschädel liegen. Alex. Schrenk begegnete Wildschafen (Ovis Kareleni, nach Severtzoff) auf den höchsten Kämmen des dsungarischen Ala-tau in einer Höhe von mehr als 10,000—13,000 Fuss. So findet sich denn der Archar ebensowohl auf dem Hochgebirge als den niedrigen Kämmen der Steppenberge und ist somit keineswegs, der gewöhnlichen Annahme folgend, wie der Steinbock als ein echtes Alpenthier zu betrachten.

Das „Archar“, wie dieses Thier von den Kirghisen genannt wird, ist eins der stattlichsten, aber nicht das gewaltigste, unter den Wildschafen. Die ganze Leibeslänge vom Nasenloch bis zur Schwanzspitze betrug bei dem von mir gemessenen Bock 1.800, beim Schaf 1.500, Lamm 65, die Schulterhöhe: 1.250, 1 und 42, die Kreuzhöhe: 1.250, 1.100 und 54.

In Grösse und Körperschwere steht das Archar also hinter unserem Edelhirsch zurück, erreicht aber die des Dammhirsches. Das Schaf wird nach Pallas bis 5 Pud (160 Pfund) schwer, der Widder aber bedeutend mehr, da seine Hörner allein zuweilen über ein Pud (32 Pfund) wiegen.

Diese Hörner erreichen nach der Krümmung gemessen eine Länge von über 1¼ Meter, stehen an der Wurzel dicht beisammen, sind hier dreikantig und beschreiben in der Krümmung fast einen Kreis, indem sie sich nur mit dem plattgedrückten Spitzentheil nach oben und auswärts biegen. Die Spitzen stehen bis an einen Meter auseinander. Die Oberfläche der Hörner ist mit Querwülsten versehen, welche sich gegen die Basishälfte zu als deutliche von



N. d. N. v. O. Finsch. gez. v. M. Hoffmann.

Argali (Arkhar) Weibchen mit Lamm.

Querleisten begrenzte Furchen markiren, aber wol nicht als Jahreswachsthumsringe gelten dürfen, denn bei 2 fast gleichstarken Widdern in Slovzoff's Museum zählte ich an einem an der Basishälfte 25 Querwülste, beim andern nur 12; sie standen hier also in fast noch einmal so weiten Abständen von einander.

Die Hörner des Schafes sind, wie das von mir nach dem Leben gezeichnete von Dr. Brehm erlegte zeigt, sehr kurz, schwach, mit der Spitze nach rückwärts und sanft auseinander gebogen und ähneln ganz den Hörnern gewisser Ziegen.

Die Färbung des erhaltenen, vielleicht vierjährigen Widders war folgende: Dunkel rehbraun; Kopf, Hals und Unterseite des Bauches heller, bräunlichgrauweiss, wie die Fesseln; der Nacken noch heller; ein deutlich abgesetzter Spiegelfleck weiss; Nasenspitze dunkelbraun; das Gehörn hornfahl; Iris gelbbraun.

Das Schaf stimmt in der Färbung im Wesentlichen mit dem beschriebenen Bock überein, ist aber bedeutend schwächer.

Ein noch sehr junges, kaum 4 Tage altes Lamm (siehe die Abbildung, welche von mir nach dem Leben gezeichnet wurde) unterschied sich sehr durch das kurze, weiche Haar und zeigte folgende Färbung: Rehfarben (bräunlichgrau), Unterseite des Bauches, Beine und Spiegel heller, blassgelblichfahl; Nase, Stirn, Ohrrand und ein Längsstreif auf Rücken, von der Schulter bis zur Kreuzmitte dunkelbraun.

Die äussere Erscheinung des Archar ist eine sehr stattliche hat aber nicht so das ausgesprochene schafartige, wie es die Vorstellung des Laien mit dem Begriffe Schaf verbindet. Vor Allem ist es schlanker und hochbeiniger, so dass es schon der alte Gmelin in dieser Hinsicht eher mit dem Hirsche vergleicht. Und was den Unkundigen am meisten abhält sich mit der Bezeichnung „Wildschaf" auszusöhnen ist ganz besonders der Mangel des Wollkleides. Denn wie alle Gattungsgenossen trägt das Archar ein rehartiges, aber weit härteres straffes, sehr brüchiges Haarkleid, welches im Sommer kurz, im Winter aber länger und zottiger und dann mit feinem Wollhaar untermischt ist.

Wie aus den vorhergehenden Jagdschilderungen hervorgeht war uns eben kaum mehr beschieden als Archare in der Wildniss zu sehen, man wird daher keine bemerkenswerthen Beobachtungen von uns erwarten dürfen. Doch bemühte sich Dr. Brehm die Kirghisen

ausfragen zu lassen und so verdanken wir dem emsigen Compilator wie von unzähligen anderen Thieren, auch vom Archar das vollständigste Lebensbild (Thierleben 2. Ausgabe, 3. Band p. 349 und Gartenlaube 1877, No. 45 p. 754). Freilich stützten sich seine Mittheilungen hauptsächlich auf die trefflichen Beobachtungen Severtzoffs, Przewalski's (Reise in die Mongolei etc. p. 122 und 418) u. A., die z. Th. ganz andere Arten betreffen. Um das Bild des Archars mehr zu vervollständigen gebe ich daher einige Notizen aus Brehm's Zusammenstellung, ohne Garantie, ob dieselben gerade auf die von uns berührte Art Bezug haben.

Das Archar lebt in kleinen Rudeln von 5—15 Stück, die meist von einem sehr starken Widder geführt werden, der mit ungemeiner Vorsicht für die Sicherheit sorgt und von Felskuppen aus fleissig Ausschau hält. Die Archarart, welche Przewalski im Sumachadagebirge antraf zeigte sich ungemein sorglos, während die in Nord-Thibet von ihm beobachtete, weissbrüstige Art sehr scheu und vorsichtig war, obschon sie hier wie da von Menschen kaum verfolgt wird. Das Wildschaf der Arcatberge müsste in Anbetracht seines scheuen Wesens mit dem Nord-Thibets zusammen fallen. Das Archar ist ein Tagthier, welches die Nacht schlafend verbringt und mit Anbruch des Tages von den höheren Felsgraten auf die Matten und Wiesen der Gehänge und Thäler zur Aesung herabsteigt. Während der Tageshitze kehrt es wieder auf die kühleren Höhen zurück um gegen Sonnenuntergang einen zweiten Weidegang anzutreten. Dass die Nahrung aus allerlei Pflanzen und Kräutern besteht bedarf wohl nicht erst erwähnt zu werden. Wie Dr. Brehm angiebt muss das Archar im Winter mit Moos und Flechten vorlieb nehmen und soll sich bei Unwohlsein mit Küchenschellen und andern scharfen Anemonen reinigen.

Mitte October findet die Brunstzeit statt, in welcher es zwischen den alten Böcken heftige Kämpfe giebt, die selbstredend wie bei allen Schafen und Ziegen durch Anprallen mit den Hörnern ausgefochten werden. Dabei soll es nun nicht selten geschehen, dass einer der Kämpfer seinen Gegner in den Abgrund hinabstösst und von solchen besiegten Nebenbuhlern rühren auch die Schädel resp. Scelette her, welche sich wie oben erwähnt an gewissen Localitäten im Altai und anderwärts finden und die stets nur Schädel alter Widder aufweisen. Das Archarschaf geht 7 Monate trächtig und bringt gegen Anfang Mai eins, selten zwei Lämmer zur Welt, die

es mit äusserster Sorgfalt und mit Gefahr seines eigenen Lebens hütet und beschützt. Die Jungen wissen sich äusserst gechickt zwischen Steine gedrückt zu verbergen, sind aber wenige Tage nach der Geburt schon im Stande der Mutter behend zu folgen, wie unsere eigenen Beobachtungen zeigten. Wir erhielten in den Arcatbergen durch Kirghisen 2 Lämmer, die noch sehr jung, kaum 4 Tage alt sein mochten, da sie noch Reste der Nabelschnur zeigten, und welche der Gouverneur für uns aufziehen lassen wollte. Sie nahmen willig das Euter der ihnen gebotenen Hausschafe und Ziegen und versprachen sich trefflich zu entwickeln, sterben aber bald an Diarrhoe, offenbar weil sich die Kirghisen keine grosse Mühe mit ihnen gegeben hatten. Die Zähmung von Archaren wäre nach Pallas ziemlich leicht, aber J. H. Gmelin berichtet von einem dreijährigen Widder, der jung aufgezogen worden war, und sich so ungestüm geberdete, dass kaum 10 Mann im Stande waren ihn zu bändigen. Dass sich das Archar mit unglaublicher Schnelligkeit und Gewandtheit in seinen heimischen Felsbergen zu bewegen versteht, bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass es sich aber verfolgt selbst in Abgründe stürzt und zwar auf die Hörner, um den Prall zu pariren ist, wie Przewalski versichert, reine Erfindung. Die Kirghisen und andere Völker Asiens jagen das Archar nur des Fleisches halber; doch fand ich das Wildprett im Wiederspruch mit Meyer nicht ausgezeichnet, sondern von einem etwas anwiedernden strengen Beigeschmack.

Erwähnt mag noch sein, dass die Archare von einer Zeckenart (Dermacentor pardalinus, K.) heimgesucht sind, die beim Präpariren auf mich überging und eine böse erst nach Wochen heilende Wunde veranlasste.

Den bisherigen Annahmen, wonach alle Wildschafarten Standwild sind, wiedersprechen die von Graf Waldburg eingezogenen Erkundigungen, denen zu Folge das Archar wandert! Wie Obrist Chaldijeff, Herr Kamensky u. A. in Sibirien seit lange ansässige Jäger dem Grafen versicherten, sollen die Archare alljährlich im Herbst aus dem südlichen Altai nach dem Tarbagatai und den Steppen am Balchasch ziehen. Man zeigte uns in den Felslabirynthen des Irtisch auf der Strecke zwischen Buchtarminsk und Ust-Kamenogorsk eine Stelle, wo die wandernden Archare den Fluss zn überschreiten pflegen. So gewichtig die obigen Zeugnisse auch erscheinen mögen, sie beweisen eben nur, wie leicht Irrungen vorkommen können, denn nach den unzweifelhaften Nachrichten von Ledebour und Meyer beziehen sich

die geschilderten Wanderungen keineswegs auf das Argali sondern nur auf das Reh (Cervus pygargus)..

Ausser dem Archar erhielten wir noch ein Säugethier in den Arcatbergen und zwar das Bobac-Murmelthier (Arctomys bobac), kirgh. Durdar, welches ein Kirghise vor der Höhle überlistet hatte und uns lebend brachte. Es stellte sich todt und war durch nichts zu bewegen zu flüchten, that dies aber sofort als es sich unbeobachtet glaubte. Ein eigenthümliches vogelartiges Tschirpen, welches wir schon in der ersten Nacht an den Arcatbergen gehört hatten, sollte unserem Gewährsmanne zu Folge von diesem Murmelthiere herrühren. Aber der Mann berichtete falsch denn der sonderbare Zirper war eine Pfeifhasen- (Lagomys) Art und ich erwähne dies nur aus dem Grunde um zu zeigen, dass Angaben von Eingebornen, wenn auch anscheinend noch so gut unterrichtet, doch immer mit Vorsicht aufgenommen werden sollten.

V. Kapitel.

Am Sassyk-Ala-Kul.

(Arcatberge bis Lepsa.)

Aufbruch von den Arcatbergen. — Höhenbestimmungen. — Vogelleben. — Die Mohrenlerche. — Taschkend-Karawanen. — Empfang in Sergiopol. — Obristlieutenant Friederichs. — Sergiopol. — Tschola-Kosaken. — Theures Brennmaterial. — Der Ajagusfluss. — Piketstrasse. — Thierleben. — Karakol. — Steppenvögel. — Kröten. — Unsichere Wagenpferde. — Ackerbau und Bewässerung der Kirghisen. — Mangel an Brennmaterial. — Auf früherem Meeresboden. — Am Sassyk-Ala-Kul. — Trinkwasser. — Furt Kutje, Maldy. — Hautfarbe der Kirghisen. — Schildkröte. — Zweiter Halt am See. — Gestalt des Sees. — Das Seengebiet des Ala-Kul. — Der Sassyk-Ala-Kul. — See Ujali. — Erforscher des Seegebietes. — Höhe des Sassyk-Ala-Kul. — Jibé. — Anstehendes Gestein. — Vogelleben am See. — Wildschweine. — Merkwürdige Eidechsen. — Fischzug. — Fische des Sassyk-Kul. — Marinka. — Allgemeine Bemerkungen über die Fische der Steppenseen. — Mollusken. — Mücken. — Vorberge des Ala Tau. — Begrüssung bei Kirghisen. — „Derdschi.“ — Im A-ul Uwanas. — Siegelerde am Dschindschilifluss. — Blumenflor. — Blick auf Lepsa.

Wir waren gegen 7 Uhr Abends (6. Mai) vom Jurtenlager in den Arcatbergen aufgebrochen und kamen nach den ersten 7 Werst schwierigen Weges wieder auf die grosse Strasse, auf der es, begünstigt von prächtigem Mondenscheine, rasch vorwärts ging. Schon am andern Morgen gegen 5 Uhr hatten wir an 100 Werst zurückgelegt und Altyn Kalat die letzte Station vor Sergiopol erreicht, zugleich auch die Wasserscheide zwischen der Irtisch- und Balchaschebene, welche durch den ansehnlichen (bis 4000 Fuss hohen) Kamm des Dschingis-tau gebildet wird, der als westlicher Ausläufer des Tarbagatai betrachtet werden muss. Nach Semenow liegt diese wichtige Wasserscheide in einer absoluten Höhe von 1700 Pariser Fuss. Nach den sorgfältigen Aneroid-Beobachtungen des Grafen

Waldburg-Zeil beträgt sie 650 Meter, wir waren also seit Semipalátinsk (230 Meter) 420 M. gestiegen. Die Höhe der 2. Station hinter Semipalátinsk, Arkalyk ist 290 M. zwischen der 2. und 3. 390 M., sinkt bis zur dritten (Aschtschi-Kul) auf 320, steigt zur 4. (Dschas-tasch) auf 400, auf der 5. (Kysil-mul) auf 440, und der 6. (Arcat) auf 520. Hinter Sergiopol ergiebt sich eine Höhe von 620 M., die zwischen der ersten und zweiten Station bis 710 M. steigt, also hier die Wasserscheide zwischen Balchasch und Ala-Kul (den dem Ajagus östlich von Sergiopol zuströmenden linken Nebenflusse Ai und einem südlich fliessenden) bildet, um beim Piket Karakol (4. Station) bis zur Niederung des Ala-Kul auf 320 M. zu sinken. Die ganze Strecke von Semipalátinsk an beträgt 223 Werst (fast 32 deutsche Meilen) und hat 10 Stationshäuser oder sogenannte Pikets aufzuweisen.

Es war ein herrlicher Morgen und die Luft so klar, dass wir fern im Osten in duftigem Blau angehaucht eine niedrige Gebirgskette erblicken konnten: die Kuppen des Tarbagatai-Gebirges! wir sahen unser nächstes Ziel also bereits vor uns.

Bei der einsamen Station fanden sich Haus- und Feldsperlinge als alte Heimathsgenossen und in der Steppe begann sich das Vogelleben mehr zu entfalten als bisher. Neben Thurm-, Röthel- und Rothfussfalken, zeigten sich zuweilen träge Bussarde (wol Buteo desertorum), Steppenweihen (Circus macrourus) schwebten umher und einmal strich ein schöner Falk (wol Falco sacer) vorüber. Graue Steinschmätzer (Saxicola oenanthe) machten sich duckend und wippend überall auf den mit Gestein bedeckten Hügelkuppen der Steppe bemerklich, während im Spiräendickicht Blaukehlchen (Cyanecula suesica) ihr Wesen trieben. Der muntere Schlag der Wachtel, den wir schon an den Arcatbergen täglich gehört hatten, liess sich allenthalben vernehmen, ebenso der erste Kuckucksruf und in den Lüften zeigten sich die ersten Rauchschwalben (Hirundo rustica),*) alles Frühlingsboten, deren Erscheinen das Herz mit Freuden erfüllte. Ganz besonders trug aber das fröhliche Getriebe der Lerchenarten dazu bei, die Stimmung zu erhöhen. Neben unserer Feldlerche (Alauda arvensis), die lustig in den Lüften

*) Pallas (Reise II. 1 p. 13), der eine merkwürdige Beobachtung über diese Schwalbe mittheilt, beobachtete sie bei Gurieff bereits am 27. März; bei uns erscheint sie erst Mitte April; in Turkestan gar erst Anfang Mai.

schmetterte, bemerkte man die kurzzehige Lerche (Alauda pispoletta), und die weisskehlige Ohrenlerche (Otocoris albigula). Aber ganz besonders machte sich die Mohrenlerche (Alauda tatarica) bemerkbar, die jetzt die Stelle der weissflügeligen einzunehmen schien. Sie war unbestritten die häufigste Art und zeigte sich dabei so zahm, dass sie oftmals auf wenige Schritt die Wagen vorbeifahren liess. Ihr einfarbiges sammtschwarzes Kleid, der fahlgelbe Schnabel und die stattliche Grösse, welche die unserer Feldlerche ansehnlich übertrifft, machen sie zu einer ebenso auffallenden als interessanten Erscheinung. Und mit dieser stimmt ihr ganzes Wesen überein. Sie liebt es auf den Steinen am Wege oder auf Stauden zu sitzen, wobei sie die Flügel nachlässig hängen lässt, den Schwanz erhoben trägt, und singt hier, oder auch mässig in die Höhe steigend, ihr melodisches Lied. Im Fluge erscheint sie noch auffallender als im Sitzen, denn hierin weicht sie von allen mir bekannten Lerchen ab. Mit den Flügelspitzen klatschend zusammenschlagend oder unruhig und gleichsam fuchtelnd hin- und herschwebend ist ihr Flug am meisten dem der Fledermaus zu vergleichen. Die traulichen Vögel hatten jetzt eifrig mit dem Nistgeschäft zu thun, denn schon in den Arcatbergen erhielt ich ein Dunenjunges. — Auch sonst war es nicht öde auf der Steppe. Wir passirten zahlreiche Rinderheerden, hie und da Kameele und begegneten Karawanen, zwei- und vierräderigen mit je einem Pferde bespannten Karren, die Waaren von Taschkend bis Semipalátinsk führten, also schon einen weiten Weg zurückgelegt hatten, denn die Entfernung zwischen beiden Handelsplätzen beträgt 1771 Werst (253 deutsche Meilen). Gegen 9 Uhr erblickten wir den stattlichen grünen Kirchthurm von Sergiopol und auf einem Hügel den bekannten Reiter, der im Carrière in die Stadt sprengte. Dies widersprach der bisherigen Erfahrung insofern als der bewusste Reiter sonst gewöhnlich den Führer in die Station abgegeben hatte und verwunderte uns einigermassen. Aber Oberstlieutenant Friederichs, wie unser neuer Beschützer hiess, hatte sich nicht begnügt uns nur mit einem Kosaken das Geleit geben zu lassen, sondern zu unserer grössten Ueberraschung fanden wir vor dem Städtchen 8 Kosaken in voller Paradeuniform, mit Trompeter und Fähnlein aufgestellt, die bei unserer Ankunft salutirten und dann im Galopp uns das Ehrengeleit bis zum Quartier gaben. Hier empfing uns Oberstlieutenant Friederichs, Chef des Kreises Sergiopol (Lepsa), ein liebenswürdiger,

freundlicher Herr, der aus Lepsa herbeigekommen war, und unter dessen kenntnissreicher Leitung wir die Weiterreise nach dem Ala-Tau antreten sollten.

Sergiopol (sp. Sergiopel), seit 1860 umgetauft, hiess früher Ajagus, nach dem gleichnamigen Flusse, und wurde im Jahre 1831 gegründet. Es ist ein kleines Städtchen von c. 1000 Einwohnern (nach Schwanebach 1044; nach Stumm mit 1540), denn die Festung mit ihren zerfallenen Wällen hat wol keinen Werth mehr und zeigt nur die ursprüngliche Bedeutung als Hort gegen die Kirghisen. In der Festung befinden sich indess, wie üblich, noch heut die Regierungsgebäude, darunter die Wohnung des Commandanten Major Palitzky. Unter dem Befehle dieses Herrn wurde im Mai 1871 die erste Recognoscirungs-Expedition gegen Kuldscha ausgeschickt und von ihr stammte ein Dunganenbogen her, den mir der Major die Güte hatte zu schenken. Ebenso freundlich als der Commandant empfing uns der Geistliche, dessen Domäne, die Kirche, ebenfalls in der Festung liegt. Wir besuchten dieselbe und ich fand nichts Bemerkenswerthes zu notiren als ein hübsches Altargemälde, Christus am Oelberge betend darstellend, von Baruchim 1864 gemalt, einem Künstler, der im Uebrigen mit mir wol den meisten Lesern unbekannt sein dürfte. Ich führe diese Kirchennotiz übrigens nur desshalb an, um zu zeigen, wie reich der orthodoxe Glaube seine Kirchen selbst in diesen entlegenen Gegenden ausstattet. Der brave alte Joh. Georg Gmelin würde sich freilich nicht mit dieser kurzen Notiz begnügt haben, denn er führt gleichsam programmmässig alle Kirchen, deren Nebenaltäre und die ihnen geweihten Heiligen, Martyrer, Grossmartyrer und Wunderthäter an. So z. B. von der kleinen Stadt Bieloserok mit kaum 4000 Einwohnern, allein 18 Kirchen und von Wologda, der einstigen Residenz der Czaren nicht weniger als 56, was allein 6 Seiten Raum erfordert. Die Bewohner Sergiopols sind Tataren und Kosaken, darunter sogen. Tschola*)-Kosaken. Im strengen Sinne des Wortes versteht man hierunter eigentlich Mischlinge zwischen Taschkender und Kirghisen, im Allgemeinen aber auch solche Leute, die freiwillig oder unfreiwillig lange Zeit in Mittel-Asien (Chocand, Ost-Turkestan u. s. w.) lebten und in Kleidung und Sprache ganz den Bewohnern jener

*) Tschola, kirghisisch = uneigentlich, das a wird wie o, also tscholo ausgesprochen.

Länder gleichen. Viele dieser Tschola-Kosaken waren Deserteure, die heimkehrend sich beim Bezirke meldeten, unter dem Vorgeben von ihrer Herkunft nichts zu wissen, also in ähnlicher Weise wie sich entlaufene Deportirte öfters von selbst stellen und in die Kategorie der „Namenlosen“ eingereiht werden.

Von den c. 200 Häusern sind nur die wenigsten aus Holz erbaut; die übrigen aus Luftziegeln oder Lehmwänden errichtet, mit plattem Dache, wie dieselben im Siebenstromgebiet und Turkestan überhaupt vorzuherrschen scheinen.

Auch einen Bazar besitzt das Städtchen, auf dem wir nicht nur Thee, Salz und andere nothwendige Victualien, sondern sogar auch Löschpapier zum Einlegen von Pflanzen erhielten. Das Leben in Sergiopol muss übrigens keineswegs ein angenehmes sein, denn der Mitten in der ausgebrannten Steppe liegende durchaus baum- und schattenlose Ort hat im Sommer ebensoviel von der enormen Hitze, als im Winter von der strengen Kälte zu leiden. Und um sich der letzteren zu erwehren fehlt es noch obendrein an Holz. Das einzige Heizmaterial bilden daher die armseligen Spirsträucher, deren dürftige Zweiglein in Bündeln von den Kirghisen zu Markte gebracht werden. Sie kosten das Bündel allerdings nur 1 Kopeken. da aber bei grosser Kälte leicht 200—300 per Tag erforderlich sind um das Zimmer einigermassen zu erwärmen, so wird man diese Feuerung keineswegs zu den billigen rechnen dürfen.

Auch eine deutschsprechende Seele hatten wir die Freude kennen zu lernen, den Chef des Telegraphen Herrn Adolf Paul, und durch seine sprachkundige Vermittelung gestaltete sich das uns vom Obristlieutenant Friederichs gegebene Mittagsmahl zu einem besonders angenehmen. Neben anderen Gerichten figurirten auf der Tafel auch gebratene Fische aus dem Balchasch-See. Die Art schien unserem Gründling verwandt, erwies sich aber als eine ganz verschiedene Gattung (Diplophysa labiata, Kessl.) und schmeckte übrigens recht gut. Eine Barschart aus dem Ajagusflusse, welche Obristlieutenant Friederichsen vorsorglich verschafft hatte, konnte ich dem Mahle nicht gönnen, sondern übergab sie den Sammlungen. Es war Perca Schrencki, Kessl., die wir später im Sassyk-Kul wieder erhielten.

Kaum hatten wir uns restaurirt, so wurde wieder aufgebrochen und schon um 3 Uhr Nachmittags verliessen wir in 2 Tarantassen und einer Telege für das Gepäck das freundliche Sergiopol, bis zu

dessen Weichbilde uns wiederum eine Kosakenescorte das Ehrengeleit gab. Nicht weit von dem Städtchen kommt man durch ein tatarisches Dorf, das „alte Ajagus", dessen Häuser hinter Lehmwällen liegen und passirt hierauf den Ajagus selbst. Es ist ein ziemlich breiter, reissender, aber seichter Fluss, der, wie die Wasserzeichen zeigten, zur Zeit der Ueberschwemmung allerdings nicht unbedeutend sein muss und dem Balchasch-See südlich zuströmt, ihn aber nur bei Hochwasser im Frühjahr wirklich erreicht. Obristlieutenant Friederichs hat sich in anerkennenswerther Weise grosse Mühe gegeben, Fische aus dem Irtisch nach dem Ajagusflusse zu verpflanzen, um sie somit dem Balchaschsee zuzuführen, Versuche, die leider misslangen, wahrscheinlich weil man mit dem Transport lebender Fische nicht genau genug vertraut war.

Unser Weg ging in südöstlicher Richtung und führte wenigstens für die drei ersten Stationen auf der Strasse, welche Sergiopol mit Tschugutschak (262 Werst) verbindet und die bis dort, ja noch weiter hin (bis Urumstschi, die ehemalige 643 Werst lange chinesische Poststrasse) für Wagen passirbar ist. Wir befanden uns zwar schon seit Semipalátinsk auf der sogenannten Piketstrasse, aber hier kam erst die Bezeichnung Piket statt Stanzia (Station) recht zur Anwendung, wenn diese Niederlassungen auch grösstentheils ihre Bedeutung eingebüsst haben. „Sämmtliche Pikets sind nach einem Plane angelegt und bieten ein langes Gebäude dar, das durch einen Thorweg getheilt ist, zu dessen beiden Seiten im Hofe 2 Treppen angebracht sind. Die eine führt in die Kaserne, wo sich die Hängematten der Kosaken befinden, die andere in ein ziemlich grosses und reines Gemach, dass für die Reisenden bestimmt ist. Auf der Hinterseite des Hofes ist Stall und Schuppen (Ssarai) erbaut. Die Mauern des Gebäudes sind aus Lehm aufgeführt; sie haben ausser kleinen, auf den Hof gehenden Fensterchen, noch Schiessscharten. Das Ganze ist von einem Wall und einem nicht tiefen Graben umgeben." So beschreibt Wlangali diese Pikets, welche 1851 also wol noch im Stande und nöthig gewesen sein müssen. Die, welche wir sahen, waren, wie die beigegebene Abbildung (Karakol) zeigt, arg im Verfall begriffen, von Wall und Graben wenig mehr zu sehen, und statt von Kriegern nur von dem Pferdehalter bewohnt, der für Vorspann zu sorgen hat. Neben dem Lehmhause befinden sich meist Jurten der Kirghisen, welche die Aufsicht über die Pferde und das Weidevieh führen und im Dienste

des Piketbalters stehen. Wie in den Kosakendörfern so viele Kirghisen gezwungen ansässig sind, so auch hier. Sie werden „Dshetaki" genannt und sind solche Leute, die oft jahrelang an Abtragung ihrer Schulden arbeiten, die sie die Wintersnoth an Lebensmitteln zu machen zwang.

Die Steppe war anfangs wellenförmig und allenthalben mit weissen Flächen ausgeblühten Salzes bedeckt. Bei der ersten Station (30 Werst von Sergiopol) zeigten sich niedrige kahle Felsenhügel, die aus Granit zu bestehen schienen und durch orangefarbene Flechten ein besonderes fremdes Ansehen erhielten. Die Felshügel, welche den Blick auf die herrliche Gebirgskette des Tarbagatai, der uns in Sergiopol so sehr entzückt hatte, verdeckten, zogen sich, eine breite Ebene zu beiden Seiten begrenzend, bis fast zum zweiten Piket hin, wenn ich nicht irre, nach einem kleinen Flusse Ai-su genannt, welches wir nach 8 Uhr Abends erreichten. Hier befand sich eine höchst primitive aus Lehm und Pfählen halb unterirdisch errichtete Troglodyten-Behausung, in welcher wir uns an Milch erquicken konnten, denn der Thee war wegen des salzhaltigen Wassers für uns Neulinge wenig verlockend.

In den Felsen zeigte sich der trauliche Begleiter der Oeden der graue Steinschmätzer (Saxicola oenanthe), ertönte der eindrucksvolle Gesang des Steinröthels (Petrocincla saxatilis), das, wie zahlreiche Dohlen (Corvus collaris), sich ohne Scheu bei den einsamen Lehmhütten umhertrieb und auf der Steppe gab es Brachpieper (Anthus campestris), kurzzehige Lerchen (Alauda pispoletta). Die Mohrenlerche, welche jetzt ihre Jungen fütterte, fing an seltener zu werden; Heerdenkibitze (Vanellus gregarius) wurden einige mal bemerkt und Dr. Brehm versicherte eine Kragentrappe (Otis Macqueni) gesehen zu haben.

Herrlicher Mondschein begünstigte wiederum die nächtliche Fahrt, und so erreichten wir in den ersten Stunden des 8. Mai das Piket Karakol, wo der Obristlieutenant von 8 in Front aufgestellten präsentirenden Kosaken empfangen wurde, die Ehrenposten, auch für unsere Jurte, abgaben. Die frühe Morgenstunde sah uns bereits wieder munter und zeigte uns ein überraschendes Bild nicht blos der Kette des Tarbagatai im Nordosten, sondern auch die schneebedeckten Häupter des Ala Tau, die südlichste Marke unseres Reisegebietes.

Karakol besteht in ein Paar aus Lehmmauern gebildeten Hütten

und Schuppen, die mehr zur Unterbringung von Pferden als Menschen geschaffen zu sein scheinen und liegt nicht weit vom gleichnamigen Flusse, der dem Tarbagatai entspringt und dem Nordende des Sassyk Kul zuströmt. Der Fluss ist ziemlich breit, seine ausgedehnten, theilweis mit Geröll bedeckten Uferflächen zeigten aber, dass er bei Hochwasser bedeutend zunehmen muss. Der rechte Uferrand, an dem wir uns befanden, war etwas erhaben und theilweis mit Dünenbildungen versehen, die so recht zu dem Character der, mit über mannshohem, aber noch dürrem Grase besetzten Steppe, passten. Dr. Brehm, der längs dem Ufer jagte, brachte das erste Sandflughuhn (Pterocles arenarius) heim, welches sich übrigens schon bei



Semipatálinsk und Sergiopol findet, wo nach Herrn Paul bereits auch das Fausthuhn (Syrrhaptes paradoxus) vorkommt. Meyer fand das letztere in den Arcatbergen sehr häufig, aber so scheu, dass es äusserst schwierig war eins zu erlegen. So sehr die Gegend nun auch für diese echten Steppen- und Wüstenvögel geschaffen war, um so weniger erschien das Vorkommen einer schönen Turteltaube (Turtur meena, Syk.) gerechtfertigt, von der Dr. Brehm ebenfalls zwei Stück heimbrachte. Ich hatte mich mit noch weniger als Niederjagd begnügt und freute mich, ausser an Haussperlingen, die auch an dieser abgelegenen Lehmhütte neben Fettammern (Emberiza hortulana) ihr Wesen trieben, namentlich an den zahlreich vertretenen Kuhstelzen, von denen ich mehrere schoss und präparirte. Neben der typischen Motacilla flava, lebten hier auch die

schwarzköpfige Form (Motacilla melanocephala) und schwarzköpfige mit einfachem und doppeltem weisen Augenstreif (Motacilla Kaleniczenki et bistriata), unmittelbar nebeneinander und bewiesen mir auf's Neue, dass sich alle diese Formen als Arten nicht wol sicher auseinander halten lassen. In dem nahen salzhaltigen mit Röhricht bestandenen Lachen tummelten sich Kröten (Bufo viridis, Laur.), deren eigenthümliche Stimmlaute wir schon in der Nacht gehört hatten; Rohrweihen (Circus rufus) strichen umher und Antip, der kirghisiche Dolmetscher des Obristlieutenants, ein enragirter Jäger, brachte einen grauen Reiher (Ardea cinerea) heim, der, wenn ich nicht irre, der einzige blieb, den wir auf der ganzen Reise zu Gesicht bekamen.

Wir konnten erst gegen Mittag aufbrechen, denn mit Verlassen der eigentlichen Piketstrasse musste die Telege für das Gepäck zurückbleiben und dieses auf den Rücken von einem Kameel und zwei Pferden verladen werden. Major Palitzky und Herr Paul, die uns bisher das Geleit gegeben hatten, fuhren zurück nach Sergiopol und wir schwangen uns auf die Reitpferde. Zur Bespannung der beiden Tarantassen wurden nämlich Steppenrenner herbeigetrieben, die noch nie ein derartiges Gefährt gesehen, noch weniger jemals gezogen hatten und das Fahren, wenigstens für die ersten 10 bis 12 Werst, nicht ungefährlich machten. Doch vertraute sich Dr. Brehm, trotz allen Einreden des Obristlieutenants, ruhig der Tarantasse an und es ging für diesmal gut.

Trotz der Armuth der mit Salz geschwängerten Steppe scheint dieselbe keineswegs unfruchtbar, denn zu unserer Ueberraschung begegneten wir Nachmittags Kirghisen, die mit grossem Eifer Felder zur Aussaat bestellten. Sie ackerten mit äuserst primitiven Pflügen (abgebildet im Atlas zu Ledebour's Reise Taf. XIII.), die von Kühen gezogen wurden, welche Knaben mittelst eines Nasenringes leiteten. Wie Meyer berichtet (II. p. 221), bedient man sich nicht selten Kameelen zum Einspann. Die Wanderhirten betreiben also auch Landbau und was mehr ist, sie wissen das Land prächtig zu bewässern. Vom Flusse aus, dessen Bett abgedämmt wird, führen zwei oder mehrere tiefe Hauptgräben über den Acker, von denen andere kleinere nach verschiedenen Richtungen ausgehen, die wiederum mit flachen Furchen in Verbindung stehen. Indem die Mündung der Gräben bald verstopft, bald geöffnet wird, lässt sich das Feld nach Belieben unter Wasser setzen. Diese Bewässerungsmethode

Aryk genannt, ohne welche der Landbau überhaupt unmöglich sein würde, haben die Kirghisen offenbar von ihren fleissigen Nachbarn, den Chinesen gelernt. Doch wurde derselbe bereits ganz in derselben Weise betrieben, ehe sich Kirghisen hier niederliessen. Die Kosaken lernten später wiederum von den Kirghisen.

Die fleissigen Ackersleute waren von einer grossen Anzahl Lachmöven (Larus ridibundus) umkreist, die unmittelbar hinter dem Pfluge folgten um Larven und Regenwürmer aus dem frisch aufgeworfenen Erdreich aufzulesen.

Unter den Völkern der Dsungarei beschäftigen sich Kalmücken und Kirghisen am wenigsten mit Ackerbau. Obschon die Ernte an reichlich bewässerten Stellen eine gute (15—20 und 30 Korn) ist, so reicht die Production, welche sich auf den Anbau von Weizen, Gerste und Hirse beschränkt, doch noch bei Weitem nicht für die Bevölkerung aus. Nach Wenjukow betreiben von 10,000 Kirghisen-Familien des Kreises Saissan nur 950 Landbau und verbrauchen den Ertrag allein. So ist es erklärlich, dass trotzdem an Ausfuhr nicht gedacht werden kann, die Preise doch verhältnissmässig hoch sind.

Gegen 3 Uhr Nachmittags langten wir bei ein paar Jurten an, wo uns mehrere kirghisische Grosse erwarteten, um den Obristlieutenant zu begrüssen. Bei dem unfreundlichen Wetter sehnte sich Jeder nach einem Glase warmen Thees, aber die Bereitung desselben machte in so fern Schwierigkeit, als es an Brennmaterial fehlte. Neben unansehnlichen Sträuchlein der Spiraea musste daher trockener Kuh- und Pferdemist (kirgh. Tisek) herhalten und dass derselbe weder in der Jurte einen angenehmen Geruch verbreitete, noch das Aroma des Thees erhöhen half, lässt sich begreifen. Ebenso schwierig als die Bereitung des letzteren, zeigten sich die Pferde. Nur mit Mühe gelang es sie einzuspannen, nachdem das eine, trotz den energischen Anstrengungen von 5 Männern sich losgerissen hatte und sammt dem Geschirr durchgebrannt war. Das Ungestüm der Thiere wurde aber bald gebrochen, als wir aus der mit Rhabarber und Schirling bestandenen Kräutersteppe, in der die Zwergtrappe (Otis tetrax) eine häufige Erscheinung war, in jene salzhaltige mit Rohr bewachsene Strecke, Aitaktyn-Karakum genannt, gelangten, welche offenbar als das frühere Bett des Verbindungsarmes zwischen dem Sassyk-Kul und Balchasch zu betrachten ist. In den von einer mehr als 3 Linien dicken weissen Salzschicht überzogenen zähen

Letten sanken die Pferde bis an die Fesseln ein und ihre Hufe überschütteten uns mit einem ununterbrochenen Hagel von salzigen Lehmklumpen. Dabei verging ihnen die Lust des Ausreissens, denn sie hatten alle Mühe sich selbst und die Wagen durchzuarbeiten. Als es zu dunkeln anfing gelangten wir in ein dichtes Röhricht und hielten gegen $8^1/_2$ Uhr an der Furt Kutje-Maldy (Hüftennass), der nordwestlichsten Ecke des Sassyk-Ala-Kul, oder dem westlichen kleinen Ala-Kul.

Hier standen bereits zwei Jurten fertig in denen wir uns, nach dem üblichen in Hammelfleisch und Pillaf bestehenden Mahle, vergnügt zur Ruhe legten. Für gutes Wasser zum Thee war ebenfalls Sorge getragen, indem ein schnell im Ufersande gegrabenes Loch sich allmälig mit solchem füllte. Diese Methode sich Trinkwasser zu verschaffen, ist, wie anderwärts, allen Steppenbewohnern bekannt. Doch liefert nur Sandboden in unmittelbarer Nähe der Seen süsses Wasser und dasselbe hält sich nur kurze Zeit. Etwas abgestanden bekommt es den salsig-bitteren Geschmack wie die meisten Steppenbrunnen (Kuduk) oder Wasser, welches durch die salzhaltigen (atschi) Letten gedrungen ist.

Als ich am Morgen (9. Mai) erwachte, begrüssten mich die nichts weniger als melodischen Klagelaute des Kameels, ein Zeichen, dass dasselbe bereits beladen wurde. Aber auch andere erfreuliche Stimmen drangen in mein Ohr: das Geschrei von Möven und Seeschwalben, welches zuweilen den Gesang von Rohrsängern übertönte. Da hiess es denn schnell aufspringen; als ich aber mit dem Gewehr in der Hand vor die Hütte trat, wurde mein Jagdeifer gar sehr herabgestimmt, denn vom „bunten See" war nichts zu sehen, derselbe vielmehr durch das undurchdringliche ungemein hohe Röhricht seines Gestades verdeckt.

Nicht weit von den Jurten war, gleich einer breiten Strasse, das Röhricht abgehauen. Hier sollte die Furt sein, in welche die Pferde getrieben wurden, um die Tiefe derselben zu erproben. Da die Thiere diese Recognoscirung nicht freiwillig machen wollten, so entkleideten sich mehrere Kirghisen um sie anzutreiben, was zur Folge hatte, dass einzelne Pferde in's Röhricht gingen und hier nur mit grosser Mühe aus dem unergründlichen Schlamme herausgeschafft werden konnten. Wir hatten dabei Gelegenheit Vergleiche über die Körperfarbe der Kirghisen zu machen, und fanden dieselbe weit weniger dunkel, als man nach den sonnverbrannten Gesichtern

und Händen hätte denken sollen. Einzelne waren thatsächlich fast so weiss als wir, andere kaum dunkler als Kosaken. Indess wechselt der Färbungston individuell ziemlich und ich erinnere mich z. B. eines kirghisischen Knaben in Sergiopol, der fast dunkelbraun aussah und zwar nicht lediglich in Folge von Schmutz.

Eine Excursion längs dem Uferrohrwalde ergab nichts als einen Eisvogel, der wie die spätere Vergleichung zeigte, sich mehr der indischen Art (Alcedo bengalensis) als unserer europäischen (A. ispida) nähert. Den zahlreichen Graugänsen (Anser cinereus) die jetzt Dunenjunge führten, war ebensowenig beizukommen als Seeschwalben (Sterna lencoptera) und Wasserhühnern (Fulica atra), und Rohrsänger zu schiessen kam mir sündhaft vor, da sie im Dickicht des Röhrichts doch unrettbar verloren gewesen wären. Drei Rabenarten (der Kolkrabe [Corvus corax], die Raben- und Nebelkrähe [C. corone und cornix]) hielten sich ebenfalls unnahbar im Rohre auf. Eine Landschildkröte wurde gebracht. Es war Testudo Horsfieldi, Gray, die sich vom Balchasch bis hinab nach Indien findet. Wie uns gesagt wurde, soll sie bei den Steppenseen sehr häufig sein, aber leider blieb das besagte Exemplar das einzige auf der ganzen Reise. Es begleitete uns auf Kameel und Tarantasse über die Schneeberge des Altai bis Barnaul, wo die „Tscherepacha", wie Schildkröte auf russisch heisst, vielfach angestaunt wurde, und machte von hier aus die Reise nach Europa, aber — in Spiritus: ein Opfer des Forschereifers!

Von dieser ersten Bekanntschaft mit dem westlichen Ala-Kul waren wir selbstredend wenig erbaut und freuten uns als schon um 9 Uhr wieder aufgebrochen wurde. Dank der ausgezeichneten Führung Tamar-Bei's, eines kirghisischen Gemeindevorstehers und Dolmetscher des Obristlieutenants, sollten wir aber bald anders urtheilen.

In südöstlichster Richtung längs den Röhrichten des westlichen Ufers durch schimmernde Salzsteppe, die hie und da mit Rhabarber und Wicken besetzt war, vorwärts eilend, führte uns Tamar-Bei zweimal an erhöhte Stellen, die einen Ueberblick über den grauen See gestatteten, der das Auge entzückte. Die ausgedehnte Wasserfläche wurde im Nordosten von der blauen Kette des Tarbagatai malerisch begrenzt, an die sie sich unmittelbar anzulehnen schien. Noch grossartiger gestaltete sich das Bild, als wir gegen 2 Uhr Nachmittags an einer sanften Einbuchtung am Südrande des Sees Halt machten und ein Jurtenlager bezogen, in welchem uns mit

Sammeln und Beobachten zwei Tage nur allzu schnell verflossen. Diese Stelle zeichnete sich durch einen sanft ansteigenden Hügel aus, der jetzt in frisch entsprossenem Gras- und Kräuterwuchs grün erschien, bei der Kürze der Steppenflora aber die kirghisische Benennung „Ak-Tübe" d. h. weisser Hügel ebenfalls verdienen mochte. Das Ufer des Sees war hier nicht, wie sonst im Allgemeinen, flach und mit Röhricht bedeckt, sondern bestand in einer 20 bis 30 Fuss hohen senkrechten Sandwand, die meist einen etliche Fuss breiten Strandsaum freiliess oder von den Wellen unterwühlt hie und da eingestürzt war. Von diesem Hochufer aus, welches sich in ziemlicher Ausdehnung von Ost nach West erstreckte um sanft abfallend an beiden Enden in die Rohrwälder zu verlaufen, konnte man den grössten Theil des Sees übersehen. Er erschien von länglicher Gestalt, erstreckte sich ziemlich in ost-westlicher Richtung und zeigte an seiner nord-westlichen Ecke eine Landzunge oder Insel, die als Aral-tübe d. h. Inselhügel bezeichnet wurde, eine Benennung die bei diesen Steppenseen so oft wiederkehrt. Nach Schrenk ist dieser Aral-tübe ca. 120 Fuss hoch und besteht aus Hornstein. Die östlichen und westlichen Ufer verliefen in ungeheure Rohrwälder; nördlich wurde der See scheinbar vom Tarbagatai begrenzt.

In südlicher Richtung von unserem Lagerplatzte, anscheinend unmittelbar hinter dem Steppenhügel, aber thatsächlich noch in weiter Ferne, da die dünne Luft der Steppe Alles viel näher erscheinen lässt, erhob sich eine blaue Gebirgswand, die noch mit zahlreichen Schneeflecken gescheckt erschien, also die Bezeichnung „Ala Tau" d. h. gescheckte Berge vollkommen verdiente. Hinter dieser Gebirgsreihe zeigten sich weissleuchtende schneebedeckte Picks, die uns als der Kuk-tau d. h. die blauen Berge genannt wurden, welche aber nichts anderes als die höchste Kette des Ala Tau sind, mit welchem Namen Eingeborne zuweilen das ganze Gebirge zu bezeichnen pflegen. Vom Hügel selbst, den Graf Waldburg bei seinen botanischen Excursionen besuchte, sieht man im Osten das chinesische Grenzgebirge Barlyk, dessen höchster Gipfel der Ak-Tscheku nur 2800 Fuss Höhe erreicht, und weiterhin die schneeigen Häupter des 14000 bis 16000 Fuss hohen Orchotschuk-Gebirges in China, welches gleichsam als östliche Fortsetzung des dsungarischen Ala-Tau gelten kann.

Der Ala-Kul d. h. „gescheckter" oder „bunter See", wie Humboldt

nachweisst, vielleicht richtiger „Alatau-gul", d. h. „See an den gescheckten Bergen" („Ala Tau") genannt, welcher, wie schon chinesische Karten zeigen sollen, in früheren Zeiten mit dem Balchasch (Tengis) zusammenhing, bildet jetzt eine Gruppe von Seen, unter denen wir, wie erwähnt, nur den westlichsten kennen lernten, da uns der Anblick des östlichen grossen Sees wegen hereinbrechender Dunkelheit entging. Dieser letztere oder eigentliche Ala Kul hat nach Schwanebach einen Flächeninhalt von 36 geogr. Qu.-Meilen, ist 55 Werst lang und 40 Werst breit. Seine Hauptzuflüsse sind von Norden her, vom Tarbagatai-Gebirge, die Flüsse Urdschar, Chatyn-su und Emil (Aemil), von Osten, vom Barlykgebirge her, der Tasty und Tschurtschut, vom Süden dei Tschamanty, welcher den Vorbergen des Ala Tau entspringt.

Der westliche bunte See, oder Sassyk-Kul, d. h. „stinkender See" genannt, weil im Hochsommer seine in der Austrocknung begriffenen, mit Rohrwäldern bedeckten Ufer, einen unangenehmen Geruch ausströmen sollen, ist ansehnlich kleiner, nur 40 Werst lang bei 15 Werst Breite. Vom Norden, vom Tarbagatai, strömt dem Sassyk-Ala-Kul der bereits erwähnte Fluss Karakol zu, von Süden der in mehreren Armen aus dem Ala Tau herabströmende Tentek, den wir später kennen lernten. Beide Flüsse erreichen den See nicht direkt, sondern verlieren sich allmälig in die Rohrwälder des Ufers. Zwischen dem östlichen und westlichen Ala Kul, liegt der kleine kaum mehr als 2 Werst lange See Ujali oder Uala, der je nach der Jahreszeit und Wasserfülle durch gewisse Arme mit beiden Seen in Verbindung steht. Dass in früheren Zeiten alle 3 Seen einen einzigen bildeten ist zweifellos. Die Austrocknung des Seegebietes scheint indess nicht ununterbrochen fortzuschreiten, denn die Eingebornen behaupten in den letzten Jahren ein stetiges Steigen des Wasserspiegels beobachtet zu haben. Es ist dies insofern eine merkwürdige Thatsache als sonst im Allgemeinen bei den Steppenseen eine Abnahme des Wassers bemerkt wird. So trocknete in der westlichen Steppe ein 300 Qu.-Werst Fläche enthaltender See ganz aus. A. Schrenk der die Seengruppe 1840 und 41 wiederholt besuchte giebt die genaueste Darstellung*), da derselben aber eine

*) „Bericht über eine im Jahre 1840 in die östliche Dsungarische Kirghisensteppe unternommene Reise", in: „Beitr. zur Kenntniss des Russ. Reiches und der angrenzenden Länder. VII. Bändchen (1847). p. 38. 40. 46. 47.

Karte fehlt, so bleibt sie sehr unverständlich und wird erst nach der trefflichen Zusammenstellung von Spörer*) klargelegt.

Die von Dr. Petermann bearbeitete Karte enthält allerdings nur 2 durch Golubew**) astronomisch bestimmte Punkte, das nördliche und südliche Ende des grossen Ala Kul. Aber wenn ich nicht irre, ist seither zur genaueren Feststellung dieses Seengebietes mehr geschehen und im Jahre 1877 eine topographische Expedition ausgesandt worden, deren Resultate mir bisher leider unerreichbar blieben. Wir selbst haben bei dem so sehr kurzen Aufenthalte zur besseren Kenntniss dieses Seegebietes kaum Etwas beitragen können und müssen uns mit den geringen zoologischen Beobachtungen begnügen. Immerhin dürfte es bemerkenswerth sein, dass wir von einem zwischen dem Sassyk Kul und Balchasch liegenden „Kyly See", wie ihn die Karte in Stieler's Atlas No. 64, sowie Petermann's Geogr. Mittheil. (Ergänzungsband X. 1876. No. 43) angeben, nichts in Erfahrung brachten, ferner, dass nach unseren Erkundigungen die Vereinigung des Sees Ujali mit dem Sassyk-Kul, wie sie die genannten Karten darstellen, unrichtig ist. Ebenso muss ich anführen, dass der Sassyk-Kul kein Süsswasser, wie Spörer's Abhandlung lehrt, sondern entschiedenes Salzwasser enthält. Bei der Unsicherheit bezüglich der Höhe des Spiegels des Ala Kul, welche Golubew zu 1210 Fuss, P. v. Semenow zu 640 Fuss angeben, ist es vielleicht nicht uninteressant mitzutheilen, dass Graf Waldburg-Zeil unseren ersten Halteplatz (Kutje Maldy) am Sassyk-Kul zu 330, den zweiten am Ak Tübe (Ber-Dsharsuat russischer Karten) zu 340 Meter, Udscharal zu 340 Meter, den Halteplatz Dschangis-Agatsch zu 320 Meter bestimmte.

Der Ala-Kul friert im November zu und geht erst im April wieder auf. An seinen Ufern überwintern Kirghisen der mittelren Horde in grosser Zahl, wie wir in den Rohrdickichten auch öfters die primitiven Schilfhütten antrafen, sowie geschnittenes Rohr, welches im Winter als Heizmaterial benuzt wird. Die Steppe am Ala Kul bleibt grösstentheils schneefrei, da der von August bis April fast beständig herrschende Ostwind Alles rein fegt. Dieser Ostwind, Jibé, Jube oder Ebe genannt, dringt dann zuweilen mit

*) „Die See'nzone des Balchasch-Ala Kul und das Sieben-Stromland mit dem Ili-Becken" in: Petermann's Geogr. Mittheilungen. 1868. p. 73. Taf. 7.

**) „Der Ala-kul" in: „Sapiski der Kais.-Russ.-Geogr.-Gesellschaft. Allgem. Geographie 1867, Bd. I. p. 349 – 363 (Russisch).

orkanartiger Heftigkeit durch das schmale Thal, welches die östliche Spitze des Ala Tau (Kuk-tau) und Barlyk-Gebirges trennt und richtet unter Heerden und Karawanen grossen Schaden an. Die abergläubischen Eingebornen schreiben seine Entstehung daher der wunderbaren aber sagenhaften Höhle Uybé zu, über welche Schrenk ausführlicher berichtet (l. c. p. 50). —

Unser Jurtenlager dehnte sich, wie erwähnt, südlich an einen sanft aufsteigenden kahlen Steppenhügel, den Graf Waldburg-Zeil auf seinen botanischen Streifereien besuchte. Er sah von hier aus in südöstlicher Richtung soweit das Auge reichte nichts als Rohrwälder vor sich, konnte aber den östlichen grossen Ala-Kul selbst nicht erblicken. Interessant war ein auf jenem Hügel anstehendes Gestein, Porphyrtuff, von dem der Graf, wie immer auch eifrig mit Geologie beschäftigt, Handstücke heimbrachte.

Ehe wir unseren Halteplatz bei Ak-Tübe erreicht hatten passirten wir eine weite flache spärlich mit Rohr bestandene Uferstrecke, welche uns in verlockender Weise ein Vogelleben zeigte wie wir es bis jetzt nicht gesehen hatten. In den seichten Lachen und Pfützen am Ufer wadeten Avocetten (Recurvirostra avocetta), Strandreiter (Himantopus rufipes), Gambettwasserläufer (Totanus calidris) und Kibitze (Vanellus cristatus). Weiterhin zeigten sich Blässhühner (Fulica atra), zahlreiche Flüge von Enten und kreischenden Möven; unter letzteren, neben der Lachmöve (Larus ridibundus), ihre riesige Verwandte die Fischermöve (L. ichthyaëtus), deren Erscheinung natürlich ganz besonders verlockte. Wir hatten uns daher kaum am Lagerplatze verschnauft als der Jagdeifer Dr. Brehm, der seit Omsk leidend war, nach jener Stelle hintrieb. Schon nach wenigen Stunden kehrte er aber erschöpft zurück, und zwar ohne Fischermöven, die sich viel zu scheu gezeigt hatten. So waren ihm nur ein paar Lachmöven, ein Strandreiter und eine Graugans zu Theil geworden; am anderen Tage glückte es ihm aber einen Kranich (Grus cinerea) zu überlisten, der zur Bereitung einer Kraftsuppe verwendet wurde, die wenn auch nicht besonders delicat, dem Einerlei des Liebig'schen Fleischextractes doch vorzuziehen war. Die Jagd in diesen Rohrdickichten erwies sich in der That als sehr schwierig; kleine Vögel gingen meist verloren und grosse liessen sich nicht beschleichen. So kam es, dass trotz der Menge von Wassergeflügel von 6 Jägern nur 2 Gänse und eine Ente (Fuligula nyroca) erlegt wurden. Die Graugänse führten jetzt Dunenjunge, für welche die Mütter meist

eine staunenswerthe Liebe entwickelten, und dadurch zum Opfer wurden. Im Uebrigen war den auf der offenen Steppe weidenden Gänseheerden ebensowenig anzukommen als den Kranichen. Angesichts des herrlichen grossen Sees blieb übrigens das Vogelleben, sowol was Arten- und Individuenzahl anbelangt, hinter den Erwartungen zurück, und konnte z. B. keinen Vergleich aushalten mit dem wie ich es in Ungarn und an der unteren Donau getroffen hatte. Von Enten machten sich neben Stock-, Schnatter-, Spiess-, und Krikenten (Anas boschas, strepera, acuta und crecca), besonders Fuchs- und Höhlenenten (A. rutila und tadorna), sowie die schöne Kolbenente (A. rufina) bemerkbar. Cormorane (Graculus carbo?) zogen einigemal in kleinen Flügen vorüber, ebenso Silberreiher (Ardea egretta) und Schwäne (Cygnus spec?). Bei den Jurten zeigten sich in bekannter Frechheit dunkle Milane (Milvus Govinda, Syk.), und eine unserer Corvus corone ähnliche Krähe, deren Flügel im Sonnenscheine aber auffallend braun schimmerten, die aber nicht zu erlangen war. Von Kleingevögel zeichneten sich besonders Bachstelzen aus; neben der schwarzköpfigen, der am häufigsten, zeigten sich grauköpfige, die gemeine weisse (Motacilla alba) und sogar die Gebirgsbachstelze (M. boarula) einzeln am Gestade. Unter den Lerchen war unsere Feldlerche und die kurzzehige häufig, auffallend das Fehlen der Mohrenlerche, die wir erst viel später jenseits des Saissan Nor wiederfinden sollten. Im Rohr erschallte der Gesang verschiedener Rohrsänger, von denen ich nur den des Heuschreckenrohrsängers (Calamoherpe locustella) bestimmt zu unterscheiden vermochte; ausserdem machte sich hier der schwarzkehlige Wiesenpieper (Pratincola rubicola) bemerkbar und Dr. Brehm versicherte sogar den Haussperling gesehen zu haben. Die Rauchschwalbe (Hirundo rustica) fand ich in verlassenen Schilfhütten der Kirghisen. Dass Graf Waldburg-Zeil aus der Steppe die Turteltaube (Turtur meena) heimbrachte war nach den bisherigen Erfahrungen nicht mehr zu verwundern, umsomehr aber in dieser baumlosen Gegend das Vorkommen der Rothhals-Drossel (Turdus ruficollis), von der Dr. Brehm einen jungen einjährigen Vogel erlegte. Die liebliche Erscheinung des Rosenstaares (Pastor roseus), schon Tags zuvor bemerkt, stattete uns täglich Besuch ab; die Vögel verschwanden aber meist so schnell als sie gekommen waren. Auch Fettammer (Emberiza hortulana) liessen sich öfters bei den Jurten sehen. In der Uferwand des Sees befand sich eine zahlreiche Colonie von

Uferschwalben (Cotyle riparia), die bereits eifrig im Brutgeschäfte waren; 8 Wochen später, aber allerdings 15 Breitengrade nördlicher fanden wir sie am Ob erst zu Neste tragend. Säugethiere wurde auch nicht ein einziges gesehen; aber die zahlreichen Wühlereien im Rohre bewiesen, dass Wildschweine hier, wie in allen Steppenseen häufig sind. Sie nähren sich hauptsächlich von den Wurzeln des Schilfrohrs (Arundo calamagrostis, Siev.), die nach Sievers, wegen ihres süsslichen Geschmackes übrigens auch von Kindern der Kalmücken und Kirghisen mit Vorliebe gegessen werden. Die Wildschweine können übrigens unter Umständen einem gefährlichen Feinde begegnen, nämlich dem Tiger (Kirghisisch: Drolbars), dessen Verbreitungsgrenze bis zum Seengebiet des Balchasch und Ala-Kul reicht, wenn er auch nicht als beständiger Bewohner desselben gelten darf. Doch fanden Schrenk, Atkinson und Wlangali seine Spuren und hörten, dass er im Dickicht der Rohrwälder leben soll. Alle weiter nördlich, z. B. im Altai, beobachteten und erlegten sind als Versprengte zu betrachten. — Ein dieser Seenzone eigenthümlicher Vierfüssler ist auch das Stachelschwein. — Ueber das Vorkommen von Wildpferden (Kulans) konnten wir nichts Sicheres erfahren.

Unterhaltend war es dem Spiele und Getreibe der Eidechsen zuzusehen. Ausser der gewöhnlichen, auch bei uns vorkommenden Lacerta agilis, deren Vorkommen wie es scheint so weit östlich noch nicht bekannt war (laut Brehm's Thierleben würde sie nur bis zum Kaukasus gehen) und die sich hier in schönen Farbenvarietäten findet, machten sich zwei andere für uns neue Sippengenossen bemerkbar. Es war eine grössere hellbraune, dunkler gefleckte Art, mit länglichem spitzschnäutzigem Kopfe (Eremias variabilis, Pall.) und eine kleinere, rundköpfige, mit sehr platt gedrücktem breiten Rumpfe und kurzem runden Kopfe (Phrynocephalus helioscopus, Pall.), die sich bei allgemein bräunlicher Färbung durch schön blasshimmelblaue und rosafarbene Flecken, sowie die rosenrothe Unterseite des Schwanzes auszeichnet. Diese Thierchen, welche so recht eigentlich als Vertreter der Echsen in der südlichen Steppenregion gelten können, und sich in mehreren Arten bis in die Mongolei und China verbreiten, waren ungemein zahlreich. Ihr Aufenthalt sind anscheinend selbst gescharrte oder erweiterte Löcher über denen sich kleine maulwurfshügelartige Erdhäufchen erheben. Nach Meyer (Ledebour's Reise II. p. 271) sind die Gänge oft 6—8 Fuss lang und endigen immer in eine kleine, kaum 2 Zoll hohe, mit

trockenem Grase ausgelegte Kammer. In diese Schlupfwinkel pflegen sie bei Störungen geschickt und schnell zu verschwinden. Da war es nun Sache der Kirghisen die lieben Thiere, für welche ich ansehnliche Preise gelobt hatte, zu fangen, denn es gehörte zu diesem Geschäfte eben nichts als Geduld und Zeit, und letztere war ja für Kirghisen so gut als werthlos. Die braunen Steppensöhne sassen daher unbeweglich wie der Bussard vor dem Mauseloche, auf den Eidechsenhöhlen, die mit der Pelzmütze bewehrte Hand zum Griffe bereit und sobald das Reptil in den Sonnenschein herausschlüpfte, war es mit der Pelzmütze bedeckt und gefangen. Denn wie von fast allen ungebildeten Leuten, so wurden auch von den Kirghisen diese harmlosen Thiere für giftig, also gefährlirh gehalten, ein neuer Beweis, dass die Mittheilungen der Eingebornen immer mit Vorsicht aufzunehmen sind. Die Eidechsen nähren sich vorzugsweise von Laufkäfern, unter denen Dorcadien (Abamukovi, Thoms., politum, Dalm.) am häufigsten waren und um ihre unterirdischen Wohnungen fanden sich zahlreich die kleinen aus den Flügeldecken und Beinen bestehenden Gewölleballen.

Dank der Vorsorge des Obristlieutenants, welcher einen Baumstammkano zur Stelle hatte schaffen lassen, und den von mir aus Bremen mitgebrachten Drathstiften, mit denen das geborstene ohnehin sehr primitive Fahrzeug nothdürftig zusammengeflickt wurde, konnte auch den Fischen des Sees einige Aufmerksamkeit geschenkt werden. Mittelst des gebrechlichen Bootes wurde ein Netz ausgeworfen, welches trotz seiner Mangelhaftigkeit mit jedem Zuge reiche Ausbeute lieferte und zwar an für uns neuen Arten. Am häufigsten war eine Barschart (Perca Schrenki, Kessl.), die einen Fuss und mehr lang wird, dann der von den Kosaken „Marinka“ genannte Schizothorax orientalis, Kessl., eine zur Familie der Karpfen gehörige Gattung die zuerst von v. Hügel in Caschmir entdeckt wurde, ferner zwei ebenfalls zu den Cyprinoiden gehörige Diplophysen-Arten, letztere Pästrak genannt (labiata, Kessl., u. D. Strauchi, Kessl.).

Die Barschart wurde von Kosaken und Kirghisen mit Appetit verzehrt, die Marinka aber als angeblich giftig, bei Seite geworfen. Doch liessen wir schöne, an 2 Fuss lange Exemplare kochen und verzehrten sie trotz den Warnungen mit grossem Behagen, ohne üble Wirkung zu verspüren.

Freilich hatten wir keinen Rogen genossen, der wie bei einigen

anderen Fischen z. B. unserer Barbe*), (Barbus fluviatilis) in der That auf manche Personen eine giftige Wirkung äussert, die hier allgemein bekannt ist und von der schon Wlangali spricht. Przewalski und sein Gefährte wurden nach dem Genusse des Rogens einer verwandten Art (Schizopigopsis nov. sp.) aus dem Kukunor ernstlich unwohl (Reisen in der Mongolei etc. p. 446). Das Fleisch der Marinka-Arten wird übrigens in Mittelasien unbeschadet als Nahrungsmittel benutzt und z. B. in Kopal das Pud mit 80 Kopeken bezahlt.

Da noch keinerlei Aufzählung über die Fischarten des Ala Kul existirt, so mussten wir uns mit der Versicherung der Kirghisen, die übrigens im Ala Kul keinen regelmässigen Fischfang betreiben, dass nur die genannten vier in demselben vorkommen, zufrieden geben. Thatsache ist die auffallende Artenarmuth dieser Steppenseen, um so interessanter sind aber die Verbreitungsverhältnisse. So beherbergt das Kaspische Meer, dieses Riesen-Binnenwasser, nach den genauen Untersuchungen von Professor Kessler**), nur 60 Fischarten (darunter nicht weniger als 14 Arten Grundeln (Gobius)), der Aral-See gar nur 20, die sämmtlich europäischen Gattungen und grösstentheils solchen Arten angehören. Keine derselben kommt gleichzeitig im Balchasch-See vor, obwol derselbe einstmals mit dem Aral in Verbindung gestanden haben soll. Dagegen scheinen die wenigen Arten des Sassyk- und Ala Kul mit denen des Balchasch identisch, was also durchaus für den früheren Zusammenhang dieser Seen spricht. So erhielt ich Diplophysa labiata aus dem Balchasch, und den dem Ala Kul zuströmenden Kara Bulakfluss bei Urdschar. Merkwürdig ist auch das gleichzeitige Vorkommen ein und derselben Art sowol im Süss- als Salzwasser. So erhielt ich die zuletztgenannte Art in der reissenden Lepsa im Ala Tau, sie findet sich aber auch im Balchasch und wahrscheinlich im Sassyk-Kul. Die Marinka geht ebenfalls weit in den Oberlauf der Flüsse und bis in die Gebirge hinauf, denn Wlangali erwähnt sie vom Balykly (d. h. Fischfluss),

*) Ueber die giftigen Eigenschaften des Rogens dieses Fisches lauten die Urtheile sehr verschieden. Dr. Brehm versicherte mir, dass sowol er als seine Familie nach dem Genusse erkrankt seien; der alte Bloch schreibt dagegen ausdrücklich, dass er und die Seinigen oft Barben-Rogen ohne jede nachtheilige Wirkung gegessen hatten und dasselbe wurde mir von einem hiesigen renommirten Fischer gesagt.

**) Vergleiche den interessanten Aufsatz: „Untersuchungen über die Fische des Schwarzen und des Kaspischen Meeres“ in: Russische Revue, IV. Jahrgang 1875. 4. Heft p. 351.

einem Zufluss des Karatal. Am auffallendsten verhalten sich übrigens wol die im Syr-Darja und Amu-Darja vorkommenden Vertreter der zu den Stören gehörigen, höchst originellen Gattung Scaphirhynchus, einmal weil sie, entgegengesetzt den soeben ausgesprochenen Verbreitungsgesetzen, nicht im Aral-See vorkommen und dann weil ausser den 2 bekannten asiatischen Arten, überhaupt nur noch eine dritte nachzuweisen ist und zwar — im Missisippi! Das einige gleichinteressante Analogon bietet die Gattung Polyodon, von welcher bisher nur eine Art (folium) ebenfalls aus dem Missisippi bekannt war, bis ganz neuerdings eine zweite (gladius, Martens) im Yang-tze-kiang gefunden wurde.

Lebende Mollusken erhielten wir nicht; fanden aber im Sande der Uferwand, doch auch unmittelbar am Strande oder von den Wellen ausgespült die ausgebleichten Schalen von 7 Arten Süsswasserconchylien, (Limnaea, Planorbis, Bithyna, Valvata) die wir später am Ob lebend bekamen, zusammen mit einer bisher nur aus dem Tien-Schan nachgewiesenen Landschnecke*) (Helix Semenowi, Mart.) Mit Ausnahme weniger Arten Käfer zeigte sich trotz der anständigen Wärme (Morgens 10 Uhr 21° Reaum. im Schatten, Abends 7 Uhr 20° R.) das Insectenleben todt, bis auf die zudringlichen Mücken (Culex spec?), welche recht anständig zu stechen verstanden und die uns schon hier die Erfolglosigkeit von Anisöl als Specificum erkennen lehrten.

Nicht weit von unserem Lagerplatz befanden sich zahlreiche verfallene Gräber der Kirghisen (kirgh. Uba oder Aba; russ. Magil), ein wahrer Kirchhof, der zeigte, dass diese Gegend ein beliebter Aufenthaltsort derselben sein muss. Bei der steten Beobachtung seitens der Eingebornen und gegenüber den umfangreichen Trümmerhaufen von Steinen, war es indess wie für die Folge unmöglich anthropologische Raritäten einzusammeln. Der bei allen Mahammedanern, als Bote König Salomo's, hochgeehrte Wiedehopf, dessen u. A. die 27. Sure des Koran in einem anmuthigen Mährchen gedenkt, zeigte sich in der Nähe dieser Gräber öfters, aber keineswegs so zahm, dass man ihn mit Händen greifen konnte, wie Spörer erwähnt (Petermann's Mitth. 1868. p. 405).

---

*) Graf Waldburg-Zeil glückte es ausserdem eine Pupa und Vertigo-Art, sowie überhaupt mehrere von mir nicht beobachtete, darunter sogar neue Arten zu finden, die im wissenschaftlichen Theile ausführlich behandelt werden sollen.

Die Zeit war im Fluge dahingeeilt und so gern wir auch noch länger an dieser interessanten Localität geblieben wären, so trieb uns doch das bittere „muss" weiter. Am Nachmittag des 11. Mai gegen 4 Uhr wurde wieder aufgebrochen. Trotz der Kühle in den ersten Morgenstunden hatten wir einen recht heissen Tag, denn schon früh $6^1/_4$ Uhr zeigte das Thermometer 14° Reaum. und als wir gegen 6 Uhr Abends an den Saikanbergen anlangten drohte der Himmel mit schweren Gewitterwolken. Die Saikanberge bilden die westlichsten Ausläufer der äussersten, die Steppe begrenzenden Vorberge des Ala-Tau, welche sich von Ost nach Nordwest in einer fast ununterbrochenen Reihe hinziehen, deren einzelne Hauptkämme aber verschiedene Namen tragen. So schliessen sich von West nach Ost an die Saikanberge, die Tekeli-, die Tokdschailiu-, Dschabik-, Aktschaunin-Kungui- und Belkain-Berge, die mit der nordöstlichen Abzweigung des eigentlichen Ala-Tau, der Gebirgskette Tokty, fast zusammenstossen. Eine sanfte Schlucht theilt die Saikanberge in eine östliche höhere Bergreihe Ulkun-Saikan, und eine niedrigere westliche Bala-Saikan genannt.

Nach der Einförmigkeit der Steppe mit ihren unausgesetzten Wiederholungen von Rhabarber, Schierling und weissen Salzflächen, erschien die Gegend hier äusserst lieblich. Vor uns erhoben sich hübsche begrünte Berge, deren Kuppen rothes Gestein schmückte. Ehe wir die Jurten erreichten empfingen uns zahlreiche vornehme Kirghisen, die wie immer schon in einiger Entfernung von den Pferden stiegen und uns entblössten Hauptes zu Fuss entgegen kamen uns die Hand zu reichen. Wie wir später lernten erfordert es übrigens die Höflichkeit auch von den Gästen, sofern dieselben beritten sind, abzusteigen und den Begrüssenden eine Strecke entgegen zu gehen. Kirghisen unter sich thun dessgleichen, wobei sie unter dem Ausruf „Amanbul" sich gegenseitig mit den senkrecht erhobenen flachen Händen berühren.

Die frischen Pferde, welche hier gewechselt wurden, waren wieder echte Kinder der Steppe und es dauerte lange ehe es einer Anzahl Menschen gelang sie ins Geschirr zu bringen. Kaum war dies geschehen und Dr. Brehm hatte sich in den Wagen geschwungen als die Pferde auch durchgingen, glücklicher Weise ohne Schaden anzurichten, denn sie rannten eine sanft steigende Erhöhung hinan, die sie bald ermüden machte. Die mehr oder mindere Heftigkeit in Betonung der Wörter „derdschi", „derdschidje", („halten, halte

fest") belehrte die Insassen über die grössere oder geringere Wahrscheinlichkeit der Gefahr des Umkippens. Weiterhin wurde das Terrain uneben, der Wagen kam wiederholt in sehr bedenklich schiefe Lage und das Umwerfen konnte selbst nicht durch die braven Kosaken vermieden werden, welche bald rechts, bald links reitend an einem Tau den bedrohten Wagen zu halten versuchten. Nachdem wir schon bei herrschender Dunkelheit den Dschindschillifluss passirt hatten, langten wir fast gegen Mitternacht in dem Aul Uwanas an, wo uns ein leckeres kirghisisches Mahl erwartete, ein mächtig dampfender Pillaf sehr fetten Reisses mit kleinen Würfeln geräucherter Hammelschinken, Rosinen und getrockneten Aprikosen vermischt. Er war von den kirghisischen Damen in einer nahgelegenen Jurte bereitet worden, doch liessen sich die Schönen leider nicht sehen, um ihnen Dank abstatten zu können. Als Getränk diente selbstredend Kumiss und Kameelmilch, die mir indess wenig zusagte. Die mit Talg vom Fettschwanz des Schafes gespeiste Leuchte erwies sich als vortrefflich. Es war schon in der Nacht ziemlich kühl geworden und der Morgen (12. Mai) versetzte uns plötzlich wieder in eine Winterlandschaft, wenigstens zeigten die rothfelsigen Hügel, welche die ausgedehnte grüne Ebene umschlossen, ein Gewand frischen Schnees, der von den diese niederen Höhenzüge überragenden Gebirgsreihen noch intensiver herableuchtete. Im Osten und Nordosten wurde der Blick ebenfalls von Bergreihen begrenzt, in letzter Richtung wol das Tekeli-Gebirge, eine Fortsetzung der Saikanberge. Ebenso malerisch als dieses Landschaftsbild selbst, war die Ebene und zwar durch ihren Reichthum an Viehheerden, die sich um die zahlreichen Jurten ausbreiteten. Auf der ganzen Reise begegneten wir wol keinem zweiten Aule mehr, der sich mit diesem hätte messen können. An die schöne grüne Ebene lehnte sich übrigens im Westen eine Reihe hoher mächtiger Flugsandhügel (kirgh. Barchany), die wahrscheinlich das rechte Ufer des Dschindschiliflusses bezeichneten. Auch an Sümpfen und Lachen fehlte es nicht. Hier gab es allerlei Enten und hoch in den Lüften machte sich die Becassine (Gallinago scolopacina) durch ihre sonderbaren Meckerlaute bemerkbar.

Die Weiterfahrt führte ununterbrochen in Schluchten sanft gerundeter begrünter aber kahler Berge, von denen mehrere meist steil auf- und abwärts steigend überschritten werden mussten, was für die Wagen nicht immer ungefährlich war und wiederholt den

Ruf „derdschi“ zum Ausdruck brachte. Die Hauptketten dieser von Ost nach West streichenden zahlreichen Bergreihen, die ebenfalls als Vorberge des Ala Tau betrachtet werden können, heissen Tschibyndi und Karkarali, letzteres erreicht nach den Aneroidbeobachtungen von Graf Waldburg 500 Meter Höhe. Auf unserm Wege sahen wir den Dschindschilifluss, ein kleines unbedeutendes Gebirgswasser, welches durch eine lebhaftroth gefärbte hohe Uferstelle auffallend wurde. Dieselbe besteht aus schöner Siegelerde, die sich trefflich zu feinen Töpferarbeiten eignen würde, von den Kirghisen aber nur zum Färben der Jurtenstäbe benutzt wird.

Trotz der rauhen Witterung, die zuweilen noch Schnee brachte, gewährten diese kahlen Berge doch durch ihren mannigfachen Blumenflor liebliche Bilder. Besonders üppig zeigten sich die in voller Blüthe prangenden Päonien, welche hie und da an den Gehängen als weithin leuchtende rothe Flecke erschienen, gegen die die so oft gepriesene unbeschreibliche Pracht der Steppenblüthe weit zurücktreten musste. Schon von Sergiopol an hatten wir blühende Tulpen gesehen, aber weder bisher noch später jene „endlos weiten Strecken leuchtend und das Auge fesselnd mit erblühenden gelben, dunkelrothen, weissen und weiss- und rothgestreiften Tulpen“, wie sie eine lebhafte Phantasie zuweilen schildert. Diese Tulpenflor der Steppe bleibt in der That recht sehr hinter den Erwartungen zurück, sowol was das allgemeine Bild als die Schönheit der Species selbst anbelangt. Die Letztere ist nämlich ein wenig imponirendes Blümchen, dessen Stengel an 2—6 Zoll, die Blüthe höchstens 1 Zoll messen. Die Färbung ist durchgehends gelb, wenigstens habe ich nur diese zu sehen bekommen, und ich darf mich dabei mit auf das Zeugniss des Grafen Waldburg-Zeil berufen, der als kenntnissreicher Botaniker, diesen Zweig des Naturreiches vertrat und mit grossem Eifer sammelte. Neben der Päonia ist es hauptsächlich die Schwertlilie, die in gelber und blauvioletter Färbung den Blumenteppich bildet. — Zur Zeit als wir diesen Theil der Steppe passirten, waren es meist erst die Zwiebelgewächse, die in Blüthe standen. Der wilde Lauch und die Zwiebel eines kleinen weissen Blümchens, Gagea pusilla, „Kandyk“ von den Russen jener Gegend genannt, werden genossen und erwiesen sich letztere sehr schmackhaft.

Zahlreiche Vertreter der Doldenpflanzen (Umbelliferen), wol Stammeltern mancher in unsern Gärten gezogenen Gemüse, prangten

in saftig grünen Blättern, die bei der hier herrschenden Sonnengluth im Sommer nur zu bald vertrockenen. Die Spiräensträucher zeigten den ersten grünen Frühlingshauch, an feuchten Stellen blühten Ranunkeln und das erwähnte schneeglöckchenartige Blümchen.

Gegen Nachmittag 4 Uhr hielt ich mit Oberstlieutenant Friederichs vorausreitend auf dem letzten Höhenrücken (1180 Meter hoch) und das unvergleichliche Bild des herrlichen Thalkessels Tschubaragatsch mit Lepsa und dem Ala-Tau breitete sich vor uns aus: das schönste was wir bisher landschaftlich erblickt hatten!

VI. Kapitel.

Kirghisen.

Frühere Unsicherheit. — Ableitung und Unrichtigkeit des Namens „Kirghis". — Kassak. — Echte oder Kara-Kirghisen. — Buruten. — Erster Eindruck. — Abstammung. — Physiognomie. — Rassencharacter. — Statur. — Sprache. — Geschichte. — Pallas' Berichte. — Dschingis-Chan. — Batu-Chan. — Kutschum-Chan. — Zeit der höchsten Blüthe. — Kalmückenreich. — Irtischlinie. — Krepostj. — Unterwerfung der kleinen und mittleren Horde. — Kleine Horde zieht an die Wolga. — Innere oder Bukeische Horde. — Neue Linie. — Batyren. — Grosse Horde unterwirft sich. — Russische Eroberungen in Central-Asien. — Kirghisen-Aufstände. — Geringe Tapferkeit. — Baranta. — Die drei Horden und ihre Gebiete. — Gesammtzahl der Kirghisen. — Grösse des Kirghisenlandes. — Verschiedene Stände. — Geschlechter. — Administrative Eintheilung. — Gerichtsverfahren jetzt und sonst. — Verwaltungsbehörden. — Steuer. — Charactereigenschaften. — Gastfreundschaft. — Glauben. — Wahrsager. — Kirghisenschulen. — Anfänge im Ackerbau. — Heerden. — Das Kirghisenpferd. — Schafe. — Wanderzüge. — Winterquartiere. — Viehreichthum. — Hirtenleben. — Milchwirthschaft. — Kumiss. — Nahrungsmittel. — Mässigkeit, Reinlichkeit und Schmutz. — Rauchen. — Gesundheitszustand. — Jagd. — Handwerke. — Frauenarbeit. — Kleidung. — Tauschhandel. — Wohnungen. — Jurten und Kosch. — Polygamie, Hochzeiten und Begräbnisse. — Gesang und Dichtkunst. — Neugierde. — Schnelle Verbreitung von Nachrichten in der Steppe. — Hippomanie und Astronomie. — Märchen und Redekunst.

„Wir waren nicht betrübt ein Volk zu verlassen, bei dem Räuberei, Mord und Zerstörung ungestraft ausgeführt werden" lauten die wenig empfehlenden Worte, mit denen sich Atkinson in seinem bekannten Reisewerke von unseren Freunden den Kirghisen verabschiedet, Worte, die nach unseren Erfahrungen ebenso hart als ungerecht erscheinen. Denn wir hatten eben nur die grösste Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft bei diesen Steppensöhnen

gefunden, waren freilich aber kaum soviel Monate als Atkinson Jahre mit ihnen im Verkehre gewesen und etwa 3 Decennien später, was einen grossen Unterschied macht. Da Atkinson nicht nur verschiedene Male räuberische Anschläge zu gewärtigen, sondern auch thatsächlich sich seiner Haut zu wehren hatte, so darf man ihm das vorwurfsvolle Testimonium nicht verargen. Und dass in damaliger Zeit dieses Urtheil ein durchaus gerechtes war, erhellt aus allen Reiseberichten. Gmelin erlebte es noch (1734), dass Semipalátinsk, trotz seiner Befestigungen, in panischen Schreck vor einem erwarteten Einfall der Kirghisen gerieth und Pallas wagte es (1769) noch nicht mit einem benachbart lagernden A-ule nach eingebrochener Dunkelheit zu verkehren. Das war freilich vor mehr als einem Jahrhundert, aber auch später galt eine Reise durch die Steppe keineswegs als gefahrlos. Meyer wurde 1826 in den Arcatbergen, wo wir so freundliche Aufnahme fanden, noch angefallen und Helmersen's Expedition musste im Jahre 1834 als Schutzmittel Nachts noch eine Wagenburg aufschlagen und konnte die Pferde nur unter scharfer Bedeckung weiden lassen, Schrenk reiste (1842) noch mit 20 Kosaken und Wlangali's Expedition (1851) war ausser zahlreichen Kosaken sogar ein Zug leichter reitender Artillerie beigegeben. Wenn darüber nun auch abermals anderthalb Decennien verstrichen sind und sich in dieser Zeit die Kirghisen im Zwange der Verhältnisse wesentlich gebessert haben mögen, so scheinen sie doch nicht ganz mit Unrecht zu ihrem Namen gekommen zu sein. Denn „Kirghis", gleichbedeutend mit dem türkischen „Kirsis", heisst eben „Räuber". Kein Wunder daher, dass die Leute diese Bezeichnung als Schimpfwort betrachten, denn sie selbst nennen sich eben „Kassak" (Chazak) und sind wahrscheinlich mit dem Namen „Kirghis-Kaisak", den man ihnen auch beilegt, ebenfalls nicht zufrieden. So gern ich auch nun die dem Volke durch die so häufige mündliche und schriftliche Benutzung des schimpflichen Wortes angethanen Beleidigungen für meine Person hiermit öffentlich zurücknähme, so scheint es mir doch ein nutzloses Beginnen ihren ehrlichen Namen damit zugleich zu restituiren, obgleich dies schon aus wissenschaftlichen Gründen sehr wünschenswerth wäre. Denn die eigentlichen „Kirghisen", denen einzig und allein diese Bezeichnung zukommt, sind ein zwar verwandter, aber doch verschiedener Völkerstamm, mit denen wir auf unserer Reise nicht zusammentrafen. Sie lebten nach Klaproth's Forschungen im 5. Jahrhundert am

Jenisseï und Sajanischen Gebirge, wurden im 10. Jahrhundert durch die Hakas nach Norden zurückgeworfen, wobei ein Theil derselben westlich floh und sich im Tiensschan festsetzte. Dies sind die heutigen Kirghisen, wie sie sich selbst nennen, die Dikokamennyje (d. h. die in den Bergen wohnenden wilden Kirghisen) der Russen, die Kara- oder schwarzen Kirghisen der Kassaken, und Buruten*) der Kalmücken und Chinesen. Sie sprechen einen rein türkischen Dialect, der dem, welcher im Altai gesprochen wird, sehr ähnlich ist, aber bedeutend von der Kassaksprache abweicht. Im Aeussern unterscheiden sie sich, nach Radloff, wenig von ihren nördlichen Nachbarn, den Kassaken, nur dass sie noch ungebildeter und noch roher und noch oberflächlichere Mahammedaner als diese sind. Ihr Character ist wild und unbändig. Sie sind kriegerisch und waren noch vor weniger als 15 Jahren als Wegelagerer gefürchtet. Doch ziehen jetzt, Dank der Vorsorge Russlands, die Karawanen von Wernoje unbehelligt von ihnen nach Kaschgar. Als Nomaden besteht ihr Haupterwerb in Viehzucht, wobei Viehraub nicht ausgeschlossen ist. Der Yak oder Grunzochse bildet einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Heerden und schon dies genügt um zu beweisen, das Gebirgsländer ihre Haupt-Wohngebiete bilden. Es besteht unter ihnen keine Geburts-Aristokratie wie bei den Kassaken, von denen sie, wie von ihren übrigen Nachbarn (Sarten, Uiguren) vernichtet und als keineswegs stammverwandt betrachtet werden. Das Gebiet welches die Kirghisen einnehmen, reicht nördlich etwa bis zum nördlichen Abhange des transilischen Ala-Tau oder Alexandergebirge, westlich bis zum oberen Laufe des Amu-Darja, südlich bis zum Kuen-lun, also die Umgegend von Yarkand und selbst von Chotan, östlich im Tien-schan bis zum Meridian von Kuldscha. Wenjukow schätzt die Gesammtzahl der Kirghisen auf 850,000, wovon ungefähr 169,000 unter russischer Herrschaft stehen, Rittich giebt 324,000, Lengenfeldt 250,000 an.

Dieser kurze Ueberblick dürfte genügen, schien mir aber zum besseren Verständniss der eigentlichen Kirghisen**) und den von uns

*) Die in v. Hellwald's „Central-Asien" (p. 136) gegebene Abbildung eines Buräten und einer Burätin, stellt nicht dieses Volk, sondern Typen der am Baikal lebenden Burjäten dar, eines total verschiedenen zur mongolischen Rasse gehörigen Stammes. Ein Wiederabdruck dieser Bilder findet seinen richtigen Platz in „Sibirien und das Amurgebiet. I: Sibirien von Albin Kohn" (1876) p. 68 u. 69.

**) Die ausführlichste Darstellung über dieselben giebt wol Radloff: „Beob-

berührten Kassak unbedingt nothwendig. Was die letzteren betrifft, so waren wir etwa 6 Wochen lang täglich mit ihnen im Verkehr. Wir begegneten ihren Heerden, A-ulen, wohnten in den für uns eigens errichteten Prachtjurten, ritten auf ihren Pferden, begleitet von einem oft zahlreichen Gefolge, wurden von ihnen bewirthet, sahen ihre Wettrennen und andere Festspiele u. s. w. aber es ging dabei doch nicht über eine flüchtige Bekanntschaft hinaus, und von eingehenderem Studium konnte bei der Kürze der Zeit und der Sprachunkenntniss vollends nicht die Rede sein. Immerhin war es uns vergönnt mancherlei Betrachtungen zu machen und Nachrichten zu sammeln, die, wenn sie vielleicht auch gerade nichts Neues bringen, zur Vervollständigung und Characteristik einer Scizze, welche sich zum grossen Theil auf die Forschungen Anderer stützen muss, doch nicht unwesentlich sein dürften. Und ein gedrängtes Bild über die heutigen Kirghisen glaube ich am Besten hier einzufügen, wo wir im eigentlichen Herzen des Gebietes dieser Steppensöhne angelangt sind, obschon ich auch für die Folge wiederholt auf dieselben zurückzukommen haben werde.

Bei unserer ersten Begegnung mit Kirghisen (denn diesen unrichtigen Namen muss ich nun schon vollends beibehalten), habe ich bereits hervorgehoben (p. 75), dass ihre äussere Erscheinung „mongolische Abstammung" verräth. Allein dieses Urtheil hat nur im Vergleich mit Tataren oder individuell Werth und je mehr man Vertreter von diesem Volksstamme zu sehen bekommt um so schwieriger wird es constante Charactere für Typus und Habitus herauszufinden. Ich stimme daher vollkommen mit dem gründlichen Kenner und Forscher Professor Radloff überein, der in folgenden Worten wol die beste Characterisirung giebt. „Ueber die Abstammung ist es schwer etwas Bestimmtes zu sagen. Wie schon die Physiognomien der Kirghisen zeigen, scheinen sie ein Gemisch der verschiedenartigsten Elemente, deren hauptsächlichstes wol das

---

achtungen über die Kirghisen" in: Petermann's Geogr. Mittheil. 1864. p. 163—168; ausserdem siehe: Derselbe in: „Mélanges russes tirés du Bulletin de l'Acad. imp. des Sciences de St. Petersb. Tom. IV. (1863) p. 363, sowie: Wenjukow: „Die russisch-asiatischen Grenzlande" (deutsch von Krahmer 1874) p. 313 und 363; v. Köppen: „Die dem Russischen Reiche unterworfenen Kirghisen" in: Peterm. Geogr. Mittheil. 1858 p. 496; „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde 2 (1867) p. 84; von Hellwald: „Die Russen in Central-Asien" (1873) p, 70 und Rittich: „Die Ethnographie Russlands" in Ergänzungsheft No. 54 zu Peterm. Geogr. Mittheil. p. 31.

türkische ist, zu sein; das Geschlecht Naimann mag wol mongolischen Ursprunges sein." Jedenfalls zeigen manche, namentlich adlige Kirghisen vom „weissen Knochen", wie z. B. der später zu erwähnende Sultahn Abin Dair entschieden mongolisches Gepräge, aber dieses ist keineswegs nur den Vornehmen eigen. Die schöne Reihe von Original-Photographien (darunter allein 47 Characterköpfe), welche Frau Generalgouverneur v. Poltoratzky für mich aufzunehmen die Güte hatte, giebt eine wahre Musterkarte von Kirghisen-Physiognomien. Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass die ziemlich stark vorspringenden Backenknochen (Jochbogen), die in den Winkeln etwas schief herabgezogenen Augen, welche wegen der wulstigen Ränder schmal geschlitzt und blinzelnd erscheinen, die meist etwas abgeplattete, breitflügelige Nase und der durchgehends grosse Mund mit besonders entwickelter wulstiger Unterlippe als Rasseneigenthümlichkeiten gelten dürfen. Doch giebt es wie gesagt, eine Menge Abstufungen. So finden sich Individuen mit gebogenen Nasen, die dann ausserordentlich jüdischem Typus*) ähneln, nicht selten. Wenn im Allgemeinen auch dunkle stechende Augen als Regel gelten können, so kommen doch auch hellbraune und graue vor; doch erinnere ich mich nicht blaue gesehen zu haben. Wie die Augen ist das Haar meist schwarz oder überhaupt dunkel; aber helle Bärte (nicht blonde oder rothe) ziemlich häufig, obwol Meyer auch die letzteren erwähnt, wenn mir darüber auch eigene Aufzeichnungen fehlen. Der im Ganzen schwache Bartwuchs ist am Kinn üppiger entwickelt, aber man sieht, doch nur bei Leuten in vorgeschritteneren Jahren, auch annähernd hübsche Vollbärte und Bartlosigkeit darf keineswegs wie bei den Mongolen als Eigenthümlichkeit betrachtet werden. Wenn die Kopfbildung auch eine wohlgestaltete ist, namentlich in Folge der gut geformten Stirn, die durch das kurzgeschorene oder ganz abrasirte Haar noch mehr gehoben wird, so können die Kirghisen nach unseren Begriffen immerhin nicht als ein schöner Menschenschlag gelten und stehen als solcher jedenfalls hinter Tataren und Sarten zurück, übertreffen aber die Kalmücken. Die Physiognomie ist nicht als eine edle in unserem Sinne zu bezeichnen, und „Galgengesichter" eine häufige Erscheinung. Von Statur sind die Kirghisen mittel-

*) Abbild. 11, obere Figur, stellt diese Form dar, die untere den gewöhnlichen Typus.

gross bis klein, aber gedrungen und kräftig gebaut. Eigentliche Hünengestalten sind sehr selten, denn die meist durch behäbige Korpulenz ausgezeichneten Sultane und anderen Vornehmen haben diese wol der constanten Faulheit, dem Wohlleben und, ähnlich wie unsere professionirten Biertrinker, dem steten Kumissgenuss zu danken. Ueber die Hautfarbe habe ich mich schon (p. 123) ausgelassen. Es genügt daher zu erwähnen, dass die Kirghisen im Ganzen dunkler als europäische Landbewohner erscheinen, also einen mehr oder minder bräunlichen, z. Th. ins gelbbräunliche ziehenden Teint haben. Als gleichsam geborne Reiter und wenig an Arbeit gewöhnt sind ihre Glieder schlank; ganz besonders fällt die kleine und zierliche Fussform auf. Das Gesagte bezieht sich eben auf die Männer, denn mit dem schönen Geschlechte wurden wir wie (p. 75) erwähnt, leider zu flüchtig bekannt, und bekamen z. B. keine einzige vornehme Kirghisin zu sehen. Nach den mir vorliegenden Photographien der Frau Generalin Poltoratzky muss es indess unter den Kirghisinnen selbst nach unseren Begriffen ganz hübsche, man könnte fast sagen, niedliche Gesichter geben, wie Abbild. 12 zeigt.

Beiläufig möge die Bemerkung Platz finden, dass die z. Th. bunten Illustrationen in Atkinson's wiederholt citirtem Werke, welches über Kirghisen wol das meiste Anschauungsmaterial liefert, sowol in Färbung als Typus durchgehends verfehlt, als Völkertypen daher ohne Werth sind.

Die Sprache der Kirghisen steht, nach Radloff,*) unbedenklich wol dem compentensten Forscher auf diesem Gebiete, den Altaischen bedeutend näher als den tatarischen Dialecten Russlands. Die Einwirkung des Mongolischen zeigt sich nur in sehr wenigen Zügen, jedoch ist sie unverkennbar vorhanden. Das Kirghisische (Chasak) bildet mit Kara-Kirghisisch und Uigurisch (Tarantschi) die Dsungarische Gruppe der Türk- (Tatar) Dialecte von welcher Radloff noch eine Altaische und Sajanische Gruppe feststellte. „Diese drei Hauptgruppen der türkischen Dialecte Sibiriens bilden ein Mittelglied zwischen den Tatar-Dialecten des europäischen Russland und dem im Osten Sibiriens gesprochenen „Jakutischen". Für Den, welcher so lange wie ich in der (europäischen) Türkei lebte und das dortige Türkisch leidlich sprach, ist es nicht schwer, auch ohne

*) Mélanges Russes tirés du Bulletin de l'Academie imp. des scienc. de St. Petersbourg. Tom. IV. Livr. 3 p. 362 et Livr. 4 p. 460.

Sprachforscher von Profession zu sein, die nahe Verwandtschaft zwischen Türkisch und Kirghisisch sofort herauszufinden. Freilich schien mir das Letztere ein bei Weitem minder reines Türkisch als das Tatarische. Als von Wichtigkeit mag noch bemerkt sein, dass nach Radloff keine Dialectverschiedenheit zwischen dem Kirghisisch (Kassak) der drei Horden vorkommt.

Ueber die älteste Geschichte der Kirghisen scheint es an sicheren Quellen zu fehlen. Was v. Hellwald (Centralasien p. 40) von den früheren Wohnsitzen am Jenisseï sagt, bezieht sich wol auf die echten oder Kara-Kirghisen, aber nicht auf die Kassaken. Nach Rytschkow hätten letztere vordem mit den Bewohnern der Krimm ein Volk ausgemacht, sich von diesen später aber wegen Streitigkeiten getrennt. Pallas (I. p. 387) erfuhr von den Kirghisen selbst, dass sie früher mit den Türken zusammen am Euphrat wohnten, aber vertrieben worden seien, weil sie zwei Enkel Mahammeds umgebracht hatten. Sie wären hierauf zu den Nogaischen Tataren gezogen, hätten aber auch von diesen flüchten müssen und sich weiter östlich bis in die Dsungarei gezogen. Da die kleine Dynastie der Nogaischen Tataren in Europa, wie die Tatarenreiche Kasan und der Krim, erst von Nachkommen Dschingis-Chans gegründet wurden, dessen Sohn Oktai (1227) das kolossale Mongolenreich nicht zusammenzuhalten vermochte, so lässt sich annehmen, dass die Kirghisen damals mit in den Verband des letzteren gehörten. Gewiss ist, dass Dschingis-Chan die Naimans unterwarf, ein Volk, welches noch jetzt als Geschlecht unter diesem Namen bei den Kirghisen vorkommt und die meisten Anklänge mongolischen Ursprunges aufzuweisen hat. Wenn noch heut eine Menge Kirghisen-Sultahne ihre Abstammung von dem grossen Eroberer ableiten, dessen Reich sich von Nordchina bis Persien und Buchara erstreckte, so ist dies wol nicht in allen Fällen eitle Prahlerei, sondern hat ernsteren Grund. Wahrscheinlich wurde also ein Theil der Kirghisen von Osten her mit den Wogen des Mongolenheeres nach Westen geführt, wo eine Vermischung mit türkischen Stämmen stattfand und so ist es ebensomöglich, dass sie später zur „goldenen Horde" oder dem Reich Kaptschak, welches sich unter Batu Chan vom Caspischen Meere bis Kasan erstreckte, gehörten.

Ueber ihre damaligen Wohnsitze fehlt es indess an sicheren Nachrichten. Dagegen wissen wir, dass sie im 16. Jahrhundert mit Tataren im unteren Laufe des Irtisch und Ob lebten, wo die letzteren

unter Chan Kutschum, ein eigenes Reich gegründet hatten, welches bekanntlich durch den Eroberer Sibiriens Jermak Timofjejew (1581) zerstört wurde. Schon damals lebten die Kirghisen als Nomaden in der südlichen Steppenhälfte des heutigen Westsibiriens in der Balchaschniederung und bildeten ein mächtiges Volk, welches angeblich an 300,000 Krieger stellen konnte und gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Taschkend und Turkestan herrschte. Diese Zeit der höchsten Blüthe und Machtentwickelung währte übrigens nicht lange, da durch innere Zwistigkeiten geschwächt, die Kirghisen im Osten her von Dunganen, im Südwesten von Kalmücken bedrängt, schon Peter dem Grossen die Unterwerfung anboten, welche indess nicht zu Stande kam. Die Kalmücken bildeten damals bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein mächtiges Reich in der Dsungarei, welches bis Barnaul, zum Ischim und Tobol reichte. Durch die schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im Ural als Bergwerks- und Schmiedereibesitzer ansässigen und einflussreichen Strogonoff's war Kunde von den Kirghisen nach Moskau gelangt und der Zar Iwan IV. fühlte sich, bereits 1573, veranlasst eine Gesandtschaft in die Steppe zu senden, die indess ihr Ziel nicht erreichte. So weit und schnell sich auch die Russen nach der Eroberung Sibiriens nach Osten ausgebreitet hatten, denn schon 1650 erschienen kühne und unternehmende Kosaken am Amur und selbst am Anadyr, so wenig waren sie nach Süden vorgedrungen. Die Unfruchtbarkeit der Steppe, der Mangel edler Pelzthiere, wie des Zobels, der die sibirischen Conquistadores, ähnlich wie die spanischen das Gold, unaufhaltsam vorwärts getrieben hatte, war nicht verlockend genug und so blieben die Kirghisen lange von den Russen unbehelligt, obwol einzelne Reisende bis zu ihnen vordrangen. So die im Jahre 1608 ausgerüstete Expedition, welche China erreichen sollte, was aber erst 1654—57 dem Kosak Baikoff gelang. Erst 1715 (bis 1719) wurde unter Peter dem Grossen die schon früher angelegte Irtischlinie bis Ust-Kamenogorsk verlängert, so dass 1725, mit welchem Jahre überhaupt erst kartographisches Material vorliegt, die Grenze Russlands längs der Flüsse Ural, Miass auf Kurgan nach Omsk, von hier am rechten Ufer des Irtisch, dann längs den Vorbergen des Altai, südlich von Biisk sich hinzog. Mit der Errichtung dieser Linie, die aus kleinen hölzernen Forts (Krepostj) bestand und mit Kosaken besiedelt wurde, entwickelte sich zugleich russische Kolonisirung und diese musste zu Reibereien mit

den Kirghisen führen. Zum Theil in ihren Weideplätzen beschränkt, benutzten diese jede Gelegenheit um Vieh wegzutreiben und selbst Menschen zu stehlen, die sie als Sclaven nach Chiwa und Buchara verkauften. Bei der grossen Entfernung zwischen den einzelnen Forts gewährten dieselben nur bedingten Schutz und die Räubereien setzten sich selbst dann noch fort, als ein Theil der Kirghisen bereits russische Unterthanen geworden waren. Nachdem sich das Volk nämlich, bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter Chan Alatsch, in drei Horden gespalten hatten, unterwarfen sich 1730 die kleine und mittlere freiwillig, deren Chane Abulchair und Schemjaka der Kaiserin Elisabeth huldigten (1734). Doch wusste der arglistige und schlaue Chan Alai, gleichzeitig mit Russland und China liebäugelnd, die factische Unabhängigkeit der mittleren Horde trotzdem zu bewahren, und erst nach seinem 1781 erfolgten Tode unterwarf sich sein Sohn Wali-Chan, ohne indess dadurch seine Horde zu ganz zuverlässigen Unterthanen Russlands zu machen. Als unter der Regierung des Kaisers Dzän-Lun China das mächtige dschungarische Kalmückenreich (es reichte vom Altai bis Thibet) 1758 zerstört hatte, wobei eine Million Dsungaren vernichtet worden sein sollen, zogen Kirghisen der grossen Horde in die menschenleere Steppe am Ala-Kul bis zum Tarbagatai ein. Bald darauf setzte sich ein Theil der kleinen Horde an der Wolga fest. Unter der Kaiserin Catharina II. waren 1771 bekanntlich die am linken Wolgaufer angesiedelten Kalmücken geflohen. Verfolgt von einem russischen Corps unter Generalmajor v. Traubenberg, dem sich ein starkes Contingent Kirghisen, die wahrscheinlich reiche Beute zu machen hofften, freiwillig angeschlossen hatte, kamen nach achtmonatlichem beschwerlichen Kampfe von mehr als einer halben Million Kalmücken kaum die Hälfte an. Denn auch ihre früheren Landsleute widersetzten sich ihrer Neueinwanderung, bis ihnen endlich Kaiser Kien-lung im Ilithale Wohnsitze anwies. Es waren somit ausgedehnte Weideplätze an der Wolga freigeworden und Russland hatte daher nichts einzuwenden, als, durch innere Zwistigkeiten gedrängt, ein Theil der kleinen Horde, unter Sultahn Bukei, 1200 Jurten (Familien) stark, 1797 um die Erlaubniss bat, die verlassenen Striche einnehmen zu dürfen. Sie bildeten fortan die innere oder kleinere Horde, auch Bukei'sche genannt.

Die Räubereien der Kirghisen in der Steppe dauerten, mit Ausnahme kürzerer Unterbrechungen, wie während der Regierung des

berühmten Sultahn Harun Ghasi (der übrigens 1823 von den Russen nach Kaluga verbannt wurde) unverändert fort. Erst mit Errichtung der „neuen“ Befestigungslinie zwischen den Festungen Orsk am Ural und Swiärino-golowsk am Ui 1835 scheint etwas mehr Ordnung eingetreten zu sein. Nach Helmersen wurden bis dahin in manchen Jahren an 200 Menschen, oft unmittelbar unter den Festungsmauern Orenburgs, geraubt und der Verlust an Vieh entzieht sich aller Berechnung. Zwar hatte die Regierung neue Bezirke errichtet und Sultahne eingesetzt, so dass es 1837 deren schon zehn gab, aber die letzteren waren meist ohne Einfluss. Das Volk hing mehr an seinen durch waghalsige Thaten ausgezeichneten Helden (Batyren), und so konnte es nicht fehlen, dass oft Unruhen ausbrachen, die zuweilen bedeutende Dimensionen annahmen, wenn einer dieser Volkshelden sich an die Spitze der Unzufriedenen und Beutegierigen stellte. Im Jahre 1824 begab sich die grosse Horde unter russischen Schutz; ein Theil derselben huldigte 1830 unter Sultahn Suk, und der Rest folgte 1844. Damit erhielten die Russen das Land indess nur nominell, denn Chinesen und Chocanzen suchten ihren Einfluss unter den Kirghisen zu behaupten oder bedrückten dieselben. Zum Schutz der neuen Unterthanen hatte Russland nur die Festungen Kopal (1847) und Werne (Wjernoje, 1854) errichtet, auch am Syr-Darja mit dem Fort Aralsk festen Fuss gefasst, aber es galt jetzt nicht blos seine Macht weiter auszubreiten, sondern vor allen Dingen auch dieselbe geltend zu machen. So befreite es 1852 und 1853 die Kirghisen vom Joch der Chocanzen indem unter Perowski das Fort Ak-Mesdsched (jetzt Fort Perowski) erobert wurde und die späteren erfolgreichen Feldzüge, welche zur Eroberung von Tokmak, Tschemkent, Taschkent und Samarkand führten, waren unausbleibliche Folgen der ersten Schritte. Bei allen diesen kriegerischen Unternehmungen zeigten sich die Kirghisen nicht immer als treue Bundesgenossen der Russen wie sie es als Unterthanen hätten von rechtswegen sein sollen und müssen. So machten sie einen Plan um das kaum entstandene Kopal zu zerstören, der von dem ergebenen Sultahn Ali indess verhindert wurde. Der langwierige Aufstand unter Kenissara Kassimow endete nur mit dessem gewaltsamen Tode 1846, und kaum 10 Jahre später sah Russland wiederum einen gefährlichen kirghisischen Parteigänger Isched Kutebar gegen sich, der allen Verfolgungen spottete und sich 1858 erst nach friedlichem Vergleiche unterwarf. Die neuangelegten Forts Nowo

Alexandrowsk (1834) an der Kaidak-Bucht des Kaspi-Meeres, Orenburgskoje am Irgis und Uralskoje am Turgai (1846 von General Obrutschew gegründet) hatten ebenfalls Angriffe der Kirghisen auszustehen. So musste sich 1869 die Besatzung von Uralsk den Kirghisen ergeben. Bei dem von Kirghisen unterstützten Aufstande der Chiwesen wurde Nowo Alexandrowsk (1870) genommen und die Besatzung niedergemacht, bis in demselben Jahre General Abramow durch die Einnahme von Kitab die Uebermüthigen strafte und demüthigte. Erst nachdem Russland in Centralasien festen Fuss gefasst, die Kirghisen von dem Einfluss ihrer südlichen Nachbarn isolirt und strenge Ordnung in der Steppe eingeführt hatte, entstand Ruhe. Denn noch bis zum Jahre 1860 wurde dieses Gebiet in vielen Beziehungen, z. B. in Zoll- und Dienstangelegenheiten, als „jenseits der Grenze“ betrachtet. Wenn aus dem Vorhergehenden erhellt, dass die Kirghisen einstmals nicht zurückschreckten gegen Russland zu kämpfen. so soll damit noch nicht gesagt sein, dass ihnen Tapferkeit, Muth und kriegerischer Geist innewohnte. Wie alle centralasiatischen Völker, nebst den Mongolen, nach Vambery's und Przewalsky's übereinstimmendem Urtheil als Feiglinge bezeichnet werden müssen, so auch die Kirghisen. So war das Fort Uralsk nur von 168 Soldaten vertheidigt, die endlich der Uebermacht von 12000 Kirghisen weichen mussten. Und es ist ebenfalls keine Uebertreibung, wenn Helmersen erzählt, dass Kosaken sich oft stundenlang mit ungeladenen Gewehren gegen Kirghisen wehrten, denn Aehnliches ist mir selbst erzählt worden. Der Kirghise hat daher nichts von dem heldenmüthigen Wesen des Tscherkessen, sondern ist ganz dem Indianer Nordamerikas zu vergleichen, der auch nur dann einen Angriff wagt, wenn er durch Ueberfall oder Uebermacht seines Erfolges ziemlich sicher sein darf. Wie bei den Indianern, so war auch bei den Kirghisen Viehstehlen von jeher an der Tagesordnung. Diese „Barantas“*) wurden in grossartigem Style in Scene gesetzt. Ganze Aule vereinigten sich um einen anderen, wie die Indianer meist beim Morgengrauen, zu überfallen, Verwirrung anzurichten und dann das Vieh wegzutreiben. Dabei hüteten sie sich indess, um weiteren Verwickelungen der Blutrache zu entgehen, vor Todtschlag, sondern begnügten sich nur damit,

*) Wlangali (Beiträge zur Kenntniss des russ. Reichs. (20.) Bändchen p. 35) beschreibt sie sehr eingehend und präcis; ebenso Meyer (Ledebour's Reise II. p. 463).

die Ueberwundenen zu prügeln und auszuziehen. Die Hauptwaffe bei solchen Ueberfällen bildeten daher lange, unten verdickte Knüppel (Batiki). Diese „Barantas“ richteten unter den Kirghisen ebensolche Verwüstungen an, sagt Helmersen, wie die ununterbrochenen Fehden der Wilden im Westen Nordamerikas und die täglichen Gespräche seiner Kirghisenbegleitung drehten sich hauptsächlich um solche Unternehmungen, wobei jeder der grösste Held zu sein behauptete, Dies war vor ca. 40 Jahren! Wir hörten nichts mehr von Barantas, wenn wir auch immerhin noch mit früheren Barantaschis zusammengetroffen sein mögen. Denn zur Zeit unseres Besuches waren „die Steppenwölfe, wie Spörer sagt, bereits zu Lämmlein“ geworden. Dass immerhin noch Räubereien, wenn auch nicht eigentliche Barantas vorkommen mögen, soll damit nicht geleugnet werden. Denn immer wo sich eine Gelegenheit, selbst zu grösseren Plünderungszügen bot, wurde dieselbe von den Kirghisen gern benutzt. So machte ein Theil der Russland unterwürfigen Kirghisen noch 1865 mit den Dunganen gegen Tschugutschak gemeinschaftliche Sache. Sie wurden aber von den Kalmücken überfallen und verloren ausser 300 Todten an 100,000 Schafe, 6000 Rinder, 1300 Pferde und 600 Kameele.

Wie bereits oben erwähnt zerfallen die Kirghisen in drei Hauptabtheilungen oder Horden, 1. Ulu dschus (d. h. das grosse Hundert), 2. Orta dschus (mittlere Hundert), und 3. Kitschi dschus (kleine Hundert); zur letzteren gehört noch die auf europäischem Boden im Gouvernement Astrachan nomadisirende sogenannte innere oder Bukeische Horde. Die Abgrenzung der einzelnen Horden ist jedoch ebenso schwer festzustellen als ihre Seelenzahl. Die grosse Horde, für welche Wernoje der Verwaltungssitz ist, nomadisirt im Gebiete Semirjetschensk, im Syr-Darja-Gebiete und in Theilen des Kreises Taschkent südlich bis zum Tschu herab, die mittlere ebenfalls im Siebenstromgebiet mit Kopal als Sitz der Verwaltung, und zum Theil in den Kreisen Taschkent und Perowsk des Syr-Darja-Gebietes, wo sie mit der kleinen zusammentrifft, die sich ausserdem über die nach Nord und West gelegenen Gebiete ausdehnt. Die letztere ist übrigens keineswegs, wie der Name andeutet, die unbedeutendste, sondern gerade die zahlreichste, da sie nach v. Köppen mit Ausschluss der Bukeischen (inneren) von 82,000, noch 650,000 Köpfe zählt, während die mittlere nur 369,000, die grosse gar nur 100,000 aufzuweisen haben. Die Gesammtzahl der Kirghisen würde also 1,201,000 betragen (nach Lengenfeldt gar nur 1,155,000), was allerdings sehr

summe weniger als den Werth des gestohlenen Objects, z. B. für einen Ochsen nur ein Kalb beträgt.

Streitigkeiten und Verbrechen zwischen Eingebornen und Russen werden durch Civilgerichte auf Grundlage russischer Justizverfassung entschieden. Bei Aufreizungen zum Aufstande, Angriffen auf Militairs oder Posten und ähnlichen Fällen treten dagegen Militairgerichte in Kraft.

Die Weidengebiete sind eingebornen Kreischefs — Wollostj — unterstellt, die von der Regierung eingesetzt und meistentheils aus der Reihe der Sultahne oder anderer einflussreichen Grossen gewählt sind. Als Auszeichnung erhalten sie gemeiniglich einen rothen oder violetten mit Goldstickerei bordirten Kaftan und einen Ehrensäbel, die bei feierlichen Gelegenheiten getragen werden, sowie silberne Verdienstmedaillen, die ganz besonders hoch in Ehren stehen und durch deren Verleihung sich die Regierung auf leichte Weise die Grossen verbindet. Die Häupter der Wollosti werden auf 3 Jahre gewählt und stehen als Beamte in der 12. Rangclasse, während die Bii russischen Dorfschulzen gleichkommen. Unter dem Vorsitz des Militairbezirkschef, bilden zwei oberste Sultahne, nebst 2 russischen und 2 kirghisischen Beisitzern die oberste Localbehörde. Die Beisitzer werden auf 2 Jahr gewählt und stehen in der 9. Beamtenclasse. Die ältesten Sultahne haben, sofern sie im Amte sind, Majorsrang, der erblich wird, wenn sie das Amt 3 mal bekleideten, sie erhalten dann zugleich das Recht ein Diplom als russischer Edelmann nachzusuchen. Einige der Regierung besonders ergebene Sultahne erhalten ein Ehrengehalt, so z. B. Sultahn Ali im Kreise Wernoje jährlich 350 Rubel. —

An Steuer haben die Kirghisen pro Jurte (Kibitke), von Manchen zu 3 von Anderen zu 5 Köpfen gerechnet, jährlich einen Jassak von 3 bis $3^1/_2$ Rubel zu bezahlen; für Producte den früheren Zehnten, Händler $2^1/_2$ Procent vom Import und Export. Die grosse Horde war bis 1863 ganz steuerfrei.

Zu Kriegsdiensten werden die Kirghisen bis jetzt nicht herangezogen, wenn sich aber ein Detachement marschfertig macht oder an der Grenze stehen soll, werden ihm einige kirghisische Reiter beigegeben, welche den Postdienst thun, patroulliren oder als Führer dienen. Zu einer Gefechtsthätigkeit ist die kirghisische Miliz ohnehin nicht geeignet und Kirghisen in grösserer Anzahl sind für ein Detachement mehr eine Last, als eine Hilfe.



W. A. Meyn lith.

Kirghisen. (Semipalatinsk.)
(Nach Photographien von Frau v. Poltoratzky.)

Dass, wie auch schon oben angeführt, die Kirghisen nicht als muthige und tapfere Krieger gelten können, wird von allen Beobachtern einstimmig anerkannt; um so verschiedener lauten dagegen die Urtheile über ihren Character und geistigen Fähigkeiten. Während Rytschkow ihnen fast alle guten Eigenschaften abspricht, weiss Fuhrmann kaum eine schlechte zu nennen. Pallas erwähnt unter den letzteren nur Eigennutz und Verschlagenheit und Meyer, dessen Urtheil jedenfalls Werth hat, bezeichnet sie als leichtsinnig, wortbrüchig, zu Unruhen geneigt, träge und raubsüchtig, aber alle Beobachter rühmen ihre Nüchternheit und vor Allem die Gastfreundschaft. Diebstahl, ausgenommen an Pferden, soll ebenfalls nur selten vorkommen. Wir selbst können uns diesen Zeugnissen nur anschliessen. Niemals ist uns auch nur das Geringste entwendet worden, immer begegnete man uns in der höflichsten und bescheidensten Weise, und ganz besonders zeigte sich uns gegenüber ihre uneigennützige Gastfreundschaft. Dieselbe würde, wie Sultahn Abin Daïr versicherte, ganz ähnlich sich geäussert haben, auch wenn wir nicht von so einflussreicher Seite eingeführt worden wären.

Diese Gastfreundschaft, eine angeborene Tugend aller Nomadenvölker, selbst der armen Samojeden und Ostiaken, ist durch die Satzungen des Islam, dem alle Kirghisen angehören, wol noch verstärkt worden. Sie sind Suniten, aber im Ganzen nicht eifrige Mahammedaner und wenig mit dem Korán bekannt. Ihre herumziehende Lebensweise, welche den Besuch von Moscheen, sowie die Unterweisungen von Mollahs und Chodschas nur ausnahmsweis gestattet, sind die natürlichen Ursachen dieser Lauheit im Islam. Immerhin werden Beschneidung, sowie die hohen Feste (wie Beiram, Kurban-beiram u. A.) bei den Kirghisen gefeiert, wenn auch die strengen Fasten des Rhamadan, sowie die täglichen Gebete und Waschungen nur oberflächlich beobachtet und gehalten werden. Dr. Brehm erregte daher bei den Kirghisen überall gewaltiges Aufsehen durch seine Kenntniss des Islam und des Korán, von dem er mehr Suren auf Arabisch herzusagen wusste, als irgend ein Kirghisen-Sultahn, dessen ganze Weisheit niemals über die Fathah (erste Sure) hinausreicht. Neben herumziehenden Mollahs und Chodschas, meist Tataren oder Taschkendern, stehen aber noch heut Wahrsager verschiedener Grade und Klassen bei den Kirghisen in hohem Ansehen (welche Pallas I. p. 393 ausführlich beschreibt). Die nobelste Kaste derselben, die sogenannten Jauruntschi, wahr-

sagt nach einem langsam auf dem Feuer röstenden Schulterblatt eines Schafes und wird bei wichtigen Angelegenheiten mit Vorliebe consultirt.

Wir wollen damit den Kirghisen keinen besonderen Vorwurf machen, nachdem wir selbst sahen, dass getaufte Russen den albernen Beschwörungen eines samojedischen Schamanen mit grosser Andacht beiwohnten. Wenn selbst bei uns noch wunderthätige Wasser und ähnlicher Hokuspokus gläubig bei Leidenden angewandt werden, so darf man es nicht besonders auffallend finden, dass auch die Kirghisen ähnliche Wundermittel anwenden und z. B. bei Krankheiten der Pferde gewisse Gebetsformeln als wirksam betrachten. Im Ganzen sind die Kirghisen ein geistig sehr bildungsfähiger Menschenschlag, deren angeborne Schlauheit und Aufgewecktheit nur durch überwiegende gewohnheitsmässige Trägheit niedergehalten wird, denn wie Radloff sehr richtig bemerkt: „das Nomadenleben erhält die Völker in geistiger Versumpfung und gestattet ihnen keine Art Fortschritt."

Die Bemühungen der russischen Regierung durch Errichtung von Kirghisenschulen nützliche Kenntnisse zu verbreiten, in erster Linie brauchbare Dollmetscher heran zu bilden, verdient daher volle Anerkennung und wird mit der Zeit jedenfalls reiche Früchte tragen, besonders wenn die Nomaden mehr und mehr die Segnungen des Ackerbaues würdigen lernen.

Hat derselbe auch noch keine bedeutende Fortschritte gemacht, so fängt er doch an sich allmälig einzubürgern und gilt nicht mehr wie früher als fast entehrend. Schon haben in den letzten Jahren einige Kirghisen im Ssemiretschenskischen und Syr-Darja-Gebiete nicht nur mit regelmässigem Getreidebau (Weizen, Gerste und Hirse) fortgefahren, sondern Einzelne, wie z. B. Sultahn Bukasch im Arkat, sogar Ansiedelungen angelegt. Der Ertrag ihres Feldbaues reicht freilich kaum zum eigenen Bedarfe aus, aber der an Getreide gewöhnte Kirghise verliert allmälig seine räuberischen Neigungen, wird friedliebend, conservativ und unterwirft sich den civilisirenden Fremdlingen, die ihm nach und nach unentbehrlich werden. Ueber die Art und Weise dieses noch sehr primitiven Ackerbaues habe ich nach eigener Anschauung schon p. 121 gesprochen. Den Hauptreichthum der Kirghisen bilden indess noch immer ihre Heerden und auf diesen beruht noch fast ausschliessend ihr Erwerb und ihre Existenz. Ueber die Rassen-Eigenthümlichkeiten der Rinder, Schafe

und Ziegen habe ich mich schon (p. 78) ausgelassen, auf das Kameel (im Kap. VIII.) zurückzukommen, es bleibt mir nur noch übrig des Pferdes zu gedenken. Das Kirghisenpferd entspricht in seiner mittleren Statur unseren Husarenpferden und ist, wenn auch nicht von wirklicher Schönheit*), immerhin ein durch regelmässigen Bau, namentlich die Gelenkigkeit und Schlankheit seiner Glieder, angenehme Erscheinung, bei der nur der meist zu grosse etwas ramsnasige Kopf und die oftmals zu steil abfallende Kruppe unvortheilhaft wirken. Man findet bei den Kirghisenpferden alle bei uns vorkommende Färbungen vertreten, doch scheinen Rappen und reinweisse Schimmel im Ganzen selten, dagegen hübsche Schecken häufig. In Folge der geringen Sorgfalt, welche man an seine Erziehung wendet, indem es Sommers und Winters sich fast ganz selbst überlassen bleibt und für seinen Unterhalt allein sorgen muss, besitzt es für den Steppengebrauch die vorzüglichsten Eigenschaften: Ausdauer, Genügsamkeit, Schnelligkeit, von denen wir uns, sowol in der Steppe als bei den mühseligsten und anstrengendsten Gebirgstouren zur Genüge überzeugen konnten. Als leichtes Wagenpferd ist es nicht minder geschickt als zum Reiten und eignet sich, nach Stumm's Urtheil, trefflich zum Artilleriegebrauch. Für die Militärmacht Russlands in Asien ist der Ueberfluss an Pferden daher von jeher bedeutungsvoll gewesen. Doch verdient, nach Wenjukow, die Thatsache bemerkt zu werden, dass die Russen in fast dreihundert Jahren seit der Eroberung Sibiriens, nicht eine einzige gute Rasse, welche speciell für den Kriegsdienst tauglich wäre, dort aufgezogen haben.

Kirghisenpferde liefern daher nicht nur das Material für die Armee, sondern auch für das Transportwesen und die ungeheuren Frachtzüge (Obosy), welche den Verkehr in Sibirien vermitteln und denen wir so oft begegneten, erhalten ihr Gespann meistens auf den grossen Jahrmärkten in Jekaterinenburg, Troizk, Petropawlowsk, wohin Tausende von Kirghisenpferden zum Verkauf angetrieben werden.

Pferde bilden daher den Hauptreichthum der Nomaden und es soll Einzelne geben, die mehr als 5000 besitzen. Die Pferde werden in kleinen Heerden oder Tabunen gehalten, bei denen sich je nur ein Hengst befindet, der dem ganzen Tabun als Anführer gilt.

*) Diese Bezeichnung lässt sich aber voll auf die herrlichen Renner (Argamak) aus Turkestan anwenden, von denen wir wenigstens einen in Lepsa sahen. Sie vertragen es nicht in Sibirien im Freien zu überwintern.

Esel und Maulthiere kennen und benutzen die Kirghisen nicht; dagegen ist das Kameel ein unentbehrliches Hausthier.*)

Nächst dem Pferd bleibt indess das Schaf das wichtigste Heerdenthier der Kirghisen, welche nicht allein mit den Fellen, namentlich denen der Lämmer, sondern auch mit Hammeln einen lebhaften Handel sowol nach China als nach Russland treiben. Hunderttausende von Fettsteissschafen gehen in die Talgsiedereien nach Jekaterinenburg u. s. w. und manche reiche Kirghisen sollen mehr als 20,000 Schafe besitzen. Die kirghisischen Schafe werfen gewöhnlich zwei Lämmer, die wie die Füllen meist im Frühjahr fallen, wenn die Steppe schon vom Schnee entblösst ist und neues Futter bietet. Denn die Kirghisen sind eigentlich nur Viehhalter aber nicht Viehzüchter in unserem Sinne, da sie für ihre Heerden kaum andere Sorgfalt verwenden, als sie zu bewachen und auf frische Weideplätze zu führen. Die letzteren bedingen daher auch das fast ununterbrochene Wanderleben, welches indessen ein vollkommen geregeltes ist. Jede Wollost, jeder Stamm, ja fast jeder A-ul hat seine je nach der Jahreszeit verschiedenen aber bestimmten Weidegebiete, zu denen bestimmte Zuglinien eingehalten werden müssen.

Die im Osten in der Nähe hoher Gebirge (Altai, Tarbagatai, Ala-Tau u. s. w.) lebenden Kirghisen überwintern in den Steppen, an den Ufern der Flüsse und Seen, sowie in den Schluchten der niedrigen Steppengebirge. Ende April oder Anfang Mai ziehen sie mit den Heerden in die Gebirge, da Dürre und Insectenplagen den Aufenthalt an den Seen unmöglich machen. Nur die genügsamen Kameele, welche ohnehin schon des Mangels von Salzpflanzen halber saftige Weiden nicht vertragen, werden, oft ohne alle Aufsicht zurückgelassen. Nachdem zuerst die Flussniederungen besucht und hier das wenige Getreide ausgesät wurde, geht es auf die Vorberge, mit Eintritt der heissen Jahreszeit allmälig höher bis auf die reichen Alpenweiden unterhalb der Schneegrenze. Nachdem so die verschiedenen Weidegebiete der Gebirge abgegrast wurden, ziehen die Kirghisen Ende Juli und Anfang August wieder in die Ebenen herab, um zu ernten, und dann nochmals die Vorberge zu besuchen, von wo aus sie im Spätherbst wieder in den Winterquartieren eintreffen. Den östlichen Kirghisen fehlt es im Sommer nie an Weide,

*) Ueber die Zucht desselben siehe Pallas (I. p. 397).

aber die westlichen sind bei Weitem nicht so reichlich versehen und da ihnen Gebirge mangeln, gezwungen den ganzen Sommer über die bald öde dürre Steppe am Kaspi-Meer und vom Syr-Darja nach dem Tobol zu durchwandern,*) wobei sie oft Wassermangel leiden. Den Spuren dieser Wanderheerden ist leicht zu folgen, denn hinter ihnen ist fast jeder Grashalm verschwunden. Die Kirghisen der östlichen Steppengebiete überwintern, z. Th. in den Vorbergen des Tarbagatai, Dshily-Tau, d. h. warme Berge, weil hier im Ganzen wenig Schnee fällt und der Winter ziemlich gemässigt ist. Auch ziehen viele dieser Heerdenbesitzer tief ins Chinesische hinein. Wie allenthalben ist der Winter die böse Jahreszeit. Nicht allein, dass sich die Heerden mit den Ueberresten erfrorener Gräser behelfen und diese theilweis mit den Hufen aufscharren (tebenujen) müssen, wobei sie nicht nur durch Futtermangel sehr herabkommen sondern zuweilen arge Verluste erleiden, so wird ihnen namentlich Glatteis verhängnissvoll. Durch dasselbe haben einzelne Wollost**) bisweilen mehr als die Hälfte ihres Viehbestandes eingebüsst, ebenso durch die ungemein heftigen Schneestürme — Buran — wie ich dies bereits (p. 82) erwähnte. Bei Pferden und Rindvieh richtet zuweilen die Seuche oder sibirische Pest im Sommer arge Verwüstungen an.

Nach Wenjukow besässen die Kirghisen der grossen Horde den grössten Viehreichthum, während Wlangali das gerade Gegentheil behauptet und zu belegen sucht. Wie viel Vieh von den Kirghisen überhaupt gehalten wird, ist man kaum im Stande einigermassen bestimmt anzugeben, da nach Wenjukow, alle sogenannten officiellen Ziffern von der Wahrheit weit entfernt sind. Nach v. Köppen besitzen die sogenannten unterthänigen Kirghisen des Bezirks Semipalátinsk, welche in 8 Wollost und 36 A-uls, 4546 Jurten mit 18985 Seelen zählen, 52283 Pferde, 17692 Rinder, 95329 Schafe und 617 Kameele. Wäre diese Angabe richtig und liesse sie sich nur einigermassen als Anhaltspunkt benutzen, so würde danach die Gesammtzahl des von Kirghisen gehaltenen Viehes sich ungefähr

*) Siehe Wenjukow p. 420—422.

**) So im Winter 1840—41 der Wollost Karaul-dschassyk, der in seiner Verzweiflung die schönen Baumbestände am Bukon abholzte, um das vor Hunger sterbende Vieh mit Rinde zu füttern, was sich als unzureichend erwies und nur zur Folge hatte, dass jene Striche seitdem zu einer Wüste geworden sind.

in runder Summe auf 6 Millionen Pferde, 2 Millionen Rinder und 10,900,000 Schafe beziffern.*)

Wie das saisonale Hirtenleben seinen gewissen regelmässigen Gang geht, so auch das tägliche. Schon der frühe Morgen bringt Leben in den A-ul, dessen Heerden, nachdem sie gemolken wurden, unter Aufsicht meist berittener Hirten auf die bestimmten Weideplätze getrieben werden, um Abends wieder heimzukehren, ohne indessen irgend welches Unterkommen zu finden. Nur in den Winterquartieren pflegen die Kirghisen aus Erde und Schilf oder in Felshöhlen rohe Ställe zu errichten, in denen sie wenigstens das Jungvieh während grosser Kälte unterbringen, und in denen sie theilweis selbst überwintern, wie sie andrerseits jederzeit gern ihre Jurten mit Kälbern, Zicklein oder jungen Kameelen theilen. Kühe, Schafe und Ziegen werden nur früh und Abends gemolken, die Stuten dagegen 3mal täglich, nach Pallas sogar alle Stunden, da sie jedesmal nur eine geringe Quantität Milch geben. Wir selbst haben niemals Stuten melken sehen, uns aber sagen lassen, dass dieselben sich dabei nichts weniger als geduldig anstellen. Die säugenden Thiere weiden unter Obhut von Kindern besonders, meist nicht weit von den Jurten entfernt oder werden in leichtgebauten Hürden eingepfercht. Sie bleiben den ganzen Tag von den Mutterthieren getrennt und werden gegen Abend, oder auch wol den ganzen Tag über, an langen ausgespannten Seilen angebunden. Man kann sich schwer eine Vorstellung von dem verschiedentönigen Gebrüll machen, welches sich in immer stärkerem Maasse erhebt, je mehr sich die Heerden dem A-ule nähern. Jede Mutter ist dann zunächst bemüht ihr geliebtes Junges zu begrüssen und wird dann sogleich gemolken. Denn Kühe und Stuten sollen nur dann Milch geben, wenn sie das Junge in der Nähe wissen. Man pflegt die Milch nicht ganz auszumelken, sondern lässt einen Rest den Jungen, die im Uebrigen nur des Nachts frei saugen dürfen.

Obwol bei den Kirghisen von Milchwirthchaft in unserem Sinne nicht die Rede sein kann, so bildet dieselbe doch mit den wichtigsten Theil ihrer Oekonomie, indem Milchprodukte die Hauptnahrung

*) Ein ganz anderes Resultat ergiebt sich, wenn man Wenjukow's Angabe zu Grunde legt, nach welcher die 260,000 Kirghisen des Syr-Darja-Gebietes 200,000 Pferde, 2 Millionen Schafe und 100,000 Kameele besitzen. — Stumm berechnet 10,450,000 Pferde und 6.360,000 Schafe.

ausmachen. Saure dicke Kuhmilch (Airan) ist die tägliche Nahrung der Frauen und Kinder, während die Männer in gegohrener Stutenmilch, Kumyss, den grössten Genuss finden. Frische Pferdemilch enthält viel Zucker aber wenig Käse und Fettstoff, setzt daher keinen Rahm ab und ist bei Weitem dünnflüssiger als Kuhmilch. Sie hat indess einen nicht ganz angenehmen Geruch, der auch dem Kumyss anhängt und ihn im Verein mit einem nicht Jedem behagenden Vor- und Nachgeschmack wenigstens für den Neuling, widerlich macht. Diese minder empfehlenswerthen Eigenschaften haben wahrscheinlich ihren Grund mit in der Aufbewahrung in den unreinen und unappetitlichen Schläuchen (Tursuk) aus Füllenhaut, aber die Nomaden behaupten und die Erfahrung hat es bestätigt, dass sich das Getränk nur in solchen Lederschläuchen bereiten lässt. Wie Dr. Dahl's Untersuchungen und Beobachtungen beweisen, ist Kumyss eins der nahrhaftesten und gesundesten Getränke, welches bekanntlich auch als Heilmittel*) Beachtung verdient. Die berauschenden Eigenschaften des Kumyss sind sehr unschuldiger Natur; dagegen destilliren die Kalmücken aus demselben eine Art Schnaps, Araku, dessen Bereitung Pallas' (Reise I. p. 316) und Ledebour (I. p. 181) ausführlich beschreiben. Aus saurer Kuhmilch machen die Kirghisen kleine, äusserst scharfe Käse (Churt), die an der Sonne getrocknet werden und theilweis als Wintervorrath dienen. (Siehe die Mittheilung darüber von Graf Zeil im Kapitel VIII). Auch einen bröcklichen Käse (Eremtschak) aus Schafsmilch wissen sie zu bereiten; er wird mit Milch oder Wasser vermischt in Tursuks auf Reisen mitgenommen und ein oder zwei Tassen sind hinreichend um den Hunger zu stillen. Dass Kameele ebenfalls gemolken werden, mag noch erwähnt sein; wir fanden deren Milch nichts weniger als schmackhaft. Fleischnahrung kommt selbst bei Reichen nicht täglich auf den Tisch. Am meisten werden noch Schafe verzehrt, deren mit Fett bedecktes Brustbein, sowie die Fettpolster des Steisses (Kurdjuk) auf Kohlen geröstet als besondere Leckerbissen gelten. Das übrige Fleisch wird nur mit Salz**) gekocht und ohne Brot

---

*) Ueber Bereitung, Kurgebrauch und Wirkung des Kumyss giebt W. F. Dahl ausführliche und gründliche Kunde in: Beiträge zur Kenntniss des russ. Reichs. 7. Bändchen 1845. p. 27—39.

**) Wenn Fuhrmann behauptet, dass die Kirghisen alle Speisen ohne Salz bereiten, so widersprechen dem unsere eigenen wie alle anderen Beobachtungen. Bei der Menge von Salzseen ist es ihnen ja ohnehin sehr leicht sich diese Würze,

genossen, namentlich aber die fette Brühe (Schurpa) mit Behagen getrunken. Ausser Schafen (bei Aermeren auch wohl Ziegen) schlachtet man nur noch Pferde, deren sehr fettes geräuchertes Fleisch — Kasy — sowie eine Art unappetitlich aussehender geräucherter Würste als besonders delicat gelten. Bei zufällig eintretender Ueberfülle an Fleisch wird dasselbe wohl auch in der bei fast allen umherziehenden halbcivilisirten Völkern gebräuchlichen Weise in Streifen geschnitten an der Luft getrocknet und geräucherte Hammelschinken lernten wir selbst schätzen.

Aus dem wenigen selbstgebauten Getreide wird meistens eine Art Graupe bereitet, die neben Hirse das Hauptnahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche ausmacht, da Brot als solches kaum in Betracht kommt. Die Reicheren consumiren auch Reis und Alle Thee, fast ausschliessend den beliebten Ziegelthee,*) als unentbehrliches Getränk; wobei Zucker indess nur in den seltensten Fällen gereicht wird.

Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, dass die Küche der Kirghisen ziemlich einfach ist, wie sie selbst als sehr mässige Menschen gelten müssen. Dies schliesst nicht aus, dass sie wo sich Gelegenheit bietet gern auch an Tafelfreuden theilnehmen. Bei ihren Festlichkeiten spielt Essen, Vielessen, keineswegs eine Nebenrolle und alle Betheiligten sind nichts weniger als mässig. Es werden dann ungeheure Quantitäten Hammelfleisch und Kumyss vertilgt, aber auch feinere Gerichte vorgesetzt. Wie ausgezeichnet ein kirghisischer Pillaf sein kann, habe ich bereits oben erwähnt. Gegenüber der allgemeinen Behauptung von der entsetzlichen Unsauberkeit der Kirghisen ist es Pflicht zu bemerken, dass bei Reichen die Speisen ebenso appetitlich aussehen und aufgetragen werden als bei uns. Der mit den Sitten des Orients einigermassen aus eigener Erfahrung Vertraute weiss, dass der Nichtgebrauch von Messern und Gabeln viel schrecklicher klingt als er thatsächlich ist und Wer bei uns

---

welche schon für das Vieh unerlässlich ist, in hinreichender Menge zu verschaffen, Spörer veranschlagt den jährlichen Verbrauch bei Wohlhabenden auf 12, bei Armen auf 4 Pud (nicht Pfund!)

*) Russisch: Kirpitschni-tschai, in Form grosser Chocoladentafeln von ca. 1 Fuss Länge und 1 Zoll Dicke gepresster Theegrus oder Thee, der dabei ohne Zweifel mit einer Menge Surrogate, wie allgemein gesagt wird, sogar mit Blut vermischt ist, den aber bis jetzt nur die Chinesen zu bereiten verstehen. Er bildet in ganz Innerasien ein Haupt-Consum- und Tauschmittel. Die Kalmücken setzen ihm gekocht, Grütze, Butter oder rohes Hammeltalg zu, was ich bei den Kirghisen niemals gesehen habe.

offene Augen hat, wird zugeben, dass es ganz abgesehen von unseren Armen, genug Gegenden giebt, in denen Reinlichkeit nicht eben sonderlich geübt wird. Immerhin sollen die Kirghisen nicht als ein besonders saubres Volk herausgestrichen werden. Waschen, sowol was Körper als Kleider anbelangt, ist eben nicht ihre Liebhaberei und wie sehr gewisse, namentlich in den Kleidern schmarotzende Insecten bei ihnen eingebürgert sind, wird Jeder aus eigener Erfahrung bestätigen, der selbst nur kürzere Zeit unter ihnen verweilte.

Die meisten Beobachter schildern die Kirghisen als leidenschaftliche Raucher. Ich habe bei denjenigen, mit welchen wir zusammentrafen, gerade das Gegentheil wahrgenommen und unser zum Wegschenken mitgenommener Tabak erwies sich als gänzlich unnütz. Dagegen war Schnupftabak eine äusserst willkommene Gabe und alle Kirghisen erpichte und ausgepichte Schnupfer. Nach Meyer versetzen sie den Schnupftabak, um ihn stärker zu machen, mit der Asche von Ephedra (kirg. Kysiltscha) und ich darf versichern, dass der kirghisische Schnupftabak an Stärke nichts zu wünschen übrig lässt.

In Anbetracht der rauhen und harten Lebensweise der Kirghisen und ihrer im Ganzen äusserst strengen Mässigkeit, sowie in Folge des gesunden Climas, lässt sich durchschnittlich ein befriedigender Gesundheitszustand voraussetzen, der um so nothwendiger ist, da sie keinerlei Aerzte besitzen. Die Kirghisen erreichen daher meist ein hohes Alter. Rheumatismus, Hämorrhoiden und Augenleiden sollen die häufigst verbreiteten Uebel sein; ebenso hat Syphilis (Kuru-saslan) schon längst Eingang gefunden.

Wenn es die Zeit erlaubt, also hauptsächlich im Winter, beschäftigen sich die Kirghisen auch mit der Jagd und es giebt professionirte Jäger unter ihnen, von denen wir selbst mit einigen zusammentrafen, auf die ich noch zurückzukommen habe. Die früher üblichen Waffen: Pike, Bogen, Pfeil und Holzkeule sind längst durch Feuerwaffen, meist schlechte Feuerschlossgewehre, verdrängt worden, mit denen die Kirghisen gut umzugehen und trefflich zu schiessen verstehen. Sie bedienen sich dabei, wie dies auch viele Kosaken thun, stets einer Gabel, da ohne solche das Gewehr ohnehin zu schwer sein würde. Des Fleisches halber werden besonders Hirsche (wie wir sehen werden namentlich wegen des noch unausgebildeten kostbaren Geweihes) Rehe, Saigas, Archars (Argali), Steinböcke und Kulans gejagd; im Uebrigen alle Pelzthiere, welche Steppen und

Gebirge bieten (also Bären, Wölfe, Füchse, Korsaks, Steppenkatzen — Felis manul —, Irbis, wol selten Tiger, Marderarten, Murmelthiere u. s. w.); auch sollen die Kirghisen geschickte Fallensteller sein. Die Baitze mit dem Birkut — Steinadler —, die ich bereits erwähnte, ist mehr als Sport reicher Sultahne zu betrachten. Im Winter sollen die Kirghisen den Wolf, den gefährlichsten Feind ihrer Heerden, auf der Steppe zu Pferd hetzen und mit gewaltigen Peitschen (Nogaika) todtschlagen; doch erfuhr ich selbst nichts über diese so oft phantasiereich beschriebene eigenthümliche Jagdmethode. Ganz ähnlich würde die auf Wachteln angewendete sein, wobei der Jäger zu Pferd die Wachtel wiederholt aufjagt und in immer engeren Kreise umreitet bis er sie mit der Peitsche niederschlagen kann (Meyer in Ledeb. II p. 235).

Bei einem Volke, welches so ganz im Nomadenleben aufgeht, wird man selbstredend keinen sonderlichen Betrieb von Handwerken voraussetzen können. Die Kirghisen sind daher nur in der Verfertigung solcher Gegenstände bewandert, die zum täglichen Leben gehören, so z. B. gedrechselter Schalen und anderer Holzwaaren. Auch betreiben sie etwas Schmiederei, sind aber keine grosse Meister darin, obwol es immerhin einzelne zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht haben. So besitze ich als Geschenk von Herrn Major Bachireff in Altaiskaja Staniza ein Messer, welches mir derselbe eigens von einem Kirghisen schmieden liess, und das, in silberähnlich eingelegter Arbeit, hübsche Arabesken zeigt. Mehr erfahren als in Eisen sind die Kirghisen im Sattler- und Riemergewerbe, obwol sie auch hier einen grossen Theil der Verzierungen zu Zaum- und Sattelzeug, namentlich die hübschen Beschläge der Sattelbogen etc. in mattem Eisen oder Silber, von Chinesen und Taschkendern eintauschen. Mit Ausnahme von einzelnen Silberschmieden, die höchstens die unbedeutenden Zierraten am Lederwerk machen, scheint es Arbeiter in edlen Metallen nicht bei ihnen zu geben, wie überhaupt Schmuckgegenstände äusserst sparsam bei ihnen sind. Ausser Knöpfen und anderen Kleinigkeiten, erinnere ich mich nur gelegentlich einen grobgearbeiteten Siegelring gesehen zu haben. Es ist mir daher durchaus unerfindlich wenn Rittich sagt: „den grössten Luxus treiben sie jedoch mit ihren Gürteln, Sätteln und Zäumen, die oft so reich mit Silber, Gold und Edelsteinen (?) besetzt sind, dass sie ganz daraus zu bestehen scheinen," denn ich habe ausser dem erwähnten Silberschmuck keine andere Edelsteine

als schlechte und unechte Türkise, und diese noch dazu in spärlicher Anzahl, Gold aber niemals verwendet gesehen. Filz, dessen Bereitung Pallas (I. p. 322) ausführlich beschreibt, wird äusserst geschickt behandelt und die mit aufgenähten oder eingewirkten, meist rothen Bordenmustern verzierten Decken — Koschy — sind oft wahrhaft elegant. Uebrigens betheiligen sich auch die Männer bei der Filzzubereitung. Den Weibern fallen also keineswegs alle übrigen Geschäfte und Verrichtungen, welche ausserhalb Heerdenbetrieb und Jagd liegen, zu, wie so oft geschrieben wird; es findet vielmehr eine den Verhältnissen durchaus entsprechende Arbeitstheilung zwischen beiden Geschlechtern statt. Da Haushalt und Kindererziehung nicht alle Zeit in Anspruch nehmen und die Kirghisinnen sich nicht wie unsere Frauen mit Literatur und ähnlichen schönen Dingen zu bemühen brauchen, so können sie sich, ausser dem Dienste der Heerden durch Melken, Milch- und Käsebereitung etc., noch einer Menge anderer Beschäftigungen widmen. Sie sind desshalb nicht nur in der Anfertigung von Bekleidungsgegenständen, die sie oft mit zierlichen Stickereien zu versehen wissen, geschickt, sondern wissen die Stoffe selbst zu bereiten. So spinnen sie an der Spindel Wolle, weben einen groben Camelot (Armak) und sind namentlich in der Zubereitung von Leder Meister. Zum Gerben feiner Ziegen- und Lämmerfelle bedienen sie sich süsser oder saurer Milch und färben dieselben mit Rhabarberwurzel oder mit Statice tatarica (Tuschütt genannt) gelb, welche Processe Pallas (I. p. 320 und 389) ausführlich beschreibt.

Der Kleidung armer Kirghisen habe ich bereits (p. 75) gedacht, und brauche wol nicht erst hinzuzufügen, dass die Reichen ungleich vortheilhafter einhergehen. Sie tragen baumwollene Hemden (Cheile), mit sehr breiten herabgeschlagenen Schifferkragen und darüber ein oder mehrere schlafrockähnliche lange Röcke (Chalat) von Baumwollenzeug, Tuch, Seide oder Halbsammet, über die, wenn es kalt wird, noch ein mit feinen Lämmerfellen oder Fuchsbalg gefütterter Pelz kommt. Die Aermel dieser Chalats sind ungemein lang, so dass sie weit über die Fingerspitzen hinausreichen und Handschuhe entbehrlich machen. Diese Kaftans sind vorn sehr weit, werden übereinander geschlagen und mit einer Schärpe — Kuschaki — oder lederner Koppel zusammengehalten, an dem sich artig mit Messing oder Silber beschlagene Taschen, sowie kleinere Kugeltäschchen und die Scheide zum Messer befinden. Eigenthümlich sind die weiten

Pelze — Jergak — aus gegerbten Füllenfellen, welche mit der Haarseite nach aussen getragen werden und an denen die Mähnenhaare sonderbare Verzierungen bilden. Die Pantalons, theils von Stoff oder Leder, zeichnen sich, wie bei allen Orientalen, durch grosse Weite aus und sind zuweilen unten mit einer Goldborde besetzt. Die überzähligen Kleider pflegen die Kirghisen in einer solchen Lederhose zu verwahren, die dann auf dem Pferde befestigt ist und Gelegenheit gibt während des Reitens sich umzuziehen, wie wir dies öfters sahen. Als Fussbekleidung dienen lederne, meist grüne, mit körnigem Chagrin besetzte Lederstrümpfe, über die grobe Schuhe gezogen werden, seltener eigenthümliche mit ungemein hohen Absätzen versehene Stiefel, die schon beim Reiten, geschweige erst beim Gehen unangenehm sein müssen. Den nach muhammedanischer Sitte kahl oder doch kurz geschorenen Kopf bedeckt zunächst ein kleines Käppchen (Takie oder Araktschin), aus Zeug oder Seide, äusserst fein in Falten genäht, oder bei Reichen aus Sammet und in diesem Falle meist mit feiner Goldstickerei verziert. Als eigentliche Kopfbedeckung dienen, ausser den schon (p. 76) erwähnten eigenthümlichen Flügelkappen (Bürk), gewöhnliche runde Mützen mit einem breiten Pelzbesatz oder ganz aus Pelz. Namentlich sind solche von weissen kraushaarigen Lammfellen sehr hübsch, und auch bei den Russen beliebt; als besonders fein gelten aber die aus den Beinfellen des Fuchses zusammengenähten. Dieses Material wird von Reichen zuweilen als kostbares Futter für Chalate verwendet. Vom Mützenknopfe weht zuweilen, als besonderer Schmuck, eine Eulenfeder herab. Wie der Filz, so sind Filzhüte bei den Kirghisen seit Alters her Mode, und haben sich glücklicher Weise in derselben erhalten. Die gewöhnlichen kleinen weissen, welche in der Form etwas, obwol minder „fesch", den steyrischen ähneln, werden meist von Aermeren getragen, wogegen Reiche bei feierlichen Gelegenheiten in eigenthümlichen, hohen, seitlich oder hinten mit breiter Klappkrempe versehenen erscheinen, die noch besonders fein mit Stickerei und Schnüren verziert sind.

Ueber die Frauentracht habe ich mich wie (p. 75) erwähnt bereits ausgelassen und muss im Uebrigen auf Pallas (I. p. 391), verweisen, der, wie immer, am zuverlässigsten ist. Dass die Mädchen und Frauen der Kirghisen, wie bei uns, es an allerlei Putz nicht fehlen lassen, wobei auch Schminke und, nach türkischer Art, Henna zum Rothfärben der Fingernägel, nicht fehlen darf, konnte



W. A. Meyer lith.

Kirghisin. (Semipalatinsk.)

(Nach einer Photographie von Frau v. Poltoratzky.)

man von vornherein voraussetzen. Eine mir vorliegende Photographie einer jungen Frau in vollem Staate, mit einer thurmähnlichen spitzen Kopfbedeckung, beweist mir aber vollends, dass die Toilette einer kirghisischen Schönen, wenn auch nicht geschmackvoll, so doch sehr mannigfach ist. Den Damen, welche mit diesen Notizen noch nicht zufriedengestellt sein sollten, empfehle ich bei Frau Atkinson nachzulesen, welche den Anzug einer kirghisischen Braut genau und jedenfalls viel besser beschreibt, als ich dies jemals vermocht hätte.

Wie aus dem Gesagten zur Genüge erhellt müssen die Kirghisen eine grosse Menge von Bekleidungs- und anderen Gegenständen kaufen oder vielmehr eintauschen, und zwar verbrauchen sie mehr Fabrikate*) aus Taschkent und China, als russische. Wie in den entlegensten Gebieten der Kapcolonie, so ziehen auch in der Steppe Krämer und Händler, meist Tataren oder Sarten, umher und vermitteln diesen Tauschhandel, der sich für sie zumeist sehr vortheilhaft gestaltet. So werden um nur Eins zu nennen, die schon erwähnten grünen Lederstrümpfe oder Stiefeln von denen das Paar in Taschkent en gros kaum $1^1/_2$ Rubel kostet, im einsamen Steppen-Aul nicht unter 1 bis 2 Hammeln abgegeben, von denen 3 Stück in Taschkent 15 bis 20 Rubel werth sind.

Ich habe schon wiederholt der Jurten gedacht und dieselben bereits als die besten transportablen Wohnungen bezeichnet, welche es geben kann, bin aber bisher eine Beschreibung derselben schuldig geblieben. Eine Jurte nennt man ein auf hölzernen Rippen mit Filz bedecktes rundes Zelt, welches sich der Form nach am besten mit einer Käseglocke vergleichen lässt. Die Grösse ist selbstredend eine sehr verschiedene; der Durchmesser wechselt von 10—30 Fuss, die Höhe von 8—15 Fuss. Beim Aufbau der Jurte wird zunächst ein aus zölligen Weidenstäben bestehendes Gatter aufgestellt. Die jederseits glatten und meist mit Siegelerde roth gefärbten Stäbe desselben sind kreuzweise so miteinander verbunden, dass sich das Gatter sowol beliebig auseinanderrecken, als zusammenklappen lässt, ähnlich wie das unter dem Namen Storchschnabel bei uns bekannte Kinderspielzeug. Die einzelnen etwa 7 Fuss langen Theile dieses Gatters werden unter sich mit Bändern aus braun und weissem Ross- oder Ziegenhaar verbunden und zwar so, dass die Breite der Thür

---

*) Eine ausführliche Aufzählung der Import- und Export-Artikel giebt Meyer (Ledebour's Reise II. p. 470).

in dem Kreise freibleibt. Letztere besteht aus einem aus 4 Stücken zusammengesetzten Rahmen. Ist somit die Basis gebildet, so gilt es die Kuppel aufzurichten. Dieselbe besteht aus einem Ringe von hartem Holz von ca. 5—6 Fuss Durchmesser, der durch je 3 etwas gebogene Querstäbe zusammengehalten wird und in dessen Rande viereckige Löcher zur Aufnahme der etwa 8—10′ langen Stäbe eingelassen sind, welche den Kuppelring und das Grundgatter verbinden. Man hebt zunächst den Kranz an 3 Stäben in die Höhe, befestigt dieselben mit Haarbändern und setzt dann die übrigen, etwa 70 an der Zahl, ein, wodurch das noch durchsichtige, laubenartige Gerüst vollkommene Festigkeit erhält. Dasselbe wird nun mit etwa 4—5 grossen Filzdecken so bekleidet, dass dieselben einander überall decken, und erhält durch einen besonders zugeschnittenen Filz die Deckelkappe, welche sich mit Hilfe von langen Haarseilen nach Belieben auf- und zuziehen lässt. Das Gatter erhält innen zunächst eine Bekleidung von zierlichen Matten, die aus, mit bunter Wolle übersponnenen, Rohrstäben bestehen und sich wie die Filze leicht zusammenrollen lassen. Als Thür, in die man stets nur gebückt eintreten kann, dient ein Stück Filz, bei Reichen noch ein Teppich, und in gleicher Weise ist die innere Einrichtung. Je nach dem Material kann dieselbe daher, wie bei uns, billig bis äusserst kostbar sein. Eine Jurte aus weissem, buntverziertem Filz, die innen mit kostbaren bucharischen oder turkmenischen Teppichen belegt und an den Seiten behangen ist, kostet daher mehrere Hunderte bis Tausend Rubel und darüber, während die kleinen Filzzelte, Kosch genannt, wie sie von Aermeren benutzt werden, schon für 10—15 Rubel zu haben sind. Die primitive Einrichtung der letzteren habe ich bereits beschrieben. Dass die Jurten der Reichen in der Mitte ebenfalls eine Feuerstelle besitzen ist selbstverständlich. Im Uebrigen prangen, ausser den erwähnten Teppichen, die bunten, reich mit Blechbeschlag verzierten, sibirischen Koffer in verschiedener Grösse, und natürlich darf ein möglichst grosser Samowar (Theemaschine) nicht fehlen.

Neben dem Schutz, welchen eine gute Jurte sowol gegen Wind als Regen bietet, ist ganz besonders die Leichtigkeit mit der sie sich aufbauen und abbrechen lässt von Wichtigkeit.

In weniger als einer halben Stunde errichten geschickte Hände eine Jurte, und in noch kürzerer Zeit liegen alle Stücke derselben parat um auf's Kameel geladen zu werden. Eine grosse Jurte wiegt

etwa 10—12 Pud (400 bis 480 Pfund) und bildet daher, auf kurze Strecken, gerade eine Kameelladung. (Siehe die Abbildung in Kap. VIII). — Bei der Winterkälte werden die Jurten doppelt und dreifach mit Filz eingedeckt; wie erwähnt überwintern manche Kirghisen auch in Häusern; einzelne Sultahne sogar in hölzernen russischen.

Als Bekenner des Islam sind die Kirghisen Polygamisten; doch ist es, wie bei Türken und Mormonen, nur den Reichen möglich, sich mehrere Weiber zu nehmen, da der Kalym, oder das Kaufgeld für die Braut, meist in Vieh bestehend, sehr hoch zu sein pflegt. Die meisten Kirghisen haben daher nur eine Frau und wir erfuhren, dass sich auch die meisten Wohlhabenden mit zweien begnügen. Die Frauen der Kirghisen bedecken sich das Gesicht mit einem eigenthümlich aufgesteckten Schleier (Dsaulok), sind aber hierin lange nicht so penibel als andere Orientalinnen, z. B. die Türkinnen. Ueberhaupt ist der Verkehr, wenigstens Nichtmohammedanern gegenüber, ein viel freierer und Wlangali (p. 72) erzählt z. B. wie gut die Frau Sultahn Tanas die Honneurs zu machen wusste.

Aus Mangel an eigener Erfahrung muss ich die Gebräuche bei Hochzeiten und Begräbnissen übergehen, über welche Rytschkow (p. 347), Pallas (I. p. 400), Meyer (p. 459), Atkinson u. A. berichten. Auf die nach Localität und Material sehr verschiedenartigen Grabmäler (Aba) komme ich zurück. Die bereits geschilderten Festlichkeiten in den Arkatbergen werden gezeigt haben, dass die Kirghisen ein heiteres, man kann sagen, vergnügungssüchtiges Völkchen sind, und gern jede Gelegenheit benutzen, um ihre Reichthümer zu zeigen und sich in ihrer Weise zu amüsiren. Dass Gesang und Dichtkunst dabei eine sehr bedeutende Rolle spielen, erwähnte ich bereits; ebenso, dass die Musik nicht leer ausgeht. Ausser dem angeführten zitherartigen Saiteninstrument (Kobys), besitzen die Kirghisen, nach Meyer, eine Art Schalmei (Suwusjá), die aus dicken hohen Stengeln oder auch aus Holz gemacht ist, und an der Seite einige kleine Löcher hat um verschiedene Töne hervorbringen zu können. Der Graf Waldburg lernte ausserdem eine Flöte kennen, welche er (Kap. VIII.) beschreibt. Tanz kennen die Kirghisen nicht.

Bei der grossen Neugierde der Kirghisen verbreiten sich Nachrichten in der Steppe mit unglaublicher Schnelligkeit. Es fehlt ja nie an Müssigen, denen es Vergnügen macht, sich auf's erste beste Pferd zu schwingen und nach dem nächsten A-ul, läge derselbe auch 100 Werst und mehr weit, zu sprengen, denn Jeder will

gern der erste Ueberbringer einer Neuigkeit sein. So waren die Kirghisen stets von dem Gange unserer Reise unterrichtet und unsere Ankunft wusste man allenthalben rechtzeitig, um noch Staatskleider anziehen zu können. — Bei Festlichkeiten zumal, wo es sich doch stets noch um tüchtige Essereien handelt, ist selten eine Entfernung zu weit. Dass bei einem so eminenten Reitervolk als es die Kirghisen sind Alles, vom Kinde an, welches eben laufen lernte, bis zum Greise zu reiten versteht, darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden; waren sie doch die Meister der Kosaken, deren Kunstreiterstücke ich bereits beschrieb. Das weibliche Geschlecht ist übrigens zu Pferd nicht minder gewandt als das männliche, und sitzt wie dieses rittlings.

Wie sehr Alles, was mit Pferden und Reitkunst zusammenhängt, das Wesen, Denken und die Phantasie des Kirghisen beherrscht, beweist am schlagendsten die Thatsache, dass ihre Hippomanie sogar eng mit ihrer Astronomie verwachsen ist. Gleich allen Nomadenvölkern sind den Kirghisen die hauptsächlichsten Sterne und Sternbilder wolbekannt. So namentlich der Polarstern, welchen sie Demir-Kassyk (eiserner Pfahl), und das Sternbild des Grossen Bären, welches sie Dschedi-Karabtschi d. h. die sieben Diebe, nennen. Die Bewegung der Sternbilder erklären sie nun folgendermassen: An den eisernen Pfahl sind zwei Pferde gebunden (zwei helle Sterne des kleinen Bär), die von sieben kecken Dieben verfolgt werden, wobei allesammt den eisernen Pfahl (Polarstern) umkreisen. — Dieses hübsche Märchen zeigt zugleich wie phantasiereich die Kirghisen sind, die wirklich eine grosse Menge von Legenden und Heldengedichten besitzen, über die Radloff die beste Kunde verbreitete. Sehr anziehend ist auch das Mährchen von den zwei Riesen und dem Berge Kalmak-Tologai, welches Wlangali wiedererzählt (p. 89). Und wie würdevolle Redner Kirghisen sein können, zeigt Obrist Wenjukow's Unterhaltung mit Sultahn Ali, dem Chef der Dulaten (Reisen in den Grenzstrichen von Russ. Asien. 1868. p. 125.).

Doch kehren wir aus dem Gebiet der Phantasie wieder in die Wirklichkeit und zu unserer Reise zurück!

VII. Kapitel.

Im dsungarischen Ala-Tau.

(Lepsa bis Bakti.)

Lepsa. — Dessen Gründung. — Handelsstrassen. Entwickelung. — Areal und Bevölkerung. — Siebenstromgebiet. — Kirghisen des Gebiets. — Ackerbau. — Bienenzucht. — Romantische Lage von Lepsa. — Erforscher des Ala-Tau. — Transilischer Ala-Tau. — Dsungarischer Ala-Tau. — Erhebung. — Lepsafluss. — Gebirgstour von Graf Waldburg-Zeil. — Kammhöhe erreicht. Sammeleifer der Jugend. — Excursion nach dem Dschasil-Kul. — Vegetation. — Wilde Aepfelbäume. — Am „grünen See". — Vögel des Ala-Tau. — Amphibien. — Schnecken. — Fische. — Hochwild. — Maralgeweihe als kostbarer Handelsartikel. — Der Maral verschieden von unserem Edelhirsch. — Speckstein. — Abreise von Lepsa. — Ueber den Tentek. — Russische Kolonie Udsch-aral. — Betrachtungen über Kolonisirung. — Mausoleum eines Sultahn. — Wildschweine. — Vogelleben. — Haussperlinge in der Steppe. — In den Rohrwäldern am Tentek. — Nachtigall. — Ueber dem Uĕjali. — Sultahn Abin-Daïr. — Nahe dem grossen Ala-Kul. — Pelekane. — Hitze. — Agin-Su. — Saatkrähen. — Urdschar. — Aufbruch nach Bakti. — Gute Strasse. — Steppe. — Zwischen den asiatischen Säulen des Herkules. — Höhenbestimmungen. — Die Saiga-Antilope. — Steppenvögel. — Schlangen. — Magils. — Makendschi. — Unvorsichtige Schwalben. — Schwieriges Einspannen von Steppenpferden. — Durchgehen und Umwerfen. — Unerwartete Explosion. — Ankunft in Bakti.

Lepsa, wie die landesübliche Bezeichnung lautet, die Stanize Lepsinskaja oder das Lepsinsk der Karten, zum Unterschied von dem gleichnamigen weiter nordwestlich gelegenen Piket der Strasse nach Kopal, auch Werchne- (Oberes) Lepsinsk genannt, gehört zu den erst seit der Einverleibung (1844) des Siebenstromgebietes (Semirjetschensk) angelegten Militärkolonien (Stanizen). Die Besiedelung des genannten Gebietes erfolgte 1854 auf Befehl des Kaisers und wurde zunächst mit 200 Kosaken des Sibirischen Lien-

Kosakenheeres und 200 Bauernfamilien bewerkstelligt. Werchne-Lepsinsk wurde 1855 gegründet und zwar durch 2 Offiziere und 95 Mann Kosaken nebst ihren Familien, denen im nächsten Jahre 1 Offizier mit 96 Mann nachfolgten, sowie ein Zuzug von 200 Bauernfamilien aus West-Sibirien, die mit Kosakenrecht in die ackerbauende Militär-Kolonie eintraten. Ich habe diese Spörer (Petermann, Geogr. Mitth. 1868 p. 395) entnommene Darstellung desshalb angeführt, um zu zeigen, auf welche Art die meisten dieser Ansiedelungen entstanden sind,*) kann aber hinzufügen, dass sich der Ort offenbar trefflich entwickelt zu haben scheint. Wenigstens macht er einen äusserst günstigen, ja behäbigen Eindruck, der natürlich durch die herrlichen Gebirge wesentlich erhöht wird. Die ganz nach Art der russischen, aus Holz erbauten Häuser, nach Spörer schon 1864: 455, was mir ziemlich viel scheint, sind durchschnittlich recht einladend und die wenigen, aber breiten, jederseits mit einer Reihe junger Birken bepflanzten Strassen geben der Niederlassung ein äusserst freundliches Ansehen. Sie besitzt eine Kirche und für die ansässigen handeltreibenden Tataren und Sarten eine Moschee. Das hübsche mit grünem Kupfer gedeckte Haus des Oberstlieutenant Friederichs ist, wenn ich nicht irre, das einzige von Ziegeln erbaute.

Lepsa hat einen Bazar und betheiligt sich, obschon nicht sehr erheblich, an dem Handel mit China, wohin Karawanenstrassen nach Kuldscha und Tschugutschak führen. Die eine geht über die Berge Dschaman-Tass und den Kuku-Tau-Pass zu dem 70 Werst entfernten chinesischen Wachtposten Bass, der in 10 Tagen, aber nur für Packpferde, zu erreichen ist. Nach Kuschakewitsch ist die bereits in China fliessende Barotala von Lepsa aus in 18 Stunden zu erreichen. Die Kameelkarawanen nehmen den Weg über Urdschar und Bakti, den ich auf der Rückreise zu schildern habe, und

---

*) Obschon eine Vergleichung dieser centralasiatischen Gebiete mit amerikanischen kaum zulässig ist, so möge doch als Beispiel wie dort Ansiedelungen freiwillig entstehen und sich entwickeln, die Stadt Evans in Colorado angeführt werden. Am 2. November 1868 wurde hier das erste Blockhaus errichtet, am 24. December desselben Jahres standen bereits 428 Häuser, die über 2000 Bewohner zählten. Elko im Staate Nevada, ebenfalls 1869 gegründet, hatte kaum sechs Monate später 2500 Bewohner, also fast soviel als Lepsa in mehr als 20 Jahren, und zählt jetzt noch immer 1500, obwol die Stadt, schlechter als Sergiopol, mitten in unfruchtbarer Steppe liegt und z. B. sein Wasser 17 Meilen weit her erhält.

gelangen in etwa 8 Tagen nach Tschugutschak. Nach hier wird hauptsächlich Leder verhandelt, mit dessen Fabrikation sich Lepsa beschäftigt. Ebenso besitzt es eine Seifensiederei und vor allen Dingen darf die grosse der Krone gehörige Branntweinbrennerei nicht vergessen werden.

Nach kaum mehr als 20jährigem Bestehen hat Lepsa offenbar Sergiopol bedeutend überflügelt. Es zählt, wie uns gesagt wurde an 3000 Einwohner (1864: 2589), während das letztere kaum 1500 besitzt, und bildet jetzt den Sitz des Kreises, der früher in Sergiopol war. Der Chef desselben, gegenwärtig Obristlieutenant Friederichs, ist zugleich Chef der Militär- und Civilverwaltung.

Der Kreis (Ujäsd) Lepsa (Sergiopol) bildet mit den Kreisen Kopal und Wernoje oder Wiärnyi (sprich Werne) das Gebiet (Oblast) Semirjetschensk (Siebenstromgebiet), dessen Hauptstadt Wernoje (mit über 12000 Einwohnern) ist und gehört zum General-Gouvernement Turkestan. Das ganze Siebenstromgebiet umfasste (nach den auf russischen Quellen beruhenden Angaben Stumms) ein Areal von 6300 geogr. Quadr. Meilen (7007 laut Schwanebach), mit einer Bevölkerung von 540,000 Nomaden (davon nach Wenjukow 320,000 Kirghisen), gegenüber kaum 30,000 Russen (meist Soldaten), die in 5 Kreisstädten, 6 Stanizen (Militäransiedelungen), 8 grösseren Dörfern, 3 Pikets, in Summa 28 festen Plätzen wohnen. Im Jahre 1873 hatte das Siebenstromgebiet 18 Schulen und 15 Kirchen aufzuweisen.

Das Klima ist ein excessiv continentales; im Kreise Kopal steigt im Sommer, von der zweiten Hälfte des Mai an, die Hitze bis 40° R.; im Winter sind 25° Kälte nichts ungewöhnliches. In den südlichen Kreisen Kopal und Wernoje (Almaty, d. h. Apfelstadt der Kirghisen) ist ein ungleich milderes Klima. Anfangs März zeigt sich das erste Grün und Anfang November fällt der erste Schnee, welcher indess selten länger als 3 Tage liegen bleibt. Hier reifen Aprikosen, Aepfel und anderes Obst, sowie Melonen u. s. w.

Die Kirghisen, wovon in der Umgegend Lepsas etwa 1000 Jurten (à 3 Köpfe) nomadisiren, gehören zu den Geschlechtern der Baidjigiten und Kysai, zugleich aber auch zu den unruhigsten des ganzen Volksstammes. Nicht selten verübten sie Räubereien, sondern sie machten z. Th. mit den Dunganen gemeinschaftliche Sache und gingen dann in Masse auf chinesisches Gebiet über. So ein grosser

Theil der Kysai, die auf 20,000 Jurten = 90,000 Seelen veranschlagt werden.

Das Hochthal Tschubar Agatsch (d. h. gemischte Bäume), dessen obere Bodenschicht aus Schwarzerde (Tschernosem) gebildet wird, ist der fruchtbarste District des Siebenstromgebietes, welches grösstentheils nur für nomadisirende Viehzüchter geeignet (nach Wenjukow), im Ganzen kaum 300 Quadratmeilen zum Ackerbau taugliches Land aufzuweisen hat.

Die Aecker der Ansiedler (1864 etwa 1000 Desjätinen*) liegen meist 15—30 Werst von der Staniza entfernt, weil sich hier z. Th. noch Bewässerungskanäle der früheren Bewohner finden, welche die Arbeit sehr erleichtern. Neben Ackerbau wird hauptsächlich die Bienenzucht betrieben, wofür die überaus reiche Flora der Berge besonders günstige Bedingungen bietet. Nach Spörer hatte Lepsa 1864 an 3000 Bienenstöcke aufzuweisen, aber seither muss die Imkerei ganz bedeutend zugenommen haben. Ein „Bienengarten" gilt in Lepsa als Zeichen der besseren Stellung des Bürgers und zwar ganz mit Recht. So war der alte biedere Kosak bei dem wir wohnten (und viel besser als erwartet), Besitzer von 2000 Bienenstöcken, was, à 3 Rubel gerechnet, allein schon ein Kapital von 6000 Rubel ausmacht. Und wenn es richtig ist, dass 100 Bienenstöcke im Durchschnitt einen Ertrag von 45 Pud**) Honig und 8 Pud Wachs liefern, so würde dies die respectable Summe von c. 3000 Rubel repräsentiren.

In Begleitung des Hauptmanns von Tyzenhausen machten Graf Waldburg-Zeil und ich einen Ausflug zu Pferd in die Berge, längs dem malerischen Ufer des wilden Gebirgswassers Bulenka-Kliutsch (spr. Klutsch, russ. = Quelle) und lernten den Betrieb der hiesigen Imker kennen, der in der That durch Sorgfalt, Pflege und Umfang überraschte. Der Ala-Tau producirt einen vorzüglichen, besonders würzigen Honig, der meist schon vor dem Schneiden an Taschkender Händler verkauft wird. Das Pud kostet $3^1/_2$—4 R., Wachs 18—20 R. das Pud.

Wie die beigegebene Abbildung zeigt, die allerdings nur eine

---

*) 1 Desjätine = 1,092 Hectare, hat 60 Faden (Saschen à 7 Fuss engl. oder russ.) Länge und 40 Faden Breite.

**) 1 Pud = 40 Pfund russisch = 16,380 Kilo. — 1 Russisches Pfund = 0,410 Kilogr.



N. d. N. v. O. Finsch — gez. v. M. Hoffmann.

Lepsa und der Ala Tau.



sehr schwache Vorstellung zu geben im Stande ist, liegt Lepsa äusserst malerisch fast unmittelbar am Fusse des Gebirges. Dasselbe wird zunächst durch herrlich mit Nadelwald bedeckte Berge gebildet, hinter denen sich ein c. 6000 Fuss hoher Kamm erhebt, der indess nicht der eigentliche Hauptstock des Gebirges ist. Obschon ohne groteske Konturen erschien dieser Kamm in seiner Schneehülle, die sich scharf von dem Dunkel der Waldregion abhob, immerhin sehr imponirend. Doch konnte man von Lepsa aus mit blossem Auge erkennen, dass der Holzwuchs in den Schluchten sich ziemlich bis zur Firste der Kämme hinaufzieht, die hier die Grenze des ewigen Schnees nicht erreichen.

Lepsa selbst liegt 2400 Fuss hoch (nach Semenow 2700 Fuss, nach Graf Waldburg 880 Meter). Nach Westen wird der Ort von dem reissenden Gebirgswasser Bulenka begrenzt, das sich unweit des ersteren mit der Lepsa vereint, die weiter unterhalb noch den Dschelonaschfluss, d. h. den offenen, aufnimmt. Das Klima ist ein sehr gesundes. Die hohe Lage und die begrenzenden hohen Gebirge mildern die Sommerhitze. Im November fällt gewöhnlich der erste Schnee, welcher bis zum April liegen bleibt und dann gegen Ende dieses Monats unter den eintretenden heftigen Regengüssen bald verschwindet. Im Winter pflegen heftige Schneestürme zu wüthen.

Alexander Schrenk*) ist wol der Erste, welcher wissenschaftliche Kunde über den Ala-Tau brachte, denselben im Quellgebiete des Baksan und dann in dem des Tentek am Passe Kuku-Tau überschritt und bis zur chinesischen Grenze vordrang. Wlangali's**) Expedition, die zur Aufsuchung von Erzlagerstätten 1851 von Kopal aus in den Ala-Tau aufbrach, ging im Flussgebiet des Koksu aufwärts und erreichte nach vielen Anstrengungen, da es auch galt Geschütze mit fortzuschaffen, den Pass Uigen Tasch. Für die Geologie liefern Wlangalis Berichte ein sehr werthvolles Material; doch fehlen alle Höhenbestimmungen und auf der ziemlich rohen Kartenskizze ist leider die Reiseroute nicht eingetragen. Neuerdings verdanken wir Kuschakewitsch eine sehr anziehende Darstellung

*) „Bericht über eine im Jahre 1840 in die östliche Dsungarische Kirghisensteppe unternommene Reise“ in: Beiträge zur Kenntniss des Russ. Reichs und der angrenzenden Länder. Herausgegeben von v. Baer und v. Helmersen. VII. Bändchen 1847 p. 16–33.

**) „Reise nach der östlichen Kirghisen-Steppe“ in derselben Sammlung. XX. Bändchen (1856) p. 159–232.

seines Rittes über den Kok-Tau-Pass in das Thal der Barotala (Zeitschr. f. Erdk. 1876 p. 187).

Die Schilderungen, welche der englische Maler Atkinson vom Ala-Tau gibt, sind nichts mehr als die eines Touristen, aber seine hübschen Abbildungen verdienen volle Anerkennung. Schrenk erfuhr bereits, dass südlich ein weit höheres Gebirge existire, welches ebenfalls Ala-Tau heisse, mit dem wir jetzt gut bekannt sind und für das die Benennung „Alexander Gebirge" allgemein angenommen werden sollte. Diese südliche Kette, welche v. Semenow als transilischen Ala-Tau unterscheidet, ist bedeutend höher und mächtiger als die nördliche, da sie 12,000—14,000 Fuss, ja in dem Tolgarnin-Tal-Tscheku sogar 15,000, also mehr als Montblanc-Höhe erreicht.

Der dsungarische oder semirjetschinskische Ala-Tau (d. h. bunte oder gescheckte Berge) gehört nach v. Richthofen zum System des Tien-shan, also der von Ost nach Südwest streichenden Gebirge Innerasiens. Er begrenzt im Süden die Steppen-Niederung des Ala-Kul und dehnt sich zwischen 44° und 46° n. Br. in einer Länge von 300 Werst (43 deutsche Meilen) aus. Der dsungarische Ala-Tau bildet zugleich die Grenze gegen China hin; an seinem Südabhange lagen früher chinesische Pikets oder Grenzposten, die aber im Dunganenaufstande zerstört wurden.

Nach Wenjukow besitzt die Hauptkette des Ala-Tau nur zwei zugängliche Pässe, am Tentek und an der Lepsa, die schon den Kalmücken bekannt waren, deren Pfade sich heut noch erkennen lassen. Diese Pässe sind aber nicht als die einzigen Zugänge der Reichsgrenze zu betrachten, da die Configuration des Gebirges sich nicht auf diesen einen Hauptrücken beschränkt. So unterscheidet Semenow allein 6 von Ost nach West streichende Parallelketten, die grösstentheils eine bedeutende Höhe haben und deren Pässe zwischen 3600 bis 7000 Fuss liegen. Die Hauptkette des Ala-Tau, Kuku-Tau (d. h. blaue Berge) genannt, liegt in der Grenze des ewigen Schnees und erreicht eine Höhe von 12,000 Fuss, nach von Schrenk bis 13,000 Fuss. Gletscher finden sich nicht, doch erwähnt Kuschakewitsch Moränen. Kuschakewitsch berechnet die Passhöhe des Kok- oder Kuku-Tau zu 9800 Pariser Fuss. Hier ist die Vegetation eine hochalpine; doch reicht der Baumwuchs von 7—8000 Fuss. Darüber hinaus bis 9000 Fuss schliesst sich eine an Alpenwiesen oder Matten reiche Region an, welche die Sommerweideplätze für

die Nomaden bildet. Diese kurze Skizze wird genügend zeigen, dass der Ala-Tau ein recht ansehnliches Gebirge ist, welches sich neben den meisten Europas wol sehen lassen dürfte.

Ausser den genannten Reiseberichten von Schrenk und Wlangali muss besonders auf Semenows*) Darstellung verwiesen werden, sowie auf die trefflichen Zusammenstellungen Spörer's**) und Wenjukows***), Unter den Karten steht die von A. Petermann (Ergänzungsband X. 1875—76. No. 43) unbestritten wol oben an, und nur mit ihrer Hilfe werden die Reisen von Schrenk u. A. verständlich. Wenn diese meisterhafte Karte kaum eine Höhenangabe aufweist, so spricht dies wol am besten dafür, dass in dieser Beziehung noch viel zu thun übrig bleibt. Dasselbe gilt in mancher anderen Hinsicht. So lauten, um nur noch Eins zu nennen, die Angaben über den Ursprung der Lepsa sehr abweichend. Nach Semenow würde sie in der Schneeregion des Ala-Tau entspringen, nach Abramow in den Vorbergen desselben, was mit einer Stelle in Schrenks Reisebericht (p. 30) übereinstimmt. Neben dem Ili ist die Lepsa bekanntlich der bedeutendste unter den Zuflüssen des Balchasch und bei Hochwasser von Mitte Mai bis Mitte Juni, sogar vom Piket Lepsinsk für Fahrzeuge bis 1000 Pud Tragfähigkeit schiffbar.

Bei nur fünftägigem Aufenthalt in Lepsa waren wir natürlich ausser Stand irgendwie zur besseren Kenntniss des Gebirges beizutragen, aber Dr. Brehm und Graf Waldburg-Zeil konnten wenigstens einen Ausflug in dasselbe möglich machen. Der Güte des letzteren verdanke ich folgende Schilderung seiner in Begleitung von Tamar-Beï unternommenen Excursion:

„Die in der Steppe wie im Gebirge gleich heimischen Kirghisenpferde brachten uns rasch über die erste Stufe des Gebirges, die, namentlich an den steileren Hängen, einen reichen Baumwuchs von Birken, Espen und Träubenkirschen mit vereinzelten Aepfelbäumen zeigt, sowie üppige Strauchvegetation, in welcher die Johannisbeere vorherrscht. In dem schwarzen Boden dieser Region wird überall wo es die Terrainbeschaffenheit erlaubt Ackerbau getrieben und Korn, Hafer, sowie auch Hanf angebaut. Bei höherem Anstiege

---

*) „Forschungsreisen in Inner-Asien im Jahre 1857" in: Peterm. Geogr. Mittheil. 1858. Heft IX. p. 353—355, Taf. 16.

**) „Die Seenzone des Balchasch, Ala-Kul und das Sieben-Stromland mit dem Ili-Becken" in: Peterm. Geogr. Mitth. 1868. p. 195. 196, Taf. 7. —

*** Die russisch-asiatischen Grenzlande" Deutsch von Krahmer. 1874. p. 249. —

wurde der Boden steinig und das kurze frisch entsprossene Gras, sowie die Gebüsche zeigten deutlich, dass sie erst vor Kurzem von der Last der Schneedecke des Winters befreit worden waren. Als wir die Nähe der ersten Schneeflecke erreichten, erwartete uns eine Ueberraschung der seltsamsten Art! Wir erblickten nämlich ein schwarzes Thier, welches ich auf den ersten Blick für einen Bären, Tamar-Beï dagegen für einen Maral (Hirsch) hielt. Es war keins von beiden; denn mein Fernglas überzeugte mich sogleich, dass wir es mit einem Pferde und zwar einem zahmen zu thun hatten. Zwei Kirghisen fingen es ein und zu unserer Ueberraschung hatten wir einen vierbeinigen Deserteur im Besitz. Es war nämlich ein Artilleriepferd der Batterie, die an demselben Tage nach Wernoje ausgerückt war, welches wahrscheinlich aus Widerwillen gegen einen möglichen Feldzug, sich losgerissen hatte und unter Mitnahme des Geschirrs in die Berge entwichen war. Wir brachten es mit heim und lieferten es gegen Gotteslohn beim Artillerie-Depot ab. Nach diesem Intermezzo verfolgten wir unseren Weg aufwärts, der je höher, desto beschwerlicher wurde. Der tiefe Schnee machte endlich das Weiterkommen zu Pferde unmöglich und so gingen wir, anscheinend nicht zur besonderen Freude der Steppensöhne, zu Fuss weiter. Aber unser Vordringen wurde bald durch den weichen Schnee, in welchen wir oft bis an den Leib einsanken, verhindert und so mussten wir bei einer Höhe von 1930 Meter Halt machen. Wir waren so hoch gekommen, dass wir über den Kamm des Gebirges hinwegsehen konnten und genossen einen herrlichen Anblick. Mit Ausnahme des Nordens mit einem unendlichen Fernblick auf die Steppe des Ala-Kul, begegnete das Auge nach allen Richtungen hin schneebedeckten Gebirgen. Im Osten erblickte man die Ausläufer des Ala-Tau bis gegen das chinesische Grenzgebirge Barlyk hin, im Westen die Kopalkette, im Süden den Hauptstock des Ala-Tau mit seinen zuckerhutförmigen Pics, die 10,000 Fuss und mehr Höhe erreichen mögen. Mit der Kammhöhe hatten wir eine wol 30 Werst breite Hochebene erreicht, auf welcher die Kirghisen im Sommer ihre Heerden, mit Ausnahme der Kameele, weiden. Die Grenze des Baumwuchses*) fand ich bis zu 1840 Meter reichend; weiter aufwärts machte sich hauptsächlich Krüppelwachholder bemerkbar. Adler und

*) Alex. Schrenk fand im Quellgebiet des Baksan noch in einer Höhe von 6550 Fuss schöne Rothtannen, aber bei 7700 Fuss keinen Baumwuchs mehr. Die Vogelbeere wuchs noch in einer Höhe von 7500 Fuss, Zwergwachholder (Juniperus nana) bis

Raben waren die einzigen sichtbaren Vertreter thierischen Lebens. Aber beim Anstiege hatten wir die Spur eines Bären, sowie eines Rudels von sieben Maral bemerkt. Die sehr steilen z. Th. mit Geröll bedeckten Hänge verlockten uns Steine hinabzuwälzen, die grossartigen Effect machten aber auch bisher verborgene Thiere zum Vorschein brachten. So wurden gleich beim ersten Steinhagel vier Ulare (Megaloperdix spec.?) aufgescheucht, und bald darauf zwei Steinböcke (Capra sibirica), die ich lange sehnsüchtig mit dem Fernglase betrachtete. Leider war jeder Jagdversuch aussichtlos, aber dieser Ausflug hatte mir immerhin zur Genüge gezeigt, welches reiche Gebiet der Ala-Tau für den Jäger und Naturforscher ist, um doppelt zu bedauern so bald aus demselben scheiden zu müssen. Nachdem wir den Platz, wo die Pferde zurückbleiben mussten, wieder erreicht hatten, ging es schnell zu Thale und gegen 8 Uhr Abends trafen wir wieder in Lepsa ein.“

Mir selbst war es nicht möglich in's Hochgebirge zu kommen, denn die Zeit verging mir, in ununterbrochenem Eifer zu sammeln und das Gesammelte zu erhalten, wie im Fluge. Die durch Vermittelung des braven Popen, der eigens kam um die so weit gereisten Deutschen von Angesicht zu Angesicht zu sehen und dabei nicht vergass das stets gefüllte Glas auszutrinken, aufgebotenen Schulkinder brachten des Lebenden in Hülle und Fülle. Dass dabei jene komischen Enttäuschungen wie sie dem reisenden Naturforscher überall vorkommen, nicht ausblieben, lässt sich denken. Da waren z. B. in einer Schachtel unzählige Käfer mit Schmetterlingen zusammengepfercht und bildeten ein Konglomerat abgerissener Beine und Flügeldecken oder ein anderes Behältniss spie Kröten, begeiferte Mäuse und zerbrochene Vogeleier zugleich aus. Und dennoch musste Alles lächelnd angenommen und entsprechend honorirt werden, um die jugendlichen Sammler in ihrem Eifer nicht erkalten zu lassen.

Für den 15. Mai hatte Obristlieutenant Friederichs eine Partie nach dem herrlichen Alpsee Dschasil-Kul arrangirt, an der sich seine liebenswürdige Tochter und Hauptmann von Tyzenhausen betheiligten. Gegen 6 Uhr früh wurde in zwei Tarantassen und einer Begleitung

---

8000 Fuss, und der Sadebaum (Juniperus Sabina), welcher der höchstgehende Strauch ist, bis 8600 Fuss. In 10,000 Fuss Höhe wuchsen noch Primula nivalis und Rhodiola gelida und Bryomorpha rupifraga. —

von Kosaken und Kirghisen aufgebrochen. Der Weg führte anfangs längs dem Fusse des Gebirges über sanfte Hügel, die hübsche Blicke in das Thal brachten, in welchem sich der Lepsa- und Dschelonaschfluss, hie und da von hohen Pappeln und Weiden besäumt hinschlängelte. Bald bogen wir aber in die Berge ein, wo es in einem Anfangs breiten, sich aber mehr und mehr verengenden Thale stetig aufwärts ging und zwar auf einem Wege der immer schlechter wurde bis er sich endlich für Tarantassen gänzlich unpracticabel erwies. Sie mussten daher bei einem Häuschen zurückgelassen werden, das von vieh- und bienenzüchtenden Russen bewohnt war und Alles stieg zu Pferde, für welche die kirghisischen Grossen, wie stets, in Auswahl gesorgt hatten. Der ziemlich breite Fluss Aganykatschy den die Wagen schon mehrmals passiren mussten, wurde schmaler, aber um so reissender und wand sich malerisch in herrlich bewaldeten Schluchten dahin. Er durchströmt den Dschasil-Kul und vereinigt sich fast schon im Thale mit dem Dschelonasch. Die Vegetation, sowol was Blumenflor als Baumwuchs anbelangt, musste das Herz jedes Naturfreundes erfüllen und zeigte selbst dem Laienauge eine Mannigfaltigkeit, wie wir sie nicht wieder sehen sollten. Während weiter unten im Thale Pappeln, Espen und Weiden, in oft herrlichen Riesenexemplaren, vorherrschten, so aufwärts Nadelhölzer, namentlich Pinus Schrenkiana. Eine ganz neue Erscheinung waren die wilden Apfelbäume, die jetzt in voller Pracht rosafarbener und rother Blüthen stehend, besonders überraschend und bezaubernd wirkten. Sie zeigten, dass wir uns unter dem milden Himmel südlich vom 46. Breitengrade befanden. Dieser wilde Apfelbaum (Pyrus Sieverianus, Pall.) zeitigt eine zwar kleine, aber essbare Frucht, von ziemlich angenehmem säuerlich-süssem Geschmacke, die Mitte Juli reif wird und bei den Kirghisen sehr beliebt ist. Um sich die Mühe des Abnehmens der Früchte zu ersparen soll es leider häufig geschehen, dass die Eingeborenen einfach den Baum umhauen. Nach A. Schrenk wächst dieser Apfelbaum auch auf den nördlichsten Vorläufern des Ala-Tau, den Steppenhügeln Tekely und nach v. Semenow findet er sich sogar noch weiter nördlich in einer Schlucht des Tarbagatai, aber nur in dieser. Meyer's Angabe, dass er nebst wilden Kirschbäumen auch am Balchasch-See wachse ist wol irrthümlich.

Wie die Aepfel, so fand sich ein Heer anderer in Blüthe stehender Sträucher und Gewächse, die die ohnehin würzige, namentlich von

Traubenkirschen und Nadelhölzern erfüllte Gebirgsluft oft mit besonderen balsamischen Düften durchwehte. Auf zum Theil sehr steilen und beschwerlichen Saumpfaden, die indess gegen die, welche wir später im Altai zu passiren hatten, reine Spielerei waren, erreichten wir, wenn ich nicht irre gegen 2 Uhr den See selbst, der nach den Aneroïd-Beobachtungen von Graf Waldburg-Zeil in einer Höhe von 1400 Meter liegt und bei ca. 3 Werst Länge eine Werst breit ist. Der See verdient den Namen „Dschasyl-Kul“ d. h. der „grüne“ mit vollem Recht, denn seine Färbung, wenn auch nicht so intensiv als die des Königssees, zeigt ein schönes Meergrün. Die Umgebung trägt nicht wenig dazu bei den See in malerischen Effecten zu einem, jenen Oberbayerns und des Salzkammerguts mindestens ebenbürtigen zu erheben. Die zu beiden Seiten steil aufsteigenden Ufer zeigen zwar nicht die senkrechten Felswände des Königs- oder Achensees, aber sie wirken durch den frischen Laubwald der unteren Region und den bis in die schneeigen Kuppen aufsteigenden Nadelwald nicht minder effectvoll. Die Temperatur des Wassers betrug zu Mittag 9° R. (Graf Zeil). Wir lagerten am flachen, hie und da mit chaotisch aufgehäuften Trümmergestein (Granit) bedeckten nördlichen Ufer und konnten behaglich vor den Jurten liegend, die Kameele bis hier herauf getragen hatten, das herrliche Landschaftsbild in vollen Zügen geniessen. Es war nicht das grossartigste, jedenfalls aber das am meisten malerische, welches wir auf der ganzen Reise zu sehen bekamen. Graf Waldburg, der in dem Felslabyrinth des Ufers aufwärts kletterte, entdeckte in der nordwestlichen Ecke des Sees, einen prächtigen durch einen Wasserfall gebildeten Abfluss. Nachdem ein Imbiss, in dem unvermeidlichen Pillaf und Hammel bestehend, verzehrt war, wurde gegen 5 Uhr der Rückweg angetreten, der zwar schneller aber bedeutend schwieriger war. Namentlich musste es Verwunderung erregen, dass die ohne Hemmvorrichtung thalwärts sausenden Tarantassen, bei den oft schroffen Abhängen und Flussübergängen, dazu noch bei eintretender Dunkelheit, keinen Unfall erlitten. Freilich waren an gefährlichen Stellen Berittene bereit, um den Wagen an Stricken zu halten und man hörte daher sehr oft den kläglichen und uns längst geläufigen Ruf „derdschi“!

Gegen 11 Abends langten wir zwar tüchtig ermüdet, aber wohlgemuth und voll des herrlichen Naturgenusses in Lepsa wieder an.

Der folgende Tag brachte natürlich anstrengende Arbeit um

die Sammlungen zu ordnen, denn es war der letzte und am nächsten musste es wieder weitergehn. Und dieses nahe Scheiden konnte wol zur Betrübniss stimmen, denn schon in den wenigen Tagen liess sich erkennen, welches reiche Feld wir hier vor uns hatten. Wir waren in einem jener so besonders interessanten Gebiete in welchem sich europäische und indische Formen die Hand reichen, ein wahres Eldorado für den Naturforscher in Sonderheit den Ornithologen. So erlegte Dr. Brehm auf der Partie nach dem grünen See die Felsenschwalbe (Hirundo rupestris), die unsere Ringeltaube im Süden vertretende Columba casiotis, den weissbäuchigen Wasserschmätzer (Cinclus leucogaster); Graf Waldburg den im Himalaya vorkommenden grauköpfigen Stieglitz (Carduelis caniceps) und einen in jener Region heimischen Steinschmätzer (Saxicola coeruleocephala); ich den indischen Repräsentanten der Hohltaube (Columba Eversmanni) und einen interessanten Raben (Corvus orientalis). Die reizende Maskenbachstelze (Motacilla personata) hatte mich schon beim ersten Eintritt in Lepsa als Vertreterin der unseren, weissen, (M. alba) überrascht. Graf Waldburg-Zeil erlangte in dieser Gebirgsgegend auch die in der Steppe angetroffene Turteltaube (Turtur meena), sowie Steinröthel (Petrocincla saxatilis) und Karmingimpel (Carpodacus erythrinus) und Dr. Brehm unsere Misteldrossel (Turdus viscivorus). Leider gelang es uns nicht Exemplare des hier vorkommenden Fasan zu erhalten, um festzustellen, welcher Art (wol mongolicus) er angehört.

Von Amphibien brachte man mir nur unsere gewöhnliche Eidechse (Lacerta agilis) die wir auch am Dschasil-Kul erhalten hatten, und die Knoblauchkröte (Bufo viridis). Die merkwürdigen „Eidechsen“, deren Wlangali aus dem seichten Wasser des Uigen-Tasch gedenkt und die von den Kirghisen gefangen und zu anderthalb Silberrubel das Stück an Chinesen als Heilmittel gegen Schlagflüsse verkauft werden, scheinen wissenschaftlich noch unbekannt und gehören ohne Zweifel einer Salamander- (Triton) Art an. Interessant war der Nachweis einer lebenden Landschneckenart (Helix rubens, Mart.) und zwar um so mehr, als die Exemplare, welche ich aus der Umgegend von Lepsa erhielt, und die, welche Graf Waldburg-Zeil in 1900 Meter Höhe unmittelbar unter dem Schnee sammelte, sich als verschiedene neue Varietäten*) erwiesen. Die Stammart wurde übrigens zuerst

*) H. rubens var. Finschiana et var. Zeiliana, Martens in: Sitzungsber. der Gesellsch. naturfr. Freunde zu Berlin 20. November 1877. p. 241.

von Fedtschenko im Serafschan-Gebirge entdeckt. Unter den von Lepsa heimgebrachten Insecten fand Baron von Harold zwei neue Arten Käfer*).

Die Hoffnungen auf Fische aus dem See wurden leider nicht erfüllt, denn der Fischzug blieb erfolglos, wahrscheinlich weil die Tiefe des Sees zu bedeutend ist. Als Fahrzeug hatten die Kosaken schnell aus einigen Baumstämmen ein Floss hergestellt. Desto reichlicher war die Ausbeute, welche mir aus dem Dschelonasch- und Lepsafluss gebracht wurde. Sie lieferte indess nur 2 Arten (Diptychus Dybowskii, Kessl. und Diplophysa labiata, Kessl.), von denen ich die letztere schon aus dem Balchasch erhalten hatte. Auffallend ist das Fehlen von Forellen und Aeschen (überhaupt Salmoniden) in diesen herrlichen Gebirgsflüssen.

Für den an Strapazen und Ausdauer gewöhnten Jäger bietet der Ala-Tau ebenfalls ein reiches Feld. Ich erwähnte bereits, dass Graf Waldburg-Zeil auf frische Bären- und Maralspuren, sowie auf lebende Steinböcke (Capra sibirica) stiess. Nach Schrenk kommt das Wildschaf (Archar) ebenfalls vor, was Frau Atkinson aus eigener Anschauung bestätigt, ebenso Kuschakewitsch, der am Kok-Tass, also in beträchtlicher Höhe, 7 Stück begegnete. Die Art würde nach Severtzoff eine von der des Altai verschiedene und Ovis Kareleni, Sev. sein. Wenn Schrenk von den Hochkämmen des Gebirges das Reh (Cervus pygargus) erwähnt, so hat diese Notiz jedenfalls auf den Hirsch (Maral) Bezug. Derselbe wäre nach Kuschakewitsch in der Wald- und Wachholderregion von 6,500—10,000 Fuss häufig, ebenso der schöne langschwänzige Panther, Irbis, von den Kirghisen Bars genannt. Wie Meyer berichtet, findet sich derselbe in der westlichen Kirghisensteppe noch in den Ken-Kaslyk-Bergen also fast bis zum 50. Breitengrade (Höhe von Prag, Frankfurt a. M. etc.). — Der Tiger dürfte dem Ala-Tau ebenfalls nicht fehlen, da er an der Lepsa vorkommt (Wlangali) und in den Rohrwäldern des Barotalasee's und Ebi-Noor (Kuschakewitsch); doch soll er weiter östlich im Barlykgebirge weit häufiger sein.

Das edelste Wild, der Maral (Cervus maral), scheint übrigens in diesem Gebirge selten geworden zu sein. Wenigstens waren ein paar einzelne Stangen, und eine noch unentwickelte, Alles

*) Onthophagus Finschi und O. sibiricus; v. Harold in: Deutsche Entomolog. Zeitschrift XXI. 1877. Heft II. p. 333.

was mir zum Kauf angeboten wurde. Für erstere verlangte man kaum 2 Rubel, während das letztere nicht weniger als 15 Rubel kosten sollte.

Dieses auffallende Missverhältniss erklärte sich aus dem Umstande, dass ausgebildete Hirschgeweihe hier werthlos sind, während die frischaufgesetzten, noch weichen sehr hoch, oft mit 100 Rubel und mehr bezahlt werden. Sie gehen nämlich nach China, wo sie als Aphrodisiacum auf der Tafel von Reichen und als Medecin besonders geschätzt sind und deshalb in einem Stadium so hohe Preise erzielen, in welchem sie bei uns gar keinen Werth haben.

Dieser Handel mit unausgebildeten, sorgfältig an der Luft getrockneten Hirschgeweihen besteht schon seit alten Zeiten und hat sonderbarer Weise einen weiteren Handelsartikel in der Dsungarei und Turkestan eingeführt, nämlich den Thee. Da nämlich die Geweihe von den Jägern nur immer in geringen Quantitäten zu haben sind, so bewog dies chinesische Aufkäufer sich hier beständig aufzuhalten. Bei der Kürze der Saison für frische Hirschgeweihe betrieben diese Aufkäufer zugleich auch den Theehandel, der sich, wenn gleich in veränderter Form, noch bis jetzt erhalten hat, denn es giebt gegenwärtig in Wernoje noch Vertreter von 10 chinesischen Handelsfirmen. Seit Turkestan indess an Russland übergegangen und dadurch die russischen Händlern gewährten Privilegien den Chinesen entzogen wurden, hat der Umsatz der letzteren sehr nachgelassen. Immerhin muss derselbe noch ein ganz respectabler sein, denn er betrug im Jahre 1875 noch 240,000 Rubel (Russ. Revue 1876 p. 358). Wie lebhaft auch im Innern Chinas der Handel mit jungen Hirschgeweihen ist ersieht man aus Przewalski's Beschreibung seines Aufenthaltes im Muni-Ulla-Gebirge (Reisen in der Mongolei etc. Deutsche Ausg. p. 148). Die beste Sorte, d. h. solche mit drei Enden, die aber trotz ihrer Grösse noch hinreichend mit Blut angefüllt sind, werden schon hier von den Aufkäufern mit 50 bis 70 Lan (á 2 Rubel) bezahlt. Die russischen Bauern und Kalmücken im Altai kennen den Werth dieser Hirschgeweihe ebenfalls und treiben einen lebhaften Tauschhandel mit solchen nach der Mongolei. (Ledeb. p. 119. 138.)

Es mag gleich hier erwähnt werden, dass wir auf der ganzen Reise nirgends dem Maral begegneten. Doch sahen wir einen zahmen Hirsch dieser Art in Semipalátinsk und erhielten später in Urdschar, Tschugutschak und Barnaul mehrere Geweihe, die keinen Zweifel

lassen, dass dieser östliche Vertreter unseres Edelhirsches einer verschiedenen, in jeder Hinsicht stärker entwickelten Art angehört, wie dies mit dem sibirischen Reh der Fall ist, auf welches ich noch zurückzukommen habe.

Durch den Garnisonverwalter erhielten wir ein interessantes Mineral, welches in der Nähe von Wernoje im Ala-Tau gefunden wird. Es ist eine Art Fett- oder Speckstein (Steatit), dessen schon von Wlangali (Reise p. 235) gedacht wird, da ihn die Kosaken gern benutzen, um mit dem blossen Messer Pfeifengeräthschaften, Schalen, Petschafte und dergl. daraus zu schnitzen. Auch der genannte Herr beschäftigte sich mit Schnitzarbeiten aus diesem schönen Material, welches ohne Zweifel grössere Benutzung verdiente.

Nachdem Alles sorgfältig eingepackt und nothwendige Einkäufe besorgt waren, konnte oder musste vielmehr am 17. Mai Nachmittags 2 Uhr aufgebrochen werden. Eine Escorte von 12 Kosaken gab uns das Geleit bis auf die nächste Bergreihe, von wo aus wir einen letzten Blick auf das herrliche Tschubar-Agatsch mit der lieblichen Lepsa werfen. Das Gebirge selbst kam mir noch weiterhin zu Gesicht, als ich, vom Wege abbiegend, um Umschau zu halten, auf eine der höheren Bergkuppen ritt. Hinter der Ala-Tau-Kette welche wir in Lepsa vor Augen gehabt hatten, aber mehr im Osten zeigte sich eine Reihe zuckerhutförmiger schneeiger Pics, von offenbar sehr beträchtlicher Höhe. Es war, wie Obristlieutenant Friederichs bestätigte, der majestätische, eigentliche Hauptstock des Ala-Tau, der Kuku-Tau, welchen Graf Waldburg-Zeil bei seinem Gebirgsausfluge ebenfalls gesehen hatte.

Nachdem wir die Vorberge auf dem alten Wege bis über die Bergreihe Tschibundy verfolgt hatten, schlugen wir diesmal eine andere, mehr nordöstliche Richtung ein und zogen auf der Karavanenstrasse nach Urdschar weiter. In der Früh des 18. lagerten wir an dem kleinen, an manchen Stellen fast ausgetrockneten Flüsschen Baibul, dessen Sandufer Mandelkrähen (Coracias garrula, kirghisisch Kokarga) und Bienenfresser belebten, die hier offenbar ihre Nisthöhlen hatten, und erblickten von den Höhen Tekeli aus den Tentek dessen Flusslauf durch spärliche aber ansehnliche Bäume bezeichnet wurde. Gegen Mittag erreichten wir den Fluss selbst, vor dem uns 30 vornehme Kirghisen des Gebietes Udsch-aral, darunter 2 Sultahne, empfingen, um beim Uebergange behilflich zu sein. Der Tentek, d. h. der „Rasende", zeigte sich hier als ein durch Geröllbänke in

mehrere Arme getrennter, nicht tiefer, aber ungemein reissender Fluss, der bei Hochwasser allerdings gewaltig und unpassirbar sein muss.

Sein steiniges, mit Rollsteinen bedecktes Bett machte auch jetzt den Tritt der Pferde und somit den Uebergang unsicher, denn von einer Furth ist bei diesen Gewässern nicht die Rede. Das Uebersetzen gestaltete sich daher zu einem jener lebhaften und charakteristischen Bilder, denen gegenüber ich nur bedauerte, nicht in der Lage zu sein, den Stift gebrauchen zu können. Um nämlich den Anprall der Strömung etwas zu schwächen, ritten die Kirghisen in den Fluss und bildeten gleichsam eine Mauer, an welcher sich das brausende Wasser zuerst brechen musste. So kam Alles, auch die für solche Passagen am meisten unbehilflichen Kameele, glücklich hinüber und gegen Mittag zogen wir in die kleine russische Kolonie Udsch-aral ein, an deren Eingange uns die Aeltesten begrüssten und uns als Zeichen der Hochachtung Salz und Brot darbrachten,

Udsch-aral d. h. wörtlich „Drei-Land" war die einzige ländliche Russen-Niederlassung, welche wir in der Dsungarei zu Gesicht bekamen und blieb es. Die Kolonen, Kleinrussen aus dem Gouvernement Woronesch, hatten eigentlich nach dem Amur auswandern wollen, denselben aber bei gänzlicher Mittellosigkeit nicht erreichen können. Schon unterwegs waren sie irgendwo gezwungen gewesen einen Sommer zu verweilen, um bei der Feldarbeit zu helfen und damit die Mittel zur Weiterreise zu verdienen. So hatten sie denn, ich glaube im dritten oder vierten Jahre, glücklich Turkestan erreicht und diese Kolonie gegründet. Sie mochte vielleicht 100 Seelen zählen und bestand aus etwa 15 Häusern, die, wegen Mangel an Holz, von Lehm (Luftziegeln) erbaut und mit Stroh gedeckt waren, aber im Ganzen recht freundlich, im Innern reinlich erschienen.

Wie wir in der Folge bemerkten waren die Leutchen in den vier Jahren ihres Hierseins recht fleissig gewesen. Dafür sprachen die künstlich bewässerten reichen Wiesengründe und die urbar gemachten Felder. Sie führten unwillkürlich zu einer Vergleichung mit dem Feldbau der Kirghisen, von dem wir auf der Herreise eine zweite Probe gesehen hatten. Diese Steppensöhne betreiben selbst gegenüber der primitiven Landwirthschaft dieser Russen, den reinen Raubbau und schädigen das Land durch das Abdämmen von Flüssen, deren Lauf dadurch gehindert, theilweis verändert und wodurch das Austrocknen der Seen begünstigt wird. Freilich sind diese Steppen bis jetzt noch Privileg der „Wanderhirten" und ihrer Heerden

und ob es der handvoll permanenter Russen gelingen wird, sich in diesen Strecken dauernd und als vorherrschende Rasse festzusetzen, scheint mir wenigstens noch zweifelhaft. Jedenfalls sehen die Kirghisen ackerbauende Einwanderer mit scheelen Augen an, und hätten wir die Klagen der Aeltesten in Udsch-aral angehört, so würden wir wahrscheinlich mancherlei interessante Aufschlüsse erlangt haben.

Nach Wenjukow würde die „trostlose Steppe" südlich vom Tarbagatai überhaupt gar nicht die Mühe des Ackerbaues lohnen, aber die Kolonie Udsch-aral scheint dem zu widersprechen. Und wer die viel trostlosere, wüstenartige Steppe des grossen Salzseebeckens*) und die Erfolge, welche die energischen und unermüdlichen Mormonen dort erzielten, gesehen hat, wird zugeben müssen, dass bei ähnlichen Anstrengungen durch ein richtig geleitetes Bewässerungssystem sich hier wahrscheinlich viel mehr erreichen liesse. Immerhin würde damit das Semeritschenskische Gebiet in den nächsten 50, sagen wir dreist 100 Jahren, noch kein Utah werden und eine Stadt wie Salt-Lake-City in seinen Grenzen sehen. Um dies anzubahnen, sind natürlich vor Allem fleissige Arbeiter nöthig, und als solche sind Kirghisen nicht recht geeignet. Trotz dem, für Fremde so imponirenden Reichthum dieser Nomaden an Viehheerden, rechnet Wenjukow nach, dass der Gesammtwerth der letzteren nur ein Kapital von 51 Millionen Rubel ausmacht, was pro Kopf 34½ Rubel ergiebt. Bei der günstigsten Procentberechnung dieser unbedeutenden Summe würde dies nur 8½ Rubel jährliche Einnahme pro Kopf ergeben, so dass „der ärmste Lette oder Weissrusse diesen Proletariern Mittel-Asiens gegenüber als Kapitalist erscheint". Es wäre in der That

---

*) Erfahrene Trapper wie Jim Bridger u. A. hielten eine Ansiedelung hier für ganz unmöglich und erklärten Brigham Young für verrückt, als er dieselbe dennoch wagte. Was würden diese Leute, die damals für jede in dieser Wüste gezogene Kornähre einen Dollar zu geben versprachen, sagen, wenn sie jetzt das blühende Utah mit Salt-Lake-City, einem wahren Paradies, sehen sollten! Als Young im Jahre 1847 mit einer Schaar von ein paar Tausend Einwanderern, die sich durch Wildnisse und feindliche Indianerstämme 223 deutsche Meilen (1561 Werst) weit Bahn gebrochen hatten, hier ankam, fand er nichts als eine mit Artemisien bedeckte trostlose Einöde. Aber unerschrocken begannen die von der Reise erschöpften z. Th. kranken Leute das Gründungswerk und Salt-Lake-City ist heut nach kaum 30 Jahren eine Stadt mit allen europäischen Annehmlichkeiten und zählt an 30,000 Einwohner, also annähernd soviel als die grösste Stadt Sibiriens (Irkutsk 1654 gegründet mit 32,789 Einw.).

zu wünschen dass Russland, welches mit so viel Kosten jährlich Tausende von Faullenzern und anderem Gesindel nach Sibirien „ansiedelt“, die Auswanderung freier Arbeiter nach diesen Gegenden mehr begünstigte, anstatt Tausende fleissiger Menschen über den Ocean in die Tropen ziehen zu lassen.*) Wie in den Vereinigten Staaten der Indianer der fortschreitenden Kultur weichen musste, so würde auch hier der Nomade dieser gegenüber endlich zurückzutreten gezwungen sein. Aber diese Zeit liegt wahrscheinlich noch sehr fern, und man thut jedenfalls Unrecht, überhaupt einen Vergleich zwischen Nordamerika und Sibirien anzustellen, so sehr die erdrückende Wucht der beiderseitigen Ländermasse auch dazu einladet. Wenn aber in Amerika längst die letzte „Rothhaut“ ihr Ende gefunden haben wird, werden in diesem Theile des russischen Reiches wahrscheinlich noch ungeschwächt Nomaden fortleben. Und dies wird nicht die Schuld der Regierung, sondern der Verschiedenheit beider Länder in Bezug auf physikalische Beschaffenheit, geographische Configuration und der herrschenden Rasse sein.

Nachdem wir uns in den Lehmhäusern der Kolonisten umgesehen und hier mit Milch erquickt worden waren, gingen wir vor das Dorf, wo stattliche, reich mit prächtigen Teppichen geschmückte Jurten uns aufnahmen. Und doch zeigten die Erbauer dieser luftigen, beweglichen Wohnungen, dass sie auch permanente trefflich zu errichten verstehen, weit dauerhafter und geschmackvoller als diejenigen der Ansiedler aus dem fernen Westen, die wir so eben verlassen hatten. Aber diese Bauten sind eben nicht für die umherstreifenden Lebenden, sondern für Ewigsesshafte, die Todten bestimmt, also Grabmäler. Ein solches stand unweit Udsch-aral und enthielt die sterbliche Hülle von Beg Sultahn Agadaïf.**) Der stattliche, leider bereits im Verfall begriffene, Bau war, wie die Abbildung zeigt, nicht ohne Geschmack ausgeführt und der einzige derartige aus gebrannten Ziegeln hergestellte, den wir zu sehen bekamen. Unter dem von Brettern

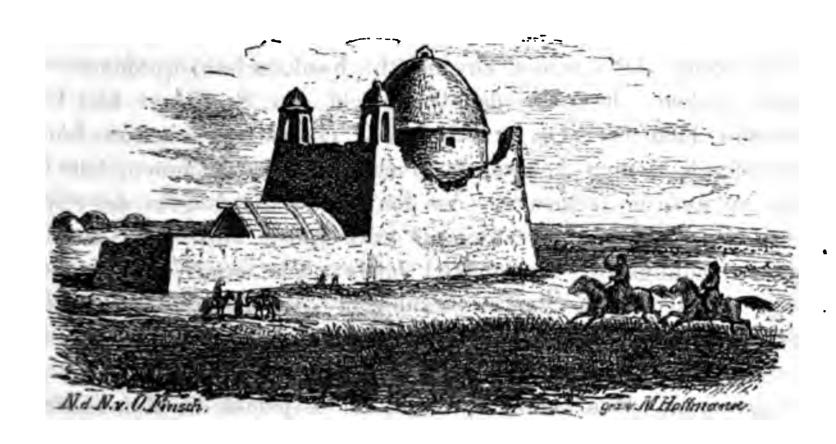
---

*) Wie die deutschen Kolonisten der Gouvernements Samara und Saratow, von denen 1876 und 77 Scharen nach Brasilien auswanderten, wo es ihnen indess z. Th. so schlecht ging, dass eine Menge in der hilflosesten Lage wieder zurückkehrte. Im Jahre 1878 kamen indess neue Züge durch Bremen, die diesmal den Vereinigten Staaten zueilten, wo es ihnen ohne Zweifel besser gehen wird.

**) Vermuthlich der „Sultahn Bek“ den Atkinson erwähnt (p. 562) und von dem er eine colorirte Abbildung giebt, die aber wie seine Rassendarstellungen durchgehends des eigenthümlichen Typus entbehrt.

errichteten Schutzdache gelangte man durch einen Gang, der mit bereits verfallenen Treppen zu den Thürmen in Verbindung stand, zu der eigentlichen Grabkapelle mit gewölbter Kuppel, in welcher unter einer sarcophagartigen, gemauerten Erhöhung der Sarg mit den Ueberresten des entschlafenen Grossen ruhte.

Hatte Udsch-aral auch noch keine Kirche aufzuweisen, so konnte man über die Religion seiner Bewohner nicht im Zweifel sein, denn hier fand wieder das brave Hausschwein eine Heimstätte, dass wir seit Sergiopol nicht mehr zu sehen bekommen hatten. Die Spuren seiner wilden Brüder waren am Ala-Kul freilich überall zu bemerken, aber nirgends deutlicher, als da wir unsere Reise von Udsch-aral längs einem Arme des Tentek fortsetzten, der mit dichten Rohrwäldern



eingefasst war. Hier hatten Wildschweine, welche die Wurzeln des Rohrs begierig aufsuchen, allenthalben den Boden tief aufgewühlt, gleichsam durchpflügt, weit besser als es die primitiven Ackergeräthe der Kirghisen vermocht hätten. Neben diesen Spuren von Wildschweinen zeigten sich auch häufig Wolfsfährten, aber nach der des Tigers sahen wir uns vergeblich um.

So sehr sich die Säugethiere dem Blicke entzogen, so reichhaltig zeigte sich die Vogelwelt. Von Lepsa herab hatten wir, wie erwähnt, Bienenfresser (Merops apiaster) und Mandelkrähen (Coracias garulla) als neue Erscheinungen beobachtet und Brehm erlegte zuerst den herrlichen Gilbammer (Emberiza luteola), der in seiner Pracht des frischen Gefieders so blendete, dass ich anfangs glaubte eine neue Art vor mir zu haben. Die Masken-

bachstelze (Motacilla personata) zeigte sich noch bis in die Vorläufer der Steppenberge, fehlt aber am Ala-Kul. Auffallend war ein grosser Flug Saatkrähen (Corvus frugilegus), die dem Pfluge der ackernden Kirghisen folgten und die wir auf der ganzen Steppenreise von Sergiopol an nicht angetroffen hatten. Dass die Dohlen (Corvus collaris) sich in den hohlen Uferbäumen bei Lepsa und in den Uferwänden des Dschindschilli ebenso heimathlich eingerichtet hatten, als in Häusern von Lepsa selbst, wo auch für die Unterkunft des Staars in den bekannten Kästen gesorgt war, verwunderte mich weniger, als das unvermuthete Erscheinen des Haussperlings (der indischen Form: Passer indicus) bei Jurten mitten in der Steppe. Freilich bemerkte ich nur ein paar Männchen, und diese mochten wol als Kundschafter ihres Stammes ausgeschickt sein, um über die Steppe zu berichten. Die Flughühner (Pterocles arenarius) und Zwergtrappen (Otis tetrax, kirghisisch: Kaukatschak) werden sie wol belehrt haben, dass für das Geschlecht der Sperlinge hier kein passendes Feld ist. Ob in Udsch-aral, einem erst seit vier Jahren gegründeten kleinen Ackerdorfe Haussperlinge vorkommen, habe ich leider zu notiren vergessen. An den kahlen Felshügeln der Steppe gab es übrigens auch Steinhühner (Perdix chucor, kirghisisch: Kekilik) aber die häufigsten Steppenvögel blieben wie immer, der schwarzkehlige Wiesenpieper (Pratincola rubicola), die schwarzköpfige Bachstelze (Motacilla melanocephala) und das Heer der Lerchen (kirghisisch „Turgai“), unter denen unsere Feldlerche (Alauda arvensis) die häufigste war. Wie bereits erwähnt, fehlte jedoch die Mohrenlerche (A. tatarica); seit wir Karakol verlassen hatten, war sie plötzlich wie verschwunden. Am Tentek bemerkte ich noch einmal die herrliche Fischermöve (Larus ichthyaetus). Wie erwähnt, führte der Weg von Udsch-aral durch Röhrichte, welche, obwol noch dürr, doch so dicht und hoch waren, dass sie selbt einem Reiter nicht immer Aussicht erlaubten. Diese Rohrwälder durchsetzten übrigens häufig die Steppe, in welcher Saft- und Krautgewächse sowie Tamariskendickichte wucherten. In diesen, wie in jenen zeigte sich zuweilen der goldfarbig glänzende Gilbammer (Emberiza luteola) und gleich glänzendem Feuer das tiefe Roth des Karminkernbeissers (Carpodacus erythrinus), den wir schon im Ala-Tau erhalten hatten. Die graciöse Erscheinung des Jungfernkranichs (Anthropoides virgo) war unserm Auge ebenso neu, als unserem Ohre der herrliche Schlag des Sprossers (Lusciola philomela), der aus dem dicht mit Weiden

und anderen Bäumen besetzten Ufer des Flusses zu uns herüberschallte. Dass es hier an allerlei Wasservögel nicht fehlte, bedarf nicht erst der Erwähnung.

Die braven Kolonen von Udsch-aral, welche uns beritten und bewaffnet das Geleit gaben, liessen sich daher durch wilde Gänse oft auf Nebenwege verleiten, ohne in ihrer Jagd glücklich zu sein.

Gegen 5 Uhr erreichten wir einen kleinen aber tiefen Fluss, wahrscheinlich den Uëjali, jedenfalls einer jener Wasserarme die den Sassyk-Kul und Ala-Kul mittelst des kleinen Sees Uëjali oder Uala verbinden. Der Uebergang wurde bei der Furt Dschangis-Agatsch-utkul bewerkstelligt und verursachte insofern Aufenthalt als die Tarantassen ausgeladen und das Gepäck durch berittene Kirghisen übergesetzt werden musste, denn das Wasser reichte selbst den hochbeinigen Kameelen bis zum Bauche. Jenseits der Furth lagerten wir unweit des kleinen Sees Korschun-Kul, an der Haltestelle Dschangis-Agatsch, d. h. einzelner Baum, von dem sich übrigens auch keine Spur in der öden Steppe zeigte. Hier blieben wir ein paar Stunden und nahmen Abschied von dem guten Sultahn Abin Daïr, Vorsteher (Wolostj) der Gemeinde Tscharbag, einem Edlen „vom weissen Knochen", der seine Herkunft, wie so manche seiner Kollegen direct von Dschingis-Chan herleitete. Sein Typus widersprach dieser Angabe übrigens keineswegs, denn die mandelförmigen geschlitzten Augen, die Stumpfnase und die stark hervortretenden Backenknochen verriethen unverkennbar mongolisches Blut. Da ich bisher unter den Kirghisen keinen von so ausgesprochen mongolischem Typus gesehen hatte, bat ich den Sultahn mir zu erlauben ihn abzeichnen zu dürfen, was er, obwol gegen seine Religion handelnd, aus Höflichkeit doch gestattete. So wurde ich in Stand gesetzt, Sultahn Abin Daïr den Lesern vorzustellen. Er ist der corpulente Herr (denn Körperumfang gehört zum Character eines kirghisischen Grossen, wie zum Rang eines türkischen Bin-baschi) auf dem Jagdbilde (Abb. 8), der eben behaglich seinen Tschai schlürft.

Der Wunsch des Sultahns, von den Fremdlingen wenigstens ein Andenken zu haben, war jedenfalls ein berechtigter, denn er hatte uns schon vom Sassyk-Kul bis in die Saikanberge geleitet und uns am See seine Jurten zur Verfügung gestellt. Leider hatte ich solche Fälle nicht vorgesehen und so blieb mir in Ermangelung von etwas Anderem nichts übrig als ihm die

Wahl zu lassen zwischen einem Zehnreichsmarkstück und einem Kompass. So rar auch Goldmünzen hier sind, welche nur die Wenigsten überhaupt jemals zu Gesicht bekamen, so entschied sich der Sultahn doch für den Kompass, weil dieser ihm, wie erläutert wurde, stets genau die Richtung in welcher Mekka liegt anzeigte. Wir waren am Ostrande des Sees Uëjali hingezogen und schlugen Abends gegen 9 Uhr die Jurten an einem kleinen, jetzt fast ausgetrocknetem Flusse oder vielmehr einer der periodischen Wasserverbindungen zwischen dem Uëjali und grossen Ala-Kul auf. Wir waren von letzterem kaum 2 Werst entfernt und würden ihn selbst haben erblicken können, hätte die inzwischen eingetretene Dunkelheit dies nicht verhindert. Am Abend zuvor von einer Fledermaus begrüsst, übrigens der einzigen, welche wir während der ganzen Reise fliegen sahen, erfreuten uns am andern Morgen (19. Mai) zuerst Pelikane (wol Pelecanus crispus), rothe Sichler (Ibis falcinellus) und Kolbenenten (Anas rufina), die wie anderes Wassergeflügel dem grossen Ala-Kul zustrebten. Aber mit der Jagd war es wiederum nichts und Antip, der Dolmetscher des Obristlieutenants, der einzige, welcher wenigstens mit einer Pfeifente heimkehrte.

Mit frischen, wie gewöhnlich noch nie eingespannten Pferden wurde früh 6 Uhr die Reise weiter fortgesetzt, aber schon nach 1½ Stunde gehalten, weil die zweite Tarantass, wegen irgend eines Unfalles, zurückgeblieben war. An dieser Haltestelle, welche Tersachan genannt wurde, empfing mich im Festkleide ein kirghisischer Sultahn, dessen Namen ich leider zu notiren vergass, der aber eine sehr bedeutende Persönlichkeit sein musste, da seine Brust mit einer silbernen Medaille geziert war. Der Aufenthalt hier erlaubte, an einigen nahen Steppenteichen zu jagen, leider erfolglos, da die in grosser Zahl vorhandenen wilden Gänse (Anser cinereus) sich ebenso scheu zeigten als graue- und Jungfernkraniche. Gegen Mittag erreichten wir einen grossen Aul, dessen Bewohner in Schaaren herbeiströmten um die Fremdlinge zu betrachten. Ein kurzer Aufenthalt in einer schnell aufgeschlagenen Jurte gab uns einigen Schutz vor der brennenden Sonne (das Thermometer zeigte im Schatten 20°, in der Sonne 35° Reaum.). Kumyss musste den Durst löschen. Die begleitenden Kirghisen versorgten uns mit diesem Labsal, das in einem Schlauche aus Füllenleder aufbewahrt, gewöhnlich als Fussbank in der Tarantass diente. Wie sich denken lässt, war bei

der Hitze von erquickender Kühlung bei diesem faden Getränk nicht die Rede, aber es verdiente vor dem lauen salzhaltigen Steppenwasser immerhin den Vorzug. Bald ging es über die mit Kraut- und Saftpflanzen bestandene Steppe weiter, auf der es namentlich von Lerchen wimmelte. Wir trafen hier neben 5 anderen Arten, zuerst die Kalanderlerche (Melanocorypha calandra), welche es besonders liebte sich auf den hohen Schierlingsstauden zu zeigen. Auch Adler (Aquila mogilnik) waren nicht selten, und wählten gern die kegelförmigen aus Luftziegeln errichteten Gräber der Kirghisen zum Aufbäumen, die häufig in der Nähe des Sees standen. Bald nachdem wir den Aul verlassen hatten, kamen wir an den mit steilen Ufern begrenzten schmalen Fluss Agin-Su (d. h. Feldfluss), den wir, wegen seiner Tiefe zu Pferd passirten. Wir waren schon vorher längs desselben hingezogen und seine hohe Uferwand hatte unsere Aufmerksamkeit erregt, wegen der Menge Dohlen, Thurmfalken und Mandelkrähen, die gemeinschaftlich in derselben nisteten. Ueberraschend waren in dieser einförmigen baumlosen Steppenlandschaft Saatkrähen (Corvus frugilegus), die sich wahrscheinlich in Folge des spärlichen, durch viele Wassergräben gekennzeichneten Feldbaues der Kirghisen hierher gezogen hatten.

Wir mussten nun noch den kleinen aber reissenden Urdscharfluss passiren, in dessen mit Bäumen besetzten Ufern der Schlag des Sprossers erschallte und erreichten bald darauf (gegen 5 Uhr Nachmittags) das gleichnamige Dorf, in welchem uns eine Escorte von 12 Kosaken feierlich empfing. Urdschar oder Urdscharskaja-Stanitza (nach Golubew unter 47° 4. 30 n. Br. u. 81° 36. 29 öst. L. v. Gr.) ist ein Kosakendorf und besteht aus mit Schilf gedeckten, weissgetünchten Lehmhäusern, deren Zahl Spörer mit 200 offenbar etwas zu hoch angiebt. Die hübsche, mit Gebüsch und Bäumen umrahmte Kirche wurde 1873 erbaut. Die Gegend um Urdschar ist auch insofern interessant, als hier, der früheren Landschaft Tschuguzy, der letzte Kalmückenchan Amurssan nomadisirte.

Wir fanden in Urdschar wieder einmal die erwünschte Gelegenheit uns zu restauriren, vor allen Dingen gründlich zu waschen und verlebten den Abend mit Obristlieutenant Friederichs im Hause eines gastfreien Tataren, der uns nach besten Kräften bewirthete. Dr. Brehm fühlte sich leider unwohl.

Trotz der wenigen Nachmittagsstunden, welche wir nur noch vor uns hatten, brachte ich die ganze liebe Jugend auf die Beine,

um allerlei Gethier für mich zu sammeln, erhielt aber nur wenig. Darunter eine Fledermaus, identisch mit unserer Vesperugo noctula Schreb. und aus dem Kara-Bulakfluss zahlreiche Fische, aber nur zu einer Art (Diplophysa labiata Kessl.) gehörig, derselben, die ich schon aus dem Balchasch-See und von Lepsa kannte.

Selbstredend war ganz Urdschar zusammengelaufen, als wir anderen Tages (20. Mai) gegen 11 Uhr (statt 6 wie bestimmt) glücklich fortkamen und ebenso selbstverständlich schlossen sich wiederum einige Kirghisen an, um uns bis Bakti das Geleit zu geben, denn so eine 120 Werst (c, 17 Meilen) hin und her sind für diese Leute ja reine Spazierritte. Unser Zug, zu dem eine Escorte von 12 Bakti-Kosaken gehörte, machte sich daher gar stattlich.

Wir befanden uns jetzt wieder auf Poststrasse (von Sergiopol nach Tschugutschak 262 Werst und weiter nach Kobdo 1174 Werst), die nicht allein durch gelegentliche Lehmhaufen als Wegmarken gekennzeichnet wurde, sondern an der es sogar Stationshäuser gab, bei denen Umspann stattfand. Aber am erfreulichsten war die ausgezeichnete Beschaffenheit des Weges selbst, denn bei der Hitze der letzten Tage und der anhaltenden Trockenheit ging es auf der stellenweis tischebenen Steppe wie im Fluge dahin, und selbst die Kosaken hatten Mühe mit den Tarantassen Tempo zu halten.

Die Steppe war theilweis mit schönem Gras bestanden, mit Saft- und Krautpflanzen, namentlich Schierling oder mit dem über mannshohen Dschigras; hie und da fand sich Spiräengestrüpp, welches in schneeiger Blüthenpracht eine schöne Abwechselung gewährte. Aber diese Kinder Floras würden immer noch nicht vermocht haben, die an sich doch stets öde, mindestens langweilige Steppe zu einem entzückenden Landschaftsbilde zu gestalten, wie wir es hier vor uns hatten. Das war nur den herrlichen Gebirgen möglich, welche im Norden und Südosten den Horizont einfassten, dort der Tarbagatai, hier das Orkotschuk und andere, bereits in China liegende Gebirgszüge, die mit ihren schneeigen Pics gleich mächtigen Alpenketten vorragten. Wir befanden uns in der That in einer höchst interessanten Gegend, jenem Theile der Dsungarischen Mulde, welche von Richthofen (China I. p. 38) so treffend „die Propyläen des grossen Mittelmeeres“ (Han-hai) nennt, „den asiatischen Säulen des Hercules, zwischen denen schmale Arme jenes Wasserbecken dem im Westen über die Aralocaspische Niederung und die Ebenen West-

Sibiriens sich ausbreitenden Weltmeer verbanden". Hier hatten sich nicht allein in längstvergangenen Zeiten die Meeresfluthen einen Weg gebahnt, sondern diese Pforten waren auch von jeher der von Ost nach West strömenden Völkerwanderungen Strasse gewesen.

Dass die Steppe übrigens nicht ununterbrochen „tischeben" blieb, lässt sich denken. Nicht weit hinter Urdschar passirten wir zwei kleine südlich fliessende Gewässer, den Chatyn- (Djarda) su und Kargaly, die dem Ala-Kul zuströmen. Weiterhin kamen wir an hübschen Hügeln vorüber, auf deren Kuppen sich z. Th. phantastische, rothgefärbte Felsgebilde erhoben, die wie Sandstein aussahen und welche hübsche, grasbestandene, grüne Niederungen einschlossen.

Die Höhe dieser Steppengebiete wechselt nur unbedeutend und beträgt durchschnittlich 100 Meter mehr als am Ala-Kul. Nach den Aneroïdbeobachtungen von Graf Waldburg-Zeil liegt der Sassyk-Kul 330—340 Meter, Udsch-aral ebenso hoch, die Haltestelle Dschangis-Agatsch 320, Urdschar 440, Bakti ebenso hoch, der Makentschifluss 470, Tschugutschak 430. Golubew's berechnete Höhen ergeben für letztere Stadt 1900 engl. Fuss, für Urdschar 1700, für den Ala-Kul 1200.

In dieser Gegend sollte es Antilopen geben und zwar jene merkwürdige isolirte Art mit mächtig aufgetriebenem, buckelartigen Nasentheile, welche westlich bis in die Niederungen Polens, nördlich über den Irtisch vordringt, die sogenannte „Saïga" der Kirghisen und Tataren (Antilope Saiga). Sie ist ein nichts weniger als schönes Geschöpf, welches mehr an Schafe als an die gepriesene Grazie des Antilopengeschlechts erinnert und namentlich durch die wie aufgeschwollen aussehende, vorn abgestumpfte Nase entstellt wird.

Tamar Beï, unser trefflicher Führer schon von Sergiopol her, lud den Grafen und mich zu einer Nebentour in die Steppe ein, und wir hatten wirklich die Freude zwei Saïgas zu sehen, die aber schon in grosser Entfernung wegliefen. Am Abend sahen wir noch 4 Stück, die gleichfalls nicht aushielten. Die Thiere lebten jetzt getrennt, da die Weibchen ihre säugenden Jungen führten, von denen uns am Abend ein vielleicht 2 Wochen altes durch Kirghisen gebracht wurde. Es war das hässlichste kleine Wesen, welches man denken kann; die hohen dürren Beine, der Nasenbuckel, die gleichsam abgestutzten Ohren und das kleine Zipfelchen, welches

den Schwanz vorstellte, machten das Thierchen zu einer wahren Carricatur. Im Uebrigen zeigte es sich sehr zutraulich und gab dem Verlangen nach seiner Mutter durch ein dumpfes schafähnliches Blöken, wie „mäa-bäa“ Ausdruck.

Gegen den Winter, wo diese Antilopen ihr fahlisabellbraunes kurzes Sommerkleid mit einem hellfahlen, fast weisslich-grauen, langhaarigen Winterpelz vertauschen, schaaren sie sich in grossen, oft nach Hunderten und Tausenden zählenden Heerden. Trotz ihrer Flüchtigkeit wissen sie die ausgezeichneten Windspiele der Kirghisen einzuholen, was zu Pferd nicht möglich sein soll. Da sich die Saigas im Winter gern im Rohr aufhalten, so haben die Kirghisen eine eigene Jagdmethode erdacht. Sie stutzen nämlich auf kurze Entfernung das Rohr so ab, dass die Spitzen desselben die springenden Antilopen in den Leib verwunden müssen und treiben die Thiere dann nach solchen Stellen, wo sie ihnen dann leicht zur Beute werden (Pallas).

Das grobfaserige, dem Rindfleisch ähnliche Fleisch wird gegessen, hat aber einen bitteren Wermutgeschmack, nach Meyer einen moschusartigen Geruch, giebt aber namentlich gute Suppen. Das Wildpret ist im Sommer, wegen der unzähligen unter der Haut lebenden Larven einer Dasselfliege (Oestrus antiloparum) noch mehr unappetitlich, wie schon Gmelin (I. p. 212) und Pallas (I. p. 212) erwähnen. Ebenso sehr als das Fleisch sind die leierförmigen, geradestehenden, unterseits mit Ringen versehenen, oberseits glatten Hörner, welche nur das Männchen trägt, geschätzt; sie werden nach China ausgeführt und wegen ihrer Transparenz hauptsächlich zu Laternen verarbeitet.

Obschon die Steppe sich jetzt vollständig entwickelt zeigte, sah ich mich vergeblich nach Zieseln (Spermophili) und anderen kleinen Säugethieren um, die ja hier häufig sein mussten, erhielt aber nur eine Springmaus (Dipus elater Licht., kirghisisch: Tarbachan) und den langohrigen Igel (Erinaceus auritus Pall.), welcher übrigens schon bei Semipalátinsk vorkommt. Die Vogelwelt bot ausser dem Isabellwürger (Lanius isabellinus Ehrb.) die bisherigen Erscheinungen: hie und da einen Königsadler (Aquila mogilnik), Steppenweihen (Circus pallidus), darunter fast weiss erscheinende Exemplare, Lerchen, Gilbammer, schwarzköpfige Bachstelzen, Wiesenschmätzer, Grosstrappen, Heerdenkibitze, die jetzt Junge hatten, Flughühner und Jungfernkraniche. Das hohe Dschigras war ein bevorzugter Aufent-

halt des Gilbammers, aber auch eine unserem Sumpfrohrsänger ähnliche Art fand sich hier, sowie häufig Wachteln, und was mich am meisten wunderte, grosse Flüge unseres Feldsperlings (Passer montanus). An den rothen Felsen schwärmten Thurmfalken und Schwalben, die hier gemeinschaftlich brüten mochten, doch liess sich dies bei dem schnellen Vorbeifahren nicht sicher ermitteln, ebensowenig ob die Schwalbenart wirklich die Alpenschwalbe (Hirundo alpestris) sein mochte, wie ich vermuthete.

Eine Schlange, die erste welche wir bisher sahen, wurde von einem Kosaken gebracht und natürlich als giftig bezeichnet. Es war die unschädliche Dionennatter (Elaphis dione Pall.). Doch gibt es auch Giftschlangen und zwar sind nach Dr. Brehm Kreuzottern und Halysschlangen in diesen Gebieten sogar sehr häufig. Von der letzteren gibt der genannte Forscher wol hauptsächlich auf Aussagen der Kirghisen hin, ein ausführliches Lebensbild (Thierl. 2. Ausgabe 7. p. 516). Wie erwähnt, erhielten wir leider keine Exemplare, ich wage also über die Art nicht zu entscheiden. Die Halys, welche uns später in Smeinogorsk gebracht wurde, erwies sich nicht als die eigentliche (Trigonocephalus halys Pall.), sondern als eine verwandte Art (Tr. intermedius Strauch.). Rytschkow erwähnt neben anderen abenteuerlichen Dingen aus der Steppe auch eine Art „weisser" Schlangen, die Gegenstand der Verehrung bei den Kirghisen sein sollen, und was noch mehr ist, er versicherte diese fabelhaften Thiere selbst gesehen zu haben. „In dem Gebüsche am Ufer des Flusses halten sich weisse Schlangen auf, viel grösser als das gestempelte Fadenmass (7 Fuss!!), zwei solche sah ich, die der Sonnengluth wegen ins Wasser krochen, weil wir aber über ihre Grösse erschraken, und gerade damals kein Gewehr bei uns hatten, um uns, wenn sie grimmig wären, gegen sie zu wehren, begaben wir uns auf die Flucht und versteckten uns in das Gebüsch" (Tagebuch p. 386).

Die grosse Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit im Baustyl der kirghisischen Grabmäler wurde heut wieder durch zwei eigenthümliche Typen bestätigt. Das eine Grab entsprach im Aeusseren ganz einer grossen Scheuer, mit rechtwinkeligem schiefen Dach, wogegen das zweite einen wahren Kunstbau darstellte, mit seinen vier kegelförmigen Eckthürmen, auf denen der Halbmond winkte. Es enthielt die Ueberreste des Chorundschi Koscheke Umaldschin und hatte trotz seines Umfanges und den wol 18 Fuss hohen Thürmen

nur 150 Rubel an Herstellung gekostet. Freilich war das Material dasselbe als bei dem scheunenförmigen Magil, nämlich in der Luft getrocknete Lehmziegel, die natürlich diesen Bauten keine allzulange Dauer sichern und wahrscheinlich sich mit der Zeit zu neuen Kurgans (alten Grabhügeln) gestalten. Bei der Station Makentschi, durch zwei Häuser repräsentirt, hatten die kirghisischen Grossen des Bezirks eine wahre Prachtjurte für uns herrichten lassen. Sie war sehr abweichend ausstaffirt, denn man hatte aus den Häusern Sopha und Stühle herbeigeschleppt, was uns bei aller Ehrerbietung vor bucharischen und Taschkent-Teppichen, keineswegs ungelegen kam. Die in der Asche gerösteten Schafsköpfe und der obligate Kumyss, welche uns vorgesetzt wurden, erinnerten uns aber noch zur Genüge, dass Sopha und Stühle eben nur ganz vorübergehend ein Heim gewähren sollten, denn diese Repräsentanten eines festen Wohnsitzes gehören eben nicht in die Behausung des Wanderhirten. Das gute Schwalbenpaar (Hirundo rustica), welches an dem Deckringe einer Nachbarjurte anfing sein Nest anzukleben, dachte wahrscheinlich anders und hatte, in dem Eifer für die zu erwartende Nachkommenschaft irgendwo ein Unterkommmen zu festigen, gewiss ganz vergessen, dass dieser Platz, der schon morgen abgebrochen werden konnte, eigentlich doch recht schlecht gewählt sei.

Schon längs der Kosakenlinie am Irtisch hatten uns uneingefahrene Pferde allerlei Aufenthalt und Fährlichkeit bereitet, aber in der Steppe war dies noch viel intensiver hervorgetreten. Die guten, eben von der Weide eingefangenen Thiere konnten sich kaum mit dem Anblick einer Tarantass, noch weniger mit dem Gedanken befreunden, eine solche sogar ziehen zu müssen. Es war daher nicht zu verwundern wenn sie sich schon gegen das Einspannen mit aller Macht stemmten. Bei dem primitiven nur aus einem Kummet mit Zugsträngen versehenen Geschirr schien dies allerdings keine Schwierigkeiten zu haben, aber es gehörten doch mehr Menschen zum Vollführen als man hätte denken sollen. Da musste Einer das Pferd an den Ohren halten, ein Anderer fasste es in die Nüstern und zwei weitere hilfreiche Geister drängten es in die Zugstränge, welche bereits am Wagen befestigt sind. Eine solche Scene stellt die Abbildung dar, welche ich bereits im Wagen sitzend, in der Eile skizzirte. Es ist gut, dass die Zugstränge nur in das Kummet geschnürt werden, denn in Bereich der Hinterfüsse würde die Sache ungleich schwieriger sein. So sind denn endlich

die „Drillinge" trotz allem Widerstreben, aber von mindestens 3—5 Mann an Zügeln gehalten im Joch. Die Insassen des Wagens haben sich möglichst geräuschlos eingesetzt und nun schwingt sich der Kutscher, die 4 Zügel fest in der Hand haltend auf den Bock. Es bedarf dazu eines ebenso schnellen als geschickten Mannes, denn kaum errathen die Pferde die Bewegnng und sie schiessen mit einem



Ungestüm vorwärts, dass ich mich immer wunderte, wie es die Pferdehalter möglich machten den Hufen zu entrinnen. Auf die vorwärts gerichtete Bewegung folgt indess meist unmittelbar eine retrograde der Seitenpferde, die sich überdies bemühen seitlich loszukommen und nur dem vereinten Geschrei der zur Seite reitenden Kirghisen und Kosaken gelingt es, unter heftigem Dreinschlagen, den ersten Impuls des Vorwärtsschiessens au courrant zu halten. Das seitliche Losreissen wird übrigens dadurch in etwas gehindert, dass man in sinnreicher Weise gewöhnlich den Schweif des Pferdes an einen Zugstrang knüpft. Doch ist dies eben nur ein Palliativ, denn bei der Liederlichkeit des Geschirres geschieht es meist sehr bald, dass ein Zugstrang oder Seitenzaum reisst, wodurch ein Pferd frei wird und in entgegengesetzter Richtung fortstrebend den Wagen in stete Gefahr bringt. Wären nicht immer hilfreiche Hände bereit, es würde nicht immer möglich sein das Umwerfen zu verhindern. Wir wussten bereits zur Genüge wie Alles kommen konnte und

musste und eben desswegen fühlte ich mich etwas beunruhigt nur zwei Leute bei den Pferden zu sehen, als wir auf der letzten Station vor Bakti einstiegen, d. h. ich und der Saiga-Sprössling, denn Graf Waldburg schickte sich eben an dies zu thun. Aber schon diese Absicht mussten die Pferde errathen haben, denn sie gingen plötzlich durch und zwar so schnell, dass Tamar Beï, der mit der Behendigkeit einer Katze auf das Handpferd sprang in 'demselben Moment auch schon herunterfiel, so dass Pferde und Wagen über ihn weggingen. Dass diese Wettfahrt nicht lange währen würde, war mir ebenso klar als die unumstössliche Regel niemals beim Durchgehen aus dem Wagen zu springen. Und kaum gedacht erfüllte sich mein weiser Gedankenflug: ein Krach! ich lag mit dem Wagen am Boden! und freute mich mit heilen Gliedern herauskriechen zu können. Auch die junge Antilope war unversehrt, Tamar Beï, für den ich mit Recht ernstlich fürchtete, hatte nur einige leichte Quetschungen und so war Alles gut gegangen. Das Gleiche liess sich glücklicher Weise von einem Zufalle sagen, der Antip, dem Dolmetscher des Obristlieutenants, im Laufe des Nachmittags passirt war. Man hatte nämlich plötzlich einen Knall gehört, eine Feuergarbe gesehen, die von einem in die Luft geschleuderten Manne ausging, dessen Pferd im Carrière durchbrannte. Ueberrascht von diesem urplötzlichen Vorfall erklärte sich die Sache bald. Antip trug wie gewöhnlich sein Pulverhorn in der Tasche, dabei aber auch loses Pulver. Letzteres musste sich auf unerklärliche Weise (wahrscheinlich weil dieselbe Tasche auch Streichhölzer beherbergte) entzündet haben und so erfolgte die Explosion, die Antip glücklicher Weise nur den Rockschoss und ein Stück Hose gekostet hatte.

Spät am Abend erreichten wir Bakti, wo uns Major Tichanoff der Kreischef von Saissan empfing, in dessen Begleitung wir dorthin reisen sollten. Da gab es natürlich noch Vielerlei zu besprechen, und doch musste ich am andern Morgen (21. Mai) schon früh wieder auf, um noch Einiges zu präpariren.

VIII. Kapitel.

Ueber Tarbagatai und Nor-Saissan.

(Bakti bis Mai-tjerek.)

Bakti. — Nach Tschugutschak. — Chinesische Etiquette. — Die Stadt selbst. — Bewässerung. — Empfang beim Dschansun. — „Seine Unaussprechlichkeit.“ — Ein chinesisches Mahl. — Geschenke. — Unterhaltnng. — Kaiserliches Petschaft. — Kobak. — Chinesische Soldaten. — Scheibenschiessen. — Gastfreundschaft. — Bazar. — Blendend schöne Tatarin. — Abschreckend hässliche Mongolin. — Aufbruch von Tschugutschak. — Leider zu früh. — Dunganen-Aufstand. — Einnahme von Kuldscha. — Fall von Tschugutschak. — Zerstörung. — Tschugutschak jetzt und früher. — Wichtigkeit als Handelsplatz. — Astronomische Lage. — Chinesische Grenzer. — Verirrt. — Krank. — Auf Telege verladen. — Das Murmelthier-Gebirge. — Ssa-ur. — Muss-tau. — Pässe. — Ruinen Dschangudei. — Im Emilthale. — In der Nähe von Dunganen. — Anstieg auf's Gebirge. — Piket Burgasutai. — Fernblick. — Champagnerkur. — Dr. Pander. — Zoologisches. — Gebirgsblumen. — Hochebene Kisil-Tschilikti. — Durch die Felslabyrinthe der Kara-Kadschirberge. — Erster Blick auf den Altai. — Nach Saissan. — Major Tichanoff. — Kreis Saissan. — „Die Edle“. — Geographische Lage. — Wichtigkeit für den Handel. — Mehltransporte nach China. — Wildes Kameel. — Berge bei Saissan. — Giftige Spinnen. — Thierleben. — Graf Waldburg über den Ausflug nach den Manrakbergen. — „Abfahrt. — Beludschi. — Im Manrak. — Fernblick. Unter Ularen. — Ein Flötenspieler. — Kirghisische Milchwirthschaft. — Wieder Ulare. — Auf dem Kamme des Gebirges. — Ein gefehlter Wolf. — Schwierige Pfade. — Felsgebilde. — Ausdauer von Reitochsen. — Rückkehr.“ — Der Ular. — Verbreitung der Steinrebhühner. — Festlichkeiten. — Abreise von Saissan. — Steppe am schwarzen Irtisch. — Wiederum Bäume. — Nahe Ak-Tjubé. — Springmäuse. — Auf dem schwarzen Irtisch. — Uferlandschaft. — Ein Landschaftsbild von Brehm. — Ankunft am See. — Kirghisische Fischerniederlassung. — Fischarten des See's. — „Genuine“ Karpfen. — Vogelleben. — „Fischverderber“. — Angeschossene. — Zum Chirurgen gepresst. — Nach Baklanii-Myss. — Internationales Concert. — Der „Edle See“. — Grösse, Ausdehnung, Lage. — Zuflüsse. — Schwarzer und weisser Irtisch. — Schiffbarkeit des schwarzen Irtisch — Ignatoff's Dampferfahrt. — Fischreichthum. — Verpachtungen. — Productivität. —

Billige Preise. — Fischereisaison. — Fangmethoden. — Aufbruch vom See. — Das zahme Kameel. — Wüstensteppe. — Saxaul. — Wüstenthiere. — Kulan oder Wildpferde. — Fata morgana. — Ein verlaufenes Pferd. — Geologisches. — Steppenoase. — Sprosser.

Bakti besteht nur aus einigen weissgetünchten mit Schilf oder Stroh gedeckten, langen schuppenartigen Häusern, zur Unterkunft, ich glaube einer Sotnie Kosaken und Artillerie, als der äussersten Grenzwacht Russlands gegen China. Das letztere Reich beginnt gleich jenseits des Baches, also fast unmittelbar hinter Bakti.

Um 11 Uhr (21. Mai) brachen wir nach Tschugutschak auf, der nächsten nur 17*) Werst ($2^1/_2$ Meile) entfernten chinesischen Stadt, wo wir vom Dschansun**) oder obersten Militair- und Civilbeamten zum „Dinner" erwartet wurden. Unser Zug war ein überaus stattlicher. Nicht allein, dass 24 Kosaken (nicht 100 wie Brehm angiebt) in Paradeuniform mit einem Trompeter demselben einen imponirenden, militairischen Anstrich gaben, die leichtbeschwingten Kirghisen, wol 40 an der Zahl und vielleicht mehr, sorgten für das Malerische. Dazu wenigstens ein Fuhrwerk, eine elende aber mit feurigen Pferden bespannte Telega, in welcher Dr. Brehm sass.

Der Weg über die ebene, am Horizont von Schneebergen begrenzte Steppe war gut. Wie es in solcher Begleitung daher nicht anders sein konnte, so gestaltete sich nach und nach der Ritt zu einem wahren Wettrennen, denn Pferde und Reiter wollten es einander zuvorthun.

Wenige Werst von Tschugutschak erwartete uns bereits ein Berittener in fremder Kleidung, der in echt chinesischer Höflichkeit vom Dschansun nur abgesandt war, um dessen Visitenkarte abzugeben, dafür unsere zu erbitten und nun im vollen Carrière voraussprengte, unsere Ankunft zu melden.

Die Stadt***) erschien schon von Weitem wie eine Masse un-

---

*) Die russischen Angaben lauten sehr verschieden, von 9 bis 19 Werst!

**) So hörte ich das Wort aussprechen; Radloff schreibt „Dsau-dsün," Wenjukow „Zsjan-zsjun", Brehm „Zandschur" und „Zandschun", Graf Zeil „Dschan-dschun".

***) Nach Putimtscheff, welcher, als Dolmetscher einer russischen Handelskaravane, 1811 Tschugutschak besuchte und bis in die neueste Zeit der Einzige blieb, muss die mit einer regelrechten Mauer und Alleen umgebene Stadt damals ziemlich ansehnlich gewesen sein (Magasin asiatique 1826 p. 174).

regelmässig zusammen gelegter Lehmwürfel, unter denen die Festung mit ihren bogenförmigen Zinnen besonders hervorragte. Als wir einzogen verschwanden aber vollends alle Illusionen, wie man sie von einer chinesischen Stadt sich zu machen geneigt ist. Da gab es keine mit zierlichem Schnitzwerk versehenen Holzhäuser, wie wir sie aus Abbildungen als typisch erwartet hatten, sondern nur elende, mit flachen Rohrdächern versehene, niedrige Lehmhütten, ohne Fenster, die schmale, krumme und winkelige Strassen einfassten. Freilich befanden wir uns nicht in den betriebsamen und übervölkerten Küstenländern des Südens, sondern in einem der abgelegensten Winkel des himmlischen Reiches.

Aber die berühmte Bodencultnr des Chinesen stand auch hier in voller Blüthe. Schon vor der Stadt hatten wir verschiedene Gräben eines ausgedehnten Bewässerungssystems zu passiren, welches sich sogar bis in diese selbst erstreckte. Denn auch hier fanden sich, hinter hohen Lehmmauern vom Winde geschützt, hübsche Gärten, die theils mit Futterkräutern, theils mit Gemüse bepflanzt waren.

Schon A. Schrenk der 1840 sich Tschugutschak bis auf ca. 8 Werst näherte, die Stadt selbst aber nicht betreten durfte, rühmt die trefflich cultivirten Weizen- und Hirsefelder. Sie werden mittelst der Flüsse Kitatsu (Tuguntschi), Ulastai und Bin-tschan-goü (Taltal und Kara-ungur bei Schrenk) bewässert, die sich vor Tschugutschak vereinigen. Diese kleinen Flüsse erreichen indess in Folge ihrer Zersplitterung in so viele kleine Kanäle, nicht einmal die Stadt, geschweige den südlich von derselben vorbeifliessenden Emil, dem sie ursprünglich zueilten.

Bald hielten wir vor dem Thore einer hohen Lehmmauer, die die Wohnung des Dschansun und zugleich die Kaserne einschloss. Hier stiegen wir ab, liessen uns anmelden und wurden sogleich gebeten einzutreten. Nur die Kosaken und zahlreichen Kirghisen mussten ausserhalb des Thores halten und bezogen bald darauf Jurten vor der Stadt.

Das Innere des sehr geräumigen Hofes enthielt längs der Lehmmauer zahlreiche, kleine, winkelig ineinandergefügte Gebäude aus Lehm, mit papierverklebten Fenstern, sogenannte Fansen, und in einer eben solchen, kaum etwas besseren, residirte auch der Dschansun, Djun oder Jun mit Namen. „Seine Unaussprechlichkeit", wie Brehm schreibt, ein kleiner, ältlicher, bartloser Herr empfing uns

höflich an der Thür und nöthigte uns in das kleine Zimmer einzutreten, wo wir einem anderen hohen Beamten, ich glaube seinem Stellvertreter, dem Chamambal oder einem Generale (Futudun) vorgestellt wurden. Die sehnlichst erwartete Mahlzeit stand hier auch bereit. Ich kannte solche bereits aus dem feinsten chinesischen Restaurant San Francisco's und meine Erwartungen waren daher nicht hoch gespannt. Die Tafel stand mit einer Menge kleiner Schüsselchen bedeckt, die allerlei Früchte u. A. in Scheiben geschnittene frische Birnen, Zwiebeln in Oel, Radieschen, Rettige, candirtes Obst, Zuckerwerk und papierdünne Fleischscheibchen enthielten. Obristlieutenant Friederichs behauptete, die letzteren seien nichts Anderes als Hundefleisch und rührte deshalb nichts an. Ich probirte aber und fand, dass es gekochter Schinken war. Der Dschansun entschuldigte sich übrigens mit der Armuth seines Tisches, da es so weit bis Peking sei, woher er allein feinere Sachen beziehen könne. Freilich fehlte es an den Delicatessen, wie Haifischflossen, Hirschsehnen, Tripang, Schwalbennestern, und wie all die Herrlichkeiten hiessen, die man uns in San Francisco auftischte, aber selbst diese können für den Europäer ein ordentliches Beefsteak nicht ersetzen, und letzteres war leider nicht zu erlangen. Aber dafür befanden wir uns eben in China und so mussten wir es uns gefallen lassen, dass nicht einmal Kumyss als Getränk gereicht wurde, sondern, neben allerdings recht gutem Thee, nur noch ein sehr starker Reisbranntwein, sogenannter „chinesischer Wein“. Er wurde in kleinen, sehr zierlichen Schälchen aus Nephrit servirt, aber wir kamen kaum weiter als über das Nippen hinaus, da der Arak gar zu viel Fusel enthielt. Nach dem Essen, für uns eigentlich keins, liess der Dschansun Wasserpfeifen bringen, die mit sehr sinnreichen, glimmenden, bei scharfem Anblasen aber lodernden Papierzündern in Brand gesetzt wurden. Gegenüber unserm Ungeschick im Gebrauch dieser Gegenstände war es dem Gouverneur nicht zu verargen, wenn ein Lächeln über sein sonst so gemessenes Gesicht glitt. Es blieb übrigens nicht blos bei der Bewirthung, auch Geschenke wurden angeboten. Sie bestanden in Fächern, kleinen gestickten Beutelchen aus Seide und anderen niedlichen chinesischen Kleinigkeiten, die, wenn sie auch nicht werthvoll waren, immerhin für die Fremdlinge eine hübsche Erinnerung bilden mussten. Selbstredend gehörte sich ein Gegengeschenk und darin waren wir wiederum schlecht versehen. Ich hatte nur zwischen einem Kompass und einem Zehnreichsmark-

Goldstück zu entscheiden und gab auf Rath von Major Tichanoff den ersteren. Diese Kleinigkeit wurde übrigens anscheinend mit besonderem Dank entgegen genommen. Aber der brave Chinese besass eben zu viel Höflichkeit um irgend ein Zeichen der Geringschätzung merken zu lassen, wenn er vielleicht auch im Innern über dieses Geschenk von anscheinend so hohen Fremdlingen lächeln mochte. Denn ähnliche Erzeugnisse europäischer Mechanik waren ihm keineswegs fremd. So zeigte er uns ein paar schöne englische Taschenuhren, einen sehr guten Krimstecher und einen ausgezeichneten Hinterlader amerikanischen Ursprunges.

Die Unterhaltung war übrigens, wie dies nicht gut anders sein konnte, äusserst langweilig, da alle Fragen und Antworten durch 4 Sprachen: Deutsch, Russisch, Kirghisisch und Chinesisch oder umgekehrt zu gehen hatten, wobei manches Missverständniss vorgekommen sein mag. Ausser den üblichen Begrüssungen wurde nur über ziemlich gleichgültige Dinge verhandelt. Der Chinese, welcher wahrscheinlich an der Küste genug mit den „blondhaarigen Barbaren" verkehrt hatte, war dabei minder neugierig als wir und stellte über Herkunft und Zwecke unserer Reise kaum Fragen.

Gegenüber dem, mit einigen in unseren Augen miserablen, bei den Chinesen aber bewunderten Erzeugnissen von Wettmalerei, verziertem Empfangs- und Esszimmer befand sich ein anderes, welches vermuthlich als Gerichtslocal diente. Hier stand auf einem Tische sorgfältig von einem Futteral aus gelber Seide bedeckt das kaiserliche Siegel und hinter diesem Tische waren Symbole der kaiserlichen Gewalt, Drachen, gelbe Papierstreifen, wie sie zu Urtheilssprüchen verwendet werden und Richtschwerte zusammengestellt. Der Gouverneuer erlaubte sogar uns das Siegel oder vielmehr Petschaft zu zeigen, welches, aus einem mehr als faustgrossen bearbeiteten und gravirtem Stück Silber bestehend, sonst nur bei Amtshandlungen enthüllt werden darf. Aber es bedurfte dazu eines besonderen Beamten und, wenn ich nicht irre, war dies der Scharfrichter. Nach Besichtigung dieser immerhin interessanten Einrichtung begaben wir uns auf den freien Platz vor der Kaserne, wo die Soldaten aufgestellt waren. Als wir über den Hof schritten hatten wir Gelegenheit uns besser als beim Eintritt umzusehen. Am auffallendsten war eine grosse hölzerne Tafel oder aufgerichtete Planke, mit dem Bild des heraldisch-chinesischen Tigers nebst Schriftzeichen, welches wahrscheinlich das Schild der Regierungskanzlei vorstellte. Denn

bei diesem Bilde befanden sich Werkzeuge zur Ausübung des Gesetzes*), welches in China bekanntlich noch heut grausame, unserer Folterzeit ebenbürtige, hie und da sie übertreffende Strafen verhängt. Der so oft auf Bildern aus China dargestellte 3 bis 4 Fuss breite Halskragen (Kobak) aus dicken Planken verfertigt, erregte am meisten unsere Aufmerksamkeit. Er gehört zu den legalen Strafmitteln niederen Grades im ganzen chinesischen Reich. Der Verurtheilte wird tagsüber mit diesem Halskragen, der die Hände verhindert den Mund zu erreichen, an einem öffentlichen Platze ausgestellt und die Dauer der Strafe erstreckt sich bis auf 3 Monate.

Das Schauspiel, welches uns vor der Kaserne erwartete, war jedenfalls ein in seiner Art eigenthümliches und neues. Nicht allein dass wir zum ersten Male Krieger des himmlischen Reichs und ihre Leistungen im Gebrauch von Pfeil und Bogen sehen sollten, die militärische Uebung hatte zugleich auch eine bunte Menschenmenge herbeigelockt, für welche wir ohne Zweifel den Hauptanziehungspunkt bildeten. Was zunächst die Mannschaften dieser kaiserlich chinesischen Infanterie anbelangt, so waren sie als echte Söhne der Mandschurei, welche für China von jeher die priviligirte Kriegerkaste bildeten, vorwiegend aus anthropologischen Gründen interessant für uns.

Im Uebrigen machten diese Soldaten in Haltung und Kleidung einen ebenso armseligen und lächerlichen Eindruck, als die „big warriors" der Ute-Indianer, welche ich seinerzeit in Colorado sah. Ihre einzigen gemeinschaftlichen, militärischen Abzeichen bestanden nämlich in einem runden Mützenknopf aus Kristallglas, von welchem ein oder zwei Streifen rothgefüttertes Marderfell als Zierart herabhingen, und in einem grossen Ringe der am Daumen der rechten Hand getragen wurde und dazu diente den Rückschlag der Bogensehne zu pariren. Auch der Dschansun trug einen solchen und zwar von Nephrit, während sein Mützenknopf aus einem daumgliedlangen und dicken Stück hellrosafarbener Koralle gearbeitet, also ziemlich werthvoll war. Die übrige Kleidung und der Zopf der Soldaten unterschied sie nicht von gewöhnlichen Chinesen. Es waren grösstentheils

*) Ueber das Gerichtsverfahren und die Verwaltung, wie sie früher in Kuldscha und wahrscheinlich anderen westlichen Provinzen war und wol noch ist, giebt Radloff in seinem äusserst interessanten und lehrreichen Aufsatze: „Das Ili-Thal in Hoch-Asien und seine Bewohner" (Peterm. Mitth. 1866. p. 255—259) ausführliche Kunde.

emlich alte Kerls, von nicht selten ansehnlicher Grösse und Statur, e neben dem sorgfältig gepflegten Zopfe viel Sorgfalt auf ihre ärlichen Schnurrbärte zu verwenden schienen.

Die Vorbereitungen zum Bogenschiessen, denn ein solches llte uns zum Besten gegeben werden, musste etwaige Erwartungen, n Vögel im Fluge treffen zu sehen und dergleichen Kunststücke eich von vornherein bedeutend herabstimmen. Etwa 40 Schritt r der Söldnerschaar war nämlich eine Scheibe aus Papier errichtet, elche ganz in ähnlicher Weise als unsere eine Mannsbreite zeigte. och fehlte der übliche „Kugelfang"; statt dessen stand kaum 60 hritt hinter der Scheibe die Schaar der Neugierigen. Die Schiesserei nnte also nicht sehr gefährlich werden; und so war es auch. der Soldat entsendete fünf, der mit lanzettförmiger eiserner Spitze rsehenen ca. $2^1/_2$ Fuss langen Pfeile*), von denen die meisten itlich von der Scheibe in die Erde sausten und von den jugendhen Zuschauern im Triumph dem glücklichen Schützen zurückbracht wurden. Wie unsere russischen Begleiter versicherten llen selbst in diesen abgelegenen Provinzen Hinterladergewehre, nerikanischen Ursprunges, für die Truppen vorhanden sein. Da s Blei in ganz China, besonders aber in diesen entlegenen Pronzen einen sehr hohen Werth hat, so soll der Dschansun aus parsamkeitsrücksichten nur das gelegentliche Schiessen mit Platztronen erlauben; doch will ich für die Richtigkeit dieser Mitteilung nicht einstehen.

Nach beendigtem Schiessen hatte der Dschansun noch die reundlichkeit uns seinen ausgezeichnet angelegten und bewässerten emüsegarten zu zeigen, in welchem er uns eigenhändig einige adieschen und kleine Rettige ausriss und anbot. Hierauf verschiedeten wir uns von dem freundlichen Manne, da, ich weiss cht mehr recht aus welchen Gründen, unsere Abreise unwiderflich für den Abend angesetzt war, obwol der Dschansun bereits achtquartiere bereiten liess und uns noch zum Besuch buddhistischer löster sowie der Festung einlud. Die Fremdlinge konnten überhaupt em chinesischen Machthaber für seine Gastfreundschaft und Zuvorommenheit nur dankbar sein. Jedenfalls hatte „Seine Unausrechlichkeit" den stark an Spott und Lächerlichmachen grenzenden

*) Abbildung von Bogen und Pfeil auf No. 4 (191) der im Verlag von . Behrens (Braunschweig) erschienenen ethnologischen Photographien meiner ammlungen.

keine Gelegenheit uns über das schöne Geschlecht bei den Eingebornen ein Urtheil zu bilden, denn ein paar zerlumpte alte Weiber, wol Kalmückinnen, war Alles was wir im Vorbeireiten sahen. Wenn sich daher Dr. Brehm die einzige Mongolin als „echt typisches Exemplar" in solcher Fratzenhaftigkeit zeigte, „welcher gegenüber eine halbwegs gesittete Aeffin schon eine halbe Venus" ist, so können diese Worte nur dem Individuum aber nicht der ganzen Rasse gelten. Denn die kleinen niedlichen Chinesinnen sind häufig nichts weniger als abschreckend!!

Gegen 7½ Uhr Abends brachen wir nach kaum mehr als sechsstündigem Verweilen auf und nahmen einen anderen Weg als den welchen wir gekommen waren. Er führte uns durch mehrere weitläufig gebaute Stadtviertel, die von einander getrennt lagen und mit Lehmmauern umgeben waren, durch welche z. Th. befestigte und verschliessbare Thore führten. Jedes Viertel wird von einem besonderen Volksstamme bewohnt, wovon Tschugutschak offenbar eine ziemliche Anzahl aufzuweisen hat. Leider war jetzt keine Umkehr mehr möglich, so gern ich zu derselben noch im letzten Augenblicke bereit gewesen wäre, was ich umsomehr bedauere und stets bedauern werde, als eine nur einigermassen befriedigende Beschreibung der Stadt und ihrer ethnographischen Elemente durchaus fehlt.

Nach den Schilderungen Radloff's (l. c. p. 88 und 250) über die Bewohner des Ilithales kommen dort neben centralasiatischen Völkern, wie Kalmücken, Tataren (aus Kaschgar, Jarkand, Chotan), Tarantschi, Dunganen (muhamedanische Chinesen), auch solche aus dem fernen Osten (Mandschu, die tungusischen Stämme der Schibö und Solonen aus Daurien, wie die Chambing eine Art Militärkolonisten gleich den Kosaken) und Süden (Tschámpän, Verbannte aus den Südprovinzen Chinas) zusammen.

Und so mag es in Tschugutschak vielleicht auch gewesen sein, wenn auch die Zerstörung der Stadt durch die Insurgenten grosse Veränderungen hervorgebracht haben mag, die festzustellen eben interessant gewesen wäre. So wissen wir z. B., dass eine beträchtliche Anzahl Schibö (Ssibo) und Solonen seit 1871 die Stadt wieder bevölkern halfen.

Aus noch unbekannten Ursachen brach 1862 in den westlichen Provinzen Schan-si, Kan-si, Li-tschuan und Ju-nan Aufruhr*) aus,

*) Vergl. Radloff: „Nachrichten über den Aufstand in der Ili-Provinz" in:

der sich bald bis zur russischen Grenze fortsetzte und noch heut nicht ganz gedämpft ist. Die Dunganen oder Dungenen, von den Chinesen wie alle Muhammedaner „Choi-choi“ genannt, ein ursprünglich tatarischer (uigurischer) Volksstamm, der in Kleidung, Sprache und Sitten vollständig zu Chinesen wurde, erhob sich zunächst um das Joch der Mandschu abzuschütteln und fand bald von anderen religionsverwandten Stämmen, wie Tarantschi, Kirghisen und Kara-Kirghisen Unterstützung. Es entbrannte nun ein Krieg in welchem beide Parteien sich in Hass, Rachsucht, Feigheit, Grausamkeit, Vernichtung und Zerstörung einander nichts schuldig blieben und dessen Führungsweise Przewalski*) jedenfalls am anschaulichsten schildert.

Nachdem die Dunganen 1864 Urumtschi erobert hatten, welches auf 2 Millionen (?) Einwohner geschätzt wurde und wobei an 130.000 Mandschu erschlagen worden sein sollen, rückte ihre Heeresmacht gegen die westlichsten Bollwerke des Chinesenreichs Kuldscha und Tschugutschak vor. Ueber die Belagerung, Einnahme und Zerstörung der ersteren Stadt, sowie des ganzen Ilithales verdanken wir Radloff's (l. c.) eingehende Kunde.

Die in Verschanzungen belagernden Dunganen wurden wiederholt von Mandschu und Kalmücken geschlagen und konnten sich nur durch ihre, wegen der verlockenden Plünderung herbeigezogenen Glaubensbrüder halten. Die Dunganen kämpften übrigens keineswegs mit dem Ernste, noch hatten sie die „trefflichen“ Gewehre, wie das Brehm schildert, sie waren vielmehr ebenso feige als die Chinesen. So wagte das 14000 Mann starke Dunganenheer keinen Angriff während der 3 Tage, dass Lieut. Reinthal mit 14 Begleitern im Juli 1865 Kuldscha besuchte. Nach 3jähriger Belagerung musste die unglückliche Stadt, welche an 100000 Einwohner gehabt haben soll, sich aus Mangel an Lebensmitteln (täglich starben 50 bis 100 Menschen am Hungertyphus) übergeben. Die Dunganen machten Alles nieder, doch hatte sich der Dschansun mit sämmtlichen Resten vorher in die Luft gesprengt. Es kann also nicht wohl [illegible] welcher uns in Tschugutschak empfing,

[illegible] Karte. [illegible] Der Aufstand der Muhammedaner im [illegible] 142. und Wenju- [illegible]

*) [illegible] der Tanguten und den Wüsten Nord- [illegible]

wie Dr. Brehm berichtet. Denn bekanntlich nahmen die Russen nicht von den, sondern für die Chinesen*) Besitz von Kuldscha und dem Ilithale, nachdem die Tarantschi, welche inzwischen die Dunganen niedergeworfen, hier unter einem Sultahn regierten, sich wiederholt Uebergriffe an russischem Eigenthum hatten zn Schulden kommen lassen.

In ähnlicher Weise als mit Kuldscha ging es auch mit Tschugutschak, nur dass die Dunganen die Stadt durch Verrath in die Hände bekamen. Nachdem sie dieselbe fast 2 Jahre erfolglos belagert hatten, boten sie Anfang des Jahres 1865 einen Vergleich an. Auf Vorschlag der Dunganen versammelten sich Mandschu-Beamten und Kalmücken-Häupter arglos in der Moschee, wo der Frieden beschworen werden sollte, wurden aber hier von den Dunganen niedergemetzelt. Auch der greise Amban (General) fiel; aber der junge Amban entkam und ihm gelang es, die inzwischen von den Dunganen verrätherisch überfallene Citadelle wieder zurück zu erobern. Hunger zwang endlich zur Uebergabe, welche wie es scheint 1867 erfolgte, und wobei alles Lebende dem Tode verfiel. Nur der Dschansun Djun, welchen wir kennen lernten, entkam dem Blutbade, weil er beim Heere auswärts war. Doch wurden seine Frauen und sein Sohn ermordet. Anstatt des Letzteren hat er einen anderen, dem seinen sehr ähnlichen Knaben, an Sohnesstatt angenommen, an den er mit grosser Liebe hängt. Wie gräulich es damals hergegangen sein mag hörten wir durch Obristlieutenant

*) Diese sollten es wieder zurückerhalten, sobald sie im Stande sein würden, die Ordnung selbst aufrecht zu erhalten, was nach chinesischer Anschauung bereits der Fall ist. Denn schon im October 1878 hat die chinesische Regierung durch eine eigene Gesandtschaft die Zurückgabe verlangt, zugleich den Handel, Aus- und Einfuhr, sowie den Aufenthalt der Russen in Kuldscha und dem dazu gehörigen von Russland besetzten Districte verboten. Ob Russland diesem Verlangen entspricht ist freilich eine andere Frage. Gerüchten aus Turkestan zufolge, würden (wol übertrieben) 100,000 Chinesen mit Remington-Gewehren und Krupp'schen Geschützen (natürlich von England geliefert!) bereit stehen um ins Ilithal einzumarschiren. Jedenfalls wird ihnen dies nicht so rasch gelingen als wie mit Ost-Turkestan, wo sie die so mächtigen Muhammedaner überraschend schnell niederwarfen. Kaum war der gefürchtete Jakub-Beg am 8. Juni 1877 gestorben, so rückten die Chinesen auch schon gegen seinen Sohn und Nachfolger Beg-Kuli-Beg heran, schlugen ihn überall, eroberten schon am 19. October 6 Städte, darunter Turfan, und rückten bereits am 17. December in Kaschgar ein, welches jetzt von einem chinesischen Statthalter regiert wird.

Friederichs, dessen Aeusserungen Dr. Brehm in der nachfolgenden Stelle wiedergiebt, die ich dem citirten Artikel entnehme, in welchem er beredter und packender als vielleicht mancher Augenzeuge (aber leider ohne alle Daten), den Dunganenaufstand im Emilthale schildert.

„Als vierzehn Tage nach der Einnahme von Tschugutschak unser Freund und Reisebegleiter Friedrich die unglückliche Stadt oder richtiger die Stätte, auf welcher sie gestanden, besuchte, kräuselte keine Rauchwolke die Firsten ihrer Häuser, brannte das einladende Feuer auf keinem Herde mehr; denn Häuser und Herde waren vernichtet. Als er durch das Thor eingeritten war, umschwirrte das lebendige Gewimmel betriebsamer Menschen nicht mehr wie früher, Auge und Ohr, denn jene Menschen hatten unter dem Schwerte ihr Leben gelassen. Aber Hunde und Wölfe, die Bäuche geschwellt vom Aase menschlicher Leiber, schlichen beutesatt vor ihm davon oder liessen sich in ihrem eklen Mahle nicht stören und nagten weiter an dem Gebein ihrer früheren Gebieter. Adler und Milane theilten mit ihnen den Schmaus, diesmal ohne sich gegenseitig darum zu streiten; denn mehr als überreich war für alle Nahrung vorhanden. Wo man Raum hatte schaffen müssen um sich bewegen zu können, waren die Leichen auf Haufen geworfen worden, Dutzende, Hunderte Männer und Frauen durcheinander, in den übrigen Stadttheilen, in den Strassen, Hofräumen, Häusern lagen sie einzeln, zu zweien, zu zehn, Gatte und Gattin, Urahne, Grossmutter, Mutter und Kind, Familien und Trupps flüchtend nach Rettung suchender Nachbarn nebeneinander, die Stirnen zerklafft von Schwerthieben, die Gesichter zerfetzt, verbrannt, vom Zahne der Hunde und Wölfe zerrissen, die Leiber ohne Hände, ohne Köpfe. Was die tollste Einbildung an Gräueln ersinnen kann, sah das entsetzt umherirrende Auge unseres Gewährsmannes verwirklicht vor sich. Unerträglicher Leichengeruch verpestete Oertlichkeit und Gegend, so dass Friedrich froh war, als er die Stätte des Schreckens glücklich wieder hinter sich hatte.“

Jetzt waren von diesen Zerstörungsgräueln keine Zeugen mehr übrig geblieben; auch hier hatte die Zeit wieder die Schäden und Wunden geheilt, freilich ohne der Stadt ihren Flor nur annähernd zurückzugeben. Sie zählt jetzt wol kaum mehr als 3—4000 Einwohner, nach Dr. Brehm gar nur 1400, während sie vor dem Aufstande mindestens 30,000 besessen haben soll; 1868 nach Golubew

allerdings nur 10,000. Sie war damals ein wichtiger Handelsplatz, der im directen Karavanenverkehr mit Semipalátinsk und anderen Städten stand. Doch durften die Russen erst nach dem Vertrage von Kuldscha, der schon 1851 durch Kowalewski abgeschlossen, aber erst 10 Jahre später bekannt wurde, Factoreien errichten. Wie bedeutend die von Tschugutschak gewesen sein mag, erhellt aus dem Nachweise, dass sie 1854 allein für 1,600,000 R. Thee aus- und für 500,000 Manufacturen einführte. Leider wurde sie schon im folgenden Jahre vom chinesischen Pöbel zerstört und ist seither nicht wieder errichtet worden. Immerhin scheint sich der Handel nach und nach zu heben. Tschugutschak liegt nach Golubew auf 46. 41. 30. n. Br. und 82. 57. 30 östl. Länge v. Gr. in einer Höhe von 1900 Fuss. Nach den mir gütigst von Graf Waldburg gemachten Mittheilungen wäre die astronomische Lage 46. 50 und 83. 40 bei 340 Meter Höhe; zugleich würde Tschugutschak die Hauptstadt der chinesischen Provinz Ili-Tarbagatai bilden.

Wir hatten von unserem ausgezeichneten Geleitsgeber Obristlieutenant Friederichs und dem trefflichen Kirghisenältesten Tamar-Bei*), unter aufrichtigem Danke herzlich Abschied genommen, da sich unsere Wege ausserhalb der Stadt, leider wol für immer, trennten und wandten uns dem Osten zu. Da die Jurten nur 18 Werst entfernt sein sollten, so ritt ich mit Martin Dzerwit und einem Kosaken als Wegweiser voraus, denn ich musste je eher je lieber Ruhe und Schlaf geniessen, das war mir klar.

Eine Strecke weit gaben uns zwei phantastisch gekleidete und mit Bogen und Pfeil bewaffnete Burschen, mongolischer Rasse, wol Schibō, von denen der eine als Kopfbedeckung einen mit Silbertressen besetzten Dreistützer aus dem vorigen Jahrhunderte trug, das Geleit. Es war die Ablösung für eine chinesische Grenzwacht (wahrscheinlich Ulustau), die sich irgendwo in der Nähe befinden sollte, wurde mir. von dem Kosaken gesagt, der sich, wie die Folge lehrte, wol zu eifrig mit seinen chinesischen Kollegen unterhalten hatte. Nachdem wir ein Dorf passirt, dessen Bewohnerschaft neu-

*) Sein wahrer Name lautet Tamar Metekoff; das Wort „Bei" oder „Bii" bezeichnet seinen Stand als Richter oder unbesoldeter Aeltester der Aktschaolinsk'schen Wollost, er gehörte in Kalguti, ca. 40 W. von Sergiopol zu Haus und war der tüchtigste, gewissenhafteste und zuverlässigste Mensch den wir kennen lernten. In Folge seiner uns so nützlichen Begleitung wurde ihm vom Kaiser von Russland eine Medaille als anerkennende und verdiente Auszeichnung zu Theil.

gierig, aber anscheinend nicht erfreut, zusammenlief, geriethen wir in die Ruinen eines anderen zerstörten, deren durch Vegetation überwucherte Vorrathslöcher*) gefährlicher waren, als die wüthenden und bissigen Köter im vorhergehenden. Bald darauf sahen wir eine sanfte Hügelkette vor uns. Hier sollten die Jurten sein, versicherte der Kosak und ich glaubte ihm, denn wir waren mehr als anderthalb Stunden fast ununterbrochen scharfen Trab geritten und konnten die Strecke**) bald hinter uns haben. Aber der brave Wassily Iwanowitsch oder Iwan Wassilywitsch, oder wie er heissen mochte, hatte sich eben geirrt und gestand endlich kleinlaut, was ich schon längst ahnte, dass er den Weg überhaupt nicht wisse. Was war da weiter zu machen? Meine Verwünschungen, die ich in zwar fremder, aber verständlicher Zunge auf den Kosaken herabschleuderte, besserten weder die Situation, noch meinen wirklich erbärmlichen Zustand. Ich konnte mich kaum mehr zu Pferde halten und streckte mich, von Fieberfrost durchschüttelt, nur mit dem dünnen Kosakenmantel bedeckt ohne Weiteres auf die feuchte Steppe nieder, während der Kosak auf's Neue recognosciren ritt.

Ein Kalmück unseres Reisezuges der, wegen seiner 2 Handpferde, nicht ohne gewisse Furcht vor umherstreifenden Dunganenräubern war, fand die Richtung besser als der Kosak und so langten wir fast gegen 11 Uhr im Lager an, nachdem wir statt 18 wol an 30 Werst zurückgelegt hatten. Ohne mich auszuziehen fiel ich auf das Lager, von dem ich mich erst in der Frühe des 23. (Mai), also nach fast 36 Stunden, erhob oder vielmehr erheben musste. Mein Schlaf war kein stärkender, sondern ein blosses, von Fieberphantasien unterbrochenes Hinträumen gewesen. Wiederholt flimmerten und gaukelten vor meinen Augen Tausende buntfarbiger Sterne, die meiner Phantasie noch von dem im Knabenalter durchgemachten Nervenfieber unvergesslich geblieben waren. Dabei war mein Zustand ein so apathischer, dass mich wahrscheinlich kaum Feuer in der Jurte zum Aufstehen bewegt haben würde. Meine Gefährten hatten, da ich mich zu Pferd nicht halten konnte, vorsorglich eine Telege besorgt,

*) In eine solche Grube stürzte Major Tichanoff mit seinem Pferde, bei Gelegenheit der Verfolgung dunganischer Pferdediebe (siehe weiter zurück) glücklicherweise ohne sich Schaden zu thun.

**) 18 Werst in $1^1/_2$ Stunde darf immerhin als eine befriedigende Leistung angesehen werden; es macht ca. 5 Minuten auf eine Werst (fast gleich einem Kilometer). Man rechnet bei der Kavallerie gewöhnlich 1 Kilometer zu 4 bis 5 Minuten.

denn es galt vor allen Dingen den ungesunden Lagerplatz am Ukuntsche, (600 M. hoch) dessen schlechtes Wasser ich trotz aller Warnung gierig trank, zu verlassen. So zogen wir endlich am 23. langsam weiter und erreichten am Abend des 24. gegen 9½ Uhr das russische Grenzpiket Burgusutai*), richtiger wohl Burgasutai und zugleich die Passhöhe des Tarbagatai-Gebirges**).

Dasselbe hat seinen Namen von der Menge Murmelthiere (Tarbaga) oder Bobacs (Arctomys bobac) erhalten, welche sich nach Karelin aber nur am Nordabhange finden sollen, eine Angabe die sehr merkwürdig klingt, welche ich aber weder zu widerlegen noch zu bekräftigen vermag, da uns die genannten Thiere hier nicht vorkamen. Die Kette des Tarbagatai, deren westliche Ausläufer wir schon vor Sergiopol gesehen hatten, erstreckt sich von hier nach Osten bis nahe zum See Uljungur (Kisyl-basch), in einer Ausdehnung von fast 600 Werst (ca. 87 deutsche Meilen), ist also ein recht ansehnliches Gebirge.

Die mittlere Kammhöhe beträgt nach Semenow 4,500 Par. Fuss, doch giebt es mehrere über 9000 Fuss hohe Pics, unter denen der Tass-tau 9700 Fuss (nach Feodorow, nach Anderen 10760 Fuss) am höchsten ist. Weiter westlich folgen der Maral-Tscheku und Ssandyk-tass. Die Osthälfte der Kette, oder das Ssa-ur-Gebirge ist höher als die westliche, aber erst das im Südosten des Saissan-Districts etwas nördlich vom Hauptgebirgszuge abgezweigte Muss-tau-Gebirge (d. h. Eisgebirge) trägt ewigen Schnee, der übrigens auch an anderen Stellen des Tarbagatai das ganze Jahr über liegen bleibt. Der Tarbagatai bildet die Wasserscheide zwischen dem dsungarischen Steppengebiet und dem Saissan-Becken. Er entsendet eine Menge kleiner Flüsse, die aber meist weder den südlichen Émil oder Aemil noch den nördlichen Kara-Irtisch erreichen, sondern fast alle in der Steppe verlaufen. Unter den mehr als 14 Passübergängen fehlt es nicht an solchen, die selbst für Wagen passirbar sind. So der Karakolpass, über welchen die Poststrasse von Sergiopol nach Urdschar führt;

*) So hörte ich es aussprechen. Auf der russischen vom topographischen Corps in Omsk officiell herausgegebenen Karte heisst es „Burgasutai", das Gebirge Burgusutai-tscheku"; auf anderen Karten auch wol Burgustai, Bugasutai und selbst Bugustai.

**) Sein erster Erforscher war der Botaniker Siewers (1793); ausführlicher berichteten Karelin (1840) und namentlich A. Schrenk (l. c. p. 55 u. ff.), der namentlich viel Geologisches mittheilt. — Siehe auch Wenjukow p. 247.

der Chabar-assu für die Karavanen von Kokbekti bis Tschugutschak, und selbst zur Noth der höhere Burgasutai (1170 Meter nach Graf Waldburg), wie ich leider aus Erfahrung bezeugen kann.

Freilich war von einer Strasse in unserem Sinne nicht die Rede, und die kleine, nur mit einem Pferde bespannte, Telege welche mich trug, drohte oft zu zerbrechen. Aber wie es den vereinten Kräften der Kosaken gelang, sie bis Burgasutai zu bringen, so wäre dies wol auch bis Saissan möglich gewesen.

Wir hatten von dem ersten Nachtlager hinter Tschugutschak (21 Werst davon) bis zum Burgasutaiposten 36 Stunden Zeit für eine Entfernung von nur 105 Werst gebraucht. Die langsame nur im Schritt gehende Telege war freilich mit Schuld daran, aber nicht die alleinige, denn auch die bedeutende Hitze (30° R. im Freien, 35° in der Jurte) verlangte gebieterisch eine Mittagsruhe. Diese und die Nachtquartiere abgerechnet waren wir nur 19 Stunden unterwegs gewesen. Das letzte (23—24.) hatten wir in der Nähe der Ruinen Dschangudei (840 Meter hoch) gehalten, eines früheren chinesischen Grenzpostens, der 1870 von den Dunganen zerstört worden war. Ich konnte die Ruinen, trotzdem es sehr nahe war, wegen Schwäche nicht besuchen, aber dergleichen waren schon seit Bakti an nichts Seltenes. Hatten die Dunganen doch alle Grenzposten, wie die reichen Dörfer im blühenden Thale des Emil zerstört und bisher war noch Niemand gekommen, die Reste fanatischer Vernichtungswuth wegzuräumen, von welchen Dr. Brehm (l. c.) eine ergreifende Schilderung entwirft. Graf Waldburg, wie immer eifrig im Sammeln, brachte wenigstens einen Schädel mit, der nach den Untersuchungen Prof. Virchow's deutlich türkischen Ursprung zeigt, also jedenfalls einem der zerstörenden Dunganen angehörte. — Uebrigens gab es nicht blos Ruinen; Lebende sorgten bereits wieder für ihre Existenz. Wir begegneten öfters Kalmücken und Kirghisen, die nicht nur ihre reiche Heerden weideten sondern sogar gesät und ziemliche Strecken unter Bewässerung hatten. Freilich waren dies russische Unterthanen, denn nur solche durften sich derartiges ungestört von Dunganen auf chinesischem Gebiete erlauben. Wir selbst waren am 22. und 23. in nächster Nähe dieser Räuber, bekamen sogar den besten Beweis ihres Daseins und Gewerbes dadurch, dass einem Kirghisen zwei von ihm geführte Handpferde abgenommen wurden, als sich derselbe kaum 100 Schritt von dem Hauptzuge entfernt hatte. Die Verfolgung durch Major Tichanoff, Kosaken und

andere Bewaffnete blieb resultatlos; die Diebe entkamen mit ihrem Raube in der Dunkelheit der Nacht. Doch fanden sich die Pferde am anderen Tage wieder im Lager ein, offenbar hatten sie die Diebe selbst in die Nähe desselben gebracht, da sie gehört haben mochten, dass dieselben russisches Eigenthum (sie gehörten Major Tichanoff) seien und sich vor Verwickelungen mit Russen fürchteten. Wie uns in Tschugutschak erzählt wurde, hatten die Dunganen vor wenigen Tagen 80 Werst von der Hauptstadt 3 Dörfer verbrannt, und 3 gar nur 60 Werst entfernte Post-Pikets auf der südlichen Route nach Gutschén aufgehoben, hier Vieh, Getreide-Vorräthe und die jüngeren Weiber als Sclaven mitgenommen. Eine chinesische Truppenmacht unter dem Befehl des Obergenerals war daher kurz vor unserer Ankunft gegen die Räuber zu Felde gezogen.

So einladend das Gebirge von Weitem aussah, so wenig entsprach es den Erwartungen beim Näherkommen, namentlich weil dann die gänzliche Baumlosigkeit in ihrer ganzen Nacktheit hervortritt. Wie man die Passhöhe der Rocky-Mountains, Station Sherman (8235 Fuss hoch), freilich per Eisenbahn, erreicht fast ohne einen Anstieg gemerkt zu haben, ähnlich auch hier. Der Weg führt auf einer ausgedehnten Hochebene weiter, deren Character sich in nichts von der Steppe unterscheidet, die aber allerdings von einer Bergkette begrenzt wird, der die zahlreichen reissenden Flüsschen, welche wir zu überschreiten hatten, ihren Ursprung verdankten. Die breiten, mit Rollsteinen dicht besäeten Ufergelände zeigten wie ansehnlich ihre Ausdehnung im Frühjahr sein muss, jetzt war auf den Häuptern der Schnee aber bereits bedeutend geschmolzen. Kurz vor Burgasutai geht es über mächtige Geröllhalden, die an Moränen erinnern, steil aufwärts, was für die Tarantass im Dunklen besonders mühsam und nicht ganz ungefährlich war. Aber bald winkte uns der belebende Schein von Wachtfeuern entgegen, und nicht lange darauf hielten wir selbst bei denselben. Es war die russische Grenzwacht Burgasutai, ca. 50 Werst (ca. 7 d. M.) südwestlich vom Militärposten Saissan. Hier stationiren in 3 Jurten während des Sommers 25 Kosaken, von denen stets Einer auf der nahegelgenen Kuppe zu Pferd Posten hält. Der Blick, welchen man von diesem Punkte, zugleich der Wasserscheide, aus geniesst, ist in der That entzückend und hat für den Reisenden aus dem Westen noch besonders dadurch Reiz, weil sein Auge soweit in's Chinesische hineinschweift.

Nach Südost breitet sich, zunächst unter uns, die Hochebene

aus, welche wir z. Th. passirt hatten. Sie zerfällt scheinbar in eine vordere grüne Terrasse, mit dunkelgrünen Schatten und eine weiter zurückliegende heller grüne, mit fahlvioletten Lichtern. Letztere wird von einer graugrünlichen mit einzelnen Schneeflecken gezeichneten Gebirgskette begrenzt, hinter welcher sich der weit höhere schneebedeckte Hauptstock des Urkadschargebirges erhebt, dessen Kammlinie ziemlich gerade verläuft. Die regellosen Steinhaufen, welche diesem Bilde als Vordergrund dienten, waren chinesische Grenzzeichen und gaben demselben durch die sie bedeckenden lebhaft gelben Flechten einen besonders malerischen Effect.

Den Blick weiter auf die Ebene richtend sieht das Auge im Süden die mit ewigem Schnee bedeckten zuckerhutförmigen Pics des Orchudschukgebirges glänzen; im West begrenzt das Barlykgebirge, im Norden der Tarbagatai die Ebene. Der Verlängerung des letzteren folgend, da wo sich demselben das von NO. nach SSW. streichende Urkadschargebirge abzweigt, zeigen sich die schneebedeckten Gipfel des Mus-tau und Ssa-ur-Gebirges.

Zurück nach Norden schauend schweift das Auge weit über eine Hochsteppe, die durch eine Bergreihe, die Kette des Monrak, Begrenzung findet.

Das Gestein der erwähnten Grenzmarken, die dem zunächst anstehenden entnommen wurden, ist, wie die von uns mitgebrachten Handstücken zeigten, ein graphitischer Thonschiefer.

Die köstlich reine Gebirgsluft, im Verein mit dem herrlichen kalten Wasser eines nahen Quells und der anregenden, hochromantischen Landschaft, hatten ihre wohlthuende Wirkung auf meinen Zustand nicht verfehlt. Dennoch glaubte ich, wie noch heut, diesen wunderbar schnellen Wechsel auf ein ganz anderes Mittel zurückführen zu müssen, und dies war kein anderes als eine Flasche Champagner! Mein Verlangen, sonst nie gross nach einer solchen, musste gestillt werden, sollte ich wieder genesen, so bildete ich mir ein. Und Major Tichanoff wusste es selbst in dieser Einsamkeit möglich zu machen, meinen vielleicht thörichten Wunsch zu erfüllen. Sogleich nach unserer Ankunft hatte er in dankenswerther Vorsorge einen Kosaken nach Saissan abgefertigt, der denn auch (einem Ritt von 100 W. ca. 14 d. M. in etwa 10 Stunden zurücklegend) am anderen Morgen 9 Uhr glücklich ankam. Nachdem die Flasche vorschriftsmässig frappirt worden war in Schnee, welchen ein flüchtiger Kirghise in einem Sacke ca. 10 W. weit aus einer Gebirgsschlucht ge-

holt hatte, trank ich sie und zwar ganz allein aus, und fühlte mich wieder wohl. Ich erzähle hier die ungeschminkte Thatsache und muss hinzufügen, dass ich keinerlei berauschende Wirkung spürte, obwol mein Magen seit mehr als 3mal 24 Stunden völlig leer geblieben war.

Major Tichanoff hatte es übrigens nicht blos auf die Schaummedicin ankommen lassen wollen, sondern auch einen Jünger Aesculaps zur Stelle gezaubert: Um 2 Uhr erschien Stabsarzt Obrist Dr. Pander aus Saissan und wunderte sich nicht wenig als der dem Tode nahe erwartete Patient heiter umherspazierte. Dass uns Dr. Pander, ein Sohn des berühmten Anatomen und früheren Professor von Halle, als Landsmann ganz besonders willkommen war, braucht nicht erst gesagt zu werden. Er führte überdies noch Ueberraschungen bei sich: frisches Rindfleisch, Zeitungen und vor Allem Briefe aus der Heimath, die ersten welche uns überhaupt erreichten. Es herrschte darob selbstredend grosse Freude auf Burgasutai und die kurze Zeit verstrich in dem anregenden und unterhaltenden kleinen Kreise nur zu schnell.

Für die Zoologie war inzwischen nur sehr wenig, für die Sammlungen kaum etwas geschehen, denn ausser zwei Dunenjungen des Jungfernkranichs (Grus virgo), die Dr. Brehm abgebalgt, waren dieselben nur durch eine junge Kara-Biruk-Antilope (Antilope subgutturosa), einen jungen Steinbock (Capra sibirica) und eine Wasserspitzmaus (Crossopus fodiens) vermehrt worden. Letztere erlegte Graf Waldburg in dem kleinen Quell, der ausserdem eine Unzahl lebender Wesen und zwar Flohkrebse*) beherbergte. Sie hatten die Spitzmaus offenbar ernährt denn nur Ueberreste von solchen fanden sich im Magen. Die Hochsteppe am Südabhange des Tarbagatai zeigte übrigens dasselbe Vogelleben als die bisher durchwanderten: in erster Linie Lerchen, schwarzköpfige Bachstelzen (Motacilla melanocephala), Maskenbachstelzen (M. personata), Rosenstaare (Pastor roseus), Staare (Sturnus, wol Poltoratzkyi), blasse Weihen (Circus pallidus), Dohlen, Saatkrähen, Hausschwalben (Hirundo rustica), Flughühner (Pterocles arenarius), Trappen (Otis tarda). Auch der schwarze Storch (Ciconia nigra), kommt hier vor, wie ein von Dr. Brehm präparirter Kopf zeigte. Graf Waldburg war übrigens während des für mich unthätigen Aufenthaltes in Burgusutai nicht müssig ge-

*) Nach gütiger Mittheilung von v. Martens „bis auf kleine Abweichungen in den Schwanzanhängen" identisch mit Gammarus pulex, de Geer. Letztere Art, welche ich in Barnaul erhielt, ist sehr gemein in Sibirien und wird vielfach als Köder beim Fischfang benutzt.

wesen und hatte eine reiche Ernte an Pflanzen zusammengebracht. Wahre Blumenteppiche bildeten: Tulipa altaica, Iris flavissima und an Stellen wo der Schnee eben verschwunden war fand sich: Primula officinalis, Pr. macrocalyx, Ranunculus affinis und R. polyrhizos.

Am 26. Mai sollte schon sehr früh aufgebrochen werden. Zwar lauschte ich schon um 2 $^1/_2$ Uhr dem Gesange unserer Feldlerche (Alauda arvensis) dem erst später, als es mehr Tag wurde (4 Uhr) der Ruf des Kuckucks folgte, aber doch war erst gegen 4 $^1/_2$ Uhr der Aufbruch möglich und zwar ohne Obrist und Major, die noch schliefen und schnell nachzukommen versprachen. Der Abstieg ging sehr schnell von statten und bald befanden wir uns auf der Hochebene Kisil Tschilikti (1090—1100 M.), welche wir zu überqueren hatten. Sie bildet eine fast ganz ebene Fläche, die im Norden von dem abgesonderten Gebirgszuge Monrak (spr. Manrak) begrenzt wird. Im ersten Drittel zeigt diese Hochsteppe die gewöhnliche Steppenvegetation, dann z. Th. künstlich überschwemmtes und angebautes Land, welches mit zahlreichen Viehheerden belebt war. Hier fanden sich z. Th. ausgedehnte Sümpfe, in denen es an wilden Gänsen, Kibitzen, Rothschenkeln und anderen Sumpfvögeln nicht mangelte. Hier bildet sich auch der Kandi-su, welcher nach seiner Vereinigung mit dem Tjers-airyk, den Dscheti-aral bildet, einen Fluss der nur bei Hochwasser den überschwemmten Kara-Irtisch erreicht. Weiterhin nahm die Steppe einen ganz anderen, bisher nicht gesehenen Character an. Sie bestand nur in Kies und feinem Steinboden, wo spärliche Gräser und graue Pflänzchen wuchsen, die dem Ganzen ein graugrünes mattes Ansehen verliehen. Hier gab es neben kurzzehigen Lerchen, weisskehlige (Alauda albigula), Heerdenkibitze und Dr. Brehm schoss einen Adler (Aquila mogilnik). Gegen 10 Uhr erreichten wir das Ende der Hochsteppe und einige Jurten. Hier standen Tarantassen bereit auf denen wir, nachdem wir während der drückenden Mittagshitze gerastet um 4 Uhr nach Saissan aufbrachen. Der Weg erwies sich für Wagen ausgezeichnet und da er fortwährend abwärts führte (ein paarmal so steil, dass gehemmt werden musste) so ging es flott vorwärts. Dabei war die Scenerie der wilden kahlen Felsgebilde, in den, von dem Flüsschen Baïgosu oder Taldi-bul durchströmten Kara-Kadschirbergen, eine ungemein malerische und wechselnde. Anfangs führte die sich im Zickzack schlängelnde Strasse durch hohe Felsschluchten eines dunklen, anscheinend cristallinischen Schiefergesteins, deren Wände burg- und zinnenähnliche

Formen, sich hie und da aber auch stark verwittert zeigten, denn oft waren grosse Blöcke herabgestürzt und bildeten chaotische Geröllhalden, welche dem Ganzen einen noch wilderen Character verliehen. Weiterhin wechselten die Schluchten, welche stets neue überraschende Blicke boten, mit zwar grünen, aber baumlosen kegelförmigen und picartigen Bergen, die sich reihenweise aber wild in- und aneinander gewürfelt ausbreiteten und gar kein Ende zu nehmen schienen. Die Schieferformation (?) wurde in überraschender Weise plötzlich durch Sandstein abgebrochen, der theils in hell- und dunkelgelben horizontalen Schichten lagerte, theils mächtige brotförmige Blöcke bildete. Viele waren herabgefallen und ruhten nun auf ausgedehnten Flächen hellen Sandes, in welchen sie sich allmälig durch Verwitterung auflösen und das einstige Schicksal dieser Berge schon jetzt andeuten. Als wir die letzte Schlucht, das letzte Felsthor, vor uns hatten, zeigte sich unserem Blick ein anderes ersehntes Bild. Wir übersahen die weite, weite Ebene des schwarzen Irtisch, welche am Ende von einer durch die drückende Atmosphäre in unbestimmten Umrissen flimmernden schneebedeckten Gebirgsreihe begrenzt wurde. Es war der Altai! das nächste Ziel unserer Reise und Wünsche!

Wir kamen nun bald auf die gute, mit ordentlichen Werstpfählen bezeichnete Poststrasse (Route: Semipalátinsk-Kokbekti-Saissan: 511 Werst), welche am Fusse des Kitschkene-Tau hinführt, welche Bergkette oft malerische Partien aufweist. Namentlich gilt dies von der ungemein wildromantischen, sehr engen Felsenschlucht, aus welcher der Fluss Uïdone brausend hervorströmt. Freilich muss der Effect bei Hochwasser noch viel grossartiger sein, als er jetzt war, obschon sich die periodische Wildheit des Wassers immerhin durch 3 weggespülte Brücken genügend zeigte. Freilich nimmt diese Wildheit ein rasches Ende, denn noch innerhalb Sehweite theilt sich der Fluss in mehrere Arme, die später in immer engere Bewässerungscanäle verlaufen. Um $8^1/_2$ Uhr trafen wir in Saissan ein, und stiegen in dem stattlichen Hause von Major Tichanoff ab, der uns, wie bisher ein liebenswürdiger Geleiter, hier ein ebenso liebenswürdiger und sorgsamer Gastfreund wurde.

Alexander Constantinowitsch war zur Zeit unseres Besuches Pristav, d. h. Chef des Kreises Saissan (zum Gouvernement Semipalátinsk gehörig), hatte also eine ebenso mühevolle als verantwortliche Stellung. Denn in seiner Person vereinigt sich die ganze

Verwaltung des Kreises; alle administrativen, polizeilichen, justiziellen Untersuchungs- und anderen Angelegenheiten werden durch ihn entschieden. Er ist Präsident in allen Quartier- und Grenzangelegenheiten; 4 Grenzposten stehen unmittelbar unter seinen Befehlen. Kein Polizeibeamter oder Richter unterstützt ihn, sondern sein ganzer Stab besteht nur in einem Gehülfen, einem Bauofficier, Schriftführer und zwei Militärschreibern, für die an Kanzleiunkosten jährlich ganze 400 R. ausgesetzt sind. Leicht begreiflich daher, dass der Pristav von Saissan ein mit Geschäften überladener Mann sein muss. Denn sein Kreis ist eben kein kleiner, da er 36,120 Q.-W. umfasst, mit 66,125 Einwohnern. Davon sind allerdings nur 3843 sesshaft, die übrigen Nomaden (Kirghisen und Kalmücken), welche 11 Gemeinden bilden. Feste Wohnsitze zählt der Kreis: 1 Stadt (Kokbekti: c. 1300 Einw.), 2 Dörfer, 1 Militärposten (Saissan) und 2 Kosakenstanizen. Das 4. sibirische Linienbataillon, eine Batterie und drei sibirische Kosakenregimenter quartieren im Kreise.

„Saissansskii-Post ist ein vorgeschobener Punkt in der Nordhälfte der Dsungarei, der sich ziemlich schnell zu einem ordentlichen Dorfe entwickelt hat," schreibt Wenjukow 1874 und ich kann dies nur bestätigen. Der Ort macht in der That einen recht freundlichen Eindruck, der namentlich für den aus der Steppe Kommenden, durch die mit Weiden bepflanzten und von fliessenden Wassergräben begrenzten breiten Strassen, erweckt wird. Die nur aus Luftziegeln erbauten, nicht mit Dach versehenen, sondern flach verdeckten Häuser imponiren freilich weniger, sind aber sehr zweckmässig und namentlich bei der grossen Hitze erfrischend kühl. Doch giebt es auch etliche Holzhäuser (darunter das des Pristav) und eine kleine, recht nette, aus Holz erbaute, mit Glocken versehene Kirche. Ein grosses Schulgebäude, hauptsächlich für Kirghisen bestimmt, ist ebenfalls vorhanden. Und in dem kleinen, mit hölzernen Verkaufsbuden versehenen Bazar, ist Allerlei von europäischen und asiatischen Waaren zu haben. Das Officiercorps besitzt ein Casino und der Vorsorge des Major Tichanoff verdankt der Ort sogar eine sehr niedliche Parkanlage, mit einem Locale für gesellige Zusammenkünfte, welche bei weiterer Entwickelung nicht wenig zur Verschönerung des in ödester Steppe angelegten Platzes beitragen wird. Dieselbe liegt jenseits, am rechten Ufer des reissenden Gebirgswassers Dschemeni, welches in nächster Nähe des Ortes aus den Felsen herabströmt und über welche eine breite solide Holzbrücke

führt. Saissan, d. h. „die Edle", zählt etwa 163 Häuser mit ca. 2000 Einwohnern (incl. Militär) und liegt unter 47° 26′ 25″ n. Br. und 84° 58′ östl. L. v. Gr. (nach Miroschnitschenko) (54° 38′ östl. v. Pulkowa) in 540 Meter Höhe, nach Graf Waldburg's Aneroidbeobachtungen. Die Gründung des Ortes fällt in's Jahr 1867, wo die ersten Kosaken herkamen; 1868 wurden die ersten Häuser gebaut. Doch hatte die junge Ansiedelung bereits 1869 einen Anfall chinesischer Marodeure, der sogenannten Kisil-Ajak, von Buluntogoi, abzuwehren.

Während unseres Hierseins entwickelte sich in Saissan ein reges Leben, da es den Ausgangspunkt der Karavanen nach Barkul, Gutschén und Urumtsi bildete, welche Mehl für die chinesische Armee führten. Hunderte beladener Kameele zogen unangefochten durch das Gebiet der aufrührerischen Dunganen, denen diese Unterstützung ihrer Feinde allerdings nicht sehr angenehm sein mochte. Aber die wenigen Kosaken genügten stets die Dunganen in Zaum zu halten, und Niemand glaubte, dass sie jemals einen Angriff wagen würden. Allein allmälig an den Anblick der Schreckenspopanze gewöhnt, wurden die Dunganen plötzlich kühn, griffen trotz der Kosaken 1877 eine Karavane an und plünderten sie aus. Seitdem wurden diese grossartigen Transporte, welche die Firma Kamensky, deren Chef wir in den Arcatbergen kennen gelernt hatten, unternahm, bei denen aber wahrscheinlich noch Andere betheiligt waren, regierungsseitig untersagt. Einen Vertreter des Hauses, Herrn Andrej Hachloff lernten wir im Hause des Pristav kennen und erfuhren durch ihn Mancherlei, namentlich in Bezug auf die Thierwelt, da er ein sehr eifriger und kenntnissreicher Jäger war. Er führte uns einen alten Kirghisen Mardschi Aldiar zu, der aus eigener Erfahrung die Mittheilungen über das Tuikik oder wilde Kameel machte, welche ich s. Z. in den Proceedings der zoologischen Gesellschaft von London (1876) wiedergab (siehe wissensch. Theil). Wir befanden uns nur c. 250 Werst von der Heimath dieses interessanten Thieres (angeblich Wüstengebiet Kabano in der nordwestlichen Mongolei), dessen Existenz bisher noch durch keinen Naturforscher nachgewiesen war, konnten selbstverständlich aber nicht daran denken das Problem lösen zu wollen. Doch glückte dies schon ein Jahr später dem unternehmenden Przewalski, welcher wilde Kameele im Tarim-Becken c. 200 Werst westlich vom Lop-

Nor, allerdings erst südlich vom Thien-shan nicht nur fand, sondern auch Exemplare wirklich erlangte.

Dagegen waren wir einem anderen interessanten Thiere nahe, dem Ular oder Steinrebhuhn, welches Graf Waldburg bereits im Ala-Tau wenigstens gesehen hatte. Die von Herrn Hachloff vorgezeigten Bälge steigerten das Verlangen der Jäger und Naturforscher, so dass Dr. Brehm und Graf Waldburg, in Begleitung von Dr. Pander schon am folgenden Abende 9 Uhr (27. Mai) nach dem Standorte des seltenen Federwildes, dem Monrakgebirge, c. 70 Werst von Saissan, aufbrachen. Ich konnte mich leider an dem voraussichtlich so interessanten Ausfluge nicht betheiligen, da ich an Dysenterie litt und ausserdem genug mit Präpariren, Ordnen und Einpacken der Sammlungen zu thun hatte. Immerhin fand ich noch Zeit zu einigen Fussausflügen in der nächsten Umgebung von Saissan, die nur öde Steppe und die kahlen Saikanberge bietet, an welche sich der Ort im Süden und Osten fast unmittelbar anlehnt. Diese Berge, obwol wenig hoch, sind wegen der steilen Felspartien nicht allerorts zugänglich und bestehen, wie die mitgebrachten Handstücke beweisen, aus Granit, Diabas, Diabasaphanit und Thoneisenstein. In den Schluchten und selbst auf dem Scheitel dieser Berge finden sich oft mächtige Geröllhalden von Trümmergestein und abgeschliffenen Stücken sehr verschiedenartiger Formationen, die wol nur durch Wasser des Dschemine, bevor sich dieser Fluss sein Bett um 60—80 Fuss tiefer durch die Felsen grub, (vielleicht gar früheren Gletschern des Ssaur?) hier abgelagert wurden. Bei der gänzlichen Baumlosigkeit war das Thierleben ein beschränktes und bei Weitem nicht so reich als in den Kara-Kadschirbergen, wo ausser Thurmfalken, Wiedehopfen, Dohlen, Felstauben, ganze Colonien von Mehlschwalben (vielleicht Chelidon lagopoda?) und Rosenstaare die grandiosen Felsschluchten belebten. Graf Waldburg begegnete einem Fluge des letztgenannten, farbenschönen Vogels, der nach Tausenden zählte, und erlegte mit 2 Schuss aus demselben 25 Stück. Immerhin wurde meine Mühe reichlich belohnt, denn ich erlegte mehrere, bisher nicht erhaltene und hier nicht erwartete Arten. So den mongolischen Wüstentrompeter (Erythrospiza mongolica), den Huttonsammer (Emberiza Huttoni), den Trauersteinschmätzer (Saxicola morio), welcher eifrig mit Brutgeschäft thätig war, und unseren grauen Fliegenfänger (Muscicapa

grisola), das einzige von uns überhaupt in Sibirien gesehene Exemplar dieser Art.

Unter den zwei Spinnenarten, welche ich hier erbeutete, erwies sich eine*) als neu; aber ich suchte vergeblich nach Scorpionen, Taranteln und anderen giftigen Spinnen, von denen man uns schon in Semipalátinsk erzählt hatte. Der Biss der Tarantel (Lycosa songarensis), welcher nur eine Geschwulst erzeugt, ist am wenigsten gefährlich; dagegen namentlich die unter dem Namen „Karakurt" (Latrodectus lugubris) gefürchtet, ebenso Epeira lobata und zwei Arten Phalangium (araneoides und intrepida). Wenn Schuyler behauptet letztere erreichten eine Grösse „wie zwei Fäuste" so ist dies von Alex. Petzholdt bereits berichtigt worden, dessen grösstes Exemplar nur 2 Zoll Leibeslänge zeigte. Die namentlich während der heissesten Sommermonate gefährlichen Bisse dieser Spinnen haben nicht selten den Tod zur Folge oder hinterlassen mindestens langwierige Zerrüttung des Nervensystems, zuweilen Seelenstörung. Ausbrennen und Aussaugen der Wunde sind die besten Mittel, als Nachkur wird Kumyss und Schaffleisch empfohlen. Die genannten giftigen Spinnen kommen übrigens auch in Süd-Russland**) vor und fügen hier in manchen Jahren den Heerden grossen Schaden zu, da nach den Beobachtungen von Dr. Schtschensnowitsch durchschnittlich von gebissenen Kameelen 33 %, Pferden 16 %, Rindvieh 12 % zu Grunde gehen. Sehr merkwürdig ist dabei, dass diese gefürchteten Insecten von den Schafen ohne Nachtheil verzehrt werden. Die Kirghisen pflegen daher ihre Jurten an solchen Stellen aufzuschlagen, wo Schafe vorher geweidet haben (Wlangali p. 152), wie überhaupt Schaffelle als Schlafstätte vor nächtlichen Ueberfällen dieser Thiere vollkommen sichern.

Von Säugethieren wurden mir ebenfalls Ueberraschungen bereitet. So durch den langohrigen Igel (Erinaceus auritus), ein Fell des seltenen, langschwänzigen Panters (Felis irbis), ganz besonders aber durch Häute des Kulan oder wilden Pferdes. Der Anblick, als unerwartet zwei Kirghisen, je mit einer roh mit Schilf ausgestopften Haut eines solchen, gleichsam ein ganzes Pferd unterm Arm haltend,

*) Philodromus molarius, L. Koch. Beschrieben in; Verhandl. d. Zool.-bot. Gesellsch. Wien 1878 p. 481. — Der bekannte ausgezeichnete Specialist Dr. L. Koch in Nürnberg giebt hier eine Uebersicht der von mir in Sibirien gesammelten 16 Spinnenarten, darunter 4 neue.

**) Vergl. Pallas I. p. 157 (Tarantel), I. p. 382. III. 650 (Phalangium).

vor der Thür standen, war ein so urkomischer, dass man ein herzliches Lachen nicht unterdrücken konnte.

Inzwischen waren auch die Jäger (am Nachmittag des 29.) zurückgekehrt und brachten einige wenige Vögel mit, darunter einen Ular, den Dr. Brehm so glücklich gewesen war zu erlegen.

Ich verdanke der Güte von Graf Waldburg folgende Schilderung des interessanten Ausfluges.

„Nach sorgfältiger Rücksprache mit Major Tichanoff und dem jagd- und thierkundigen Herrn Hachloff entschlossen wir uns einen Ausflug nach den Monrakbergen zu unternehmen. Das sichere Versprechen eines erfahrenen kirghisischen Jägers uns das interessante Steinrebhuhn, den Ular der Kirghisen, wenn auch nicht zu Schuss so doch wenigstens zu Gesicht zu bringen, gab den Ausschlag. Unsere Geduld möglichst bald aufzubrechen, wurde indess auf eine sehr harte Probe gestellt, denn wir mussten an 4 Stunden warten ehe es gelang 6 Pferde für 2 Tarantassen aufzutreiben und so konnten wir (Dr. Brehm, Dr. Pander und ich) erst gegen 9 Uhr bei fast völliger Dunkelheit Saissan verlassen. Wie im Fluge ging es auf der uns schon bekannten Poststrasse, die nach Kokbekti führt weiter. Aber schon kurz vor der ersten Station, dem Piket Kara-Bulak verliessen wir dieselbe und fuhren auf wegeloser Steppe in eben nicht angenehmer Weise bis 11 Uhr, wo wir einen Kirghisen-A-ul erreichten. Die Bewohner des A-ul liessen sich auf Zureden von Beludschi, einem kirghisischen Schullehrer, den uns Major Tichanoff vorsorglich als Dolmetscher mitgegeben (und der uns später auch bis Mai-tjerek begleitete), ohne jede Missfallensäusserung sogleich bereit finden, eine Jurte zu räumen. Nicht ganz so erfreut über die nächtlichen Eindringlinge schienen die Zicklein und Kälber, etwa 20 an der Zahl, welche bisher warmes Obdach in der Jurte gefunden hatten. Sie hinterliessen uns nicht allein die, auf die Geruchsnerven so kräftig wirkenden, ammoniakalen Ausdünstungen, sondern bekundeten ihr ernstes Missfallen auch durch anhaltendes klagendes Blöcken und Meckern..

Wir hatten daher kaum ordentlich zu schlafen versucht, als mit Sonnenaufgang nach 3 Uhr schon wieder die Tarantass bestiegen wurde. Nach kurzer, etwa dreistündiger Fahrt erreichten wir einen A-ul, dessen Besitzer, ein Sultahn, bereits Pferde für uns parat hielt. Wir sprangen in die Sättel und trabten, geführt von den kirghisischen Jägern, einem alten ehrwürdigen Greis und seinem in voller Mannes-

kraft strahlenden Sohne und 2 Kosaken, die uns Major Tichanoff schon von Saissan mitgegeben, fröhlich den Bergen zu. Es dauerte nicht lange und wir waren mitten darin. Ueber steinbedeckte Anhöhen, durch enge Felsenschluchten und romantische Thäler zogen wir von Höhe zu Höhe. Alpendohlen, Steinröthel und vor Allem die nichts weniger als scheuen Steinhühner (Perdix chucor) reizten die Jagdlust, aber der Gedanke an die königlichen Steinrebhühner, oder „Königsrebhühner", wie sie Brehm nennt, unterdrückte dieselbe. Nach 2stündigem Ritt machten die Führer Halt: wir waren an den Standorten des Ular angekommen! Während Dr. Brehm mit dem alten Kirghisen links weiterzog, wandten Dr. Pander und ich uns unter der Führung des jungen rechts in die Berge, oder liessen vielmehr unsere Pferde gleich die nächsten Hänge erklettern. Herrliche Weiden mit alpinem Kräuter- und Blumenschmuck, wechselten mit chaotischen Geröllhalden ab und als wir die Höhe des Kammes erreicht hatten, belohnte uns ein wunderbarer Fernblick. Im Norden weit über die Ebene des Kara-Irtisch hinweg kam die noch schneebedeckte Kette des Südaltai zum Vorschein, im Nordwesten glänzte ein weit ausgedehnter Wasserspiegel: der Nor-Saissan mit dem jetzt überschwemmten Gebiet des Kara-Irtisch und Kenderlik; im Osten erhoben sich die schneeigen Kuppen des Ssa-ur, im Westen zeigten sich die Vorberge des Tarbagatai: der Kergen- oder Kirkine-tau; im Süden versperrte die vorliegende und zugleich höchste Kette des Manrak den Blick!

Wol hatten wir schon öfters Steinhühner aufgescheucht, aber vergebens nach Ularen gespäht! Da auf einmal ertönten, weithin vernehmbar, ihre eigenthümlichen Lockrufe, ein heiseres „uh-lui" oder „uh-luir", dem der Vogel seinen Namen verdankt. Zwar sah ich den begehrten Rufer, aber ehe noch daran gedacht werden konnte zu schiessen, war er bereits abgestrichen. Mein kirghisischer Begleiter versuchte den Vogel zu verfolgen und sich an ihn heranzuschleichen, fehlte aber wegen zu grosser Entfernung. So wandten wir uns der zweiten Bergstufe zu! Hier liessen sich mehrere Ulare*) vernehmen; da wir aber bemerkten, dass Dr. Brehm auf sie fahndete, so gingen wir weiter nach einem bereits bezogenen Sommer-A-ul.

*) Meine Lebensbeobachtungen über diesen interessanten Hühnervogel werden in der von Dr. Finsch bearbeiteten Ornithologie des wissenschaftlichen Theiles erscheinen.

Hier verbrachten wir unter dem Geblök von Kleinvieh den Mittag. Ein kirghisischer Flötenspieler gab uns dabei seine eigenthümlichen Weisen zum Besten. Das Instrument war aus einem mit Darm überzogenen, ausgehöhlten Stück Holz verfertigt, hatte ein Mundstück aus Horn und war mit 3 Luftlöchern versehen, auf welchen der kirghisische Apoll fingerte. Trotz der äusserst primitiven Construction war die Verschiedenheit der Töne und des Gesummes, welches das Instrument hervorzubringen vermochte, erstaunenswerth. Leider wollte sich der Meister nicht von seinem Lieblingsinstrumente trennen, obwol es wahrscheinlich aus seinen Händen hervorgegangen war.

An den Jurten fielen mir als neu eigenthümliche Vordächer über dem Eingange auf. Ich hielt sie anfänglich als gegen Regengüsse angebracht, überzeugte mich aber bald, dass sie anderen Zwecken dienten; nämlich als Trockenplatz für die Käse, welche bei den Kirghisen unter dem Namen Kurt einen hervorragenden Theil der Winterkost bilden. Die Milchwirthschaft ist ziemlich eigenthümlicher Art. Der sowol von Kühen, als Ziegen und Schafen producirte jedesmalige Vorrath wird zusammen in einen grossen ledernen Schlauch geschüttet und in demselben, mittelst eines Stockes, an dem eine horizontale Holzscheibe befestigt, gebuttert. Das Product heisst Sarmai. Die zurückbleibende Buttermilch, — Airan — ist sehr beliebt nnd bildet eine Hauptnahrung der Kirghisen. Um Käse zu bereiten wird halb Milch, halb Wasser genommen, zusammen in einen Kessel geschüttet und bis zum Dickwerden abgedampft. Die so entstandene Masse, Irkit genannt, schmeckt, wie ich mich selbst überzeugte, nicht übel. Sie wird in Säcke gefüllt, mit der Hand zu Kugeln geformt. So entstehen die genannten Käse, welche, wenn sie mit Salz versetzt und steinhart getrocknet sind, sich den ganzen Winter über halten. Gegen 4 Uhr Nachmittags machte ich mich abermals hinter die Ulare, hörte sie zwar als ich die höchste mittlere Gebirgsstufe erstieg, aber es gelang mir nicht, mich auf Schussweite heranzuschleichen. Die Jagd ist eben in Folge der Terrainverhältnisse zu schwierig, mühsam und ohne guten Hund meist erfolglos. Dr. Brehm hatte indess Glück gehabt und wirklich eine Ularhenne erlegt.*) So wenig günstig sich für mich die Aussichten auf Ulare gestaltet hatten, um so herrlicher war die Aussicht, welche

*) Ein wahrer Glücksschuss! Wie Dr. Finsch beim Abbalgen des Exemplares fand, hatte es eben nur ein Schrotkorn und zwar durch den Hals erhalten.

ich von diesem hohen Punkte genoss. Ich überblickte die Hochebene Tschilikti, begrenzt von der ganzen Kette des Tarbagatai, bis zum Knotenpunkt desselben, wo sich der Urkadschar nach Süd, Mus-tau und Ssa-ur nach Ost abzweigen.

Als ich gegen Abend zum A-ul zurückkehrte, kam ich noch zu einer interessanten Melkscene zurecht. Schafe und Ziegen waren eben abgemolken und durften nun den Rest ihres Euterinhaltes den angebundenen, kläglich blökenden und meckernden Jungen hingeben. Im Galopp eilten sie mit tiefen Lockrufen zu ihren Sprossen und nicht lange, so hatten die meisten Mütter dieselben gefunden. Nur ein paar Schafe blökten vergeblich weiter: ihre Lämmer befanden sich als Abendessen für uns brodelnd über dem Feuer!

Mein Jagdglück am anderen Tage (28. Mai) war leider dasselbe als am vorhergehenden! Ich sandte einem plötzlich aufstehenden sehr grossen Wolf einen Schuss nach, der ihm nur schnellere Beine machte und traf eine ganze Kette Ulare. Eins der jungen, kaum rebhühnergrossen Dinger, welche übrigens schon prächtig zu fliegen verstanden, war mir zum Schiessen zu nahe, verschwand aber plötzlich, wie in die Erde versunken, vor meinen Blicken und alles Suchen blieb erfolglos. Ohne Glück ist eben Ularen gegenüber nichts zu machen und auch Dr. Brehm, der wenigstens mehrmals zu Schuss kam, fehlte dasselbe heut. — Wir quälten uns auf so grässlichen Pfaden zu Fuss weiter, dass selbst die Kirghisen abstiegen um uns die Pferde auf weiten Umwegen wieder zuzuführen. Nur ein Kosak folgte Dr. Brehm unverdrossen; erst im Sattel und dann als dies unmöglich war sein Pferd am Zügel führend.

Der Weg über die Geröllhalden zur Thalsohle war auch für Fussgänger kein angenehmer. Ich lernte dabei die verschiedenen anstehenden Felsarten: Porphyrtuff, Thoneisenstein, Diabas kennen und halte darnach den vulkanischen Ursprung der Maurakberge für möglich. Tief eingeschnittene Thäler, enge Schluchten, steile, direct mehrere hundert Fuss von der Thalsohle ansteigende Hänge, einzelne Felskegel und schöne Felspartien, wechseln in buntem Gewirr ab. Häufig bilden weisse Quarzadern im Gestein abwechselnd weisse, grüne und rothe Bänder, was ungemein effectvoll wirkt. Die an manchen Stellen ziegelroth gefärbten Vorberge, bestehen aus weissem und gelben Sand und Mergel. Diese Vorberge haben auch eine von von den Kirghisen benutzte eisenhaltige warme Quelle aufzuweisen. Entsprechend der Wasserarmuth des Gebirges welches zur Zeit unseres

Besuches nur spärliche kleine Bäche zeigte, ist die Flora eine dürftige. Spiraen und Weiden sind am häufigsten; in den Geröllhalden findet sich Springkraut (Impatiens Noli-tangere) und Rosen. Zwiebelpflanzen waren sehr zahlreich vertreten, namentlich bildete die schöne Iris glaucescens förmliche Blumenteppiche.

Eintretender Regen machte die weitere Jagd gänzlich nutzlos und so beschlossen wir die Rückkehr. Als wir wieder in der Tarantass sassen und Saissan zueilten, hatte ich noch Gelegenheit mich von der überraschenden Ausdauer kirghisischer Reitochsen zu überzeugen. Ein Verwandter unseres letzten Jurtenwirthes gab uns nämlich einen solchen besteigend das Geleit und zwar mehrere (5 bis 8) Werst weit. Und auf dieser ganzen Strecke von fast einer deutschen Meile, wusste der galoppirende Ochse sowol mit der schnell fahrenden Tarantass, als den Reitpferden durchaus Tempo zu halten. Gegen 4 Uhr Nachmittags den 29. Mai trafen wir, mit herzlichem Dank für unseren liebenswürdigen Begleiter Dr. Pander, wieder in Saissan ein."

Obwol ich leider nicht aus eigener Anschauung über den Ular sprechen kann, will ich es, zum besseren Verständniss, doch nicht unterlassen, eine Schilderung dieses Vogels, des interessantesten welchen wir überhaupt auf unserer Reise antrafen, hier einzufügen.

Der Ular ist ein gedrungener, stattlicher, zwischen Rebhuhn und Steinhuhn stehender Vogel, aber bedeutend stärker als die genannten beiden und fast den Birkhahn an Grösse übertreffend. Seine Färbung, obwol minder lebhaft als bei Steinhühnern, entspricht den Felslabyrinthen in welchen er lebt, hat aber doch viel Ansprechendes, und wird namentlich durch die elegante Zeichnung des Kopfes und Halses gehoben. Der graue Ober- und Hinterkopf zeigt nämlich zwei dunkel kastanienrothbraune Längsstreifen, welche durch einen breiten weissen getrennt sind, und von denen sich der vordere unterhalb des weissen Kinn- und Kehlschildes, hufeisenförmig vereinigt. Der Kropf ist schwarz und mit weisslichen Querbinden, unterseits von einer breiten weissen begrenzt. Das übrige Gefieder zeigt einen dunklen schiefergrauen, dicht hellfahl gesprenkelten Grundton, auf welchem längs Schultern und Flügeldecken hellere und dunklere zimmtfarbene Längsstreifen, die dunkler und schärfer auf den langen Federn der Weichen hervortreten. Die Schwanzfedern sind schwarz mit rothbraunem Endrande; die unteren Schwanzdecken weiss, wie der grössere Theil der Schwingen, welche dunkle Enden haben.

Die Beinfärbung ist im Leben hellmennigeroth; der Schnabel hornbräunlich, der Deckel des Nasenlochs, Augenring und ein schmaler nackter Streif am hinteren Augenrande gelb; die Iris dunkelbraun.

Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen, wie bei so vielen Hühnervögeln, nur durch einen abgestumpften Sporn an der Hinterseite des Laufs.

Der Ular ist ein ungemein scheuer Vogel, dessen einförmiger Ruf, ein etwas höher klingendes „u-lui" oder „uh-luir" sich weit öfterer bemerkbar macht, als der Urheber selbst. Dieser weiss sich sehr geschickt in den Felsen und dem Geröll zu verbergen, flüchtet sich laufend in demselben, streicht aber auch bei dem geringsten Geräusch und meist schon ausser Schussbereich dahin, um erst in weiter Ferne wieder einzufallen. So erklärt es sich, dass die Jagd, zumal in dem zerklüfteten, äusserst schwierig begehbaren Terrain, sehr beschwerlich wird und ohne geübten Jagdhund kaum Erfolg verspricht. Selbst die kaum rebhühnergrossen Jungen, welche der Graf antraf, die aber schon eine kurze Strecke zu fliegen vermochten, wussten allen Nachstellungen zu entgehen.

So interessant der Vogel für den Jäger, ebenso interessant ist er für den Forscher, nicht nur seiner Lebensweise halber, in welcher übrigens noch viel Lücken auszufüllen bleiben, sondern namentlich in seinen Verbreitungsverhältnissen, verglichen mit denen der übrigen Arten. Man kennt bis jetzt von der Gruppe der Stein- oder Königs-Rebhühner (Tetraogallus s. Megaloperdix) 5 wol zu unterscheidende Arten, alle Gebirgsbewohner, von denen jedes einer gewissen, oft enge begrenzten Gebirgsgegend angehört. So T. caucasicus dem Kaukasus, T. caspius dem Taurus, T. altaicus dem Altai, T. tibetanus den Gebirgen Tibets und der Mongolei und schliesslich T. himalayensis (Nighelli) dem Himalaya. Während man nun aber, bei der Nähe des kaum mehr als 10 Meilen entfernten Altai, das Steinrebhuhn des letzteren (also T. altaicus) im Manrakgebirge erwarten sollte, kommt merkwürdiger und unerwarteter Weise gerade die Art des um fast 20 Breitengrade südlicher liegenden Himalaya vor. In der That ist, wie meine Vergleichungen lehrten, der Ular des Manrakgebirges von dem „Snow Pheasant" englischer Sportsmen nicht verschieden. Während die Art aber im Himalaya in einer Höhe von nicht unter 12,000 Fuss brütet, finden wir sie im Manrakgebirge, das überhaupt 5000 Fuss kaum übersteigt, schon bei 1200 bis 1400 Meter. Dass der Ular in allen Gebirgen der chinesisch-russischen

Grenze, resp. der chinesischen Provinz Tarbagatai vorkommt, versicherten kirghisische Jäger. Aus dem Thien-shan wissen wir dies durch Severtzoff und so dürfen wir annehmen, dass er auch dem Kuen-Luen nicht fehlen wird, womit sich also die ungeheure Verbreitungskette in so verschiedenen Gebirgssystemen gliedern und schliessen würde.

Die guten Saissaner hatten es übrigens an freundlichem Entgegenkommen und geselliger Unterhaltung nicht fehlen lassen. Wir speisten in der gemüthlichen Familie Pander, besuchten eine Soirée bei Obristlieutenant Brandt, die durch Tanz (es gab hier sogar ein Pianino) und Feuerwerk besonderen Glanz erhielt und Major Tichanoff gab uns zu Ehren eine „italienische Nacht". Die Parkanlage jenseits des Dschemeny war dabei durch bunte Lampions hübsch illuminirt und das Sängercorps der Kosaken trug jene eigenartigen Weisen vor, die auf den Westeuropäer oft ergreifend wirken. Wir hatten uns daher in ausgedehntem Maasse liebenswürdiger Gastfreundschaft*) zu erfreuen und schieden am 31. Mai Nachmittags 2½ Uhr unter herzlichstem Dank.

Mit schnellen Pferden legten wir, trotz der beträchtlichen Hitze die ca. 55 Werst (fast 8 d. M.) in sechs Stunden zurück und hatten noch Aufenthalt dadurch, dass ein Gaul mit dem Vorderbeine in die Stangen der vorausfahrenden Tarantass sprang, hängen blieb, stürtzte und nur mit Mühe losgemacht werden konnte. Pferdewechsel fand nur einmal statt und zwar am Kenderlik, einem ziemlich unbedeutenden Flusse, aber etwas beträchtlicher als der Dschemeny, den wir vorher passirt hatten. Noch bei Saissan wild und schäumend durch Felsen brausend, ist er nach einstündigem Lauf schon zum unbedeutenden Steppenfluss herabgesunken. Seine Ufer zeigten die Mächtigkeit des fetten schwarzen Bodens, der einstmals reiche Ernten liefern wird. Jetzt erschien die Steppe so öde als bisher. Hohes,

---

*) Dass der „Ssibir" (No. 42 1877), die einzige Zeitung Sibiriens, in Irkutsk wöchentlich erscheinend, mit der pikanten Notiz, die deutsche Expedition habe während des fünftägigen Aufenthaltes in Saissan bei Major Tichanoff für 300, schreibe dreihundert Rubel! Champagner ausgetrunken, selbstredend eine blosse Lüge verbreitete, machte ich bereits bekannt (Ssibir, No. 2, 12. Februar 1878 unter „Berichtigung"). Gegenüber dieser und anderen Anschuldigungen in dem genannten Blatte, muss ich bemerken, dass wir, abgesehen von den 2 Flaschen Champagner in Burgasutai, welche ich selbstredend bezahlte (sie kosteten 13 Rubel), in Saissan kaum 8 Flaschen getrunken haben dürften.

dürres Dschigras und als einziger Strauch von baumartigem Wuchs, auffallend durch seine fast weissen Blätter Eleagnus hortensis, in dem schwarzköpfige Bachstelzen und schwarzkehlige Wiesenschmätzer wie immer die häufigsten Erscheinungen waren, wechselten mit Sumpf und Bruch und reiner Sandsteppe, die mit Sandhafer besetzt war. Hie und da traten weisse Salzefflorescenzen auf, mit den gewöhnlichen Salzpflanzen, und an anderen weitausgedehnten Strecken wuchs nichts als Tschingin, ein langstacheliger Strauch, und Lieblingsnahrung des Kameels. Nachdem wir noch eine Reihe mächtiger Dünen passirt, stiegen wir zu dem Ufergelände des schwarzen Irtisch (Kara-, Tschornyi-Werchni-Irtisch) herab, dessen Lauf durch die hohen Uferbäume, meist riesige Pappeln und Weiden, weithin gekennzeichnet war; dazu das frische Grün der verschiedenartigen Sträucher am Ufersaume, aus denen der Gesang des Sprossers erschallte und man wird begreifen, wie freudig anregend der langentbehrte Anblick auf uns einwirkte. Hatten wir doch seit dem Ala-Tau kaum ordentliche Bäume gesehen! Und als wir uns zum Abendessen setzten, gab es seit langer Zeit wieder einmal Fische, herrliche Njelma und Stjerlet, die der schwarze Irtisch in so besonderer Güte enthält.

Für Nachtlager war ausser 6 Jurten reichlich Platz in dem mächtigen, wol an 30 Fuss langen, aber roh gezimmerten Schiff (Lotka), welches prächtig mit Teppichen belegt, unter der persönlichen Leitung seines Besitzers Mendi-Bei, eines wohlhabenden Kirghisen, uns am anderen Morgen zum Nor-Saissan führen sollte.

Unser Lagerplatz befand sich etwa 8 bis 10 Werst unterhalb des russischen Grenzpostens Ak-tjûbé, den wir der Ueberschwemmungen wegen nur auf grossen Umwegen und reitend hätten erreichen können.

Die dünenartigen weissen Sandhügel nahe unserem Lager gewannen ein ganz besonderes Interesse für mich dadurch, dass im Zwielicht sonderbare kleine, für mich neue, Thiergestalten dieselben belebten. Sie schienen mehr zu fliegen als zu laufen, denn kaum dass eins der Thierchen im Sprunge den Sand berührte, so sah man es schon wieder in mächtigem Bogensatz durch die Luft sausen. Es waren Springmäuse, (Dipus sp.?); doch glückte es leider nicht, eine zu erlangen, obwol sie eigentlich nicht scheu waren. Denn zuweilen sass mir eine kaum drei Schritt vor dem Gewehr, also viel zu nahe und im Laufe oder vielmehr Fluge liess sich bei der einbrechenden Dunkelheit nicht mehr sicher visiren.

Obwol es (am 1. Juni) schon sehr früh weitergehen sollte, so kam doch 7 Uhr heran, da die Kameele mit dem Gepäck erst gegen 6 Uhr eintrafen. Der treffliche Dr. Pander, der uns bis hierher das Geleit gegeben hatte, stand noch lange mit dem Tuche zum Abschied winkend am Ufer, als von 8 kräftigen Ruderern bewegt, die Lotka sanft auf dem braunen, trüben Wasser stromab schwamm.

Der Strom, durch Hochwasser geschwellt, obschon nicht mehr die, übrigens niedrigen, Ufer überfluthend, war jetzt besonders imponirend wegen seiner beträchtlichen Breite und der schönen Uferlandschaft. Freilich wechselte dieselbe sehr. Bald zeigten sich die Ufer niedrig aus Lehm oder Sand bestehend, bald etwas höher dünenartig, bald als grüne Wiesen, aber immer erquickten grüne Bäume, Pappeln und Weiden (besonders Populus tremula und Salix alba), das Ufer, die überhaupt vorherrschend waren und stellenweis förmliche Urwälder bildeten. Dazu die herrliche Gebirgsscenerie, welche den Horizont abschliesst! Links die Manrak- und Saikanberge, hinter welchen sich die schneeigen Kuppen des Sa-ur erheben, rechts die lang ausgestreckte ebenfalls schneebedeckte Kette des Altai, vor der sich mauergleich eine Längsreihe dunkelblauer Vorberge lagert. Doch was erwähne ich eines Bildes, welches eigentlich noch während der Hinfahrt auf der Steppe, so kurz als der Moment es eben gestattete mit wenigen Zügen hingeworfen werden konnte! Lassen wir lieber Brehm's*) formgewandte in Detailmalerei so unübertreffliche Feder sprechen!

„Wirklich grossartig, für das an anmuthigen Landschaften so arme Westsibirien geradezu wunderbar schön, ist die Fernsicht, welche man vom Strom aus geniesst. Nach links hin begrenzt der gewaltige Gebirgszug, an dessen Fuss wir diese Reise begonnen, den Gesichtskreis wie eine vielfach gegliederte, aus verschiedenfarbigen Steinen aufgebaute Mauer sich aufthürmend, nach beiden Seiten hin für das Auge in der Ferne sich verlierend. Als Mittel- und Kernpunkt der Kette tritt der Saur mit seinen ausdrucksvollen, jetzt noch bis weit herab mit Schnee bedeckten und daher blendenden Gipfeln hervor, nach Süden hin allmählich sich verflachend, jedoch nur an wenigen Stellen so tief sich erniedrigend, dass man über eine der Einsattlungen hinweg bis zu den schneeigen, blitzenden

*) „Durch den chinesischen Altai" in Cölnische Zeitung 1876, No. 314, 315, 316 und 317 (11., 12., 13. und 14. November) Reiseskizzen von Saissan bis Altaiske-Staniza. —

Kuppen des Semistau*) blicken kann, längs der ganzen Kette durch viele Querthäler eingefurcht, deren Dunkel scharf sich abhebt von den hier und da fast als Grate vortretenden seitlichen Ausläufern; als nördliche Fortsetzung des Saur erscheint jetzt der Manrak, jenes zwar nicht besonders hohe, aber für den in hiesigen Gegenden vorherrschenden Granit**) überaus wilde Gebirge, in welchem ein Berg neben und über den anderen sich aufbaut und ein so verwickeltes Netz von Thälern dazwischen sich eintieft, dass selbst das Wasser nicht selten um den zu nehmenden Weg verlegen zu sein scheint, auch buchstäblich von einem Punkt aus nach zwei, sogar drei verschiedenen Richtungen läuft, und dass das Auge, welches von einer der höchsten Bergspitzen aus in dieses Wirrsal blickt, nichts anderes vor sich sieht, als eine ganze Welt von Bergen, Spitzen, Zacken, Graten, Vorsprüngen, senkrecht abstürzenden Felswänden, trümmerbedeckten Halden und sanft abfallenden, mit frischem Grün bekleideten Gehängen, wogegen aus weiterer Ferne das endlos verschiedene Ganze als ein reiches, buntes Bild erscheint, auf welchem Licht und Schatten, Helle und Dunkel, Felswände und übergrosse Abhänge zu förmlich bestrickender Wirkung gelangen. Zur Rechten dagegen erhebt der Altai eine seiner Ketten neben, hinter und über der anderen. Die Knotenpunkte, die höchsten Erhebungen dieser Ketten, sind ebenfalls noch mit Schnee bedeckt, aber so weit entfernt, dass sie nicht zur vollen Geltung gelangen, wie sie auch den Zusammenhang des ganzen Gebirges eher zu unterbrechen, als zu vermitteln oder, was vielleicht richtiger gesagt, dem Auge klar zu legen scheinen. Man meint von hier aus nicht auf ein in allen Theilen zusammenhängendes, reich gegliedertes, sondern auf mehrere Gebirge zu blicken, von denen jedes einzelne aber durch die schneeigen Höhen bezeichnet wird. Dem ungeachtet verfehlt auch der Altai nicht, einen grossartigen Eindruck hervorzurufen; ihm fehlt nur die Einheitlichkeit des gegenüberliegenden Gebirgszuges, welchen man, seinen verschiedenen Namen zum Trotz, beim ersten Anblick zu einem einzigen grossen Ganzen verschmilzt. Bei einer Fahrt zu Thal nun rückt der schwarze Irtisch, entsprechend den weiten Bogen, welche auch er in seinem vielfach gekrümmten Bette durchläuft, bald das eine,

*) Wol der Myss-tau!

**) Die von Graf Waldburg mitgebrachten Handstücke, wahrscheinlich die einzigen bekannten aus diesem Gebirge, weisen Porphyrtuff und Thoneisenstein nach, wie die Bergebei Saissan.

bald das andere Hochgebirge näher vor, gleichzeitig bald einen Blick von dieser, bald einen anderen von jener Seite gestattend, und die kurze Fahrt bietet daher durch die ewig wechselnden Bilder zu beiden Seiten dem an schönen Landschaften sich erlabenden Auge mehr Reiz, als irgend eine andere Strecke des Irtisch gewähren kann. Erst in unmittelbarer Nähe des Sees wird der Strom einförmig und langweilig. Die Bäume verschwinden allmählich und auf Meilen sich erstrekende Rohrfelder treten an ihre Stelle; sie aber drücken der auch von hier aus noch möglichen Fernsicht sofort das Gepräge der Eintönigkeit auf, so dass selbst die Hochgebirge zu beiden Seiten darunter leiden müssen."

Wir hatten schon gegen Mittag die Gabelungsstelle, wo sich der Fluss in den alten- (staro-) und neuen- (novi-) Kara-Irtisch theilt, passirt, langten aber erst gegen Abend 8 Uhr nach einer Fahrt von ca. 60 Werst, nahe der Einmündung in den See an. Freilich hat der Fluss von unserem letzten Lagerplatze nahe Ak-Tjübé (480 M. hoch) bis zur Gabelung (410 M.) 70 Meter, also ein ziemlich ansehnliches Gefälle mit dementsprechender Strömung, allein von da an hört letztere fast ganz auf und die Mündung zeigt nach Graf Waldburg gleiche Höhe (410 M.).

Unterwegs waren wir etwas aufgehalten worden, diesmal freiwillig. Eine Ansiedlung kirghisischer Fischer, reizte uns, dieselbe sowie die Fischerei selbst kennen zu lernen. Die ganze Einrichtung: ein paar schlechte Schilfhütten und Jurten, übel aussehende, noch übler riechende, an Stangengerüsten trocknende Fische, roh aus Baumstämmen gezimmerte Canos, bewahrte im Verein mit den zerlumpten, halbnackten, von der Sonne braungebrannten Kerlen, den vollkommensten Charakter grösster Primitivität und Armseligkeit. Und doch war das Gebiet für das Gewerbe ein so ganz besonders reiches und ergiebiges, wie uns der veranstaltete kleine Fischzug bewies. Die Sache ging eben so einfach als schnell. Sechs Leute stiegen in ein Boot, und warfen ein langes, grobmaschiges, mit hölzernen Schwimmern versehenes Netz aus. Andere im Uferschilfe bis an den halben Leib badende Fischer halfen das Netz einziehen, in welchem nach kaum halbstündiger Arbeit eine, nach unseren Begriffen, überaus reiche Beute herrlicher Fische zappelte. Und doch war der Zug ein nur zu unserer Unterhaltung improvisirter gewesen!

Fehlt mir auch die Notiz über die Zahl der gefangenen Fische, so habe ich doch die Arten genau verzeichnet, die mit Ausnahme

der Njelma (Coregonus leucichthys), alle identisch mit europäischen sind. Es waren Schleie (Cyprinus tinca, darunter bis 19 Zoll lange Exemplare), Karpfen (Cyprinus carpio bis 17″), Barse (Perca fluviatilis bis 15″) Quappen (Lota vulgaris bis 2 ¼ Fuss), Hecht (Esox lucius), zwei Arten Weissfische (wol Idus melanotis und ein Verwandter), Stjerlet, ein stattlicher Hausen (wol Accipenser Güldenstaedti), also meist sehr ansehnliche Exemplare, denn auch die Njelma erreichte 2 ½ Fuss Länge, obschon von allen weit grössere vorkommen. Nach Wlangali würden ausser den genannten Arten noch: Stör (Accipenser sturio), und Äsche (Taimen) vorhanden sein, zu welchen Abramoff noch Salmo lenoc, (Trout) und Rothauge hinzufügt und, jedenfalls in Folge falscher Uebersetzung, sogar „turbot", was indess entschieden falsch ist. Damit wäre das, ohne Zweifel höchst unvollkommene Verzeichniss der bis jetzt bekannten Fische des Nor-Saissan gegeben; doch fehlt es noch an wissenschaftlicher Kunde. Wir selbst konnten leider dieselbe nicht bereichern, da die erlangten Exemplare für meine Spiritusgefässe zu gross waren. Ich bedaure dies namentlich in Betreff des Karpfen, der hier jedenfalls seine eigentliche Heimath hat. Fischkulturisten mögen daher im schwarzen Irtisch und Nor-Saissan den „genuinen" Karpfen holen und durch solche unseren grossentheils so sehr verschlechterten Rassen frisches Blut zuführen.

Mehr Aufmerksamkeit als den beschuppten Bewohnern des Gebietes konnten wir den befiederten widmen. Die reiche Vegetation der Ufergelände bot die günstigsten Bedingungen. Wir hatten uns schon auf der ganzen Fahrt an dem reichen Vogelleben erfreut: an dem Pfiff des Pirol, dem Ruf des Kuckucks, dem Gesange von Rohr- und anderen lieblichen Sängern. In den urwaldartigen Baumgruppen ertönte das heitere Geschwätz der Dohlen, hie und da übertönt von den nach hunderten und aber hunderten zählenden Brutkolonien von Rabenkrähen (Corvus corone), während auf den Wipfeln die mächtigen Horste von Seeadlern weithin kennbar waren. An den Fischereiplätzen trieb der schwarzohrige Milan (Milvus Govinda) ebenso frech sein diebisches Gewerbe, als sein berüchtigter Vetter der Schmarotzermilan in Egypten. Wasservögel waren im Ganzen minder häufig. Einigemal passirten wir sandige Inseln oder Uferstrecken, wo unzählbare Mengen von Seeschwalben (wenn ich nicht irre Sterna anglica) kolonienweise nisteten, Scharben (Graculus carbo und pygmaeus) und verschiedene Entenarten waren nicht selten, und einmal begegnete

ich einer schwarzschnäbligen grossen Gans, unverkennbar Anser cygnoides, die sich indess schleunigst mit ihrer Jungenschaar in's Ufergesträuch rettete. Weit grossartiger gestaltete sich das Vogelleben als ich, nach einer durch bösartige Mücken übel verbrachten Nacht, in der Früh des andern Morgens (2. Juni) nach dem nahen See aufbrach. Mein Weg führte durch enorme Rohrdickichte, in denen ich muntere Bartmeisen (Parus biarmicus und zuerst den dickschnäbligen Rohrammer (Emberiza pyrrhuloides) fand. Als ich das Ufer, eine ausgedehnte Sandfläche, erreichte, sah ich den ruhigen Spiegel des See's vor mir ausgebreitet, bis an den Horizont. Die Tiefe desselben konnte nicht bedeutend sein, denn weit von mir gingen Fischer badend ihrem Gewerbe nach. Seeschwalben (Sterna hirundo) und Möven (Larus argentatus, oder deren südliche Form L. leucophaeus, ridibundus und einzelne ichthyaetus) kreischten in der Luft und die vereinzelten kahlen Baumstumpfe waren mit grossen Seeadlern besetzt. Es war, wie die von meinen Gefährten geschossenen Exemplare zeigten, der seltene Haliaëtus leucoryphus. Weiter draussen auf dem See wadeten und schwammen, unnahbar vor Verfolgungen Nimmersatts, Löffler, Cormorane und, in majestätischer Ruhe, grosse weisse Vögel: Pelekane!

Die Jagd liess uns nicht früher als gegen 11 Uhr aufbrechen, aber schon in sehr kurzer Zeit wurde wiederum angelegt und zwar am linken Ufer, unmittelbar an der Mündung. Es befand sich hier ein weit grösserer Fischereiplatz, aber in keiner Weise besser eingerichtet als der zuerst gesehene. Unzählige, der Länge nach gespaltene Fische, hauptsächlich Njelma und Hecht, dörrten unvollkommen gesalzen in der Sonne, die das Fett herausschmilzt und sie zu übelriechenden, thranigen, ekelerregenden Mumien trocknet. Aber sie genügen in dieser miserablen Zubereitung dem wenig verwöhnten Geschmacke; ebenso der unappetitliche, durch zuviel Salz verdorbene Caviar, welcher hier von dem kostbaren Rogen des Accipenser Güldenstaedti bereitet wurde.

Wir sollten den See nicht ohne ernsteren Unfall kreuzen, den ersten der Reise, welcher ein Menschenleben in Gefahr brachte und zwar in Folge zu grossen Jagdeifers. Die zahlreichen, auf todten Baumstumpfen sitzenden Seeadler waren unter den Einwirkungen der Mauser so träge, daher so wenig scheu, dass sie förmlich zur Jagd aufforderten, So liess einer vier Kugeln in nächster Nähe bei sich vorbeipfeifen, ehe er abstrich. Ein anderer stark verwundeter,

bäumte sogleich auf einem nahen Wurzelstocke wieder auf, und der Dolmetscher des Majors begab sich in ein Cano um ihn vollends zu erlegen. Aber in demselben Moment als er dasselbe betrat entlud sich sein Gewehr (wie gewöhnlich aus unerklärbarer Ursache), und traf den Kosaken, welcher mit den Riemen in der Hand bereit sass. Der Schuss war ein sehr glücklicher, denn nur eine Spanne höher und er wäre in den Unterleib gefahren, der Mann damit unrettbar verloren gewesen. So hatte er nur die Wade durchbohrt, glücklicher Weise ohne den Knochen zu verletzen. Bei der so kurzen Entfernung konnten sich die Schrote noch nicht ausbreiten, sondern sassen dicht zusammen im Holze des Bootes. Aber ein Schrotschuss von No. 3 reisst eben keine kleine Wunde und der Graf und ich hatten daher nicht geringe Mühe dieselbe zusammenzuflicken. Die im letzten Kriege so bewährte blutstillende Eisenchlorid-Watte*) erfüllte ihren Zweck auch hier vollständig. Freilich verursacht ihr Auflegen wahren Höllenschmerz. Doch hielten kräftige Arme den beklagenswerthen Pawle, der laut jammernd nach Schnaps verlangte, aber zunächst mit dem reichlich gespendeten Trostesworte „nitschewo!“ (es ist nichts!) Beruhigung finden musste. Nachdem wir das Blut gestillt, die Wunde kunstgerecht mit Heftpflaster verklebt und verbunden hatten, konnte Pawle wieder stehen und wurde nach Saissan zurückgeschickt, wo er unter den geschickten Händen Dr. Panders bald wieder hergestellt worden sein wird.

Die Fahrt über den gelbbraunen See gestaltete sich zu einer ebenso angenehmen als langsamen. Da wegen totaler Windstille nur gerudert werden konnte, so gebrauchten wir zu der c. 20 Werst weiten Strecke an 8 Stunden. Es kam mir dies sehr gelegen, denn ich konnte somit im Verein mit Martin Dzerwit und Iwan die ziemlich reiche Jagdausbeute bis auf's letzte Stück bewältigen. Dabei blieb immer noch Zeit genug das Auge über die durch schneebedeckte Ketten malerisch begrenzte Landschaft schweifen zu lassen und sich an dem internationalen Concert zu betheiligen, welches in kalmückischen, kirghisischen, russischen, kosakischen, lettischen und deutschen Weisen, also äusserst farben- wenn auch nicht immer klangreich zum Ausdruck gelangte.

Da unsere Lotka nur die südöstlichste Ecke des Sees kreuzte,

*) Bekanntlich eine Erfindung des verdienstvollen Dr. K. Ehrle, der auch den medicinischen Maximalthermometer erfand.

so hatten wir fast nie Land aus Sicht verloren und gegen 5 Uh traten die Ufer immer deutlicher hervor. Es waren die Dünenhüg der Landzunge Baklanii-myss (russ. d. h. Scharben-Vorgebirge), w wir gegen 8½ Uhr an dem flachen Sandstrande, der mit unzählige Schalenresten von Anodonta piscinalis bedeckt war, anlangten. Un zählige Mückenschwärme umgaukelten uns, zeigten sich aber durch aus harmlos, wahrscheinlich in Folge der plötzlich einfallende Abendkühle.

Der Nor-Saissan (Dsaisan, Dzaissang), d. h. auf Kalmückisc der „edle See",*) (unter 47° 40'—48° 20' n. Br. und 83° 10' b 84° 50' östl. L.) ist das grösste Süsswasserbecken der Dsungare Er erstreckt sich von Südost in nordwestlicher Richtung. Sein Länge wird zu 86 (Wenjukow) bis über 100 Werst (Wlangali d. h. 12—14 d. Meilen, angegeben, seine Breite von 22—50 Wer (3—7 M.). Die Tiefe ist unbedeutend und beträgt gewöhnlic 24 Fuss, aber auch bis 40. Sein Flächeninhalt von Hagemeister z 2508 Qu.-M. (englisch), von Schwanebach zu 33 geogr. Qu.-M. od 1830 Qu.-Kilom. berechnet, übertrifft also die des Genfer Sees (57 Qu.-K.), des grössten, welchen Westeuropa aufzuweisen hat, mehr a zweimal. Er liegt 1200 Fuss über dem Meere (Wenjukow), nach Mey 1800, nach Graf Waldburg's Aneroïdbeobachtungen 410 Meter, also un gefähr in gleichem Niveau mit der umliegenden Steppe. Hieraus e klärt es sich, dass die vielen, ohnehin unbedeutenden Flüsse nur b Hochwasser den See erreichen, der dann seine, mit Ausnahme g ringer dünenartiger Erhebungen, durchgehends flachen Ufer we überschwemmt. Das Wasser steigt mit Aufgang des Eises En April und in Folge der Schneeschmelze auf den Gebirgen von Mit Juni bis Juli zum zweiten Male; Anfang November friert der See z Mangeln ihm somit selbst kleinere Zuflüsse, geschweige die „viele z. Th. recht ansehnlichen" wie Kohn irrig angiebt (Natur 76 p. 43) s vermählt sich ihm ein desto gewaltigerer. Es ist dies kein geringere als der mächtige Irtisch, der grösste Nebenfluss des Ob, aber in de Länge seines Laufes den letzteren (3200 Werst = 457 d. M.) offen bar übertreffend, also bedeutend länger als selbst die Donau. E

*) Wichtigste Mittheilungen bei: Abramow Journ. R. Geogr. Soc. vol. 35 (186 p. 58—69 mit einer Karte in 8°, und Wlangali: Reise in: Beitr. zur Kenntn. Russ. Reichs 20. Bändchen 1856. p. 16.

entspringt weit im Chinesischen, in den Schneebergen des Ektag-Altai und führt bis zu seinem Eintritt in die östlichste Ecke des Sees den Namen Schwarzer- oder Kara-Irtisch, den er bei seinem Austritt aus dem nordwestlichen Ende mit der einfachen Bezeichnung Irtisch, bei den Russen auch wol Weisser-Irtisch, verlässt. Während wir den letzteren sehr wol kennen, sind in Bezug auf den ersteren noch manche Lücken auszufüllen. Die wichtigste Kunde verdanken wir jedenfalls den gründlichen Arbeiten Mikroschnitschenko's und Matussowski's,*) die auch mancherlei über die Tiefenverhältnisse mittheilen. Aber sie scheint noch nicht ausreichend, um die Brauchbarkeit des Flusses als Handelsstrasse nach China sicherzustellen, innerhalb dessen Grenzen der Fluss noch 200 Werst weit schiffbar sein soll. So wurde uns wenigstens gesagt, und Sosnowski's Angaben, nach welchen die regelmässige Schifffahrt bis zum Kabaflusse reicht, scheinen dies zu bestätigen. Wir selbst fanden den Fluss auf ca. 60 Werst gut befahrbar, allerdings bei Hochwasser, welches überhaupt die Schiffbarkeit bedingen dürfte. Gmelin erwähnt schon der flachen, wegen Felsen gefährlichen Stellen bei Semipalátinsk. Die militärische Expedition unter Buchholz und Licharew erreichte den oberen Irtisch 1720 nur mit Hülfe besonders flachgebauter Fahrzeuge, die als die ersten auf dem See verwendeten den Namen „Saissanken" erhielten. Nach 12tägiger, jedenfalls sehr langsamer Fahrt musste er wegen Stromschnellen und den feindlichen Angriffen der Dsungaren umkehren. Diese Stromschnellen sollen an der Einmündung des Flusses Bu-Urtschum unüberwindliche sein, übrigens solche auch unterhalb des Ausflusses aus dem See vorkommen. Doch fehlen sie entschieden an der Einmündung des schwarzen Irtisch, wie Wlangali irrthümlich angiebt. Unser ausgezeichneter Freund Iwan Iwanowitsch Ignatoff in Tjumén war wol der Erste, der, ich glaube 1864, den Fluss per Dampfer bis Ak-Tjübé befuhr und hier nur desshalb umkehrte, weil er Reibungen mit Chinesen ausweichen wollte. Nach ihm bot nur die Strecke Ust-Kamenogorsk-Buchtarminsk, wo sich der Fluss durch enge hohe Felsen drängt, Schwierigkeiten. Doch geschah seine Recognoscirungsfahrt, die bis jetzt übrigens nicht wiederholt worden zu sein scheint,

---

*) Siehe Marthe: „Geogr. Forschungen am oberen Irtisch" in: Zeitschrift der Ges. f. Erdk. 10. 1875 p. 97 und „Von der russisch-chinesischen Grenze 1876" in: Deutsche Geogr. Blätter Heft III. IV. 1877 p. 201.

ebenfalls im Frühjahr bei Hochwasser. Immerhin bleibt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass mittelst besonders flach gebauter Dampfboote diese Wasserstrasse auch im Sommer practicabel sein kann. Aber es empfiehlt sich, die Hoffnungen nicht zu hoch zu spannen, damit nicht später Enttäuschungen eintreten, wie mit dem Ili, in welchem man auch eine neue zukunftsreiche Wasserstrasse*) nach China gefunden zu haben glaubte.

Was den Nor-Saissan und oberen Irtisch aber zu allen Zeiten werthvoll macht ist ihr immenser Fischreichthum. Er soll 1650 die Kalmücken vom Hungertode gerettet haben, wesshalb sie in dankbarer Erinnerung seinen alten Namen Kungchotu-Nor (d. h. Glocken-See) in den jetzigen umänderten. Auch die Russen haben schon in dem See, den Baikoff zuerst 1655 erreichte, gefischt, lange ehe sie ihn einverleibten, was übrigens in der friedlichsten Weise geschehen zu sein scheint. Als Meyer**) 1826 den See besuchte, zahlten die fischenden Russen noch eine Abgabe von 30 Pfund Salz für jedes den Irtisch hinaufgehende Fahrzeug und an den chinesischen Grenzcommandeur 500 Stück Stjerlets. Alexander v. Humboldt konnte 1829 noch im chinesischen Grenzposten Baty (mehr als 100 W. vom See) vorsprechen (Rose, Reise I. p. 600) denn der Narym bildete damals die Grenze. Heut gehört den Chinesen nur die nordöstlichste kleinste Ecke des Sees und derselbe ist (schon seit 1839) Regal des sibirischen Kosakenheeres. Dieses ertheilt die Concession und soll, wie uns gesagt wurde, jährlich 4000 Rubel Einkünfte beziehen. Aber ich ersehe aus Wlangali, dass dieselben schon 1849 mehr als 10,000 R. betrug. Diese Summe würde immerhin sehr unbedeutend sein, gegenüber der Notiz, dass der See jährlich für mehr als 43,000 R. Fische producirt, und den von uns eingezogenen Nachrichten, nach welchen die Pächter der 20 verschiedenen Fischereiplätze je 4000 R. und mehr jährlich aus ihrem Fange lösen. Um diese Summe zu erreichen gehört aber, nach oberflächlicher Schätzung, ein Quantum Fische von 40,000 Pud oder 1,600,000 Pfund (russisch). Denn die Preise der Fischproducte sind geradezu lächerlich billige. So wird Stör mit 3—4 R., Njelma, der feinste Fisch, mit 2 R., Hecht, Schlei (Lin) und Karpfen gar

*) Vergl. „Der Fluss Ili als künftige Wasserstrasse nach dem westlichen China" in: Peterm. Geogr, Mittheil. 1858 p. 407.

**) Siehe Ledebour's Reise II. p. 227.

nur mit $^1/_2$ Rubel*) per Pud bezahlt; Caviar bringt 20 R. Auch die Rückensehne der Störe (Wessigi) bildet einen gesuchten Artikel für China.

Natürlich kann bei solcher Billigkeit nicht von ausgezeichneter Präparation die Rede sein, aber sie entspricht den Anforderungen insofern, als die getrockneten Fische zur wirklichen Volksnahrung und als solche weit nach Ust-Kamenogorsk und selbst Semipalàtinsk verführt werden.



So sehr auch die gegenwärtige z. Th. wahrhaft verwüstende Productionsweise zu beklagen ist, so kann sie doch den Verhältnissen entsprechend kaum anders sein, wenn sich auch nicht läugnen lässt, das in vieler Hinsicht Verbesserungen eingeführt werden könnten.

Die Fischerei im Nor-Saissan beginnt Ende April, erreicht im Mai und Anfang Juni ihre höchste Blüthe und währt bis Ende August. Dann gehen die Fischer den schwarzen Irtisch hinauf und kehren Ende October wieder zum Narym zurück. Die Fangmethoden sind die allenthalben gebräuchlichen. Für „Rothfisch" d. h. Störarten werden sogenannte „Ssamolowy" d. h. Selbstfänger errichtet, welche

*) Wie erschreckend billig die Preise der Fische vor c. 100 Jahren waren geht hie und da aus Pallas hervor. Nach seiner Angabe kostete 1773 das Pud frischer gefrorener Hechte am See Tschany 3 Kopeken, also 32 Zollpfund etwa 6 Pfennige!!

Wlangali (p. 20) ausführlich beschreibt, „Weissfische" d. h. Njelma, Äsche u. A. mit Zugnetzen gefangen.

Geweckt von den misstönenden Stimmen der Kameele, die in bekannter, aber berechtigter, übler Laune ihrem Missfallen wiederum beladen werden zu sollen Ausdruck gaben, stand ich schon um 3 Uhr früh (3. Juni) auf, aber erst gegen 6 Uhr war Alles fertig und wir konnten die Pferde besteigen. Das Beladen der Kameele macht, namentlich zum ersten Male, viel Umstände, denn es kommt vor Allem darauf an gleichmässige Lasten herzustellen, und dies war bei unseren so verschiedenartig gestalteten Collis eben nicht leicht. Nur die Jurte bildete, wie gewöhnlich, eine wolbekannte Ladung, die, den Jurtenkranz oben aufliegend, in der durch die Skizze illustrirten Weise, transportirt wird. Da nur wenige Tagemärsche bevorstanden, konnte den Thieren mehr aufgeladen werden als gewöhnlich. Das Gewicht, welches ein Kameel bei Karavanenreisen trägt, ohne überladen zu sein, soll 216 Kilo nicht überschreiten; nur die stärkeren Bullen können bis 270 Kilo*) tragen. Das Laden selbst muss mit grosser Sorgfalt geschehen. Dem Thiere, welches durch den Ruf „Dschu, dschu" oder Schläge auf die Knie zum Niederlegen gebracht wird, bedeckt man mit dicken Filzen die Höcker und den Körper, und legt dann erst ein hölzernes Gestell, den Sattel auf, an welchen die Last mit Stricken festgeschnürt wird. Bei diesen Verrichtungen hört das Kameel gewöhnlich nicht auf seine ungemein hässlichen Klagelaute, ein widerliches, sehr variirendes Brüllen, auszustossen, speit auch wol halbzerkaute Speisereste um sich. Denn selbst Angriffen von Wölfen gegenüber, weiss sich das überaus stupide und furchtsame Thier, nicht seiner klotzigen Füsse zu bedienen, sondern speit und brüllt nur. Das Kameel wird an keinem Halfter geleitet, sondern man durchbohrt ihm die Nase oberhalb der Nasenlöcher mit einem kleinen hölzernen Pflocke und zieht später einen härenen Strick durch. Mittelst dieser Leine wird ein Kameel an den Schwanz des anderen gebunden, so dass eine lebende Kette von 15 bis 20 Stück entsteht, deren Leitung in der Hand eins zu Pferd reitenden Führers liegt. Zuweilen passirt es, dass eines der Kameele stürzt und bei dieser Gelegenheit der Knoten

*) Nach Przewalsky, der (Reisen in der Mongolei etc. p. 104) überhaupt die beste Schilderung des zweibuckeligen Kameels oder Trampelthieres giebt, welche ich kenne. — Ueber Fortpflanzung: Pallas, Reise I. p. 397. —

des Strickes die Nase zerfetzt; denn das Thier hat sich weder bei Kirghisen noch Kalmücken einer sanften Behandlung zu erfreuen, ausser, wie bereits erwähnt, in seiner frühesten Jugend. Das zweijährige Thier begleitet schon die Karavanen, aber erst im vierten trägt es Lasten und gilt erst im fünften zu schwerem Dienst brauchbar, den es unter Umständen bis ins 25. aushält. Ein Lastkameel vermag vier Wochen lang täglich bis 40 Werst zurückzulegen, ein schnelles Reitkameel (von denen wir übrigens keine zu sehen bekamen) bis 100 W. Dabei kann es 8 bis 10 Tage lang ohne Nahrung, bis 7 Tage, in der Sommerhitze aber höchstens 3 bis 4 Tage, ohne Trank*) aushalten und verträgt sowol Hitze als Kälte. Doch werden die auf der Steppe frei überwinternden Kameele, trotz ihrem ohnehin mächtig dicken Haarkleide, noch in Filze eingepackt. Während das afrikanische Dromedar nur für die Wüste und Steppe taugt, ist das Kameel auch für Gebirge brauchbar, sobald es die Pfade nur irgend gestatten. Wir selbst sahen es in Höhe von 3—4000 Fuss, aber die nach Lassa ziehenden Kameel-Karavanen haben in Thibet an 5000 Meter hohe Pässe zu überschreiten, Dass das Kameel ein äusserst genügsames Thier ist, erfuhren wir zur Genüge. Die Wermut- und Salz-Pflanzen der Steppe, das dürre Dschigras, und andere vertrocknete Gewächse, verzehrt es mit grossem Behagen; am liebsten weidet es aber in den stachelbesetzten Tschingin-Gesträuchen, (Caragana pygmaea), welche weithin wuchern. Der Preis eines guten Kameels beträgt in der Kirghisensteppe 30 bis 40 Rubel; doch sind die, in der That sehr hübschen, besonders geschätzten, weissen ansehnlich theurer.

Wir durchzogen die armseligste aller bis jetzt gesehenen Steppen, welche mehr die Bezeichnung Wüste verdiente, denn wenigstens in dieser Jahreszeit ist stundenweit kein Fluss, kein Teich, nicht einmal ein Tümpel oder Lache zu finden. Unser Weg führte über dicht mit Steinen und Kieseln bedeckte Flächen, hie und da mit Einsenkungen, in welchen der in tausend Sprünge geborstene, mosaikartig aussehende, Lehmboden unschwer ausgetrocknete Teiche und Seen erkennen liess, die im Frühjahr diesen Theil der Steppe unpassirbar machen. Hier zeigte sich zuerst ein auch dem Laien auffälliger baumartiger Strauch, dessen blätterarme Aeste besenartig

---

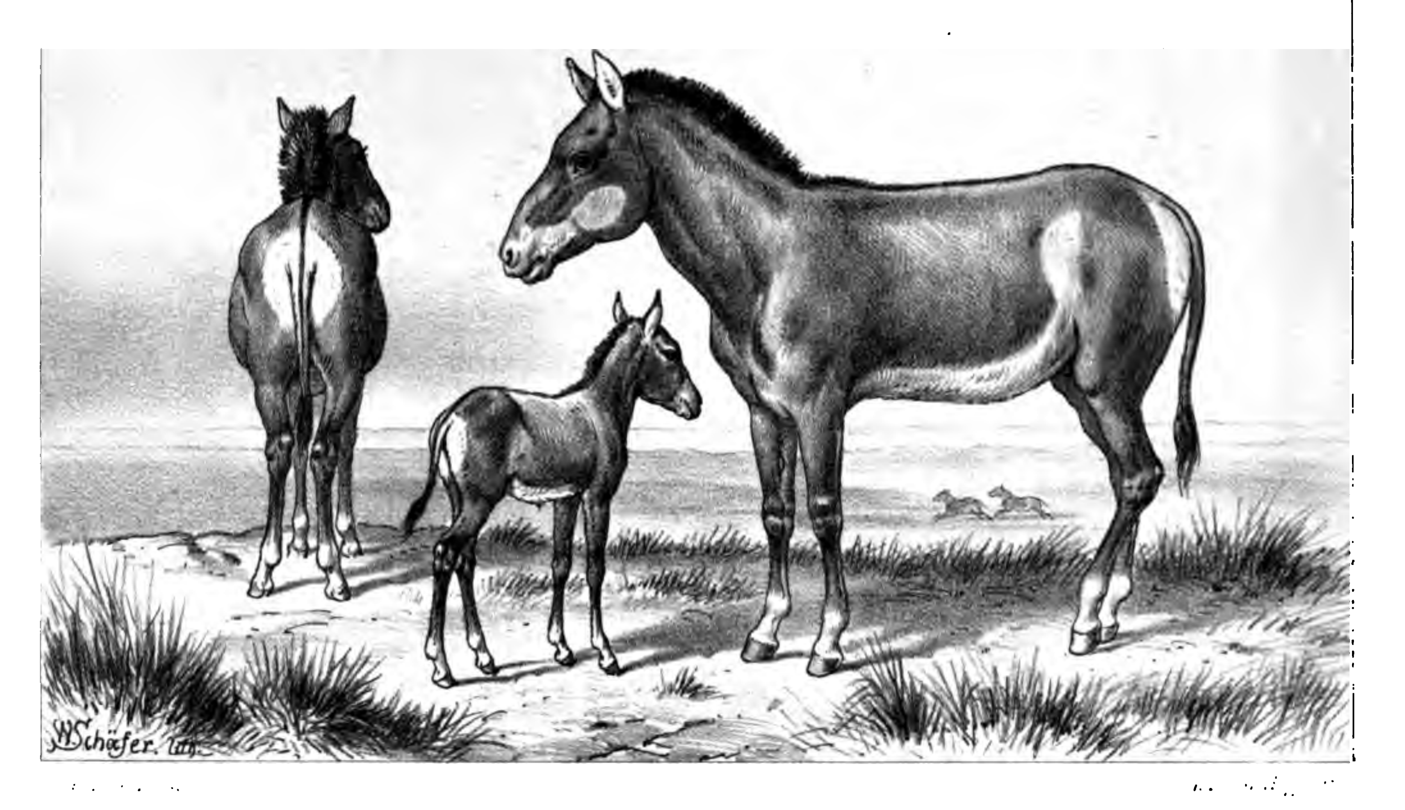
*) Gerhard Rohlfs versichert, dass seine Dromedare einmal 17 Tage lang nicht abgetränkt worden waren („Drei Monate in der Libyschen Wüste", p. 166.).

einem unverhältnissmässig dicken aber krüppligen Stamme entsprossen. Es war der für die Mehrzahl der Steppen- und Wüstengebiete Asiens characteristische Saxaul (Anabasis (Haloxylon) ammodendron)*), dessen Blätter und Zweige vom Kameel ebenso gesucht sind als sein Holz von Kirghisen und Kalmücken. Zwar lässt es sich wegen seiner Härte und Sprödigkeit nicht verarbeiten, aber umso besser brennt es, oder richtiger gesagt, hält es Kohle, die nach Meyer mehrere Tage, ja selbst unterm Schnee, fortglimmen soll. Für mich war das Auftreten des Saxaul ganz besonders interessant, denn wir durften jeden Augenblick den merkwürdigsten krähenartigen Vogel, den Saxaul-Häher (Podoces Panderi, Fisch.) erwarten, dessen Vorkommen so eng mit dem des Gewächses verbunden ist. Leider wurden meine Hoffnungen nicht erfüllt**). Aber auf dem Saxaul zeigten sich schwarze, anscheinend neue Vögel, welche die Neugier reizten. Beim Näherkommen entpuppten sie sich aber als Mohrenlerchen (Alauda tatarica) die wir freilich seit Sergiopol nicht mehr gesehen hatten. Wie nicht anders zu erwarten, war das Thierleben ein sehr armes: Lerchen (besonders pispoletta, und arvenis) blieben wie immer am häufigsten; einzeln zeigte sich ein Isabellwürger (Lanius isabellinus), hie und da die seltene Kragentrappe (Otis Macqueni), von welcher ich Eier erhielt; häufig sausten in pfeilschnellem Fluge fast unerkennbar fürs Auge Steppen- und Flughühner (Syrrhaptes und Pterocles arenarius) durch die Luft. Rosenstaare und Rothfussfalken, die sich gegen Abend zu colossalen Flügen scharten, fehlten auch in dieser Wüstenei nicht. Für sie alle war Wasser erreichbar, nicht aber den zahlreich umherhuschenden Eidechsen (Eremias variabilis und Phrynocephalus helioscopus) und den Zieseln, von welchen letzteren wir, zuerst auf der ganzen Reise, Exemplare sahen und erlangten. Es war Spermophilus musogaricus Licht. Neben diesem Zwerge führte uns die Wüste aber auch ihren grössten und seltensten Säuger, den Kulan vor, gleichsam, wie beim Argali, aus Courtoisie gegenüber dem Verfasser des Thierlebens, um diesem aus eigener Anschauung die bereits früher nach den Schilderungen

---

*) Ausführliches über dieses interessante Gewächs bei: Basiner (Reise durch die Kirghisensteppe nach China, 1848. p. 93), Przewalsky (Reise p. 198), Meyer (Ledebour, Reise II, p. 279.).

**) Doch kommt eine Art Podoces und zwar Henderssoni im Thale des schwarzen Irtisch (also wahrscheinlich auch hier) vor, woher Slovzoff Exemplare erhielt.



Kulans. Wildpferde.



Anderer entworfene Lebensbeschreibung*), vervollständigen zu helfen. Indem ich auf dieselbe und meine Beschreibung (p. 64) verweise, bleibt mir nur übrig die Thatsache anzuführen, dass wir das Glück hatten drei- oder viermal Kulans „zu sehen," und mit Hülfe der Kosaken sogar ein Füllen zu erhalten. Das war immerhin ein besonderes Glück, allein dasselbe erstreckte sich nicht soweit um von eingehenderen Lebensbeobachtungen nur annähernd sprechen zu können. Zuerst stand plötzlich ein Kulan auf, verschwand aber so schnell in dem Gelb der Steppe, dass man an Täuschung hätte glauben mögen. Dann entdeckte das geübte Auge der Kirghisen drei Stück, die unseren erst sichtbar waren als sie sich erhoben und das Weite suchten. Hierbei zeigte es sich nun, dass auch ein Füllen dabei war und darauf stürmten Kosaken, Kirghisen, selbst unser Iwan dahin. Nur wir folgten langsam da wir die Verfolgung doch für aussichtslos hielten, hatten uns aber geirrt. Denn kaum nach einer halben Stunde zeigte sich eine Gruppe Reiter in deren Mitte ruhig und anscheinend völlig zahm das junge Kulan stand. Diese Zahmheit durfte nicht verwundern, denn selbst von den Fesseln an den Vorderbeinen befreit, versuchte das vielleicht kaum eine Woche alte Geschöpf keine Flucht, sondern legte sich „kindisch sorglos" nieder: es war eben vollständig abgemattet und nahe zu Tode gehetzt. Wir konnten leider sein Verlangen nach Milch, welches es wie alle jungen Thiere, durch Saugen am Finger zu erkennen gab, nicht befriedigen, Ich liess es auf ein Kameel laden, aber ehe wir noch am anderen Tage milchende Stuten erreichten, hatte es verendet. Dieses Kulanfüllen war, wie die nach der Natur aufgenommene Zeichnung**) zeigt, durch seine unverhältnissmässig langen, dickgelenkigen Beine, sowie den grossen Kopf ein nichts weniger als reizendes Geschöpf, vielmehr ebenso hässlich als ein Pferdefüllen.

Der Versuch, die alten Thiere durch das junge heranzulocken misslaug, schon desshalb, weil wir uns viel zu nahe an dasselbe auf die Lauer gelegt hatten; denn leider bot die tischebene, kahle Steppe keinerlei Hinterhalt. Zwar standen die Alten längere Zeit mit dem Kopfe nach uns zu gewendet, aber nur die weittragende Büchse

*) In: „Durch den chinesischen Hochaltai" (l. c. hier eigene Beobachtungen); ausführlich in: „Nord und Süd" Heft V. 1877, p. 323—352 und „Thierleben" (2. Ausg. 1877) p. 14—24. —

**) Die alten Thiere zeichnete ich bereits in Omsk, nach den bei Obrist Russinoff gesehenen Exemplaren.

eines Büffeljägers, wie meines Freundes Borchert in Colorado, hätte sie zu erreichen vermocht. Und selbst diese nur mit geringer Aussicht auf Erfolg, denn die flimmernde und glitzernde Luft gab kein sicheres Bild. Unter dem Einflusse der Spiegelung wurden die Thiere grösser und länger, wie Giraffen, und immer grösser, bis ihre Riesengestalten*) nach und nach verschwammen und in Nichts verflossen. So häufig wir auch Fata morgana gesehen hatten, die in der Steppe nicht blos täglich, sondern fast stündlich allenthalben sichtbar wird, noch nie war sie in so schönen Bildern aufgetreten. Freilich palmenumrahmte Städte mit prächtigen Palästen und Moscheen konnte sie uns nicht vorzaubern, wie Atkinson gesehen zu haben behauptet (l. c. p. 508). Aber einigemal zeigten sich blaue Seen mit Bäumen, und zwar so vollendet natürlich, dass man im ersten Moment an Wirklichkeit glaubte. Freilich wird man die Täuschung gar bald gewahr, da das Bild der Fata morgana sich nur zu schnell für den Beschauer verändert und in den Verzerrungen der Wiederspiegelung verräth.

Noch einmal wurden Kulans aufgejagt und zwar sieben Stück, die wie die zuerst gesehenen, so schnell dahin gallopirten, dass von besonderen Beobachtungen nicht die Rede sein konnte. Doch verdient die Bemerkung hier ihren Platz, dass es einem Kosaken auf flüchtigem Pferde gelang, den in einer Linie hintereinander laufenden Thieren den Weg abzuschneiden oder wenigstens so nahe an sie heranzukommen, dass er seinen Schuss abgeben konnte, der leider fehlte. Wie Meyer mittheilt, der die ersten Nachrichten vom Vorkommen des Kulan am Nor-Saissan (sowie Balchasch) giebt, jagen die Kirghisen Wildpferde bei hohem Schnee, in welchem sie nur schwierig fortzukommen vermögen.

Noch eine Ueberraschung bereitete uns heut die Steppe und zwar sehr eigenthümlicher Art. In weiter Ferne zeigte sich nämlich eine pferdeähnliche Gestalt (nach Brehm zwei), welche erst zögernd dann in leichtem Trabe direct auf uns zulief, und nicht lange Zweifel liess, dass wir ein herrenloses Pferd vor uns hatten. Es war ein hübscher, aber sehr abgemagerter Schecken, der sich leicht eine Halfter umlegen liess und so willig folgte als jedes andere Pferd. Den Kirghisen sind derartige Fälle nichts Neues. Denn öfters er-

*) Ueber diese eigenthümliche und charakteristische Erscheinung der Luftspiegelung in den Steppen Sibiriens vergleiche auch Helmersen in: Beitr. zur Kenntniss des russ. Reiches. 5. Bändch. 1841, p. 190 und 20. Bändchen p. 205. —

eignet es sich, dass durch nächtliche Ueberfälle von Wölfen oder ähnliche Ursachen, Pferde in der Steppe versprengt werden, und lange umherirren ehe sie wieder Ihresgleichen und Menschen antreffen. Zuweilen sollen sie aber auch gänzlich verwildern, wovon Meyer Beispiele anführt.

Wir hatten gegen 2 Uhr ein Röhricht und mit ihm schlechtes, salzhaltiges Wasser erreicht, das einzige weit und breit, hier abgekocht und zogen noch bis gegen 9 Uhr weiter, über eine Steppe, Aï chodscha-tum genannt, um an dem klaren, murmelnden Bache Tjerek-aïryk (590 M.) das Nachtlager aufzuschlagen, einem jener kleinen Quellbäche, welche nur im Frühjahr ihr Ziel erreichen. Aus der armseligen Kulansteppe, die mit ihren gelben, orange, an einzelnen Stellen fast rosaroth gefärbten Sandhügeln trotzdem nicht unmalerisch erschien, waren wir in eine Steinwüste gerathen. die so recht für den Aufenthalt des Dickfusses (Oedicnemus crepitans) geschaffen schien, der sich hier zuerst und das einzige Mal zeigte. Anfangs erschien das Steingeröll*) lose verstreut, hie und da in grösseren Trümmerhalden, später anstehend und kleine Hügel bildend, die durch orangefarbene Flechten eine lebhafte Färbung erhielten. Für den Geologen schien diese Gegend ganz besonders interessant, wenigstens überraschte es mich vier verschiedene Felsarten, an manchen Stellen dicht neben einander anstehend zu finden. Es waren (wie die gesammelten Handstücke bestätigten): Thonschiefer, Granit, Quarzit und ein grobkörniger Sandstein. Letzterer fand sich neben Granit und Thonschiefer; der letztere schien den Granit hie und da durchbrochen zu haben. Der Granit fand sich theilweis in plattenförmiger Absonderung und hatte so ein passliches Material für die kirghisischen Grabstätten geliefert, die hier nicht selten waren. Dichte Flechten der Gattung Lecanora, bedeckten den Granit in allen Ritzen und Spalten, oder wo immer sich Erdreich fand, wucherte Thymian (Thymas serpyllum) in voller Blüthe. Welcher Abwechselung die Steppe übrigens zuweilen fähig ist, zeigte sich recht am anderen

*) Beachtenswerth schreibt mir Graf Waldburg: „Ich bin geneigt die ganze Kulansteppe für ehemaliges Seebecken zu halten, bevor der Irtisch seinen tieferen Durchbruch bei Buchtarminsk bewerkstelligte. Die zerstreuten, gerundeten Steine auf der Steppe, dem anstehenden Gesteine auflagernd und von anderer Herkunft bestärken mich hierin. Sie kamen auf dem Eise des Kara-Irtisch herunter, versanken im See und blieben am Grunde bis das Wasser allmälig verlief um jetzt zum Vorschein zu kommen."

Tage (4 Juni), als wir aus steiniger Wüste unverhofft in eine kleine Oase gelangten. Hier breiteten sich weithin grüne Wiesen aus, die hie und da malerisch und farbenprächtig von blauen Feldern durchsetzt waren. Sie rührten von einer reizenden Blume her, einer Schwertlilie (Iris flavissima et I. ruthenica), die ganze Strecken, besonders feuchte bedeckte, und stellenweis fast so üppig als auf einem Hyacinthenbeete in Holland wucherten. Dass diese üppige Vegetation einem kleinen Bache ihr Dasein verdanken musste, war im Voraus anzunehmen. Es war der Usun-bulak*. Seinen stark gewundenen Lauf bezeichnete üppiges Strauchwerk mit höheren Bäumen untermischt. Hier trieb der Eisvogel sein stilles Fischereigewerbe, zahlreiche Rohr- und andere Sänger liessen ihren Gesang erschallen und selbst ein Stockentenpaar hatte es nicht verschmäht das Bächlein als Wiege für die eben entschlüpfte Jungenschaar auszuwählen. Auf den Dächern der in der Nähe befindlichen, jetzt verlassenen kirghisischen Winterwohnungen aus Luftziegeln, zwitscherte unsere Rauchschwalbe ihre trauliche Weise. Die Thierchen waren so zahm, dass ich sie ganz in der Nähe betrachten und als unsere typische westliche Form der Rauchschwalbe (Hirundo rustica) erkennen konnte; der Naturforscher durfte also die lieben Heimathsgenossen unbehelligt lassen. Dagegen schien es nothwendig die Art des hiesigen Sprossers wenigstens durch ein Exemplar festzustellen, denn ich hatte es in Saissan nicht übers Herz bringen können das einzige in der dortigen Parkanlage angesiedelte Pärchen der Wissenschaft zu opfern, obwol mich die Bewohner dazu aufforderten. Hier brauchte ich diese Rücksicht nicht zu nehmen und so fiel das herrlich schlagende Männchen, leider aber damit noch nicht in meine Hände, denn wie so manche andere Vögel, war es in dem dichten und undurchdringlichen Gestrüpp nicht aufzufinden. Die Jagd in solchen Gegenden ist in der That, ohne einen firmen Hund, sehr schwierig und bereitet vielfach Enttäuschungen: von 6 kleinen Vögelchen gehen meist 2 verloren!

---

*) Bezüglich der Vegetation verweise ich auf die hübschen und ausführlichen Schilderungen von Meyer (Ledeb. Reise II. p. 235, 242, 249 und 257.) und ganz besonders auf das knappe und übersichtliche Bild, welches Teplouchow von der Steppenflora entwirft (Cotta's Altai p. 275) und welches auch hierher passen dürfte.

IX. Kapitel.

Ueber den chinesischen Hoch-Altai.

(Mai-tjerek bis Altaiskaja-Staniza.)

In den Vorbergen des Altai. — Pfingsten. — Der Gouverneur und sein Reisezug. — Wiedersehen. — Mai-tjerek. — Lagerleben. — Thiere. — Der Zokor. — Gewitter. — Scheue Pferde. — Ins Hochgebirge. — Wieder in China. — Holzsammelnde Kirghisen. — Ausdauer der Damen. — Schlechtes Wetter und Wege. — Blick von Passhöhe. — Baumwuchs. — Reiche Alpenwiesen. — Gräber im Hochgebirge. — Wiederum auf schiefen Wegen. — Hagelschauer statt Frühstück. — Blick auf den Marka-Kul. — Koldschir. — Der Marka-Kul. — Am Ufer. — Leichter Fischfang. — Lachsforelle. — Grenzverhältnisse. — Chinesischer Abgesandter. — Schwierigkeiten beim Sammeln. — Marschordnung. — Zahl der Reisegesellschaft. — Schattenseite der Jurte. — Kosakengesang. — Spitznamen. — Uferscenerie. — Einsamkeit. — Vögel des Sees und Gebirges. — Ein kirghisischer Jäger. — Abschied vom See. — Auf Schafpfaden. — Holzgrenze. — Urwald, nach Brehm. — Ueber Gebirgsflüsse und Hochmoore. — Lager am Assubul. — Naturfeuerwerk. — Dscheti-Kesén. — Tau-teké-Gebirge. — Steinbockjagd. — Anscheinender Wildmangel. — Wild des Altai. — Felsarten. — Der Burchatpass. — Abstieg zur Buchtarma. — Bjelucha. — Vegetation. — Wieder in Russland. — Lob des Kirghisenpferdes. — Betrachtungen und Rückblicke der Altaitour. — Abschied. — Wiederum auf Telege. — In Altaiskaja-Staniza unter Dach.

Wir waren jetzt in die kahlen, aber durch phantastische Felsgebilde, anscheinend aus Granit und Schiefer bestehenden, ziemlich malerischen Vorberge des Altai eingetreten und hatten das Hochgebirge somit aus dem Gesicht verloren. Längs einem kleinen Bache stiegen wir z. Th. in engen Felsenschluchten stetig aufwärts und erreichten gegen Mittag (4. Juni) die Haltestelle Basch-tjerek (980 Meter hoch), am kleinen Mai-tjerek, ein liebliches grünes Wiesenthal mit reichem Baumwuchs von Zitterpappeln und Birken, welche einen kleinen Hain bildeten. Wie ich später bemerkte

feierte man in der Heimat das schöne Fest des Frühlings, Pfingsten, es war der Pfingstsonntag, und wahrlich, die Natur hätte uns keinen einladenderen Platz, keinen schöneren Tag als den heutigen schenken können. Sollte derselbe doch so recht eigentlich ein Festtag für uns werden, denn in wenigen Stunden durften wir das Zusammentreffen mit dem Gouverneur von Semipalátinsk General von Poltoratzky und dessen liebenswürdiger Familie erwarten, um ihn auf seiner Inspectionsreise durch den Altai zu begleiten. Schon gestern war uns durch flüchtige Kirghisen, welche in der Steppe fast dem Telegraphen vorauseilen, die Kunde geworden, dass der General mit zahlreichem Gefolge kaum 10 Werst von uns lagere und gegen Mittag in Basch-tjerek anlangen werde. Zahlreiche vornehme Kirghisen der Gemeinde Tschingistai im Thale der Buchtarma waren schon vor uns eingetroffen und hatten prächtige Jurten zum Empfang ihres hohen Chefs aufgeschlagen. Gegen 1 Uhr verkündeten Staubwolken und Pferdegetrappel das Herannahen des Zuges, der zahlreicher und glänzender war als wir jemals erwartet haben würden. Von gewandten Hirten getrieben, sprengte zuerst eine wilde Heerde von vielleicht 60 Stuten heran, welche den Milchvorrath zur Bereitung des unentbehrlichen Kumiss liefern sollten und somit gleichsam die lebenden und belebenden Getränkquellen für die zahlreichen kirghisischen Grossen bildeten. Die letzteren erschienen in viel grösserer Anzahl als bisher, darunter mit Medaillen und Ehrenzeichen geschmückte Sultahne, die ihre besten Pferde und zahlreiche berittene Diener mit sich führten, so dass unser kleines Gefolge von 8 Kosaken und vielleicht einem Dutzend Kirghisen in der Menge vollständig verschwand. Sascha (Abkürzung von Alexander), der etwa 13jährige Sohn des Gouverneurs, hatte es sich als gewandter und kühner Reiter nicht nehmen lassen, mit Kosaken und Kirghisen um die Wette reitend, vorauszusprengen und bot uns den ersten Gruss. Bald darauf erschien der General, seine anmuthige Gemalin und reizende Tochter, der Polizeimeister Schelesnoff, Obrist Chaldijeff und andere werthe Freunde von Semipalátinsk her. Wie es im Kreise der liebenswürdigen Familie nicht anders sein konnte war das Wiedersehen ein ebenso ungezwungenes als herzliches und bald sassen wir im Austausch des Erlebten bei einem heiteren Mahle in der traulichen Jurte. Nach kurzer Rast musste wieder aufgebrochen werden, denn wir hatten noch c. 15 W. bis Mai-tjerek zurückzulegen, wo den General allerlei Amtsgeschäfte

erwarteten. Der Weg führte bergauf und bergab durch eine parkähnliche, überraschend schöne Landschaft von gemischten Beständen herrlicher Eschen, Weiden, Birken und sibirischen Tannen (Pichta), die aus dichtem Unterholze verschiedenartigen Strauchwerks emporragten und hie und da von üppigen, reich mit buntfarbigen Blumen geschmückten Wiesengründen unterbrochen wurden. Das Ueberschreiten verschiedener murmelnder Bäche und Gebirgswasser gewährte unvergleichliche Bilder in dem bunten Gewühl so vieler phantastisch gekleideter Reiter, prächtig aufgeschirrter Handpferde, beladener Kameele, frei dahinjagender Stuten und deren Füllen. Die beiden Damen der Gesellschaft zeigten sich überall wo es der im Ganzen gute Weg gestattete als gewandte Reiterinnen, die an Kühnheit uns Fremdlinge in Erstaunen setzten und denen wir oft Mühe hatten im gestreckten Galopp zu folgen. Dieses stellenweise Wettreiten war insofern nicht immer ungefährlich als die unzähligen Löcher und Wühlarbeiten des Zokor die Hufe der Pferde oft plötzlich tief einsinken liessen und so Pferd und Reiter leicht zu Fall bringen konnten. Gegen 5 Uhr erreichten wir einen schönen, von hohen, hie und da mit Nadelholz (Lärchen und Pichten) bestandenen Bergen umschlossenen, langgestreckten grünen Wiesengrund, das herrliche Hochthal Mai-tjerek (1250 M. hoch). Es dient während des Sommers als Grenzpiket für eine halbe Sotnie (50) Kosaken, die in einer aus Baumstämmen errichteten Barake hier campiren und die zum Empfange des Generals mit Trompeter und Standarte in Parade aufgestellt waren. Es befremdete mich als noch weit vor der Front die Offiziere abstiegen, aber die Erklärung liess nicht lange auf sich warten, denn die zahlreichen Kirghisenpferde, ohnehin schon bei dem ungewohnten Anblick stutzig, stoben bei dem kräftigen „Hurrah" der Soldaten und dem Schmettern der Trompete wild auseinander und die Reiter hatten Mühe, die Thiere zu zügeln. Unweit der Baraken war eine ganze Jurtenstadt entstanden. Dreizehn dieser luftigen Wohnungen erhoben sich in kurzer Zeit zur Aufnahme so vieler Gäste bereit, während eine Anzahl der kleinen mennigerothen Taschkendzelte hervorgezaubert wie Pilze emporschossen und nicht wenig zur Belebung der Scenerie beitrugen, Dieselbe war in der That eine überraschend mannigfaltige. Als der Gouverneur im Strahle der Abendsonne Audienz*) ertheilte,

*) Es war eigentlich keine Audienz, vielmehr galt die Zusammenkunft um

zählte ich im weiten Halbkreise 120 Kirghisen vor seiner Jurte hockend. Und dies waren allein die Vornehmen, Sultahne und andere Vertreter der Gemeinden, darunter mehrere Wollostel oder Gemeindechefs in prächtigen sammtenen Kaftans, mit Ehrensäbein und anderen Auszeichnungen geschmückt.

An den Wiesenhängen weideten wol mehr als 250 Pferde und dass zur Erhaltung so vieler Menschen eine kleine Schafheerde herbeigetrieben war, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Als mit hereinbrechender Nacht die Lagerfeuer überall emporflammten, die Gesänge der Kosaken sich mit dem „le illah il Allah“ der betenden Kirghisen mischten, da genossen wir in vollen Zügen die Reize eines fremdartigen, halb orientalischen, halb kriegerischen Lagerlebens, wie es sich der Reisende nicht anziehender und romantischer wünschen konnte.

Auch für den Naturforscher erwies sich die Thierwelt ziemlich reichhaltig.

Schon in den Felsenlabyrinthen aufwärts hatten wir die meisten der bei Saissan beobachteten Vögel (Saxicola morio, S. oenanthe, Emberiza hortulana, Erythrospiza mongolica, Motacilla personata, Columba rupestris u. s, w.), theils gesehen oder gehört, in dem schönen Hochthale kamen andere bereits beobachtete hinzu, wie die Dorngrasmücke (Sylvia cinerea), Laubvögel, der Pirol (Oriolus galbula), Steinröthel und schwarzkehlige Drossel. Dohlen (Corvus collaris), Elstern (Pica leucoptera), schwarzohrige Milane (Milvus govinda) blieben wie bisher die täglichen Erscheinungen; auch der am Dschasil-Kul gesehene Bergrabe (Corvus orientalis) zeigte sich hier wieder. Die geschäftigen Kirghisen hatten einen Fuchsbau ausgegraben und brachten, sinnreich angekoppelt, 4 junge Füchse (kirgh. „Tjulka“), die ganz unseren europäischen ähnelten, einen jungen Wolf, ein Murmelthier (Bobac) und zu meiner besonderen Freude zwei Zokor (Myospalax aspalax). Der Gouverneur hatte vergebens zwei Kosaken Ausgrabungen nach diesem interessanten Nager anstellen lassen, der, wie die unzähligen aufgeworfenen Erdhaufen, die denen unseres Maulwurfs ähneln, aber viel grösser obschon flacher sind, zeigten, ungemein häufig sein musste. Und, wie ich gleich hier hinzufügen kann, sich auf den höchsten Gebirgs-

---

einen Streit über die Grenzen der Weidegebiete dreier Wolloste zu schlichten, den der Gouverneur als oberster Schiedsrichter zu entscheiden hatte und zur Zufriedenheit Aller beglich.

wiesen (bis 8000 Fuss) nicht minder zahlreich findet. Die unterirdischen Gänge waren aber soweit ausgedehnt und so verzweigt, führten hie und da hart an Felsen vorbei und wurden durch diese für die Schaufel versperrt, so dass die Arbeit bald als nutzlos aufgegeben werden mussten. Ich erwähne dies nur um zu zeigen, wie schwierig es oft ist, trotz aller Hilfsmittel und selbst bei erwiesener Häufigkeit, eines interessanten Thieres habhaft zu werden. In der That gelang es auf der ganzen Reise nur 3 Exemplare des merkwürdigen halbblinden grabenden Nagers zu erlangen.

So gemüthlich und angenehm das gesellige Leben sich auch gestaltete, denn wir waren wiederum vollständig Gäste der liebenswürdigen Familie Poltoratzky, so wenig freundlich erwies sich der Himmel. Die Gewitter, welche uns schon in der Nacht mit Donner und Blitz gestört hatten, schienen aus dem Thalkessel keinen Ausweg zu finden; kaum lächelte die Sonne nach einem heftigen Platzregen wieder freundlich, so wälzten sich auch schon neue dunkle Wolkenmassen heran. Der aufgeweichte schwarze Boden zeigte sich daher den Waffenübungen, welche der General im Laufe des folgenden Tages (5. Juni) als Inspecteur*) vornehmen liess, sehr ungünstig. Ich konnte dem interessanten militairischen Schauspiele wenig Aufmerksamkeit widmen, da ich genug mit Präpariren und Berichtschreiben zu thun hatte. Immerhin bemerkte ich, dass nicht blos Kirghisen- sondern auch Kosakenpferde vor Ungewohntem trefflich zu scheuen verstehen. Man hatte Strohpuppen errichtet, welche Infanteristen darstellen und gegen welche die Reiter, in wildem Lauf heransprengend, ihre Hiebwaffe gebrauchen sollten, aber nur den Wenigsten gelang es, die scheuenden Pferde dicht genug an den Popanz heranzubringen.

Trotz der Ungunst des Wetters waren die Stunden in Mai-tjerek, am gleichnamigen Flüsschen (d. h. nach Brehm „Espenweide"), nur zu schnell verstrichen, und obwol es selbst am 6. Juni sich noch nicht besserte, wurde doch aufgebrochen. Das Umladen resp. Vertheilen des Gepäckes auf Pferde, denn Kameele mussten hier wegen Unpassirbarkeit der Wege für diese zurückgelassen werden, machte natürlich für das erste Mal wieder viel Umstände. Selbstredend

*) Diese Inspection und Visitation erstreckte sich auch auf Pferde, Sattelzeug, Waffen, Montur etc. Die Resultate des Scheibenschiessens (nur 33 Treffer auf 100 Schuss bei 300 Schritt Distance) stellten den General eben nicht sehr zufrieden. Graf W.-Zeil in litt.

waren viel mehr Pferde als Kameele nothwendig, denn während erstere 450 Pfund und mehr tragen, hat ein Pferd mit 180 bis 200 Pfund (bis 5 Pud) schon eine reichliche Ladung. Major Tichanoff verliess uns hier mit seinem Gefolge und wir nahmen von dem energischen Kreischef und trefflichen Manne, dem wir so sehr zu Dank verpflichtet waren, herzlichen Abschied.

Schon der erste Tag gab uns in jeder Beziehung einen Vorgeschmack von dem was wir im Hochgebirge zu erwarten hatten. Der Weg führte anfangs über sumpfige aber üppige Hochwiesen mit vielen Steinen und Löchern, wand sich dann aber grösstentheils in dem engen Thale eines reissenden Gebirgswassers, wenn ich nicht irre, Kuldschelik genannt, manchmal im Flussbett desselben selbst, weiter. Hohe prächtige Nadelhölzer, meist Lärchen, bekleideten die Thalwände oft in waldartiger Dichtigkeit und die hier und da umgefallenen Baumriesen versperrten zuweilen den ohnehin schmaler und schmaler werdenden Pfad. Der ununterbrochen bald feiner, bald stärker herabrieselnde Regen hatte uns schon nach kurzer Zeit völlig durchnässt und wir lernten einsehen, wie gut Radloff's Rathschläge in Bezug auf lederne Mäntel und hohe, bis über die Knie reichende Stiefeln gewesen waren. Aber in Semipalátinsk waren diese für eine Altaitour unentbehrlichen Kleidungsstücke nicht aufzutreiben gewesen und so mussten wir nun Alles über uns ergehen lassen. Dabei hatte man genug auf den Pfad zu achten, um den Spuren der vorreitenden Kirghisen und Kosaken möglichst zu folgen. Nach einer kurzen Mittagsrast unter 5 riesigen Lärchen, wobei es erst nach langem Bemühen glückte, ein Feuer anzumachen und bei dem strömenden Regen zu erhalten, um wenigstens ein Glas heissen Thees zu geniessen, ging es unaufhaltsam weiter. Obwol stetig ansteigend, galt es doch tiefe Thäler zu überqueren, die oft so steil zur Sohle herabfielen, dass im Zickzack geritten werden musste. Nur die Kirghisen liebten diese Weitläuftigkeiten nicht, sondern zwangen ihre Pferde zu theilweisen Rutschparthien auf dem Hintertheile. Je höher wir stiegen, um so wilder und reissender wurde der Fluss, um so steiniger und theilweis von Felsen eingeengt sein Bett. Als wir Nachmittags 3 Uhr den Lagerplatz für die Nacht, eine von schneebedeckten Bergen eingeschlossene lange Wiesenschlucht in 1600 Meter Höhe erreichten, hatten wir mehr als 14 mal, Flüsse und drei Pässe von 1500, 1400 und 1720 Meter Höhe, mit ersterem zugleich die chinesische Grenze, überschritten. So ungemüthlich namentlich diese

Passagen des Flusses, wegen der reissenden Strömung und der zahllosen Rollsteine in seinem Bette, für uns Neulinge gewesen waren, so gleichgültig waren die Kirghisen ihnen gegenüber. Kaum am Lagerplatze angelangt und mit Aufbau der Jurten fertig, beeilten sie sich Brennholz zu sammeln. Man verbindet bei uns damit meist den Begriff eines sich bückenden Menschen, aber hier war es umgekehrt. Die braunen Steppensöhne sammelten Holz in ihrer Weise d. h. echt kirghisisch zu Pferd indem sie vom Sattel aus, oft auf demselben stehend, die untersten dürren Baumzweige abzubrechen suchten. Dabei hatten sie jedesmal den Fluss zu passiren und dies schien ihnen offenbar noch Spass zu machen, denn sie nahmen möglichst wenig Aeste und mussten also den Weg durchs Wasser um so öfter zurücklegen.

Konnten wir den Kirghisen volle Anerkennung zollen, so verdienten die Damen aufrichtig Bewunderung. Trotz den gewaltigen Strapatzen dieses und der vorhergehenden Tage begann die Generalin sofort mit photographischen Aufnahmen und die ewig heitere Laune der Damen belebte das Mahl so anmuthig als auf eine Soirée in Semipalátinsk. So traulich aber die Jurte auch Alle vereinte, der eisige Wind mahnte nur zu sehr, dass wir uns hoch im Gebirge befanden. In der Früh des anderen Morgens (7. Juni) umfing uns eine Winterlandschaft, der Erdboden war gefroren und frischer Schnee lag tief an den Bergen herab. Es wurde daher so zeitig als möglich (früh 6 Uhr) aufgebrochen, da Bewegung am Besten erwärmt und weil wir bis zum Marka-Kul noch einen tüchtigen Marsch vor uns hatten. Witterung und Wege zeigten sich leider nicht günstiger als am vorhergehenden Tage. Schnee- und Hagelböen wechselten mit Platzregen und Sonnenschein und was den Weg anbelangt, so konnte eigentlich kaum von solchem die Rede sein. Wir stiegen wiederum längs brausenden Gebirgswassern aufwärts, hatten dieselben wiederum öfters zu kreuzen, ritten weite Strecken unmittelbar in deren Betten oder kletterten, da wo sie sich durch Felsen gewaltsam Bahn brechen, hart an schmalen Vorsprüngen beträchtlich hoch über dem schäumenden Wasser dahin, immer im Vertrauen auf die Sicherheit der Pferde und die bewährte Führerschaft der Kirghisen. Und weder die Einen noch die Anderen täuschten uns, obwol den Pferden sowol als uns zuweilen Zumuthungen gemacht wurden, welche ans Unglaubliche grenzten. Gegen Mittag (11 Uhr) hatten wir die Passhöhe (1740

Meter, über 6000 Fuss) erreicht, die uns zum See hinabführte und genossen einen entzückenden Fernblick auf die Schneekette des Ssa-ur, vor der sich gleich einem weiten See, ein gelber Streif ausbreitete: die Steppe bei Saissan! Wir befanden uns über oder wenigstens am Ende der Holzgrenze, denn nur noch vereinzelt zeigten sich Gruppen durch Wind und Wetter verkümmerter, aber keineswegs verkrüppelter Lärchen, deren spärliche Aeste mit langen Bartflechten (Usnea barbata) bedeckt waren.

„Auffallend ist hier am ganzen Südabhange (dem chinesischen Theile) des Altai bis zum Marka-See, schreibt mir Graf Waldburg, das gänzliche Fehlen des Nachwuchses. Nur alte Lärchen sind sichtbar, bis an die Grenze des Baumwuchses bei ungefähr 1800 Meter Höhe. Nirgends ist nur mittelwüchsiges, geschweige Jungholz zu sehen. Pinus sibirica (Fichte) steigt nicht so hoch und ist mehr an den Bächen in den Thälern. Vielleicht sind die jährlich regelmässig, ohne jede Controle angelegten Brände des Unterholzes, an diesem Fehlen des Nachwuchses schuld."

Die einzelnen kahlen Baumgruppen contrastiren, im Verein mit den entfernter liegenden Schneefeldern der kahlen Kuppen, sonderbar mit den reichen Alpenwiesen auf welchen veilchenblaue und hellgelbe grossblumige Stiefmütterchen (Viola altaica, tricolor und vulgaris), gelbe Primeln (Primula macrocalyx) und eine schöne blaue Blume (Gentiana verna) dicht wie auf Teppichbeeten wucherten und mit dem jubilirenden Gesange unserer Feldlerche. Diese entzückende Gebirgslandschaft konnte an die grünen Matten der Alpen erinnern, aber ihr fehlte Leben und lebendige Zeugen der Anwesenheit des Menschen, obwol die Wanderhirten auch bis hierher vordringen. So trafen wir ein oder zweimal weidende Pferde, weit öfter aber aus Baumstämmen gefügte Hütten, die von weitem an Sennereien mahnten, aber keine fröhliche Hirten, sondern nur sterbliche Ueberreste enthielten, denn es waren Kirghisen-Gräber.

Der Abstieg zum See gestaltete sich nicht so leicht als wir erhofft hatten, vielmehr standen uns noch die beschwerlichsten Passagen bevor. Es galt eine Reihe sich aufeinander folgender von Nord nach Süd streichender an 1000 und mehr Fuss tiefer, ungemein steil abfallender Thäler zu überqueren und wir konnten dabei häufig nicht einmal dem sonst üblichen Pfade folgen. Derselbe führt sonst in schiefer Richtung von rechts nach links abwärts, um sich in entgegengesetzter von links nach rechts an der anderen Thalseite

wieder in die Höhe zu ziehen, war jetzt aber theilweis noch durch grosse Schneefelder verdeckt, die nicht mehr Kraft genug besassen die Pferde zu tragen. Zwar wurde stets von Kirghisen der Versuch gemacht, aber die armen Thiere sanken so tief ein, dass es manchmal Mühe kostete sie aus dem Schnee herauszuarbeiten. Und so mussten wir öfters den jähen Abhang direct herniederklettern, wobei ich trotz aller Vortrefflichkeit des Kirghisenpferdes es einigemale vorzog mich lieber meinen eigenen Beinen als ihrem Rücken anzuvertrauen. Denn die dichten Wachholderbüsche welche diese Abhänge bekleideten und das übliche Zickzackreiten meist verhinderten, würden nicht im Stande gewesen sein ein stürzendes und ins Rollen gekommenes Pferd aufzuhalten. Trotzdem trabten die Kirghisen, öfters noch mit Reservepferden an der Hand lustig an diesen Abhängen dahin und es war zuweilen ein fast haarsträubender Anblick, von der Thalsohle aus die schwerbeladenen Packpferde herabrutschen zu sehen. Hatte man das Thal glücklich erreicht, so bereitete der hier rauschende Wildbach, welcher wie üblich mehrmals überschritten werden musste, neue Schwierigkeiten, kurzum man hatte allenthalben und überall Weg und Reitthier volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mit dem General und Graf Waldburg vorausreitend lagerten wir in einer wildromantischen Felsenschlucht, um die Generalin, welche photographischer Aufnahmen halber zurückgeblieben war, zu erwarten und einen Imbiss zu geniessen. Ich benutzte den Aufenhalt um in der Schlucht jagend aufwärts zu gehen, bis wild herabgestürzte Felsenmassen (Grünschiefer) und Schnee das Weiterkommen versperrten. Gebirgsbachstelzen (Motacilla boarula), Steinschmätzer (Saxicola oenanthe) und ein im Lockton und Wesen dem Wasserpieper (Anthus aquaticus) verwandter Vogel belebten die einsamen Halden, über denen hoch in den Lüften schwarze, krähenartige Vögel schwebten, die sich durch ihr Geschrei als Alpendohlen verriethen. Ihnen war natürlich nicht beizukommen und die Jagd auf die so scheuen Pieper vereitelte bald ein tüchtiger Hagelschauer, welcher mich in das kleine Zelt trieb, wo die Gefährten missvergnügt der übrigen Gesellschaft und des ersehnten Koches harrten. Aber keine Seele liess sich blicken und so mussten wir nach vergeblichem einstündigem Warten weiterziehen. Die bald darauf sich bietenden herrlichen Blicke, theils auf die Steppe mit dem Ssa-ur, sowie später auf einen Theil des Marka-Kul, entschädigten, mich wenigstens, reichlich für das vermisste Essen und ich vergass es ganz, als viel-

leicht gegen 3 Uhr Nachmittags der See in seiner ganzen Majestät vor uns lag. Die blaue, weissgestreifte Wasserfläche, auf deren Mitte, einer Rauchwolke gleich, mächtige Dünste lagerten, war ringsum von hohen, schneebedeckten Bergen umrahmt, deren Gipfel 6—7000 Fuss erreichen mögen, die also den Seespiegel (5132′ russ., 1380 Meter Graf Zeil) um 1500 bis 2000′ überragen. Der Abstieg zum See führte durch schöne Lärchenbestände oft sehr steil herab, und es gab noch einige unangenehme Stellen, ehe wir die Wiesengründe der südwestlichsten Ecke erreichten, unweit des Flusses Koldschir (spr. Kaldschir), der uns etwas zur Rechten liegen blieb. Dieses nicht unbeträchtliche Gewässer, dem schwarzen Irtisch zueilend, ist der einzige Ausfluss des Sees und in ihn ergiessen sich ausser allen kleinen Wildbächen, welche wir östlich vom Passe überschritten hatten, noch viele von den Bergen herabfliessende. Die zahlreichen Zuflüsse des Sees, soweit wir dieselben jetzt, nach der Hauptschneeschmelze kennen lernten, sind durchgehends unbedeutende Gewässer, z. T. Ausflüsse der sumpfartigen Wiesengründe, mit Ausnahme des am östlichen Ende einmündenden, etwas ansehnlicheren Tschuliokflusses. Der Marka-Kul d. h. See Marka, den wir als die ersten Deutschen besuchten, hat nach oberflächlicher Schätzung ca. 40 W. (ca. 7 d. M.) Länge, bei kaum halbsoviel Breite. Abramoff's Angaben*) von $66^2/_3$ engl. M. Länge (fast 100 Werst) und $16^2/_3$ engl. M. (c. 40 Werst) Breite sind jedenfalls zu hoch gegriffen. Er bildet ein sich von Südwest nach Nordost ausdehnendes Oblong, welches, wie erwähnt, von hohen Bergen umschlossen wird, die ganz alpinen Character tragen, hie und da bis an den See vorspringen, steil abfallende Vorgebirge und stille Buchten bilden oder ausgedehnte, meist sumpfige Wiesengründe freilassen. Ueber solche zogen wir dahin als wir die Thalsohle erreicht hatten, mussten aber weite Umwege machen, um den gewaltigen Sumpfstrecken zu entgehen, welche spärlich mit verkümmerten, jetzt noch kahlen Birken bestanden waren, in denen zahlreiche Milane und Adler ihre unzugänglichen Horste aufgeschlagen hatten. Unser Weg führte am linken, nördlichen Ufer des Sees entlang, den wir nach einiger Zeit selbst erreichten. Der schmale Ufersaum bestand aus feinem Kiessand, welcher die Mün-

*) In der im vorigen Kapitel citirten Abhandl. der R. Geogr. Society. 1865. — Struve und Potanin besuchten den See 1863 (siehe Hellwald: Centralasien p. 103), Matussowski 1872 (Vergl. Henry Lange in: Geogr. Magazin 1875 p. 107 mit Karte und Marthe: Zeitschr. f. Erdk. 1875 p. 102.

dungen mehrerer aus den Gebirgen herabströmender Bäche, die wir ohne Mühe überschritten, meist versetzt hatte. Diese Bäche schienen sehr fischreich zu sein, denn wir sahen gleich als wir zum See kamen, rechts von uns mehrere nackte Kerls, die einen solchen Zufluss abgedämmt hatten und nun die Fische mit den Händen fingen. Später schlossen sich uns ein paar Kirghisen an, die am Sattelbogen viele, an der Luft getrocknete Fische, einer Lachsforellen Art angehörend, hängen hatten. Da wir seit früh 6 Uhr also an 10 Stunden auch nicht einen Bissen genossen, der Hunger sein Recht also geltend machte, probirte ich von den Fischen, aber sie waren so präparirt, dass mein Hunger noch nicht ausreichte, um mich zu ihrem Genusse zu bequemen. Von unserer Reisegesellschaft zeigte sich befremdlicher Weise noch keine Spur. Erst als wir ein fast senkrecht herabfallendes felsiges Vorgebirge überklettert und dann wieder eine mit Birken und Pappeln bestandene Sumpfwiese passirt hatten, sahen wir Rauch und erreichten gegen 5 Uhr das Jurtenlager, wo bereits die Kessel über dem Feuer brodelten. Die Generalin traf mit dem Rest der Gesellschaft erst bei völliger Dunkelheit nach $8^1/_2$ Uhr ein und hatte uns durch das lange Ausbleiben nicht wenig besorgt gemacht.

Wir lagerten (1490 M. hoch) in einem kleinen Wäldchen von Birken und Zitterpappeln, nicht weit vom See an einem kleinen Flüsschen, wenn ich nicht irre Terekti-Bulak genannt, und begannen sogleich nach der Ankunft mit Fischfang. Die Sache machte sich in der einfachsten Weise. Ein Kosak ritt mit dem einen Ende des Netzes so weit in den See als die Länge desselben (ca. 40 Fuss) gestattete, andere halfen es badend einziehen und mit Ausnahme des ersten lieferte jeder weitere Zug überraschend reichen Fang. Derselbe bestand in 5 bis zu 25 Stücken oft fünfpfündigen Lachsforellen und einer Grundelart (unserem Gobio fluviatilis), die eimervoll eingeheimst werden konnte. Es gab also zum Abendessen einmal Abwechselung in der so einförmigen Schaffleischkost. Denn auch andere der Gesellschaft waren in dem kleinen Flüsschen fischend beschäftigt und fingen hier in kurzer Zeit theils mit den Händen, theils mit Stöcken an 20 grosse herrliche Aeschen, russ. Chairus, die sich als mit unserer deutschen (Thymallus vulgaris) identisch erwies und in allen Gebirgswässern des Altai heimisch zu sein scheint. Wir hatten sie schon im Kuldschelik erhalten, wo einige Herren, trotz der Ungunst des Wetters, lustig zu angeln begannen. Die

Lachsart oder richtiger Lachsforelle (Salmo coregonoides Pall.) ist jedenfalls dieselbe, welche zur Herbstzeit im Nor-Saissan gefangen wird, und vielleicht nur den Alpsee Behufs Laichens im Frühjahr besucht. Sie fehlt, wie alle echten Salmoneer, dem Irtisch und Ob, was um so merkwürdiger ist, als solche sowol im Jenisseĭ als der Petschora vorkommen, scheint aber auch in anderen Alpenflüssen des Altai heimisch. Wenigstens erwähnt Ledebour die Art unter dem Vulgärnamen „Ufkutschi" aus dem kleinen Koksun (c. 4000′ hoch). So gering die Artenzahl der Fische des Marka-Kul, so ungeheuer scheint die Quantität derselben. Dies beweisen die ärgsten Fischräuber, welche es geben kann, nämlich Scharben (Cormorane, Seeraben), welche hier oben siedeln, und denen nur gelegentlich Kirghisen und Altaibauern Concurrenz machen. Von letzteren trafen wir einmal eine 45 Mann starke Gesellschaft, die über die Burchat kam, um am See Vorräthe getrockneter Fische zu bereiten, und wahrscheinlich nebenbei Marale zu jagen, mit deren jungen Geweihen die Altaibauern von jeher einen Tauschhandel*) nach China trieben.

Obwol die Chinesen, wenigstens dem Namen nach, noch Besitzer des Sees sind, so scheinen sie diese Freiheiten der Russen doch ohne jeden Einspruch zu dulden oder richtiger dürfen solchen überhaupt nicht wagen. Wie sie den Nor-Saissan, das Thal der Buchtarma aufgeben mussten, ebenso gut werden sie den Marka-Kul und Schwarzen Irtisch aufgeben. Im Interesse geregelterer und sicherer Verhältnisse wäre dies sogar zu wünschen, ob aber Russland selbst dabei profitirt ist freilich eine andere Frage. Wenn man bedenkt, dass die beiderseitigen Grenzen grösstentheils noch auf Verträgen vom Jahre 1728 beruhen, die erst 1864 und 1869 revidirt und näher bestimmt wurden, begreift man, dass die Grenzregulirung**) noch eine sehr lückenhafte sein muss. Allerdings giebt es gewisse Grenzzeichen, Steinhaufen, wie wir dieselben schon bei Burgasutai kennen lernten, sie stehen aber zuweilen 80—100 Werst auseinander und machen Visitationen nicht blos schwierig, sondern z. Th. auch illusorisch. Dennoch sind solche alljährlich vorgeschrieben und die diesjährige des Gouverneurs von Semipalátinsk

*) Vergl. Ledebour I. p. 207 und II. p, 119. 188.

**) Siehe hierüber Wenjukow p. 40, 220, 238, 240 (hier mit Aufzählung aller Grenzzeichen) und 244.

verschaffte uns, wie erwähnt, das Glück jene entlegenen Gebiete unter den günstigsten Umständen kennen zu lernen. Jedenfalls kann es nicht die Hauptaufgabe eines so hohen Beamten sein, sich durch Augenschein von der Beschaffenheit der Grenzzeichen zu überzeugen, sondern die Reise hat offenbar den Zweck, mit den Vertretern des Nachbarreiches wichtigere Sachen zu besprechen. Ein Abgesandter der letzteren erschien denn auch am andern Morgen (8. Juni) um auf eigenem Grund und Boden dem Generale seine Reverenz zu machen. Es war der Kommandeur der chinesischen Grenzwacht Koldschir, welcher hier, wie man uns sagte, seit Zerstörung des Postens ohne Wache residirt und früher den Grenzposten Tschingistai im Thale der Buchtarma kommandirt hatte. Er selbst war ein Mandschu und erschien mit zahlreichem Gefolge, darunter 5 bezopfte chinesirte Kirghisen und etwa 20 Kirghisen, die alle sehr gute Pferde ritten. Nachdem die Gesandtschaft abgestiegen, machten ihre Mitglieder erst in schnell aufgeschlagenen Zelten Toilette und erschienen daher im feinsten Staate als sie im feierlichen Zuge zu Fuss nach der Empfangsjurte des Gouverneurs schritten. Ein alter würdiger Kosakenkapitän, der 10 Jahr in Kuldscha gelebt und hier Chinesisch gelernt hatte, machte den Dolmetscher. Von den Verhandlungen erfuhr ich selbstverständlich nichts, bekam aber etwas chinesisches Zuckerwerk, natürlich blos zu kosten, denn geniessbar ist dasselbe für die meisten europäischen Gaumen nicht.

Der durch die chinesischen Friedensboten entstandene Aufenthalt war für die Sammlungen übrigens sehr erwünscht gekommen; sie bedurften in Folge des anhaltenden Regens der Nachsicht. Die Feuchtigkeit war leider überall hingedrungen, doch konnte ich die am meisten gefährdeten Exemplare wie z. B. das Kulanfüllen u. A. durch Trocknen über dem Feuer noch retten. Schlimmer ging es den von Graf Waldburg gesammelten Pflanzen: ein grosser Theil, namentlich der so interessanten aus dem Ala-Tau und Tarbagatai musste leider weggeworfen werden. Ist es auf solchen Reisen, wie ich oben beim Zokor erwähnte, oft sehr schwierig interessante Thiere und Gewächse überhaupt zu bekommen, so nicht minder sie in gutem Zustande zu erhalten und heimzubringen.

Erst um 1 Uhr konnte aufgebrochen werden, denn gewöhnlich dauert es mit Einfangen der Pferde, Aufladen, Abbruch der Jurten u. s. w. zwei Stunden ehe sich der Reisezug allmälig in Bewegung setzt. Dabei entwickelt sich in der Regel ungefähr folgende Ord-

nung. Allen Anderen wol um eine Stunde voraus treten die von klettergewandten Ziegen geführten Schafe, von Hirten zu Pferde getrieben, den Marsch zuerst an, um zuletzt im Lager anzulangen. Ihnen folgen die Packpferde, zu zwei oder drei von Reitern geführt resp. getrieben. Sie haben, leicht gefesselt oder manchmal frei, die ganze Nacht weiden dürfen, während die Reitpferde meist bis zur ersten Morgenstunde damit warten mussten. Sie stehen dann gesenkten Hauptes zu Zweien, je Kopf an Sattel gebunden, mit leicht gelöstem Sattelgurt, aber selbstredend unbedeckt, wie alle Pferde in Sibirien. Das Beladen der Packpferde geschieht trotz der Menge der Collis verhältnissmässig sehr schnell. Oft hat man kaum seinen Koffer verschlossen und aufgegeben, so verschwindet schon die schützende Filzdecke der Jurte über dem Haupte. Die Stäbe und Gerüste der letzteren folgen natürlich zuletzt, und so ergiebt sich eine täglich etwas abweichende, aber trotz dieser Abweichungen doch im gewissen Sinne geregelte Marschordnung. Freilich reicht dieselbe nicht soweit, dass man stets wissen sollte, ob sich Dieser oder Jener der Gesellschaft im Vortrab oder Nachmarsch befindet, vielmehr gestaltet sich der Reisezug zu einem stetig wechselnden Bilde, je nach dem es Weg und Steg gestatten. Bald reitet man neben, bald hintereinander, und ob man gleich beim Aufbruch mit unter den Ersten war, so befindet man sich vielleicht schon gegen Mittag unter den Letzten. Einen richtigen Begriff von der Verschiedenartigkeit der Elemente des Reisezuges erhält man erst, wenn man denselben an sich vorüber ziehen lässt, denn dann lernt man erst alle Glieder kennen. Obwol bei Weitem nicht mehr so zahlreich als in Mai-tjerek war die Gesellschaft doch immerhin noch eine recht stattliche. Da war zuerst der Gouverneur mit Familie (zu Vier), sein Gefolge von 5 Herren, vielleicht die gleiche Zahl an Dienerschaft, etwa 15 Kosaken unter einem Wachtmeister, etliche 40 Kirghisen, darunter 12 mit Medaillen geschmückte Grosse, und schliesslich die deutsche Expedition bescheiden aus nur fünfen bestehend, in Summa also an 80 Menschen. Zur Fortschaffung derselben waren natürlich ebensoviel Pferde, für das Gepäck vielleicht 40 weitere, im Ganzen also über 120 Pferde nöthig. Zum Transport einer Jurte gehören allein 2—3 Pferde; und 6 solcher luftiger Wohnungen waren fortzuschaffen. Ich habe dieselben als das Vollkommenste in ihrer Art wiederholt gepriesen, darf aber auch eine ernste Schattenseite nicht verschweigen: bei anhaltendem Regen

wetter taugt die Jurte nicht! Davon gab der heutige Tag, an welchem der Himmel fast ununterbrochen seine Schleusen geöffnet hatte, wiederum den besten Beweis. Wir waren über arg zerweichte Hochwiesen, über Berge, die zuweilen steil in den See abfallen, durch seine Uferwälder gezogen, und lagerten unweit eines solchen schon gegen 5 Uhr (1420 M. hoch) auf einer sumpfigen Wiese. Fast so nass als diese selbst war Alles um uns her. Zwar konnten die Kleidungsstücke von hilfreichen Händen wenigstens nothdürftig über dem Feuer getrocknet werden, mit den riesigen Filzen der Jurte ging dies aber leider nicht an. Sie waren in dem Grade mit Wasser gesättigt, dass weiteres Aufsaugen unmöglich, und entsendeten diesen Ueberfluss in Gestalt von Tropfen, die im Verein mit dem ununterbrochenen misstönenden Geschrei des Wachtelkönigs (Crex pratensis), den Schläfer in gelinde Verzweiflung bringen konnten. Immerhin war eine solche leckende Jurte besser als keine und die Kosaken und Kirghisen, welche sich meist ohne solche behelfen mussten, wahrlich nicht zu beneiden. Aber die eigenthümlichen Gesänge der Kosaken schallten ebenso fröhlich vom Lagerfeuer herüber, als während des Marsches. Wie mir gesagt wurde, stammen viele dieser Lieder, Helden- und Waffenthaten, selbstredend auch die Liebe besingend, noch aus den Zeiten Jermak Timojeffs her und haben sich unverfälscht von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. So fremdartig diese einförmigen Melodien auch unsern Ohren klingen, so wirkungsvoll sind sie; ich wenigstens habe ihnen immer gern und mit Vergnügen gelauscht. Der Reiz der Neuheit, die Umgebung und oft absonderlichen Situationen der Sänger selbst tragen freilich dazu bei den Eindruck zu erhöhen und für immer einzuprägen. Man denke sich die braven Krieger ein so steiles Gehänge hinabreitend, dass Jeder eigentlich nur dem Pferde seine Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Das thun sie auch, diese Kosaken, aber Gesang dabei kann ja nicht hindern! Eben ist der Vorsänger mit der Anfangsstrophe fertig, als sein Pferd strauchelt; er reisst es geschickt empor und der Chor fällt mit derselben Präcision ein, als hätte es einer Probe gegolten. Aber so Etwas muss man gesehen, gehört haben, beschreiben lässt es sich nicht!

Wie wir trotz der Sprachunkenntniss mit den Kosaken, so waren wir auch mit den Kirghisen gut bekannt geworden, Jedem nach seinem Range, seiner Stellung die ihm zukommenden Ehren erweisend, und Alle wiederum sich bemühend uns hilfreich, nützlich

zu sein. Dabei ereigneten sich oft ganz komische Scenen und ich sehe Graf Waldburg noch, wie er vor dem Burchatpasse unter den ausgespannten, blauen baumwollenen Regenschirm eines Kirghisen schlüpfte und gearmt mit dessen Besitzer ein Stück Weges ritt. Der unermüdliche Tenorist unter der Kosakenkapelle war von uns „Wachtel“ getauft worden; ein überaus ehrwürdiger Kirghisensultahn, der trotz seiner 70 Jahre die Beschwerden dieser Reise für Nichts erachtete, wegen seines langen schneeweissen Bartes „Rübezahl“ u. s. w. Kurzum es fehlte nicht an Scherzen mit diesen Natursöhnen, die wie alle solche, aus vollkommen berechtigten praktischen Gründen Fremde sofort mit Spitznamen belegen. So hatte ich die nicht ganz motivirte Benennung „Koch“ desshalb erhalten, weil ich, in Ermangelung eines Präparators Thiere selbst abbalgen musste, während Dr. Brehm einen die Prägnanz seiner Nase bezeichnenden Namen führte.

Bei dem sehr kurzen Tagemarsche von gestern war heut (9. Juni) um so mehr nachzuholen. Als wir früh 6½ Uhr aufbrachen, regnete es wenigstens nicht, aber die tief herabhängenden dichten Wolken deuteten auf wenig Bestand des Wetters. Die Scenerie, durch welche wir zogen, war im Ganzen dieselbe als gestern: sumpfige Hochwiesen, ausgedehnte Wälder, hier mit Unterholz und noch fusstiefem Schnee, kahle felsige Vorgebirge mit oft nichts weniger als angenehmen Passagen, unmittelbar am z. Th. ziemlich senkrecht abfallenden, oft beträchtlich hohen Seeufer! Hier genoss man freilich wechselnde unvergleichlich schöne Blicke auf den See selbst und die ihn kränzenden herrlichen Berge. Sie tragen mit ihren schneebedeckten Häuptern vollkommen alpinen Character, dennoch ist die Landschaft sehr verschieden von einer solchen, wie wir sie aus unseren Alpen gewohnt sind. Da erblickt das Auge keine mit Sennereien belebten Matten, kein Kirchthurm spiegelt sich in den Wellen, kein Boot durchfurcht die Wogen, nirgends zeigt sich die Anwesenheit des Menschen! Und gerade Dies ist es, wie ich auf meinen Reisen öfters erfuhr, was das Gefühl der Einsamkeit so lebhaft wachruft und wiederum verstärkt dieses Gefühl nichts mehr als eine grosse, anscheinend völlig unbelebte Wasserfläche, zumal wenn sie von Bergen begrenzt wird. Ich empfand Dies an dem wunderbar schönen Hochsee Tahó (6250′) in der Sierra Nevada, und wiederum, wenn auch schwächer, hier. Denn während damals am Tahó (jetzt See Bigler) die ungeheure Wasserfläche völlig

todt schien, zeigte sich auf dem Marka immerhin ein bescheidenes Vogelleben. Hie und da stiegen Enten auf, ruderte ein Turpan-Pärchen (Vulpanser rutila), jetzt Junge führend, tauchten Steissfüsse (Podiceps cristatus und cornutus), schwebten Möven (Larus ridibundus) über dem Wasser, oder sassen flügelfächelnd Scharben (Graculus carbo) auf den Uferbäumen.

Dies waren im wesentlichen alle Vögelarten, welche der See selbst zu beherbergen schien, wie zu erwarten also bedeutend weniger als die mit ungeheuern Rohrwäldern begrenzten Steppenseen. Reicher zeigten sich die Ufergelände und Wälder und hier schien sich zugleich das ganze Vogelleben des Gebirges zu concentriren, was ich daher im Nachfolgenden vereint anführe. In den dichten Zweigen der Nadelbäume trieb, ganz nach Art unserer Goldhähnchen, der Zwerg unter den Laubvögeln (Phyllopneuste modestus) geschäftig sein Wesen, in den Sumpfniederungen hauste die schöne Citronenbachstelze (Motacilla citreola), von den Wipfeln tönte zuweilen das Rätschen der schwarzkehligen Drossel (Turdus atrogularis), der Gesang des Baumpiepers (Anthus arboreus), aus dem Gezweige das Gurren der Turteltaube (Turtur meena), in hohlen Bäumen nisteten Staare (Sturnus Poltoratzkyi, Finsch), der östliche Vertreter des unseren; Karmingimpel (Carpodacus erythrinus) huschten im Unterholze, Hänflinge (Linota fringillirostris) in den Wachholderbüschen der Gehänge, auf allen, selbst den höchsten Wiesen erschallte der Gesang unserer Feldlerche und —, wie erwähnt, das Knarren des Wachtelkönigs; der Ruf des Kuckucks ertönte allenthalben. Ausser Stein- und Alpendohlen fehlten eigentliche Alpenvögel! Vergebens spähte ich nach Flüevögeln (Accentor), und vor Allem dem diesen Gebirgen eigenthümlichen Steinrebhuhn (Tetraogallus altaicus); von dem uns nur Losung als Zeichen ihres Vorhandenseins gezeigt wurde.

Dagegen fanden sich solche, welche bisher als typische der Steppe galten: so der schwarzkehlige Wiesenschmätzer (Pratincola rubicola) und selbst Jungfernkraniche, daneben der schwarze Storch. Neu für uns waren die Sperbergrasmücke (Sylvia nisoria) und der Fichtenammer (Emberiza pithyornis). Am häufigsten blieben aber Milane (Milvus govinda) und Adler. Von ersteren sassen oft 10 Stück und mehr auf den dürren Aesten eines Baumes und zuweilen konnte man 20 zugleich in der Luft kreisend zählen. Der Graf hatte einen Königsadler (Aquila mogilnik), Dr. Brehm einen Raubadler (A. nipalensis) erlegt, aber diese Arten waren weit seltener als der schöne

östliche Seeadler (Haliaëtus leucoryphus). Im Ganzen zeigten sich die Raubvögel weit weniger scheu als sonst. So liess ein Bussard wiederholt auf sich zielen, obwol er hoch vom Baumeswipfel wiederholt auf den Jäger herabäugte. Und es erfordert doch immer ziemliche Zeit ehe ein Kirghise zum Schuss fertig ist. Unser Mann, der vor aller Augen eine Probe seiner Kunst ablegen wollte, pürschte sich natürlich zu Pferd an, und stieg erst ab als das letztere im Dickicht nicht mehr weiter zu kommen vermochte. Dann verging natürlich wieder eine, nach unseren Begriffen, viel zu lange Zeit ehe der Mann die Gabel aufgestellt hatte, auf der das Gewehr ruht, und abkam. Aber bei dem constanten Regen war es nicht zu verwundern, dass das Pulver auf der Pfanne nassgeworden und versagte. Der brave Schütze liess sich aber die Mühe nicht verdriessen, immer wieder frisches Kraut aufzuschütten, bis endlich beim sechsten Versuche der Schuss los — aber ins Blaue krachte. Da gab es natürlich von allen Seiten Spott und Gelächter. Dies verdross den Schützen so, dass er verschwand und sich erst gegen Abend im Lager zeigte, diesmal triumphirend, denn er kam nicht mit leeren Händen: eine grosse Lachsforelle war seiner Kugel erlegen! Ich sage Kugel! drücke mich dabei aber nicht ganz richtig aus. Denn schon das Gewehr eines Kirghisen ist kein solches nach unseren Begriffen, noch viel weniger aber das Geschoss. Hat er das Erstere bis auf den Lauf und das rohe Schloss grösstentheils selbst verfertigt, wenigstens sehr häufig doch zusammengesetzt, so ist er noch mehr der Fabrikant der Munition. Freilich sind die von ihm gebrauchten „Kugeln" meist nichts anderes als ein Stück Eisendraht, über welches Blei geschlagen wird und das Pulver steht damit vollkommen im Einklang. Mit Rücksicht auf diese Primitivität der Waffen müssen die Kirghisen, wie ich schon früher anführte, als treffliche Schützen bezeichnet werden.

Gegen Mittag erreichten wir ein weites Wiesenplateau und mit ihm die nordwestliche Ecke des Sees, von dem wir auf immer schieden. Die schöne Alpenwiese bildete eine Sommerweide der Kirghisen, welche dieselbe bereits bezogen hatten. Wenigstens zeigten sich verschiedene Jurten und beträchtliche Heerden, darunter auch Kameele. Es galt nun wieder bergauf zu klettern und zwar im Thale oder der Schlucht des kleinen Tschulikflusses, ganz in ähnlicher Weise als beim Anfang der Gebirgsreise am Kuldschelik. Der Pfad war wie damals ein sogenannter „Koi-Dschol", d. h. eigentlich nur für

Schafe geeignet. Es boten sich also alle jene bereits erwähnten Schwierigkeiten in vollem Maasse, aber die Gegend war wilder, romantischer, alpenartiger. Ringsum erhoben sich theils mit altem, theils mit neuem Schnee bekleidete mächtige Kuppen, sargförmige Rücken, ein zuckerhutähnlicher Pik. Es waren die zum System des Dschedi-Kesén, d. h. der sieben Pässe gehörigen Gebirge, die über die Holzgrenze hinausragen. Es zeigte sich dabei wiederum die eigenthümliche Erscheinung, welche schon Ledebour*) und Bunge erwähnen, dass der äusserste Baumwuchs nicht in einen allmälig zwerghafter und krüppeliger werdenden übergeht, sondern aus Lärchen, von 60—70 Fuss Höhe, besteht, die allerdings durch Wind und Wetter meist etwas schief gedrückt, oder grössstentheils ihrer Aeste beraubt wurden, und von denen bereits manche am Boden modern. Auffallend ist das gänzliche Fehlen der Krummholzkiefer (Pinus pumilio).

Ich vergass bisher die Waldungen zu schildern, ziehe es aber vor Brehm über dieselben sprechen zu lassen, muss aber bemerken, dass seiner wie immer äusserst lebendigen Darstellung der Urwald am Marka-See zu Grunde liegt, also von mir hier nicht ganz an der richtigen Stelle gebracht wird.

„Vergeblich sucht man in das Innere eines solchen Waldes einzudringen. Auf den Gehängen der Berge hemmen Halden und Dickichte, im Kesselthale Sümpfe und Brüche den Fuss. Mächtige Trümmermassen, wirr durcheinander geworfene und gerollte riesige Blöcke und Steine decken auf weithin den Boden; Flechten überspinnen, Moose überwuchern sie und verhüllen trügerisch die zahllosen Spalten und Löcher zwischen den Steinen, selbst zwischen den Blöcken; junger Aufschlag strebt überall dazwischen hervor und

---

*) Siehe p. 143, 160, 257, 348 und 350 (über Holz- und Schneegrenze) Ledebour fand in den Gebirgen des Korgon und Koksu noch bei 5224 Fuss völlig gesunde Arven (Pinus cembra), bei 5692' solche von $13^1/_2$' Umfang; die höchsten bei 6541' Höhe. Die Arve geht daher unter allen Nadelhölzern am höchsten ist aber bei Weitem nicht so häufig als die Lärche (Larix sibirica), welche bis 5500' steigt. Nicht ganz so hoch (bis 4000') geht die Fichte (Picea vulgaris var. altaica), und die Tanne (Abies sibirica), welche über der Kiefer, nicht unter 2500' beginnt. Teplouchow (in Cotta's Altai p. 291) giebt über diese Verhältnisse interessante Notizen, wenn er aber (p. 292) sagt: Lärche und Zirbelkiefer bilden grösstentheils krumme hin- und hergebogene Stämme, die oft bis zur Erde daniedergedrückt sind", so hat dies wol nur auf die von ihm besuchten Theile des nordwestlichen Altai Bezug.

trägt noch wesentlich dazu bei, versuchten Uebergang zu wehren. In der Tiefe aber steht jeder einzelne Baum, jeder grössere Busch auf einer kleinen Insel, welche er sich selbst geschaffen, und ringsum flutet oder verbirgt sich unter schlammiger Decke das Wasser. Mächtige Bäume liegen, von der hier allwinterlich fessellos rasenden Windsbraut gefällt, ihrer ganzen Länge nach am Boden, die einen, obschon verdorrt, der Fäulniss noch widerstrebend, die anderen ihr bereits gänzlich verfallen, vermorscht und vermulmt, von jungen Stämmchen der eigenen Art, welche neben dem gefallnen Riesen, oder in seinem vergehenden Leibe selbst Wurzel geschlagen haben, überwuchert und verdeckt; von anderen sieht man nur den Eindruck noch, welchen sie nach ihrem Sturze hinterlassen: sie selbst sind vollständig verfault und vergangen. Gleichmächtige Stämme stehen noch aufrecht, aber ihrer Kronen beraubt und dem Verderben preisgegeben; andere Wipfel sind zerzaust, ihre Aeste geknickt und gebrochen vom Sturme. Dicht geschlossener Bestand wechselt mit kahlen Blössen, Hochwald mit Dickichten ab; alte, greisenhafte Ueberständer sind umringt von kräftigem Nachwuchse. Das Ganze ist eine Wildniss, der Gesammteindruck aber, welchen dieselbe hervorruft, kein günstiger; solcher Wald vermag wol in Erstaunen zu setzen, nicht zu erwärmen." Der letztere Satz spricht selbstverständlich nur ein subjectives Urtheil aus. Andere, zu denen ich mich zähle, finden den Eindruck eines solchen echten Urwaldes über alle Beschreibung erhaben und solche Wildniss gewährt ihnen gerade den Hochgenuss, welchen man sich in unseren kunstmässigen Wäldern nie verschaffen kann.

Der Abstieg von den Gebirgen hat durchgehends bedeutend mehr Schwierigkeiten als das Emporklettern, aber die meisten Unannehmlichkeiten bereiten entschieden die reissenden Gebirgswässer, von denen wir heut wiederum mehrere zu überschreiten hatten. Hier kann unter Umständen von wirklicher Gefahr gesprochen werden, und Frau von Poltoratzky, die sonst vor nichts zurückschreckte, war manchmal wegen des Fräuleins besorgt. In der That erfordern solche Passagen weniger einen kühnen, als einen besonnenen Reiter. Man muss dem Pferde volle Zeit zum Besinnen lassen, denn es hat bei den entsetzlichen Rollsteinen erst genau zu probiren, ob der unbeschlagene Fuss sicheren Halt findet. Andererseits ist das Thier aber auch anzufeuern und bei etwaigen Versuchen zu straucheln mit festem Zügel emporzureissen. Die Packpferde müssen einzeln

an langen Leinen herübergezogen werden und nicht selten passirt es, dass der Inhalt der Koffer nass wird. Die in Semipalátinsk angeschafften Filzüberzüge erwiesen sich daher als sehr nützlich. Wenn aber schon Pferd und Reiter oft so bedeutende Schwierigkeiten haben, wie gelingt es den schwachen Schafen dieselben zu überwinden, wird der Leser vielleicht fragen? In der That mussten die Ausdauer und Leistungen dieser Geschöpfe, welche gleiche Märsche als Pferde zu machen hatten, oft in Erstaunen setzen. Was nun die Flusspassagen anbelangte, so suchte man, wo es anging, für die Schafe solche Stellen aus, wo sie von Stein zu Stein zu springen vermochten. War dies aber, wie in so vielen Fällen, nicht möglich, so wandten die Hirten eben Gewalt an, zogen mit der Schlinge des langen Treibstockes den Leithammel erbarmungslos in die brausenden Fluthen und die übrigen? je nun, die übrigen folgten eben, wie es die Art der Schafe ist, gleichviel ob in's Feuer oder in's Wasser.

Noch mehr als die rauschenden und tosenden Gebirgswässer selbst, machen oft die sie begrenzenden Moräste Sorge. Hier fallen die Pferde zuweilen bis an den Bauch hinein, straucheln über verborgene Steine oder Baumstämme, müssen nicht selten über letztere wegsetzen oder können überhaupt nur mittelst Sprünge den Sumpf passiren; und dann haben es die Nachfolgenden immer schwieriger als die Voranreitenden. Wie sehr freuten wir uns daher, als nach Ueberwindung so vieler Strapatzen gegen 4 Uhr das Lager aufgeschlagen wurde, in dem schönen Thale des rauschenden Assu-bul, von den dichtbewaldeten Höhen und Schneebergen umschlossen. Die Schönheit dieser Gebirgslandschaft, welche zu anderer Zeit jedenfalls entzückt haben würde, liess sich leider jetzt nur sehr frostig geniessen; wir waren eben um einen Monat zu früh in den Altai gekommen! Bald loderten mächtige Wachtfeuer, aber sie erwärmten nur theilweis und den meisten Schutz gewährten immer noch die allerdings total zerweichten Jurten. Bei dem Ueberflusse an Bäumen hatten sich etliche der Gesellschaft erlaubt drei ziemlich isolirt stehende Pichten in Brand zu stecken, was erst nach vieler Mühe gelang. Trotz den Verweisen des Generals entrang sich doch Allen ein Ausruf des Staunens und der Bewunderung, als die Flammen mit Blitzesschnelle bis zum Wipfel emporleckten und einen wahren Funkenregen von Milliarden brennender Nadeln herabsandten, der leider so schnell verging, als er entflammte. Den Stämmen, ja selbst

den Aesten hatte das verheerende Element übrigens nichts angehabt.*) Es scheint daher nicht so leicht, einen ganzen Wald anzuzünden und selbst die absichtlichen Bemühungen der Kirghisen in dieser Beziehung waren, wie wir mehrmals im Altai bemerkten, nicht weiter als bis zum Abbrennen des Unterholzes gediehen. Doch genügte dies ihren Zwecken, Weidegründe zu schaffen, vollständig. Sie pflegen daher vorzugsweis das Gestrüpp der Hänge abzubrennen und sind wie alle Nomaden erklärte Baumverwüster.

Der Morgen des 10. (Juni) brachte uns wiederum eine völlige Winterlandschaft: Alles war mit einer dünnen Lage frischen Schnees bedeckt! Die Heftigkeit der Regen- und Schneeschauer gestattete erst gegen Mittag aufzubrechen. Wir hatten den höchsten der sieben Pässe, den Dschedi-kesén (1740 M. nach Graf Waldburg) zu überschreiten und wanden uns in halber Höhe des Gehänges einer tiefen Schlucht mühsam aufwärts. Bei der Schlüpfrigkeit des Weges, den vielen losen, glitschrigen Steinen musste es billig Verwunderung erregen, dass die unbeschlagenen Pferde nicht öfter stürzten, als es thatsächlich der Fall war und dass nicht die, in Folge der nassen Filze, besonders schwer beladenen Packpferde nicht zu Schaden kamen. Als wir die Höhe erreicht hatten, ging es meist auf dem nicht sonderlich breiten Grate, rechts und links an Abgründen von mehreren hundert Fuss Tiefe weiter, in Wolken, Nebel und Schnee. Nach Ueberschreitung von 3 bis 4 Schluchten stiegen wir über Schneefelder, die theilweis noch Pferd und Reiter zu tragen vermochten, und durch Bäume windend, so steil zu Thale, dass ich ein paar Mal abstieg und selbst Kosaken das Gleiche thaten. Das Thal des Kara-kala in welchem wir (in 1640 M, Höhe) lagerten, übertrifft die bisher gesehenen an Ausdehnung. Seine sumpfigen Wiesengründe sind von zahlreichen Wässerchen durchzogen, an deren grösseren, wie dem Kara-kala, reihenweis hohe Nadelbäume wachsen. Die umgrenzenden Berge tragen dichte Wälder aus Lärchen, Arven und Fichten (Pinus sibirica und cembra), aber ihre Kuppen scheinen die Holzgrenze zu überragen; sie sind kahl und mit Schnee bedeckt, der in den Schluchten tiefer herabreicht. In der Schlucht vor uns zur Rechten erheben mächtige Bergriesen ihre ganz in Schnee und E[illegible]

*) Die Widerstandsfähigkeit gegen Feuer ist eine besondere Eigenthümlichkeit der Lärche, von welcher Tepluchow überraschende Beispiele anführt (Cotta's Altai p. 292).

gehüllten Leiber. Es sind die Häupter des Tau-teké oder Steinbock-Gebirges, dessen malerische Formen ich (siehe Abbildung) mit vor Kälte zitternder Hand zu Papier bringe, während die übrigen Herren auf die Jagd reiten. Schon am Nachmittage waren chinesische Kirghisen, die hier oben sommern, erschienen und hatten das Vorkommen eines Rudel Steinwild gemeldet, auch 2 Felle frisch erlegter Thiere mitgebracht, denen leider das Wichtigste, der Kopf mit den Hörnern fehlte, um sie für unsere Sammlungen zu benutzen. Es wurde somit trotz Regen- und Schneewetters eine Jagd arrangirt, an der ausser den Damen und mir fast Alle des Reisezuges theilnahmen. Schon um 5 Uhr früh (11. Juni) sollte aufgebrochen werden, der Weiser zeigte aber bereits $6^1/_2$ ehe sich der mächtige Reiterzug, noch durch etliche dreissig hiesige Kirghisen als Treiber verstärkt, in Bewegung setzte. Gegen 11 Uhr kamen die ersten Jäger bereits zurück und bis Mittag war die ganze Gesellschaft müde, nass, erfroren und enttäuscht wieder um die Lagerfeuer versammelt. „Wol waren", so schreibt mir Graf Waldburg, „an der Schneegrenze angelangt, einige Steinböcke*) frisch gespürt, ja sogar gesehen worden, aber da Jeder jagen, Keiner treiben wollte, war Niemand zu Schuss gekommen, obwol wir in 4 bis 5 Fuss tiefem Schnee hinaufritten".

So endete die vielverheissende Jagd äusserst kläglich: ein Burunduk (Tamias striatus) und ein Schneehuhn waren die einzigen sichtbaren Ergebnisse; letzteres von dem früher erwähnten kirghisischen Meisterjäger mit der „Kugel" erlegt! Wenn es uns auf dem ganzen Zuge durchs Gebirge nicht ein einziges Mal glückte, grössere Vierfüssler nur zu sehen und desshalb manche Stimme laut wurde, um die Wildarmuth dieses Gebirges zu schmähen, so geschieht dies gewiss mit Unrecht. Das Gebirge, oder vielmehr die Gebirge, sind viel zu sehr verzweigt und unser Aufenthalt war ein viel zu kurzer, als dass wir uns ein Urtheil hätten erlauben dürfen. Nur einmal waren zwei Bären eiligen Laufs verschwunden, aber wie diese zufällig bemerkten, offenbar andere ebenfalls aufgejagt worden. Ebenso vermuthlich Hirsche (Maral), Rehe und anderes Wild. Sahen wir doch im Altai nicht einmal Auer- oder Birkhühner, die ja sonst so gewöhnlich sind! Ledebour und Bunge, die doch viel länger als wir

*) Kalmückisch: „Teké"; kirghisisch: „Irke"; Capra sibirica, Pall. (vergl. dessen Reise III. p. 393).

das Gebirge durchstreiften, bekamen ebenfalls niemals ein Stück Grosswild zu sehen, obschon ihnen oft, manchmal noch warme, Bärenlager gezeigt wurden und bemerkten sehr richtig, dass das Geräusch, welches ein so grosser Reisezug stets verursacht, das Wild schon von Weitem warnt und verjagt. Jedenfalls beherbergt also der Altai noch heut eine Menge Wild aller Art, welches Gegenstand einer gewerbsmässigen Jagd für Russen und Kalmücken bildet. So namentlich der Edelhirsch (Maral), seines unreifen Geweihes halber, das Reh (Cervus pygargus), das Moschusthier (Moschus moschiferus), wegen seines kostbaren Drüsensecrets, und eine Menge werthvoller Pelzthiere. So Bär, Wolf, Fuchs, Luchs, Zobel, der schöne gelbe Kulonki-Marder (Mustela sibirica), Iltis (M. Eversmanni), Hermelin, Vielfrass, Eichhörnchen. Nach Pallas (II. 2. p. 570), der übrigens den Hoch-Altai nicht kennen lernte, würden auch Fischotter und Biber im Altai vorkommen; doch erfuhren wir darüber nichts Gewisses, sahen aber im Museum von Barnaul Biber, die vom schwarzen Irtisch herstammen sollten. Elenthiere (Sochaty) waren zu Pallas' Zeit (1772) so häufig, dass der Tribut zuweilen in Häuten derselben (das Stück zu 60 bis 120 Kopeken) bezahlt wurde; doch sind diese Zeiten jetzt für immer vorüber. Wir selbst erlangten ausser den bei Mai-tjerek genannten Säugethieren nur noch eine Art und zwar — unsere Hausmaus (Mus musculus), was in Bezug auf das Vorkommen immerhin interessant ist.

Der siebenstündige Jagdausflug hatte die Kirghisenpferde nicht sonderlich ermattet und eine Stunde Ruhe reichte hin, sie wieder besteigen zu können. Galt es doch nur noch einen Pass zu überschreiten und dieser lag uns nicht mehr fern. Bei feinem, mit Schnee gemengtem Sprühregen ging es an einem Bache, einem Nebenflüsschen des Kara-kala sanft aufwärts und bald hatten wir das Plateau erreicht. Es bestand aus morastigen, mit sauren Gräsern, Zwergbirken (Betula nana und humilis) und Spiraea laevigata bewachsenen Wiesen, auf denen sich erst wenige blühende Pflanzen*) als Papaver nudicaule, Anemone narcissiflora, Primula auriculata entwickelt hatten, und die von phantastischen Felsgebilden hie und da begrenzt werden. Die anstehenden Gesteine sind rother und schwarzer Thonschiefer und Porphyrtuff, also ganz dieselben, welche sich auch bei Mai-tjerek

*) Ueber die Vegetation oberhalb der Baumgrenze vergl.: Teplouchow in Cotta's Altai p. 297.

Finsch Reise n. W. Sibirien. Taf. 18



Das Tau Teke Gebirge im Chin. Hoch-Altai

finden. Ausserdem haben die von verschiedenen Stellen unserer Gebirgstour von Graf Waldburg und mir gesammelten Handstücke nur Chloritschiefer, Grünschiefer, Chloritquarzschiefer und Quarzit nachgewiesen. Doch habe ich in meinem Tagebuche auch Granit, namentlich vom Marka-Kul, verzeichnet, vergass aber Proben mitzubringen.

Als wir die Passhöhe der Burchat (ca. 8000 Fuss nach russ. Angaben, 1900 M. [ca. 6650′] nach Graf Waldburg) mit ihren beiden, termitenhaufenähnlichen, aus Steinen zusammen getragenen Grenzzeichen erreicht hatten, entrang sich den meisten Lippen ein „slava bogu" (Gott sei Dank), dass wir wieder russischen Grund und Boden unter uns hatten. Und doch stand der Gesellschaft noch einer der schwierigsten Abstiege und, wenigstens uns Fremden, die grösste Enttäuschung bevor.

Der Pfad führt anfangs sanft wie er gestiegen auch abwärts, durch herrliche Lärchen und Arven. Rechts blieb uns ein kleiner, theilweis noch mit Eis bedeckter See liegen, links genoss das Auge entzückende Blicke in das grüne Thal, durch welches sich die Buchtarma gleich einem Silberfaden in Schlangenlinien windet. Aber so belebend dieses Bild wirkte, so wenig stellte uns dasselbe zufrieden. Denn die Häupter der Alpenketten vor uns waren leider mit Wolken verdeckt, die nicht weichen wollten und leider! leider! die Königin des Altai, die 11,000 Fuss hohe Bjelucha mit ihren Gletschern unseren Blicken verhüllten. Und so haben wir diesen majestätischen Alpenriesen, von dem alle, oder besser die äusserst wenigen Reisenden,*) welche das Glück hatten ihn zu sehen, mit Bewunderung sprechen, leider nicht erschaut!

*) Gebler drang am 6. August 1835 bis zum Fusse der Belucha oder Bjelucha d. h. die Weisse, dem höchsten Gipfel des Altai vor, dessen Höhe er zu 11,000 Fuss (11,732 Peterm.) angiebt. Hier fand er Gletscher von nicht bedeutender Ausdehnung, übrigens die einzigen im ganzen Altai-System bekannten, aus denen die Katunja, der linke Quellfluss des Ob entspringt. (Vergl. Gebler: Dorpatsche Jahrbücher, für Literatur, Statistik und Kunst. Bd. III. p. 141 und ausführl. Auszüge bei Helmersen p. 173.) Helmersen sah von den Cholsunschen Alpen aus die Belucha während mehrerer Tage (Reise Altai, 14. Bändchn. p. 173, 175 und 264. — Hier Ursachen des Gletschermangels). Ledebour und Bunge sahen von hier aus den mächtigen Bergriesen ebenfalls, ebenso Tschichatscheff (1842) und Atkinson (1848), der (p. 210, 408, 409) eine Beschreibung giebt. — Die nächsthöchsten Spitzen des Altai sind die sogenannten Katunja-Säulen, nach von Humboldt 1720 Toisen hoch, also ungefähr gleich dem Aetna, deren Gipfel, wie der der Belucha bisher unerstiegen blieb.

Der sanfte Abstieg währte übrigens nicht lange und
sich bald in eine Steile, die in oft entsetzender Weise du
über Felsen und schlüpfrige Steine und zwischen Bäume
hart am Rande des wol tausend Fuss tiefen Abhange
sonst so beliebte Wort „Abgrund" zu vermeiden) zu Th
Da mein Sattelgurt ohnehin geplatzt war, so hatte ich
Weise Grund meine eigenen Füsse zu gebrauchen, denn eine
liess sich jetzt, wo Einer dem Anderen auf dem schm
folgte, nicht wol machen. Nach ungefähr einstündige
klettern nahm uns dichter Lärchenwald mit Wiesengründ
je weiter wir herabkamen eine um so üppigere Vegetation sc
Gesträuche und Blumen, darunter herrlich blaue Enzianen
Päonien, die uns schon vor mehr als einem Monat i
entzückten, hatten hier, allerdings fast um 5 Breiteng
licher, erst ihre Pracht entfaltet. Graf Waldburg sam
Salix Waldsteiniana, Gentiana alata, Paeonia anomala,
officinalis, Corthusa Matthioli, Trollius altaicus, Atragene
mehrere andere für den Altai und das Hochgebirge chara
Pflanzen. Ueberhaupt wollte es mir scheinen, und eine
liche Anfrage bei Graf Waldburg bestätigt meine Ansicht du
wenn der Nordabhang dieser Gebirge einen viel dichte
wuchs, eine bedeutend üppigere und entwickeltere Veget
zuweisen hat als die Südseite, während am Marka-Kul
gekehrte Verhältniss stattfand.

Gegen 5 Uhr erreichten wir den Fuss des Gebirges,
noch nicht die eigentliche Sohle des Buchtarmathales,
Ruinen des früheren chinesischen Grenzpostens Tschingis

---

*) Bezüglich der Botanik verweise ich auf Ledebour (Reisen I. 1
„Allgemeine Bemerkungen über die Flor des Altai und der angrenzend
p. 342—353, welche nicht allein Bilder der verschiedenen Vegetation
dern auch Aufzählungen der Characterpflanzen und Vergleichungen n
Flora enthalten. — Die letztere ist viel reicher als die des Altai, ob
Länder fast unter denselben Breitengraden liegen. Teplouchow (C
p. 286. 291. 296) giebt eine sehr lehrreiche Scizze der Waldflora
4000' Höhe, welche auf die obige Stelle ausgezeichet passen dürfte.

**) Ledebour besuchte denselben 1826 und gibt eine ausführliche I
(Reise I. p. 312) desselben. Der Posten gehörte noch bis zum Jah
chinesischen Provinz Kobdo, wurde aber wie alle übrigen Grenz
Mandschu besetzt. Der Commandant erzählte Ledebour, er habe 2
Peking bis hierher gebraucht, erhalte aber Briefe aus der Hauptstadt

lagerten in parkähnlich schönen Vorbergen in 1030 Meter Höhe. Die etwas über 3000 Fuss hohe Thalfahrt hatte somit 3 Stunden Zeit gekostet.

Ein eigenthümliches Gefühl überkam mich, als ich zum letzten Male von dem treuen Gaule, einem Rothschimmel, abstieg, der mich soviele beschwerliche, halsbrechende Gebirgspfade auf und ab, durch unzählige wildströmende Flüsse, Bäche, über sumpfige Hochwiesen und tückische Moore getragen und sich dabei immer tüchtig, willig, bedachtsam, sicher, kurz vollkommen brauchbar, ohne alle Tücke erwiesen hatte und es drängt mich, da ich die Leistungsfähigkeit lappländischer Tundren- und amerikanischer Felsgebirgspferde kenne, dem ausgezeichneten Thiere, wie seiner ganzen Sippe, den Kirghisenpferden im Allgemeinen, ein ehrendes Zeugniss auszustellen. Wir hatten nun alle Strapazen und Beschwerden einer Gebirgsreise hinter uns, welche nicht nach den gewöhnlichen Begriffen unserer „grossstädtischen Reisemenschheit", wie Brehm sich ausdrückt, verstanden werden kann. Nach ihm, der unsere Alpen gut kennt, „sind die Wege in den wildesten Theilen dieses Gebirges durchschnittlich viel besser, viel minder schwierig, und bei der Art des Reisens viel weniger halsbrecherisch als die des Altai, obgleich letzterer im Vergleich zu den Alpen nicht als wild zu bezeichnen ist". Und ich darf hinzufügen, dass ein Ritt auf den Gipfel des an 14,000 Fuss hohen Grey's Peak in den Rocky-Mountains wahres Kinderspiel ist gegen Das, was wir im Altai durchzumachen hatten.

Und doch bietet derselbe noch bei Weitem schwierigere Partien wie allein schon die Schilderungen Ledebour's*) und Bunge's (Atkinson, der doch mehr Feuilletonist ist, gar nicht zu erwähnen) zur Genüge beweisen. Aber die von jenen Reisenden durchzogenen nördlicheren Gebirge von Korgon und Cholsun, in die Quellengebiete der Uba, des Tscharysch und der Tschuja, scheinen grossartiger und wilder. So bildet der Tscharysch, um nur dies Eine zu nennen, in einer Länge von 5 Werst eine unterbrochene Kette von Katarakten, die 5000 Fuss hoch herabbrausen. Wir sahen keinen einzigen Wasserfall, immerhin aber soviel grossartige und erhabene

was auf damals sehr geregelte Postverhältnisse schliessen lässt. Als ein General seine Ankunft meldete, musste Ledebour übrigens schleunigst den Ort verlassen,

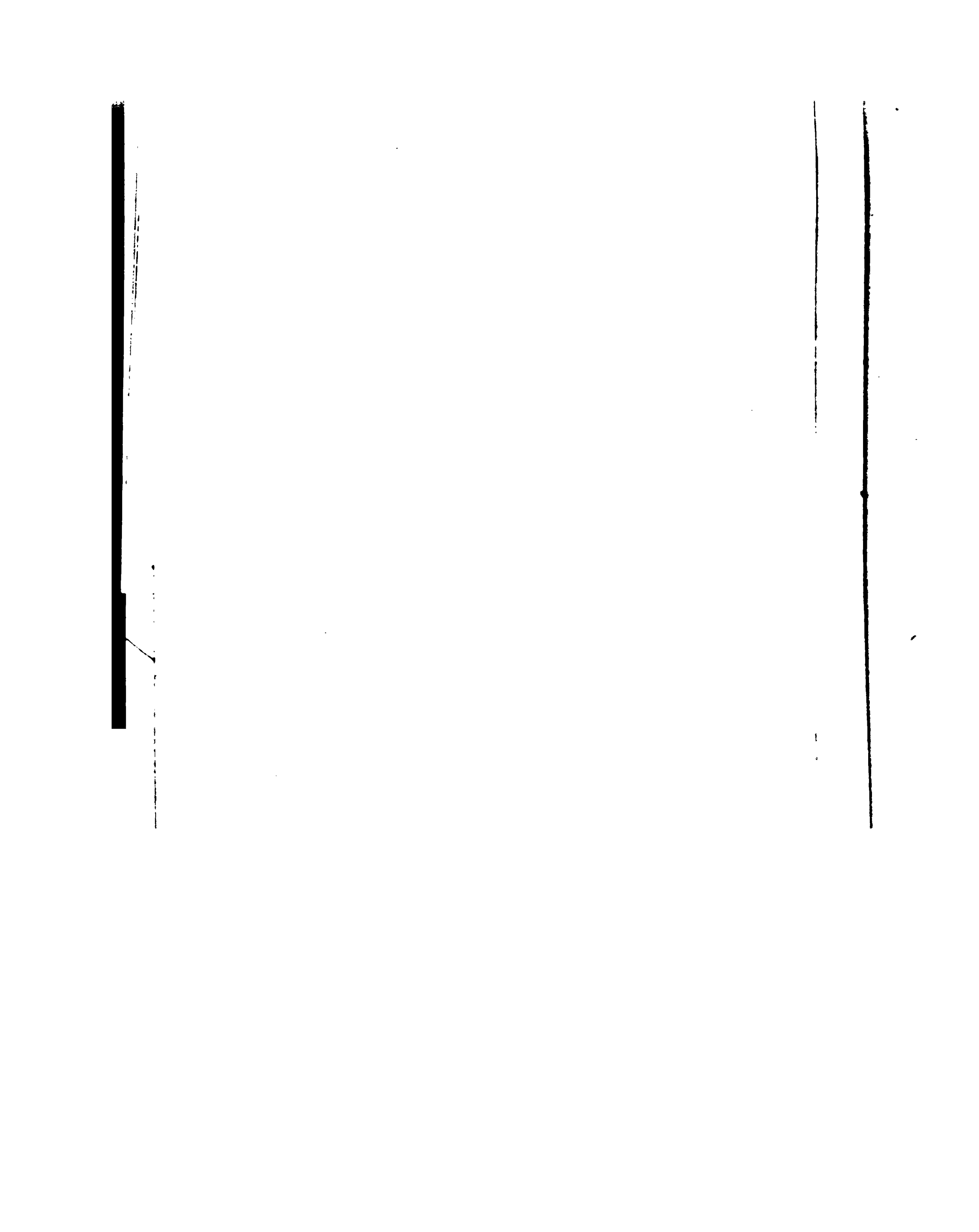
*) Namentlich am Korgon und der kleinen weissen Uba (Reise I. p. 150, 155, 203, 247 und 266, II. p. 64).

Gebirgsbilder, dass wir voll und ganz zufrieden und dankb
durften. Waren wir doch die ersten Deutschen gewesen,
diesen Theil des Altai durchzogen und da meines Wissens kei
schreibung der Tour vom Thale des schwarzen Irtisch bis i
der Buchtarma vorliegt, so glaubte ich ausführlicher werd
dürfen, als ich eigentlich selbst beabsichtigt hatte.

Eine grosse Anzahl vornehmer Kirghisen war dem Gouv
in's Thal entgegen geritten und als wir das Jurtenlager errei
entwickelte sich ein noch bei Weitem zahlreicheres Leben
mehr als 200 Menschen mochten sich versammelt haben! Wä
der Gouverneur Audienz ertheilte wurden die Telegen belade
bei es, wie üblich, nicht ohne Schelten und Lärmen abging,
jeder der braven Altaibauern wollte seinen Pferden möglichst
aufladen. Was früher mit Leichtigkeit 2 Saumthiere get
sollte jetzt für zwei Gäule im Anspann zu schwer sein.

Endlich waren diese Angelegenheiten geordnet und es kam
noch der Abschied von den vielen guten kirghisischen Fre
von Jäm-Bei, dem kundigen Reisemarschall, für den ich glücl
Weise noch ein Goldstück bewahrt hatte, von Rübezahl
braven Sultahn mit dem blauen schlesischen oder schwä
Regenschirme und all Denen, welche sich herandrängten u
Hände zu schütteln. Endlich gegen $7^1/_2$ Uhr konnte abge
werden.

Die Damen gingen zuerst voran, ihnen folgte Dr. Breh
der Gouverneur in dessen vierspänniger Tarantass, darauf Graf
burg und ich auf Telege, jenem kleinen Bauerngefährt, das m
Burgusutai nicht gerade in angenehmer Erinnerung gebliebe
Gar lustig ging es über den steinigen Steppengrund hinab,
dem Thalrande, in dessen Tiefen saftige Wiesen und dichte B
wälder den Lauf der Buchtarma bezeichneten. Es kam un
dem langen Ritte gar sonderbar an beide Beine über den Ra
Gefährts herabhängen zu lassen und dass die Unebenheite
Weges, jeder Graben und Stein in der Telege sich ungleich
genehmer bemerkbar machen, als auf Pferdesrücken, war mir
bekannt. Als der Reiz der Neuheit dieser Beförderungsweise
nur zu schnell verschwand, als sich zu den Uebelständen des
noch ein immer stärker herabrieselnder Regen gesellte, da fin
die Sache an mehr als langweilig zu werden. Aber nur G
konnte helfen und so ergaben wir uns in das Schicksal und f



uns nicht wenig als sich endlich in der Finsterniss Lichter zeigten. Leider waren es noch nicht die des ersehnten Obdachs, sondern Kosaken mit Laternen, welche der besorgte Commandant von Altaiskaja-Staniza abgesandt hatte, wo wir bis auf die Haut durchnässt ziemlich abgespannt und verstimmt nach 10 Uhr anlangten. Herr Bastrigin, Chef der Bergwerke von Syrjanowsk, und der Pristav aus dem Tomsk'schen Gouvernement, welche uns im Hause des Commandanten Major Bachireff begrüssten, beeilten sich daher im vollen Verständniss unserer Wünsche uns in's Quartier befördern zu lassen. Und so kamen wir denn gegen 11 Uhr im Hause eines braven Kosaken nach 11 Tagen Biwakirens bei Regen und Schnee zuerst wieder unter Dach und Fach und genossen diejenige Ruhe, welche nur der zu begreifen vermag, der Aehnliches durchmachte.

X. Kapitel.

Durch das Krongut Altai.

(Altaiskaja-Staniza bis Tomsk.)

Altaiskaja-Staniza. — Climatischer Kurort. — Verbindung. — 1200 deutsche Meilen von Berlin. — Gründung und Entwickelung. — Altai-Gastfreundschaft. — Kosakentanz. — Entzückende Lage und Alpenlandschaft. — Abreise. — Lebewohl den Alpen. — Wieder in Hügeln. — Ueppige Vegetation. — Thierwelt. — Wohlhabenheit der Dörfer und Bauern. — Altgläubige. — Fromme Jungfrauen. — Yaks. — Fahrgeschicklichkeit. — Ankunft in Syrjanowsk. — Bastrigin. — Die Gebirgssysteme des Altai. — Ektag-Altai. — Grosser Altai. — „Irtisch-Altai“. — „Ob-Altai“. — Erforscher. — Bergleute und Bergbau in Syrjanowsk. — Goldwäsche. — Gesammtertrag an Edelmetallen. — Nach dem Irtisch. — Werchne Pristan. — Erztransport mit Schiff. — Auf einer Karbass. — Buchtarminsk. — Mochnataja-Sopka — Zwischen den Felswänden des Irtisch. — Der Hahnenkamm. — Die sieben Brüder. — Grossartiger als der Rhein. — Einsamkeit. — Die Alpenschwalbe. — Nishnaja-Pristan. — Obrist Choldijeff. — Ust-Kamenogorsk. — Kirghisenschule. — Die Uba. — Volksversammlungen erwarten uns. — Man hält uns für Kaiser und Könige. — Frauentracht der Altgläubigen. — Wasserscheide zwischen Irtisch und Ob. — Blick auf Sméinogorsk. — Iwanoff. — Schlangenberg. — Bergwerke aufgegeben. — Jetziger und früherer Reichthum desselben. — Schlangenreich. — Am Kolywansee. — Mücken. — Slobin. — Kolywan. — Bienenzucht. — Aeltestes Bergwerk. — Schleiffabrik. — Colossal-Arbeiten. — Privatindustrie. — Kunstschule. — Iwatscheff. — Kirchenbilder. — Schleifmaterial. — Das sibirische Reh. — Sinaja-Sopka. — Landschaft. — „Kavyl“. — Letzter Blick auf den Altai. — Schlechter Weg. — Erzkaravanen. — Der Ob in Sicht. — Reiche Gegend. — Ankunft in Barnaul. — Becassinenjagd. — Ein weisser Kranich. — v. Eichwald. — Gastfreundschaft. — Dr. v. Dumberg und sein Herbarium. — Museum. — Fabriken. — Die Stadt. — Leben. — Preise. — Weine. — Lage. Das Krongut Altai. — Rückgang der Bergwerke. — Ersatz durch Reichthum [illegible] Landes. — Unerschlossene Hilfsquellen. — Abreise. — Die erste Obfahrt. — Li[illegible]liche Gegend. — In der „Taiga“. — Ihr Character. — Holzverbrauch. — Sala[illegible] — Dr. Sass. — Wild. — Bergbau. — Steinkohlenlager. — Fruchtbare Steppe.

rdereichthum. — Wiederum „derdschi"! — Blutschwitzen. — Vogelleben. — ɿelkolonie. — Staubleiden. — Aus alter Zeit. — Ein Nachtbild. — ɜder unter Moslems. — Am Tomufer. — Blick auf Tomsk. — Ankunft. — Fahrgeschwindigkeit.

„Altaiskaja-Staniza, 990 Meter hoch, unmittelbar am Fusse des ɪssen Altai, im hochromantischen Thale der Buchtarma. Kurort ten Ranges. Ungewöhnlich reicher Ozongehalt der Luft bedingt ·ch die angrenzenden, ausgedehnten herrlichen Waldungen (z. Th. wälder) und eine überraschend reiche Flora. Echter, von Kirghisen ·eiteter Kumyss aus unverfälschter Stutenmilch; Milch und Molken-·. Russische Dampfbäder. Freie Jagd (auf Maral-Hirsche, Rehe, schusthiere, Steinböcke, Argali, Bären, Wölfe, Luchse, Füchse, ɔel, Marder, Iltis, Eichhörnchen, Adler; Auer-, Birk- und Hasel-d in überraschender Menge); ergiebige Angelfischerei. Für Zoo-en und Sammler reiche, Novitäten versprechende Localitäten, nentlich in Bezug auf Entomologie und Botanik. Ausgezeichnete .egenheit zu Studien für Ethnographen, Anthropologen und ɪguisten; besonders wegen der hochinteressanten Bergvölker des ai (Teleüten, Kumandinen, Schoren etc.). Unbeschränkte Aus-ɪl von romantischen neuen Gebirgstouren; Gletscherpartien, Aus-ʒe in das nahe China; durchaus sichere Bergpferde und kundige hrer. (NB· Die mächtigen, an 9000 Fuss hohen, schneebedeckten upter der das Thal begrenzenden Gebirgskette blieben fast sämmt-ɪ noch unerstiegen und ungemessen.) Reinliche Holzhäuser, auf ɪnsch ambulante Filzjurten; billigste Pensionspreise (auf Wunsch l. Reitpferd). Dauer der Saison von Mitte Juni bis Mitte ɪtember."

So oder in ähnlicher Weise abgefasst dürfte eine Annonce mit Fug l Recht Touristen, Reisende und Leidende in das herrliche Thal Altai einladen, ohne zuviel zu versprechen. Jedenfalls würden Ankündigung auch Reiselustige mit Freuden folgen, müsste der-ɔen nicht ein etwas abschreckender Nachsatz angefügt werden, a wie folgt:

„Nächste Bahnstation (seit Eröffnung der Uralbahn): Jekate-ɜnburg, zu erreichen 1. per Route Tjumén-Semipalátinsk mit ·antass (Dreigespann) 2206 Werst (= 315 deutsche Meilen) in ɔis 15 Tagen Fahrzeit (Aufenthalt nicht eingerechnet); oder 2.

auf der weit bequemeren Route Tjumén-Tomsk-Barnaul 3853 W. (ca. 550 d. M.) in ca. 14½ Tag Fahrzeit, davon 2677 W. (ca. 382 d. M.) mittelst der äusserst comfortabel eingerichteten regelmässigen Dampferlinie Tjumén-Tomsk (in 6½ Tag), welche die Tarantass-(Wagen) Fahrt auf nur 1187 W. (ca. 170 d. M.) und ca. 8 Tage Fahrzeit abkürzt."

Fügt man dem soeben Angeführten noch hinzu, dass es von Jekaterinenburg bis Berlin 4500 W. ca. 650 d. M. sind (davon 3000 W. per Eisenbahn in ca. 3 Tagen und 1500 W. per Dampfer in ca. 6 Tagen), dass also die ganze Reise von Berlin bis Altaiskaja-Staniza entweder 6754 W. (= 960 d. M.) oder 8400 W. (= 1200 d. M.) beträgt, die 17 bis 23 Tage ununterbrochene Fahrzeit erheischen, so darf sich jenes Gebirgsland noch für lange Zeit vor dem Heere der Touristen, wie es bei uns in Europa während der Reisezeit selbst in den entlegensten Winkeln umherschwärmt, gesichert betrachten.

Jedenfalls waren wir die ersten Besucher aus Deutschland, denn Altaiskaja-. gewöhnlich Altaiske oder Altaiski-Staniza, (kalmückisch: Koton Karagai) ist noch sehr jungen Datums. Sie verdankt ihr Entstehen dem Gouverneur von Semipalátinsk General v. Poltoratzky, der nach Räumung des chinesischen Grenzpostens Tschingistai (1869) 20 Werst davon eine sogenannte Staniza anlegte, d. h. eine Ansiedelung von Kosaken und einer Compagnie Infanterie. Das war im Jahre 1871! Jetzt hat sich etwa eine Werst unterhalb dieses Militairpostens (grosse Holzhäuser als Kasernen, Wohnungen für den Commandanten und die Offiziere, Hospital, Proviantmagazin u. s. w.), ein stattliches Dorf angebaut, welches bereits 80 Häuser und vielleicht 3 bis 400 Einwohner zählt. Unter letzteren, wenn auch nur temporär, auch Kirghisen, deren luftigen Filzjurten daran erinnern, dass vor wenigen Jahren das Land noch ihr Eigenthum war. Die zumeist mit Gehöften umgebenen Häuser, wie üblich aus behauenen Baumstämmen gebaut und mit einem Dach aus Brettern versehen, erschienen mir viel schmucker als die bisher gesehenen. Hauptsächlich aber wol desshalb, weil sie durchgehends so neu waren und noch nicht mit jenen halbzerfallenen oder im Verfall begriffenen Gebäuden abwechselten, wie man dies sonst in Sibirien sieht, da der Russe in Reparaturen bekanntlich äusserst lässig ist. Uebrigens waren verschiedene Häuser noch im Bau begriffen, zu denen der nahe herrliche Wald ausreichendes Material lieferte; ein mächtiger

Baumstamm soll bis ins Thal herab nur 5 Kopeken kosten! Viehzucht scheint das Hauptwerk der Bewohner von Altaiskaja-Staniza zu sein. Zahlreiche Rinder, auch Pferde, belebten die herrlichen, unsere Marschen übertreffenden, Wiesen; im Dorfe selbst sah man wieder Schweine, Gänse, Hühner und Tauben. Trotz der beträchtlich hohen Lage (ca. 3465 Fuss hoch) wird noch Landbau*) getrieben und zwar Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse, Lein und Hanf. Die Proben, welche wir von diesen Culturpflanzen erhielten, waren alle von ausgezeichneter Qualität, namentlich überraschten die Entwickelung des Hanfes und eine dreifach auf einem Stengel gewachsene Weizenähre.

Neben diesen Erzeugnissen des Ackerbaus erhielten wir die hauptsächlichsten der Jagd, nämlich Felle vom Bär, Fuchs, Luchs, Vielfrass, Zobel, Marder (Mustela sibirica), Iltis (M. Eversmanni), Hermelin, Wiesel, Bobac, Eichhörnchen und Flughörnchen.

Die Herren Officiere hatten uns diese Ueberraschung und einen Empfang bereitet, der uns, namentlich wegen der ungemein herzlichen und liebenswürdigen Weise, für alle Zeiten unvergessen und eine der angenehmsten Erinnerungen bleiben wird. In einer mit Blumen besonders festlich geschmückten Jurte, in welcher die genannten Proben,**) sinnreich aufgestellt, gleichsam ein kleines Museum bildeten wurden die Mitglieder der deutschen Expedition von sämmtlichen Herren Officieren in voller Paradeuniform empfangen, und ihrem Chef nach Landesbrauch als besonders ehrende Auszeichnung Brot und Salz angeboten. Der Commandant, Herr Major Alexei Iwanowitsch Bachireff hielt dann eine Ansprache, auf welche Dr. Brehm, durch sein Rednertalent vorzüglich dazu befähigt, Namens der Expedition dankend erwiederte. Ein ausgezeichnetes Frühstück stand bereit und bald belebte ungezwungene, heitere Unterhaltung und Trinksprüche den frohen Kreis, welcher durch die Anwesenheit von Frau v. Poltoratzky nebst Tochter besonderen Glanz erhielt. Auch an Musik fehlte es nicht. Kosaken spielten auf, und liessen begleitet von Geige und Balaleika ihre eigenthümlichen Weisen ertönen,

*) Nach Ledebour (Reise I. p 299) gedeiht in dem höchstgelegenen Dorfe des Altai Fykalka (3951 Fuss) noch Hafer, Roggen, Sommerweizen; dagegen letzterer nicht mehr in dem tiefer gelegenen Dorfe Uimon (3144'); hier wird nur noch Korn gebaut und dieses geräth nicht jedes Jahr.

**) Dieselben wurden, neben anderen von Graf Waldburg und mir gesammelten dem Königl. landwirthschaftlichen Museum in Berlin als Geschenk übergeben.

welche bald andere zu dem originellen Tanze aneiferte, welcher hauptsächlich in überraschend schnellen und variirenden Bewegungen auf Fussspitze und Hacken besteht, und so sehr an die Hornpipe englischer Matrosen erinnert. Nachmittags gab der Gouverneur uns zu Ehren ein grosses Dinner, kurzum wir genossen die sprichwörtliche Gastfreundschaft des Altai in vollstem Maasse. Hatten die Mitglieder der deutschen Expedition doch ausser der Erinnerung, noch persönliche Andenken mit in die Heimath zu nehmen. Graf Waldburg erhielt schöne Bälge vom Luchs, Fuchs und Vielfrass, Dr. Brehm einen prächtigen Zobel und ein mächtig grosses Bärenfell; mir als Nadschalnik war eine riesige Dacha*) (fertiger Pelz) aus den fremdartig aussehenden Fellen des Moschusthieres zugedacht, sowie ein Messer nebst Koppel, welches Major Bachireff, seinen Namenszug in die Klinge eingelegt, eigens von einem kirghisischen Meister für mich hatte anfertigen lassen.

Wie in geselliger Beziehung so bot Altaiskaja-Staniza auch körperlich ersehnte Erfrischung und Kräftigung. Nach fast 14 Tagen waren wir zum ersten Male im Stande uns gründlich zu waschen und da giebt es nichts Besseres als ein ordentliches russisches Schwitzbad. Nicht wahr Brehm? Auch an Arbeit fehlte es nicht! Da die Schwierigkeiten des Sammelns und Erhaltens der Sammlungen noch genau so sind als wie dies Ledebour (Einleitung p. 9, 10) schildert, so hatte ich genug mit dem Trocknen und Verpacken der zoologischen Ausbeute, Graf Waldburg mit Umlegen der Pflanzen zu thun. Der eine Tag war daher wiederum nur zu schnell verstrichen!

Der anhaltende Regen des vorhergehenden Tages hatte uns nur selten und vorübergehend Blicke auf das Gebirge gestattet. Wie sehr waren wir daher überrascht als der vollkommen klare Himmel am Morgen des 13. Juni uns gleichsam zum Abschied und als Andenken der Natur, die herrliche Gebirgslandschaft in seiner ganzen imponirenden Schönheit vorführte. Die Lage von Altaiskaja-Staniza kann, wie die Abbildung (nach einer Photographie der Frau von Poltoratzky) andeutet, in der That mit manchem Hochgebirgsdorfe der Alpen einen Vergleich aushalten! Zur Linken erhebt sich als Begrenzung des Thales gegen Südwest, das mächtige Ssarim-sakti-Gebirge, die nördlichste Kette des Grossen-Altai, mit seinen malerischen

*) Dieselbe ziert jetzt das Königl. ethnograph. Museum in Berlin, dem sie mir als Geschenk übergeben wurde.

Kuppen, Graten und Spitzen, die wie ich im Anfang des Kapitels bereits erwähnte sämmtlich noch namenlos und ungemessen blieben. Sie mögen an 9—10,000 Fuss Höhe erreichen und sind auch im Hochsommer mit Schnee bedeckt. Der frischgefallene Schnee der letzten Nacht, welcher tief in die hochgehende Baumregion*) herabreichte, liess in seiner blendend weissen Hülle das Gebirge noch höher erscheinen.

Rechts, also nordöstlich wird das Thal ebenfalls von Bergen eingerahmt, es ist die Listwäga oder das Lärchengebirge, welches durchschnittlich an 6000 Fuss (Ledebour), in der Schtschebenucha oder dem Scheerenberge (7550' nach Helmersen) wol seine grösste Höhe erreicht. Von diesem Gebirge aus sah Helmersen den grossen Altai, welchen er das „Narymsche Gebirge“ (damals in der chinesischen Provinz Chobdo) nennt und dessen imposante Schönheit er nicht genug zu schildern vermag. Die Listwäga bietet weniger malerische Formen. Es ist kahl und seine sanftgerundeten Kuppen erhalten nur durch den frischgefallnen Schnee Abwechselung, werden aber hie und da pitoresk durch hohe Schneeberge überragt, die den höchsten Spitzen der Cholsun'schen Alpen angehören. Das herrliche Bild des grossen Altai wurde durch die steigenden Effecte der aufgehenden Sonne noch bedeutend erhöht. Die tiefschwarzen Wälder mit ihren prächtig grünen Thälern, die schneeigen bald zart, bald grell beleuchteten Kuppen, erzeugten Gegensätze von Licht und Schatten, Uebergänge von Hell und Dunkel, die in ihrer Gesammtheit eine geradezu mächtige Wirkung hervorbrachten.

Gegen 7 Uhr früh (13. Juni) nahmen wir dankend von den gastfreien und liebenswürdigen Officieren in Altaiskaja-Staniza Abschied und fuhren, unter freundlicher Leitung von Herrn Bastrigin und einem Ispravnik des Tomsk'schen Gouvernements, nach Syrjanowsk (130 Werst) weiter. Letzterer Herr war so gütig uns ebenfalls zu begleiten weil wir durch einen Theil dieses Gouverments kamen.

Der Weg war trefflich und führte durch eine so herrliche Landschaft, dass man die rasche Fahrt eigentlich bedauern musste. Gleich hinter Altaiskaja-Staniza passirt man auf guter Brücke den kleinen, reissenden Gebirgsfluss Ssarimsakti, an welchem der Ort liegt, und in der Folge noch mehrere, die dem Kulmess, einem

*) Die Baumgrenze geht im Altai durchschnittlich höher hinauf als in unseren Alpen, an den Nordabhängen bis 5652 Fuss, an den südlichen Abhängen bis 6500.

Nebenflusse der Buchtarma zuströmen. Anfangs ging es bergauf und bergab durch mehr oder minder lichte Wälder (Lärchen mit etwas Birken). die oft Blössen mit herrlichen, blumenreichen Wiesengründen, und wahre Dickichte von Sträuchern und anderen Gewächsen*) zeigten. Nach und nach verschwanden die Wälder, die Wiesenflächen wurden breiter, die Vorberge erschienen mehr grün, und die herrlichen Schneeberge zur Linken traten weiter zurück. Wir hatten in ihrem Genusse, ihren wechselnden Bildern, die zuweilen Blicke auf höhere, weiter zurückliegende Schneepics eröffneten, sieben Stunden lang fast ununterbrochen geschwelgt, uns aber noch nicht satt gesehen. Zwischen der dritten (Bereosowsk) und vierten Station (Salonowa) mussten wir von den schönen Alpenlandschaftsbildern für immer Abschied nehmen. Die Schneeberge verschwinden hier ganz und machen jenen grasbedeckten grünen oder ganz kahlen Hügelreihen Platz, die je länger, je langweiliger werden. Dennoch sind sie keineswegs reizlos, sondern die üppige Vegetation zu beiden Seiten des meist engen, sich längs den Hügeln bergan und bergab windenden Weges, für jeden Naturfreund unendlich anziehend. Spiraen, Lonicera tatarica, Rosen (eine hell und dunkel rosafarbene, und eine weisse unserer Theerose ähnlich) wilde Pfirsichen (mit kirschengrossen weissen Früchten: Amygdalus nana) bilden förmliche Dickichte, die durch Wicken, Winden und wilden Hopfen noch enger verwachsen sind. Dazu eine Menge hoher Doldengewächse, wie wilder Kümmel, wilder Spargel, Schirling uud eine Unmasse blühender z. Th. sehr schön buntfarbiger Blumen: Carum, Bunium, Cicuta, Asparagus, Trichophyllus, Iris, Orchis, Orobus pisiformis, Clematis integrifolia etc. Weit ärmer als die Flora erschien die Fauna. Die Haupterscheinungen der Vogelwelt waren: hie und da ein Adler, schwarzohrige Milane (Milvus Govinda) Thurmfalken, fast weisse Steppenweihen, Feldlerchen, Maskenbachstelzen, Schwarzkehlchen, (Pratincola rubicola), Zaunammer, Bienenfresser; in den Strauchdickichten die Dorngrasmücke (Sylvia cinerea), der rothrückige Würger (Lanius collurio); in den Hügelreihen einzelne Turpans (Vulpanser rutila) und ein weissbürzeliger Segler, den ich sogleich als eine bisher nicht

*) „Rosen, Johannisbeere (Ribes petraeum und atropurpureum), Seidelbast (Daphne altaica), Spiersträucher (Spiraea flexuosa), Weiden (darunter Salix chamaedrifolia); auf den Wiesen: Orchis militaris, Anemone sylvestris, Papaver alpinum und andere, dabei eine schöne Campanula; jetzt Alles in schönster Blüthe" Graf Zeil (in litt.).

gesehene Art erkannte. Es war Cypselus pacificus wie ein Exemplar zeigte, welches Dr. Brehm später in Salaïr erlegte, wo die Art auf dem Kirchthurm nistete. Sie ist weit östlich und südlich verbreitet. Seit Altaiskaja-Staniza erfreuten in den Dörfern wieder die lieben Heimathsgenossen: Haussperling, Rauchschwalbe und Fensterschwalbe. Von Säugethieren zeigte sich ein Hase, ich glaube der dritte oder vierte, welchen ich bisher überhaupt auf unserer ganzen Reise gesehen hatte. Murmelthiere (bobac) wurden ebenfalls beobachtet, am häufigsten aber Ziesel (Spermophilus Eversmanni); auch der vogelartig zirpende Nager, eine Pfeifhasenart (Lagomys)*) liess gegen Abend seine merkwürdige Stimme ertönen.

Die Dörfer, ausser den bereits genannten nur noch drei (Medweka = Bärendorf, Soldatowa oder Talowka und Alexandrovsk**) zeichneten sich durch stattliche Häuser aus und verriethen die Wohlhabenheit ihrer Bewohner, auch wenn wir dieselben nicht zu Gesicht bekommen hätten. Aber die Nachricht, dass der Gouverneur und Fremde durchkommen würden, hatte meist das ganze Dorf versammelt. Es ist ein kräftiger, hübscher Menschenschlag, diese meist blondhaarigen Altaibauern, und namentlich auch unter den Mädchen und Weibern finden sich stattliche Gestalten mit nicht unüblen Gesichtern. Die eigenthümliche Tracht der Frauen, bunte turbanartig um den Kopf geschlungene Tücher, grellfarbige, meist rothe Kleider und Halsketten aus grossen, grünen und weissen Glas-

*) Es ist Lagomys pusillus, Pall., dieselbe Art, welche wir schon am Arkat und später bis Barnaul sehr oft hörten, ohne nur ein Exemplar zu erhalten. Wie schon Pallas bemerkt, kennen die Bewohner die Stimme des Thierchens, welches einer meiner Kutscher „Wladka“ nannte, wol, aber die wenigsten haben dasselbe zu sehen bekommen; daher die so widersprechenden Beschreibungen, welche die Leute machen, und die also zu Vorsicht bei Erzählung der Eingebornen mahnen. Ich wusste die Stimme desshalb nicht zu deuten, weil die Pfeifhasen, welche ich in mehr als 13000 Fuss Höhe in den Rocky-Mountains hörte, einen wirklichen „Pfiff“ hören liessen.

**) Dieses Dorf liegt in einer absoluten Höhe von 1735 Pariser Fuss. Es wurde 1821 gegründet und zwar von Abkömmlingen jener entlaufenen Verbrecher, Sträflinge und anderen Gesindels, welches sich hier der Gerechtigkeit entzog und bis zum Jahre 1791 die Gegend, als Kamentschiki, d. h. Bergbewohner, bekannt, unsicher machte. In diesem Jahre wurden sie von der Kaiserin Katharina begnadigt und bekamen die Rechte zinspflichtiger Unterthanen, sogenannter Jassaschniken. Jetzt bauten sie Dörfer, von denen zu Ledebour's Zeiten, der am ausführlichsten über sie berichtet (p. 288 und 327) 8 existirten. — Siehe auch Rose I. p. 594.

perlen erhöhen den guten Eindruck. Die langhaarigen und vollbärtigen Männer, meist Rothblonde, unterschied in der Tracht nichts Besonderes von andern Russen. Nur die verschiedenartig geformten und von Schwarz bis Himmelblau gefärbten groben Filzhüte, von denen mein Scizzenbuch eine ganze Musterkarte enthält, fielen mir auf.

Ueberall wo Pferde gewechselt wurden, wir also das Innere der Häuser kennen lernten, überraschte die ungemeine Reinlichkeit der blankgescheuerten Holzwände, Dielen und des einfachen aber soliden selbstverfertigten Meublements. Die Wohlhabenheit dieser Bauern begründet sich übrigens nicht allein auf die Fruchtbarkeit des Bodens, sondern ist hauptsächlich auf eine andere, schwerwiegende Ursache zurückzuführen: sie sind Staroobrädzi (Altgläubige) oder Sectirer (Raskolniki*)! Der im Ganzen nur unwesentlich abweichende Glaube thut dabei freilich das Wenigste, ebenso nicht das dieser Secte eigene Verabscheuen des Tabakrauchens, sondern lediglich das Gelübde der Mässigkeit: sie sind keine Schnapstrinker! Während der sibirische Bauer eine ansehnliche Zahl Tage des Jahres mit Trinken verbringt oder in Folge desselben verliert, arbeitet der Altgläubige und folgerecht vermehrt sich sein Wohlstand. Nach den Schilderungen Castréns u. A., welche bei den Altgläubigen eben keine freundliche Aufnahme fanden, weil sie Andersgläubige für Ketzer und Alles von ihnen Berührte (selbst Geschirre) für unrein halten, hatte ich mit ziemlichem Unbehagen dem Zusammentreffen mit ihnen entgegen gesehen. Wie erstaunte ich daher, als allenthalben reichlich für unsere Bewirthung gesorgt war. Eierkuchen, Milch, in Brotteig gebackene Fische, vor Allem aber der mit Recht berühmte Altaihonig, rein und in allen möglichen Zusammenstellungen**) (Honig mit Mohn, Himbeeren mit Honig u. s. w.) standen reinlich aufgedeckt bereit. Und dies, wie ich gleich hier bemerken will, nicht nur in Folge der Anwesenheit des Gouverneurs,

---

*) Unter diesen Collectivnamen begreift man sehr zahlreiche Secten, die untereinander mehr oder weniger differiren, aber darin alle übereinstimmen, dass sie die Dogmen der orthodoxen Kirche nicht vollständig anerkennen und — das Zeichen des Kreuzes mit 2 Fingern machen, wie dies nur die Popen der orthodoxen Kirche beim Ertheilen des Segens thun! Ueber die Raskolniki und die hauptsächlichsten der in Russland wuchernden Sectirer, siehe v. Lengenfeldt p. 51.

**) Sehr beliebt ist im Sommer (nach Rose) auch Honig mit frischen — Gurken!

sondern wir fanden dieselbe freundliche Aufnahme und Gastfreundschaft auch später überall, wo wir mit Altgläubigen zusammentrafen.

Bei dem ungemein starken Zusammenlauf der Bevölkerung, welcher uns in den Dörfern empfing, verwunderte ich mich nicht als uns vor der Station Bereosowska schon eine Menschenmenge erwartete! Es waren festlich gekleidete Mädchen, wie wir später hörten, Jungfrauen, welche allerdings nicht uns, sondern ein auf Gastrollen reisendes Bild der Muttergottes von Kasan erwarteten, denn nur Jungfrauen sind auserwählt ein so grosses Heiligthum zu tragen. Die lieben Mädchen harrten übrigens nicht ganz ohne männlichen Schutz; einige flinke Bursche schienen ihnen die Zeit des Wartens nicht unangenehm abzukürzen.

In dem genannten Dorfe wurden uns kleine schlecht aussehende Yaks gezeigt, die im Altai eingebürgert werden sollen und ohne Zweifel für diese Gebirge sehr nützlich und zweckmässig sein dürften. Von dem Reichthum an Vieh erhielten wir wiederholt Beweise, ebenso in Betreff des Landbaues. Die sechs Pferde, welche meist den leichten Pflug zogen, waren wol weniger in Folge der Schwere des Bodens als aus Ueberfluss an Pferden angespannt. Das für den Reisenden nicht immer angenehme feurige Temperament der Gäule zeigte sich wiederholt, nicht minder das Geschick der Kutscher. Als auf der letzten 40 Werst (fast 6 d. M.) laugen Station Alexandrovsk-Syrjanowsk die Pferde durchgehen wollten, wusste dies der gewandte Jemtschik dadurch abzuwehren, dass er Mitten im Fahren vom Bocke sprang und sich an das Krummholz des Mittelpferdes anklammerte.

Gegen 10 Uhr, bei völliger Dunkelheit und klatschendem Regen erreichten wir Syrjanowsk oder Siränowsk (wol richtiger als Serianowsk) und fanden im Hause des Chefs der Bergwerke, Berg-Ingenieur Alexander Nikolajewitsch Bastrigin, gastlichste Aufnahme, und zwar in einer Weise die uns in jeder Hinsicht auf das Angenehmste überraschte. Ausser einem Pianino, auf welchem die liebenswürdige Frau des Hauses uns durch den lang entbehrten Genuss moderner Musik erfreute, war sogar ein Billard vorhanden.

Mit Ankunft in den Ausläufern des Gebirges dürfte es nicht uninteressant sein, einen kurzen Ueberblick der verzweigten unter

dem Namen Altai zusammengefassten Gebirgssysteme und ihrer Durchforscher zu geben.

Altai,*) d. h. Goldberge, vom mongolischen Altaï-alin (gleichbedeutend dem chinesischen „Kin-schan"), nach v. Humboldt schon im 7. Jahrhundert von Menander von Byzanz erwähnt, ist ein Collectivname für mehrere nach Richtung, Ausdehnung und Flusssystem sehr verschiedene Gebirgszüge, deren Kartographie und Topographie noch bei Weitem nicht erschöpft ist und die auch bezüglich der Nomenclatur noch sehr der Uebereinstimmung bedürfen. Die übersichtlichste, knappeste, topographische Darstellung der verschiedenen Gebirgssysteme giebt jedenfalls Wenjukow in dem 6. Abschnitte „Altai-Ssajansskii" (p. 220 u. s. w.) seines so lehrreichen Buches. Wenn darnach der Altai und Sajan durch das von NO. nach SW. streichende Ssailjugem-Gebirge, welches die Wasserscheide bildet, ziemlich gut getrennt sind, ebenso der „Kleine oder Ektag-Altai" (Wenjukow p. 247), jene sich vom Kuitun-Gebirge nach Südosten hinziehende ganz in China liegende ausgedehnte Gebirgskette, so bleibt doch das als „Altai-System" (p. 222) verzeichnete Gebirgsnetz immerhin noch ein zu mannigfach gegliedertes. Die von uns überschrittenen, auf den Karten meistentheils als „Grosser Altai" bezeichneten Gebirge, die vom Kuitun aus sich von Ost nach Südwest ausdehnen, können als ein Gebirgsstock für sich gelten, welchen Wenjukow (p 246) in der That den „Grossen Altai-Gebirgsrücken" nennt und besonders behandelt.

Nördlich von diesem, durch das Buchtarma-Thal und den Irtisch getrennten, Gebirgsstocke, ziehen sich in der Richtung von Ost zu West oder Nordwest sehr verschiedene Gebirge hin, welche Bunge**) als die des Ursul, Korokol, Terekti, Tscharysch, Korgon, Baschalak, Taliz, Sentelek, Tigerek, Koksun, Ulba und Uba besonders anführt, und zu denen noch die Cholsun'schen, Aijuklak'schen und Telez-Schneeberge kommen. Sie alle werden gewöhnlich unter dem Namen

*) Nach Radloff vom Chinesischen Alin, auch von Alatun = Goldgebirge, Alin-Tau = buntes Gebirge, Alty-ai = sechs Monate, oder Al-Taiga = hochliegender Urwald (Cotta p. 68). — Nach Ledebour verstehen die Eingebornen, sowol Russen als Kalmücken unter dem Worte Altai nicht ein Gebirge sondern eine Gegend.

**) Ledebour's Reise II. p. 113: hier Erklärung aller Gebirgszüge, Flüsse und Nebenflüsse; I p. 143: System der Koksun'schen Schneeberge etc. p. 210: Zuflüsse der Katunja; p. 271: Gebirgssystem der Wasserscheide des Ob und Irtisch.

ltai" zusammengefasst, zu dem Humboldt noch den zuerst er-
ınten Grossen Altai rechnet, und für das Ganze die Benennung
gentlicher oder Kolywan'scher Altai" vorschlägt, während Cotta
67) sogar noch das westlich vom Jeniseï gelegene Sajan-Gebirge
ıit vereint wissen möchte. Bei dieser Mannigfaltigkeit und Aus-
ınung wird es nothwendig dem Collektivnamen wenigstens ein
ır näher kennzeichnende Abgrenzungen zu geben. Es empfiehlt
ı dabei, wie dies schon Humboldt*) anräth, die Bezeichnungen
:oss" und „klein" ganz und für immer aufzugeben. Denn jedenfalls
rde den nördlich von der Buchtarma liegenden Gebirgszügen,
lche die höchsten Gipfel aufzuweisen haben, (Belucha, siehe vor-
· p. 273) die Bezeichnung „gross" eher zukommen müssen, als
n jetzt so genannten Gebirgssystem südlich von der Buchtarma.
tzteres zeichnet sich nun dadurch aus, dass alle auf ihm ent-
ingenden Flüsse dem Irtisch angehören, während die nördlich von
: Buchtarma liegenden Gebirge hauptsächlich den Ob speisen.
enn daher mit Annahme der Benennung „Ektag" für den „kleinen"
tai, diese verwirrenden Prädicate ein für alle mal beseitigt sind,
würde es sich zugleich als sehr passend empfehlen, für die Folge
rtisch-Altai" statt „grossen" und „Ob-Altai" für die nördlich der
ıchtarma gelegenen Gebirgszüge einzuführen, was ich mir hiermit
rzuschlagen erlauben möchte.

Während unsere Kunde über den Ektag- und Irtisch-Altai**)
ıe äusserst dürftige ist, sind wir über den Ob-Altai verhältniss-
ıssig ziemlich gut unterrichtet. In seine Gebiete fallen alle die
:handenen Reisebeschreibungen über den Altai, unter denen die
n Carl Friedrich von Ledebour***) und Dr. Alexander von Bunge
326), G. von Helmersen (1834),†) Dr. von Gebler (1833 und 35)
d von Tschichatscheff (1842) noch heut, namentlich in natur-

*) „Ansichten der Natur" p. 78. — Bunge hörte im Altai niemals einen
terschied zwischen „gross" und „klein" (Reise I. p. 114). —

**) Struwe und Potanin: Aufsätze über den südlichen Altai und Tarbagatai in
ı Sap. der Geogr. Gesellsch. St. Petersburg und verschiedene Aufsätze von
bkow blieben für mich, weil in russischer Sprache, unbenutzbar.

***) „Reise durch das Altai-Gebirge und die soongarische Kirghisen-Steppe"
ırlin 1829, G. Reimer) zerfällt in Theil I. C. F. v. Ledebour's Reise durch das
:ai-Gebirge und am Fusse desselben und Theil II. (1830) Alex. v. Bunge's Reise
östlichen Theil des Altai-Gebirges und C. A. Meyer's „Reise durch die soon-
:ische Kirghisen-Steppe".

†) „Reise nach dem Altai" in: „Beiträge zur Kenntniss des Russischen Reiches

unter Tage vor und überzeugten sich von der interessanten Erscheinung, dass noch bei 50 Meter die Wände mit den prachtvollsten Eiscrystallen besetzt sind (Vergl. auch Cotta p. 38). Im Winter gestalten sich diese Verhältnisse noch misslicher, indem die Kälte bis 40° R. nicht allein die Grubenarbeiter oft arg heimsucht, sondern namentlich auch weil die Reinigung der Leitungsgräben viel Zeit und Menschenhände erfordert. Der Betrieb der Pumpen und anderen Werke wird, theils durch Pferdegöpel, hauptsächlich aber durch Wasserkraft vermittelt, da es für Dampfmaschinen an Feuerungsmaterial mangelt. Wesshalb man daher dennoch eine solche, deren colossalen Dampfkessel wir im Freien liegend verrosten sahen, herbeigeschleppt hatte, musste ziemlich auffallend erscheinen. Ein riesiges Wasserrad setzte auch das Stampfwerk für die 1826 angelegte Gold-Wäsche in Bewegung. Hier wird goldhaltiger, mit Kupfergrün und Weissblei gemischter Quarz gestampft, geschlemmt und auf hölzernen Trögen mit trichterförmigen Gefässen in sehr primitiver Weise ausgewaschen, indem man die von den Stempeln zurückbleibenden Eisenreste mittelst grosser Magnete entfernt. Auf diese Weise wurde 1875 durch etwa 5 geübte Leute 3½ Pud (140 russ. Pfund) Gold gewaschen, das einzige Edelmetall, welches Syrjanowsk selbst herstellt, wenn auch nicht schmilzt. Denn sein Hauptreichthum besteht in gediegenem Silber, auf Quarz, einer steinmarkähnlichen Masse, oder in sogenanntem Ockererz, d. h. aus ungleichem Gemenge von Eisenocker, Bleiocker, Galmei, Kupfergrün, Malachit und Kupferlasur, von welchen Erzen wir hügelartige Quantitäten bei den Stollen und Schachten liegen sahen. Das Muttergestein dieser in Quarzgängen eingelagerten Erze, zu denen noch Bleiglanz, Kupferkies, Eisenkies, Fahlerz und Blende kommen, wurde uns von den Bergofficieren, in Uebereinstimmung mit Rose, als Augitporphyr bezeichnet. Die Erze, welche 6 Pfund Blei im Pud (40 Pf.) liefern, heissen Bleierze, diejenigen, welche 3 Solotnik*) Silber im Pud (also ca. 1%) enthalten, werden Silbererze genannt, aber sämmtlich nicht hier, sondern zum Theil erst in Barnaul (600 Werst) verschmolzen. Wie man mir sagte wurden im letzten Jahre (1875) 725,000 Pud Erze gefördert und aus diesen (ausser 3½ Pud Gold) 50 Pud Silber (und wenn ich nicht irre 15,000 Pud Kupfer) erzeugt. Ob dies ein im Verhältniss zu den Betriebskosten angemessener Ertrag ist, vermag ich nicht

*) 1 Solotnik ist der 96. Theil eines russischen Pfundes.



Nach Photogr. v. Fr. v. Poltoratzky. *Gez. v. M. Hoffmann.*

Altaiskaja Staniza.

nähernd zu bestimmen. Helmersen nennt 1834 Syrjanowsk noch : „reichste Silbergrube des Altai', welche allein jährlich 450 Pud icksilber, oder fast die Hälfte des ganzen vom Altai verlangten antums lieferte. Nach Cotta*) (1868) ist der Bergbau hier in lenklicher, fast hoffnungslos zu nennender Lage. Die Grube ist rigens eine Entdeckung des Schlossers Siränoff, (1791) und zwar f Grund alter sogenannter Tschudenschürfe.**)

Es fing an sich glücklicherweise aufzuhellen, als wir Nachmittag /₂ Uhr (15. Juni) von Syrjanowsk Abschied nahmen und unter undlicher Begleitung des zweiten Oberbergofficiers Herrn Bogdánoff m Irtisch zueilten. Der Weg führt in ähnlicher Weise als vor rjanowsk zwischen grasbedeckten, im Uebrigen kahlen Hügeln hin, : mit Granitkuppen gekrönt sind und zuweilen Fernblicke über ie ausgedehnte graue, mit Hügeln und eigenthümlich, manchmal e Schlösser, geformten Felskegeln bedeckte Steppe gewähren. Die egetation erschien minder lieblich, da hohe gelbblühende, rüben-tige Doldengewächse einen Hauptantheil nahmen und Steppen-anzen mehr und mehr sich zeigten. Am auffallendsten war mir, s ich schon bei Salonowsk beobachtet hatte, das häufigere Auf-ten des Dschigrases, welches sich gleichsam immer mehr aus-

*) Ausführlichste, durch Pläne erläuterte Darstellung der hiesigen Bergwerke 226—239), mit Aufzählung der hier vorkommenden Mineralien und sämmtlicher Altai überhaupt (p. 260). Vergl. auch: Rose. I. p. 591, Humboldt (Briefwechsel ; Cancrin p. 94). Helmersen p. 189 und Ledebour p. 287.

**) Wie man uns in der südlichen Steppe öfters vereinzelte, begrünte, kegel-mige Hügel als „Kurgans" d. h. angebliche Grabhügel von Kalmücken oder ghisen zeigte, so im Altai meist aus Erde, z. Th. aus Steinplatten bestehende 20 Fuss und mehr hohe Hügel als sogenannte „Tschudengräber", die übrigens ist alle bereits nach Schätzen durchwühlt wurden. Ueber die merkwürdige Ur-ölkerung des Altai, das sogenannte Volk der Tschuden, ist die Wissenschaft h im Unklaren, namentlich weil das im Ganzen geringe Vergleichungsmaterial interessanten Funde aus Gräbern und Bergwerken zu sehr zersplittert ist oder ssen Theils verloren ging, wie z. B. der in einer Tiefe von 10 Arschin in ge-renem Boden von Radloff ausgegrabene lederne „Eisfrack". Nach Castrén sind „Tschudengräber" nicht finnischen Ursprunges. Ueber höchst interessante Aus-bungen und Funde tschudischer Herkunft vergl.: Gmelin II. p. 299. 310, Pallas p. 578. 608, III. p. 384 (Taf. VII.), Ledebour I. p. 230. 232 (Atlas Taf. XII), yer p. 417, Wlangali p. 31. 32, Rose p. 556, Cotta p. 45. 303—312. — Einen ncenen Hammer und Pfeilspitze, als tschudische bezeichnet, welche ich durch te von Herrn von Eichwald erhielt, schenkte ich Herrn Prof. Virchow in Berlin.

zubreiten und die üppigere Pflanzenwelt zu verdrängen schien.*) Es verwunderte mich daher auch nicht hier den für die Steppe so characteristischen Gilbammer (Emberiza luteola) wiederzufinden, der übrigens seinen goldammerartigen Gesang auch von Felsen herab ertönen liess. Ausserdem zeigten sich Wiesenschmätzer (Pratincola rubicola), Wachteln, Wachtelkönige, einzelne Male Kraniche und der im Fluge so edel erscheinende Zwergtrappe (Otis tetrax).

Gegen $9^1/_2$ Uhr Abends langten wir in Werchne Pristan (Werchnaja Pristan) d. h. dem oberen Hafen oder vielmehr Ladeplatz am Irtisch an. Obwol auf der c. 60 Werst (Ledebour) langen Strecke kein Dorf am Wege liegt, so sind doch solche vorhanden und es wurden uns zweimal Pferde zum Anspann herangetrieben. Die Gegend enthält übrigens stellenweis trefflichen Boden für Cultur und ist ziemlich angebaut.

Werchne Pristan (400 M. hoch Graf Waldbrg.**) ist kein Dorf sondern besteht nur aus etlichen für die Aufseher bestimmten Häusern, hinter denen sich, in plattenartiger Absonderung, phantastische Granitgebilde erheben.

Am Ufer des Irtisch, der in Wiesen dahinfliesst und bis zum Einfluss der Buchtarma die Bezeichnung „der stille" führt, übrigens gegen den schwarzen Irtisch sehr unbedeutend erscheint, lagen grosse Haufen Erze, die von Syrjanowsk in Wagen angebracht hier auf grossen unförmlichen Fahrzeugen, Karbassen genannt, nach Ust-Kamenogorsk verladen werden. Diese Transportweise ist erst seit 1804 durch General von Frolow eingeführt worden, da man früher die Schifffahrt auf dem Irtisch für unmöglich hielt. Die Schiffe, welche bis 2000 Pud laden, brauchen zu der ca. 120 bis 150 Werst langen Strecke thalwärts 14 bis 24 Stunden, bergwärts 3—5,***) zuweilen 10 Tage und machen in der Saison 9 bis 10 Fahrten. Da wo es die steilen Felsufer nicht erlauben, die Schiffe mit Pferden ziehen zu lassen, arbeiten sie sich mittelst durch Böte ausgelegter

---

*) Sehr interessant war es mir später eine ähnliche Notiz über diese Gegend bei Teplouchow (Cotta p. 287) zu finden.

**) Also ungefähr 1400 Fuss hoch; da Graf Waldburg für den Einfluss der Buchtarma 385 M. (= 1347'), für Ust-Kamenogorsk 350 M. (= ca. 1225'), Ledebour für letzteren Platz ziemlich übereinstimmend 1262 und 1137 Fuss angiebt, so dürfte Helmersen's Höhenbestimmung für Werchne Pristan zu 999 Fuss jedenfalls unrichtig sein.

***) Ledebour (p. 285) brauchte auf einem Kahne 4 Tage.

Anker stromaufwärts. Uebrigens führen sie auch an hohem Maste ein sehr grosses, viereckiges Segel und ausser einem sehr langen Ruder, zwei dito Remen, an welchen 7 bis 8 Knechte, meist Kirghisen, arbeiten. Sie hatten sich freilich nicht sonderlich anzustrengen, als wir am Morgen des 16. Juni ($7^1/_2$ Uhr) auf einer solchen Karbass den Irtisch hinabschwammen. Denn die Leute sind mit den Stellen wo die Strömung das Fahrzeug gegen die Uferfelsen zu schleudern droht, sehr wol bekannt und dann nicht lässig; gilt es doch ihr eigenes Leben. Mit Hilfe solcher kundiger Ruderer ist die Fahrt gefahrlos und gestaltete sich für uns zu einer ebenso angenehmen als grossartigen. Angenehm insofern als wir die Freude hatten, wiederum gemeinschaftlich mit dem Gouverneur von Poltoratzky, seinen liebeswürdigen Damen und der Mehrzahl der uns von der Altai-Reise her bekannten Herren (Obrist Choldijeff, Polizeimeister u. s. w.) zu reisen, grossartig bezüglich der Landschaft.

Dieselbe ist anfangs wenig versprechend. Der Fluss zieht sich in reichen, aber nicht von Vieh belebten Wiesen dahin, die von kahlen, nur auf dem Scheitel spärlich mit Bäumen bestandenen Felsbergen begrenzt werden, deren Thaleinschnitte aber überall höhere, tief graublau gefärbte Höhenzüge durchblicken lassen. Aber kaum nach halbstündiger Fahrt geniesst das Auge, gleichsam als Einleitung für das nachfolgende Groteske, ein liebliches und doch markirtes Landschaftsbild. Hinter den Weidendickichten und grünen Wiesen erblickt man das Städtchen Ust-Buchtarminsk, dahinter eine weite, düster graue Steppe, für welche ein isolirter, ansehnlich hoch erscheinender, kahler, lichtgraugefärbter Berg den unmittelbaren Hintergrund zu bilden scheint. Es ist die Mochnataja-Sopka (Rauhe Kuppe kirghisisch Beritau), von welcher der Holzschnitt in Rose's Reise (p. 584) eben nur eine rohe Form des Umrisses zeigt. Hinter dieser imponirenden Granitpyramide*) zeigten sich links kahle, grau gefärbte Berge, und rechts, weiter zurücktretend eine sanft gerundete dunkel violettblaue Bergreihe, auf dem schwarz-grüne Schatten und die grün und einzeln röthlich gefärbten Kuppen wundervolle Lichteffecte hervorzauberten. Diese Berge sind nach einem kleinen, der Buchtarma zuströmenden Flusse Urmuchaika oder Urumchaika genannt. —

*) Sie zeigt sich übrigens, wie Helmersen (p. 197) lehrt, nur von dieser Seite aus in dieser Form und bildet eigentlich eine langgezogene dachförmige Kuppe.

Nach weiterer halbstündiger Fahrt passirt man die Einmündung der kleinen und grossen Buchtarma, deren gelbbraunes Wasser bald das hübsch graugrüne des Irtisch färbt.

Die mit Weiden bedeckten Inseln vor der Buchtarma und ihrer Ufer, in denen zahlreiche Saatkrähen hausten, sind bald verschwunden und man tritt in jene Felsenwände, die bis zur Hälfte zwischen Buchtarminsk und Ust-Kamenogorsk einen immer grossartigeren Character annehmen und von Biegung zu Biegung neue gewaltige Scenerien zeigen. Der Fluss drängt sich zwischen beiderseits senkrecht abfallenden von 100 bis 600 und mehr Fuss hohen Felswänden,



hinter denen sich hie und da höhere Gebirge erheben. Zuweilen zeigen sich die Felswände, auf kurze Strecken, durch grüne Wiesen oder sanfte, herrlich mit Birken bestandene, Schluchten unterbrochen und lassen diese auf den Felszinnen und Graten mit Bäumen bestandenen Gebirgswände um so vortheilhafter hervortreten. An anderen Stellen verengt sich das Flussbett und scheint ganz von den Felsen abgeschnitten, bis eine Krümmung wieder neue entzückende Fernblicke gestattet, wie dies unsere Abbildung, welche ich mit ein paar Strichen festzuhalten versuchte, wenigstens andeutet. Aber die eigenthümliche und lebhaft wechselnde Färbung der grauen,

braunen und röthlichen, oft durch Flechten gelb gefärbten Felsen bietet ebenso viel Abwechselung als die sonderbare Lagerung der Gesteinsschichten selbst. Sie bestehen bald in senkrechten Lagerungen dunklen Thonschiefers,*) der ausschliessend die rechte Uferwand bildet, oder sind von hellfarbigen Graniten „als eine Eruptionsformation übergossen" (Humboldt), die dann dem Thonschiefer eine wellige, an manchen Stellen sonderbar geknickte und verworfene Lagerung verleihen. Die phantastischen Formen der Uferfelsen erreichen in dem „der Hahnenkamm" (Petushji Grjében) genannten, von dem die Abbildung 9 bei Cotta eine schwache Vorstellung giebt, sowie in den „sieben Brüdern", an welchen die Strömung gewaltig anprallt, ihre mächtigste Entwickelung. Mir ist kein einziger schiffbarer Strom bekannt, der sich in Wildheit seiner Uferfelsen mit diesem Theile des Irtisch zu messen vermöchte. Höchstens dürften, soweit meine Erinnerung noch zurückreicht, die romantischen Felspartien der unteren Donau bei Orsowa mit in den Vergleich zu ziehen sein, aber nicht die so entzückende Uferlandschaft zwischen Bingen und Bonn, trotz der Loreley, Rolandseck und anderen hochromantischen Punkten. Dennoch wird der Reisende aus dem Westen den Rhein vorziehen, „denn", wie Cotta sehr richtig sagt, „die Irtischfahrt wird fast ermüdend einförmig durch den gänzlichen Mangel an alten oder neuem Anbau, an Wald und an Frische der Vegetation", und vor Allem fehlt ihr der poetische Hauch, welcher unsern deutschen Strom so zauberhaft umwebt.

Ganz abgesehen davon, dass uns nur wenige stromauf strebende unbeladene Erzschiffe begegnet waren, so sahen wir auf der ganzen 12stündigen Fahrt nur etwa ein halbes Dutzend in den Schluchten versteckter Häuser oder Hütten. Es waren Fischerwohnungen, denn der Irtisch ist hier sehr fischreich, namentlich an Stjerlet und Stören. An einer solchen Fischereiniederlassung, aus roh aus Baumzweigen errichteten Hütten bestehend, legten wir gegen $2^1/_2$ Uhr auf kurze Zeit an. Dieser Aufenthalt wurde ganz besonders dadurch interessant, dass eine für uns neue, schon im Fluge durch die rostrothe Bürzelbinde und die schwarzen unteren Schwanzdecken ausgezeichnete Schwalbenart hier ihr Wesen trieb und mit Klümpchen weichen

*) Ueber die geologischen Verhältnisse dieser überaus lehrreichen und wichtigen Strecke berichten, z. Th. durch Abbildungen erläuternd: Rose (I. p. 609—612) Humboldt (Briefwechsel mit Cancrin p. 87), Helmersen (p. 195—201) und Cotta (p. 38—44); vergl. auch: Ledebour (p. 102 und 283) und Meyer (p. 319).

Lehm im Schnabel den nahen unzugänglichen Felswänden zueilte. In diesen befanden sich ohne Zweifel die sonderbaren flaschenförmigen Nester, welche Pallas zuerst beschreibt und abbildet, denn die Art war die Alpenschwalbe (Hirundo alpestris), welche wir hier das einzige Mal antrafen. Im Uebrigen zeigten sich, um dies gleich hier einzuschalten, Dohlen, Thurmfalken, Fensterschwalben (Hirundo urbica), oft in grosser Anzahl und colonienweise; Rosenstaare zu Hunderten; Stock- und Pfeifenten waren ebenfalls häufig; seltener Cormorane und Seeadler (Haliaetus albicilla), von denen Einer der Jagdlust zum Opfer, leider aber wie zu erwarten, in den Strom fiel und somit verloren ging.

In so angenehmer Gesellschaft als wie wir zu reisen das Vergnügen hatten, wurde die Fahrt übrigens nicht im mindesten langweilig. Wir staunten die Felscolosse an, hörten das an manchen Stellen mächtige Rauschen der sich brechenden Strömung, das sonderbare gleich kochendem Wasser ähnliche Geräusch, wenn man das Ohr über Bord hält, welches aus der Tiefe emporsteigt und dadurch entstehen soll, dass grössere Steine über den Grund rutschen, Brehm's Declamationen aus Göthes Faust, und so schwanden die Stunden gar schnell dahin. Allmälig nahmen die Berge an Höhe ab, erhielten mehr abgerundete Formen und traten endlich, weiten Wiesenflächen Raum gebend, als tiefblaue Pics, ganz in den Hintergrund. Der bedeutend verbreiterte Strom zeigte mit Weiden begrünte Inseln, sein linkes Ufer belebten A-ule und Viehheerden der Kirghisen, bis uns rechts einige Holzhäuser, bei denen zahlreiche Menschen versammelt waren, das Ende unserer Fahrt andeuteten. Es war Nischnaja-Pristan, der untere Löschplatz für die Erzschiffe; nicht weit davon, aber wegen der Krümmung des Flusses anscheinend am linken Ufer, zeigte sich Ust-Kamenogorsk, wohin uns bald elegante Fuhrwerke brachten.

Die liebenswürdige Gastfreundschaft unseres kenntnisreichen Altai-Reisegefährten, des bereits öfters genannten Obrist Paul Michailowitsch Choldijeff, eines durch seine Tapferkeit ausgezeichneten Kosakenofficiers und zugleich Kreischef, liess es uns in seiner Residenz an nichts fehlen. Durch seine Güte lernten wir zugleich alle Sehenswürdigkeiten kennen, soweit überhaupt von solchen die Rede sein konnte.

Ust-Kamenogorsk*) (d. h. Ausfluss der Steinberge), unter 49.

*) Vergl.: Gmelin I. p. 238 —, Pall. II. p. 542, Meyer p. 192.

56 n. Br. (Ledeb.), 1720 als Grenzfestung errichtet, hat jetzt seine Bedeutung als solche längst verloren, und ist aus einem Bollwerke gegen die Kirghisen*) eine Pflanzstätte zur geistigen Bildung für dieselben geworden. Wir fanden die aus Stein erbauten, jetzt aufgegebenen Festungswerke, welche auch die Kirche enthalten, ziemlich verkommen, freuten uns aber umsomehr an der trefflichen Einrichtung der Kirghisenschule, welche Obrist Choldijeff ihre Entstehung verdankt. Es finden hier eine Anzahl (jetzt 20) Schüler auf Kosten der Regierung Wohnung und Erziehung. Das Examen, welches der russische Pädagoge in unserem Beisein anstellte, bewies, dass die für hiesige Verhältnisse überraschend reichen Lehrmittel (Bücher, Globen, Wandtafeln, Maass und Gewichte, sogar ein Schiffsmodell etc.) reiche Früchte trugen, die der Regierung zu Gute kommen, da sie auf diese Weise brauchbare und gediegene Dolmetscher und andere im Verkehr mit den Kirghisen nothwendige Beamte erhält. Dass die Mitglieder der deutschen Expedition, vor Allem Dr. Brehm, dessen „Thierleben" wie überall auch hier bekannt war, durch eine besondere Anrede geehrt wurden, versteht sich von selbst. Die Schüler interessirten mich, ausser ihrem Lerneifer, auch besonders noch desshalb, weil wir mit ihnen von den, uns in lieber Erinnerung bleibenden, Kirghisen Abschied nahmen. Die 20 Knaben illustrirten übrigens die verschiedenen Typen ihres Volkes vortrefflich, denn kaum zwei sahen sich einander ähnlich.

Ust-Kamenogorsk ist gegenwärtig eine zwar unregelmässig angelegte, aber freundlich aussehende Handelsstadt, mit einem Bazar und manchen hübschen Holzhäusern, freundlicher Moschee u. s. w. und zählt 2350 Einwohner, von denen etwa ein Drittel Russen sind.

**) Die Gegend um Ust-Kamenogorsk war ursprünglich von Kalmücken bewohnt, wie die merkwürdigen 70 W. davon liegenden grossartigen Ruinen des Tempels Ablaïkit (1654 von Chan Ablaï erbaut und 1671 bereits zerstört) zeigen, welche Gmelin (I. p. 282), Pallas (II. p. 545 Taf. X—XII.), Meyer (Ledeb. II. p. 327. Taf. XIII. Fig. 3), Wlangali (p. 116) ausführlich beschreiben. — Jetzt haben sich die Kalmücken in die Gebirge zurückgezogen, wo sie z. Th. Dwojedanzen, Doppelzinspflichtige (an Russland und China) genannt werden und hier mit einem anderen Volke, welches Helmersen als finnischen Ursprunges erklärte, den „Teleüten" zusammentreffen. (Vergl. Ledeb. (p. 130. 132), Bunge (p. 32. 44. 51), Helmersen (p. 42) und vor Allem Radloff in: Mélanges Russes du Bulletin de l'Acad. imp. des sciences de St. Petersb. Tom. IV. 1863. Livr. 3 p. 333—338 et Livr. 4 (1865) p. 453—462 und Globus XI, Cotta (p. 313). —

Als Gmelin 1734 hier war fand er nur 150 Kosaken unter einem Lieutenant; Meyer giebt 1826 aber schon 1738 Bewohner an.

Nach herzlichem Abschied und Dank von der liebenswürdigen Familie Poltoratzky und Obrist Choldijeff, denen wir, ausser so vielen persönlichen Beweisen der Gastfreundschaft, den Genuss einer so interessanten Reise schuldeten, fuhren wir gegen 5 Uhr Nachmittags (17. Juni) nach Sméinogorsk weiter. Die 172 Werst (ca. 24 1/2 d. M.) lange Strecke kostete uns 27 Stunden, aber wir hatten 7 1/2 Stunde in dem hübschen Dorfe Sekisowski genächtigt, und ausserdem mehrere Stunden durch wiederholte Achsenbrüche verloren. Die Gegend ist im Ganzen hügelig, reiche Wiesen wechseln mit fruchtbarem Ackerlande, aber es fehlen alle Wälder, zu deren Erhaltung schon Pallas vor hundert Jahren Vorkehrungen getroffen wünschte. Dagegen ist der Reichthum an Gewächsen und allerlei Sträuchern, namentlich dem oft mannshohen Lonicera-Gestrüpp überraschend. Man passirt eine ganze Reihe kleinerer Flüsse,*) die der Ulba und Uba zueilen, sowie letztere beiden selbst und zwar die Ulba gleich hinter Ust-Kamenogorsk auf einer Schiffbrücke, die Uba mittelst eines Prahm beim Dorfe Schamanaicha, Schemanaicha oder Schemenaijowska (1016′ hoch: Ledeb.). Der Fluss (370 M. hoch Graf Waldburg) ist oder war hier recht stattlich, wird aber bei Hochwasser viel grösser und reissender. So brauchte Meyer 2 Stunden um überzusetzen, während man ihn im Hochsommer selbst mit dem Wagen durchfahren kann. Die sieben Dörfer, welche man passirt, sind durchgehends sehr stattliche und sprechen für die Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Sie wurden vor nicht viel über 100 Jahren auf Befehl der Kaiserin Katharina II. angelegt und meist mit Deportirten (Verschickten) besiedelt. Doch waren es brauchbare Elemente, wie z. B. polnische Verbannte welche, Jekaterinowska gründeten, und die fleissigen und nüchternen „Altgläubigen“ (Raskolniki), welche heut noch in diesen Dörfern wohnen. Wir hatten genügend Gelegenheit die Leutchen zu mustern, denn überall wohin wir kamen, war meist die ganze Dorfschaft, wahrscheinlich noch aus der Umgegend verstärkt, zu unserem Empfange versammelt. Vor dem Stationsgebäude stand, trotz dem unendlich tiefen Kothe, die Menge Kopf an Kopf, nicht blos die Fenster der umliegenden Häuser, sondern auch die

*) Dieselben werden von Ledebour (p. 60—63 namentlich aufgeführt, der zugleich über die Dörfer, ihre Einwohnerzahl und Höhe nach barometrischen Messungen Auskunft giebt. —

nächsten Zäune, ja sogar eigens angelehnte Leitern waren dicht mit Frauen und Mädchen besetzt. Kurzum überall erwarteten uns, in ehrerbietiger Haltung, oft mehr als ein paar hundert Neugieriger. Diese Neugierde fiel zuweilen lästig. Nicht allein dass die Stubenfenster immer dicht mit Gesichtern besetzt waren, welche uns ein paar Bissen essen oder bei der Toilette sehen wollten, auch in die Stube selbst drangen zuweilen Neugierige und überall wohin man seinen Schritt richtete, sah man sich gefolgt. Selbst eingetretener Regen vermochte die Menge nicht immer ganz zu verscheuchen, und sie wartete oft eine Stunde und länger bis wir wieder die Tarantassen bestiegen, wobei sich jeder bemühte uns behülflich zu sein. Diese Huldigungen mussten uns billig überraschen, denn sie konnten unmöglich allein auf Rechnung der Neugierde gebracht werden, da wir ja keineswegs die ersten Fremdlinge in dieser Gegend waren. Wie wir später erfuhren hatte uns Fama überholt und in Betreff unserer Personen einen mystischen Schleier ausgebreitet, der diese besondere Theilnahme des Publikums erklärte, wenn auch immerhin in diesen Gegenden die Ankunft Fremder oder Reisender an und für sich schon ein Ereigniss sein mag. Schon in Lepsa war von Kosaken erzählt worden, dass wir „in Masken" reisten. Hier hatte sich das Gerücht verbreitet, Graf Waldburg, den eine Militärmütze auszeichnete, sei ein Bruder Sr. Majestät, der, von der Thronfolge ausgeschlossen und bisher verbannt, nun incognito seine Kronsländer bereise und Dr. Brehm und ich ihm nahestehende höchste Herren.

Ob die Leute von den über und über mit Schmutz bedeckten, nichts weniger als fashionabel erscheinenden Fremdlingen wol befriedigt gewesen sein mögen? Ich bezweifle es! Uns konnte diese alberne Mystification schon recht sein, denn sie bot uns erwünschte Gelegenheit das Volk kennen zu lernen und zwar im schönsten Staate. Und dieser war beim weiblichen Geschlechte, unter denen es viele hübsche, frische Gesichter gab, noch viel malerischer als ich dies (p. 285) beschrieb. Die Mädchen tragen lange, schöne Zöpfe und um den Kopf nur einen buntfarbigen runden Wulst, während die Frauen das Haar mit einem flachen, vorn etwas erhöhten Barett, meist aus rosa Seide bedecken, um welches sich turbanartig ein farbiges Tuch schlingt. Ueber das meist rothe, nur durch die Aermel sichtbare Hemde und den gleichfarbigen, jedenfalls grellen Rock, wird eine meist dunkelblaue Schürze getragen, die bis über die Knie und an

die Schultern reicht und mantillenartig den Nacken mitbedeckt. Dazu um den Hals schwere Ketten aus dicken Glasperlen und eine eigenthümliche ungemein reizend aussehende Ohrverzierung, nämlich eine kleine Rosette aus weissen Schwanen- oder Gänsedunen, die täuschend frischen Blüthen ähnelt.

Auch hier fanden wir überaus grosse Reinlichkeit in den Wohnungen, die zuweilen in bunt drappirten Himmelbetten förmlich zu Luxus ausartete. Letzterer bekundete sich auch in Stickereien der Frauentracht, die eigenartig und nett oft unsere Kunstmuster übertrafen, und sich mitunter sogar auf die Kanten der Handtücher ausdehnten.

Zwischen Schemanaicha und Jekaterininskaja erreicht man eine Höhe, von welcher aus sich ein weiter Blick auf die Ebene eröffnet, in der neben anderen isolirten kahlen Bergen, namentlich einer wegen seiner auffallenden Pyramidenform auffällt; wahrscheinlich war es der 1773′ hohe Wtoraja Mochnataja Sopka. In weiter Ferne begrenzen Höhenzüge den Horizont: die Ausläufer der Tigeretzkischen Gebirge. Mit dieser Höhe (nach Ledebour 1675 Paris. Fuss) hatten wir die Wasserscheide zwischen Irtisch und Ob erreicht, wenige Stunden später den ersten Zufluss des letzteren den Alei, an dessen jenseitigem (rechten) Ufer das hübsche Dorf Jekaterininskaja liegt. Schöne Baumgruppen aus Pappeln und Weiden umgeben dasselbe, aber ich spähte vergeblich nach dem langschwänzigen Rosengimpel (Urages sibirica), den Pallas hier (1771) erhielt und musste mich schliesslich mit einer weissflügeligen Elster zufrieden geben.

Wie immer die letzte Station, so wurde uns auch diese mit ihren 29 Werst (4 d. M.) am langweiligsten. Wir mussten aber unsere Ungeduld zügeln und noch manchen Höhenzug überschreiten, ehe uns, in einer Entfernung von etwa 4 Werst, der Anblick von Sméinogorsk erfreute. Die Stadt, oder vielmehr ein lange Reihe Häuser, welche sich auf sanft geneigter Ebene hinzieht, macht einen sehr freundlichen Eindruck, gehoben durch malerische, obwol kahle Berge, unter denen sich zur Rechten die 1962 Paris. Fuss (Helmersen, nach Ledebour 2006 F.) hohe Karaulnaja Sopka (d. h. Wachtberg), der höchste derselben, hinter dem Orte die Prigonnaja Sopka (1462 F.) besonders bemerkbar machen. Vor der Stadt erblickt man einen blauen See, es ist der durch das Stauwasser der kleinen Flüsse Sméijowka und Platinka gebildete ansehnlich grosse Sparteich (Gornoi Prud), der sein Wasser der Korbalicha zuführt. Neben diesem Teiche

erhebt sich ein anderer unbedeutender nur 200 Fuss hoher Berg, der berühmte Smejowska Gora (Schlangenberg), mit seinen mehr als seit einem Jahrhundert aufgespeicherten Pingen. Links von diesem Berge erblickt man anscheinend einen abgesonderten Stadttheil mit grossen Gebäuden und Schornsteinen: die Hüttenwerke.

Ein Kosak empfing uns am Eingange der Stadt um uns nach einem schönen grossen Holzhause, demselben welches 1829 (8—10. August) Humboldt und seine Gefährten aufnahm, zu geleiten, wo unserer ein treffliches Mahl harrte. So empfing uns auch hier wieder die Altaische Gastfreundschaft, mit der uns namentlich der Chef der Hüttenwerke Herr Valentin Dimitriewitsch Iwanoff zu Dank verpflichtete. Wir fanden am andern Tage in seinem Hause eine sehr feine Gesellschaft der hervorragendsten Beamten Schlangenbergs und ihrer Damen, darunter auch deutschredende, versammelt. Die liebenswürdige Frau des Hauses liess es sich sogar nicht nehmen uns noch Vorräthe mit auf den Weg zu geben.

Ueber Sméinogorsk, (Sméinogorod Rudjanii, Sméinogorodskii, abgekürzt Smejow) zu deutsch Schlangenberg seine Erzlagerstätten und Werke liegen soviele ausgezeichnete und ausführliche Beschreibungen*) vor, dass ich mich füglich jeder weiteren enthalten kann. Die Stadt (unter 51. 9. 27. n. Br. und 380 M. = 1330 F. hoch: Waldburg; 1362: Helmersen; 1201: Ledebour; 1240: Humboldt) zählt an 900 meist hölzerne Häuser, 2 steinerne Kirchen, und an 6000 Einwohner, die meist in den Hüttenwerken Beschäftigung finden. Obwol die letzteren wegen Baues der Oefen nicht im Betriebe waren, besuchten wir sie doch und lernten dabei, an der Hand fachmännischer Führer Allerlei. Die ausgedehnten Bergwerke, früher die bedeutendsten und reichsten des ganzen Altai, sind bereits seit etwa 10 Jahren aufgegeben worden. Theils weil die bis 650 Fuss tiefen Schachte bis auf 336 Fuss unter Wasser stehen, hauptsächlich wol aber weil die reichen Erzadern erschöpft wurden und es seither nicht gelang neue aufzufinden, was nach dem Urtheil Cottas zwar keineswegs unmöglich scheint, aber ganz enorme Kosten mit Aussicht auf Misserfolg verursachen würde. So dient Schlangenberg jetzt nur als Schmelzhütte**) der Erze von Syrjanowsk, Riddersk u.s.w.

*) Vor Allem Helmersen (p. 133 und 209), den Cotta (p. 192—213) z. Th. copirt, Rose (I. p. 529—557), Meyer (p. 177), Ledebour (p. 39—45), Pallas (II. p. 598—616). —

**) Eine sorgfältige Sammlung dieser Producte, mit genauen Angaben des

Mir kamen die Werke vor, wie jene Chinesen, welche man in Californien antrifft, die den Abfall vergangener goldreicher Perioden noch verwaschen und mit den Brosamen zufrieden sind, welche ihre glücklicheren Vorgänger übrig liessen. So verschmilzt man auch hier die riesigen Vorräthe alter Eisenschlacken und ist froh wenn dieselben 1 bis 2 Solotnik Silber im Pud liefern. Noch vor 50 Jahren hielt man Erze, welche 4 Solotnik Silber im Pud enthielten nicht für schmelzwürdig und zu Pallas' Zeit (1771) war man mit 20 Solotnik nicht zufrieden, denn die Erze enthielten bit 76 Solotnik. — Gmelin der vor Entdeckung der Bergwerke, welche 1742, wiederum an Grund alter tschudischer Schürfe, entdeckt wurden, Sibirien bereiste aber in seinem 1751 erschienenen Werke derselben bereits gedenkt versprach sich freilich zuviel von diesen Erzlagern „die ziemlich voll von gewachsenem Golde" und dabei so günstig, so wenig tief waren „dass man nicht nöthig hat kostbare Werke anzulegen um überflüssige Wasser abzuleiten". Von Eröffnung und Uebernahme der Gruben durch die Krone im Jahre 1745 bis 1763 wurden 9000 Pud Silber und 318 Pud Gold gewonnen, bis zum Jahre 1825 im Ganzen 41,092 P. goldhaltiges Silber. Noch 1826 betrug die Silberernte des Schlangenberges 204 P., sank aber schon in den nächsten Jahren auf 80, so dass schon Ledebour und Rose die Armuth der dortigen Erze erwähnen.

Ist es uns demnach leider nicht möglich, den Ruhm der Stadt als reichste Erzlagerstätte zu preisen, so können wir ihr doch bezüglich ihres Namens das alte Renommé wieder verschaffen, denn die vielen Schlangen, welche ihr zu demselben verholfen, sind mit den edlen Erzen keineswegs verschwunden. Innerhalb zweier Stunden brachten uns die Hüttenarbeiter, sinnreich zwischen gespaltene Ruthen gequetscht und meist mit der Pelzmütze gefangen, mehr als ein Dutzend lebender Schlangen. Es waren alles giftige, meist Kreuzottern (Vipera berus), deren Verbreitung vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean reicht und einige wenige Trigonocephalus (Halys) intermedius, die bisher nur aus Transbaikalien bekannt war.

Bei der Nähe der berühmten Steinschleiferei Kolywan durften wir uns trotz des kleinen Umweges von 50 Werst (ca. 7 d. M.) einen Besuch derselben nicht versagen und brachen Nachmittags

Silbergehaltes, sowie eine grössere Reihe von Graf Waldburg und mir gesammelter geologischer Vorkommen wurden dem Königlichen Museum in Stuttgart von uns als Geschenk überwiesen.

4½ Uhr (19. Juni) von dem freundlichen Schlangenberg auf. Eine voraussichtlich sehr angenehme Partie nach dem Kolywansee, wohin uns mehrere Damen und Herren unter Herrn Iwanoff's Führerschaft das Geleit geben wollten, verregnete leider, denn die schon in der Nacht niederkommenden Gewitter sandten wiederholt neue Platzregen herab. Der Weg, ohnehin durch die Erzkaravanen gründlich zerfahren und verdorben, war dadurch nicht besser geworden und so mussten sich die Pferde tüchtig quälen ehe die Höhe der Granitberge erreicht wurde, von welcher aus man einen schönen Blick auf die Ebene und den von grotesken Felsgebilden eingerahmten blauen See geniesst. Wir hatten den näheren Weg über den ca. 1900 Fuss hohen Gleden, welcher nur 30 Werst beträgt, ganz abgesehen, dass er für Fuhrwerk sehr beschwerlich sein soll, nicht gewählt, um den See, wenigstens im Vorüberfahren kennen zu lernen. Von der ersten Station Sawuschka (Saüschka oder Sauschkina), 1197 Fuss hoch (Ledeb.) senkt sich der Weg nach dem See herab, an dessen nordwestlichem flachen Ufer wir eine Zeitlang hinfuhren. Derselbe ist an und für sich unbedeutend, gewinnt aber durch die Umgebung ein besonderes Interesse.

Im Osten und Nordosten treten die eigenthümlichen Granitgebilde, welche schon bei Saüschka Aufmerksamkeit erregen, bis an das Ufer heran. Es sind horizontale, plattenförmige Ablagerungen, die sonderbare, phantastische Formen,*) wie Altäre, isolirtstehende Kanzeln, alte Thürme, schiefstehende Säulen, oder mehr zusammenhängende Ruinen und Mauern bilden und durch die hie und da verstreuten Baum- und Gebüschpartien, namentlich die frischen Birken ungemein pittoresk wirken. Die höheren pyramidalen Berge und Kuppen im Hintergrunde erhöhen den Eindruck; aber Renovantz's Begeisterung, welche ihn „zum schönsten See in Europa und Asien" stempelt, scheint mir doch sehr übertrieben. Die ganze Gegend erinnerte mich lebhaft an die zwischen Stonsdorf und Erdmannsdorf im Riesengebirge, sie ist wie diese ungemein lieblich und dabei effectvoll, aber keineswegs grossartig. Der See hat nur wenige Werst im Umfange, aber ein schönes klares Wasser, in welchem (nach Pallas II. p. 618) Schleien, Barse und Hechte leben, und auf dessem

*) Der Atlas zu Ledebour's Reise (Taf. V.) giebt ein recht anschauliches Bild derselben. Copirt in Hellwald's Centralasien (p. 57), hier als höchst unmotivirte Staffage ein Segelboot. — Ueber das Geologische vergl.: Rose I. p. 524 — Helmersen p. 132.

Grunde die sonderbare Trapa natans wächst. Ihre Früchte, welche im August reifen, werden dann herausgefischt und unter dem Namen „Ragulki“ zum Essen (70 Stück für 1 Kop.) verkauft. (Meyer p. 176.)

Die berüchtigten Mücken (Culex pipiens), die grösste Plage des Altai, welche im Sommer den Aufenthalt im Freien nur mit Masken aus Haarnetz ermöglichen und die Atkinson noch am Fusse der Bélucha quälten, waren, ausser Flügen Rosenstaaren, die einzigen Erscheinungen der Thierwelt. Aber als wir bei dem Dorfe Rutschiow die Loktewka (d. h. Ellbogen) überschritten, sahen wir in dem kleinen Flusse Knaben mit Fischen beschäftigt. Ihr Fang bestand in kleinen Schmerlen (Gobius?) und einer Art Ellritze (Phoxinus?), wahrscheinlich dieselbe, welche Pallas aus dieser Gegend erwähnt und als „Cyprinus rivularis“ beschreibt (II. p. 717).

Gegen Abend 10 Uhr bei völliger Dunkelheit kamen wir in Kolywan an und fanden im Hause des Directors der Schleiffabrik Obrist Iwan Alexandrowitsch Slobin gastlichste Aufnahme, in derselben herzlichen Weise von seiner liebenswürdigen Frau und Tochter aufgenommen, wie dies schon Cotta dankend anerkennt.

Kolywán, zum Unterschiede von der gleichnamigen ca. 200 Werst nordwestlich von Barnaul liegenden Kreisstadt (dem früheren Dorf Tschausk), Sawod Kolywanskii oder Kolywanski-Fábrika, (Kolywan Schleiffabrik) genannt, liegt 1209 Fuss über dem Meere und ist ein sehr freundlicher und netter Bergflecken von vielleicht 1000 bis 1500 Einwohnern, die zum Theil in der Fabrik oder deren Steinbrüchen arbeiten, oder von Ackerbau und namentlich Bienenzucht leben. Wie in Lepsa besitzt fast jeder Wohlhabendere einen so genannten „Bienengarten“. Der Altaihonig ist mit Recht, wegen seines feinen Aroma's, berühmt und wird je nach der Güte mit $4^1/_2$ bis $5^1/_2$ Rubel das Pud bezahlt; er bildet einen bedeutenden Handelsartikel. Obrist Arschenewski liess 1793 die ersten Bienenstöcke kommen, auf deren Wichtigkeit für die hiesige Gegend übrigens schon Pallas 1771 aufmerksam machte, und legte somit den Grund zu dieser einträglichen Cultur. Nach Radloff soll die Honigbiene übrigens im östlichen Altai am Teletzkischen See von jeher wild leben. Wie bedeutend die Honigernte im Altai ist, beweist die Nachricht Meyer's, nach welcher einzelne Dörfer jährlich 3000 Pud und mehr einheimsen. Die Bären sollen übrigens oft grossen Schaden anrichten, indem sie Stöcke umwerfen, mit den Pranken zu einer Masse verarbeiten und so, den Stacheln der Bienen entgehend, die-

sammt Honig und Wachs verzehren. Um die Bären abzuschrecken, gt man daher nicht selten den Bienenstöcken durch Anhängen · Kleidungsstücke etc. das Aussehen von Menschen zu verleihen.
Als Akinfi Nikitinowitsch Demídoff, Sohn des berühmten Schmiedeters und Gründers des Uralischen Bergbaues und des jetzigen Fürstenes Nikitin Demidoff, seine Untersuchungen nach Edelmetallen n den Altai ausdehnen liess, wozu eingesandte Proben aus alten udenschürfen die Veranlassung gaben, wurde bei Kolywan*) ' das erste Berg- und Hüttenwerk gegründet. Nach diesem der später eröffneten Kupfergrube Woskressensk (Auferstehung) lten alle Bergwerke des Altai, als dieselben unter der Regierung Kaiserin Elisabeth I. 1747 von der Krone übernommen wurden, Benennung Kolywano-Woskressenskischer Bergbau. Kolywan t erwies sich nicht ergiebig genug, musste als Bergwerk schon ', als Schmelzhütte bereits 1766 wegen Holzmangel aufgegeben len. Verschiedene Schürfungsexpeditionen, namentlich die ereiche von Schanjin 1786**) führten aber zur Entdeckung schleifliger Gesteine und somit zur Gründung der grossartigen Schleifik***) 1799. — Wir besuchten sie unter freundlicher Führung Herrn Director Slobin am Morgen des 20. Juni. Das massive ude ist grösser und besser eingerichtet als in Jekaterinenburg; Maschinen werden aber wie dort mittelst Wasserkraft getrieben, zwar von der kleinen Bjélaja, einem hübschen Bergflusse, der halb der Fabrik abgedämmt einen Sparteich bildet. Die Schleifiben welche vertical liegen (bei kleineren Handmaschinen horial), werden wie üblich mit Smirgel (russ. Naschdag) befeuchtet; Politur auf Zinnscheiben mit Trippel hervorgebracht. Die, auf en des Kaisers betriebene Anstalt beschäftigt gegenwärtig an Arbeiter, die in Tag- und Nachtschichten abwechseln und im at 6 bis 10 Rubel (die Meister 11) verdienen. Man arbeitete einer jener colossalen Vasen, deren Herstellung ein bis mehrere

---

*) Vergl.: Gmelin I. p. 251 und Pallas II. p. 579. — Wie sehr Deutsche, entlich sächsische Bergleute, an der Gründung des Altai-Bergbaues theilnahmen, eisen eine Anzahl noch heut gebräuchlicher Wörter (wie Bergamt, Ort, Gesenk, scheider etc.). Ueber die Geschichte und Anzahl der Gruben- und Hüttenke vergl.: Ledebour Beilagen No. 11—15; Rose I. p. 504. 512; Helmersen 75; Cotta p. 184—258.

**) Vergl.: Pallas „Neue nordische Beiträge". Bd. VI. p. 27.

***) Vergl.: Ledebour p. 49. — Helmersen p. 249. — Cotta p. 28.

Jahre erfordert, und von denen die Kaiserliche Eremita
Petersburg so ausgezeichnete Exemplare aufzuweisen hat. D
dieser Kunstprodukte*) sind wol eine 16 Fuss lange u
breite Schaale und eine 9 Fuss 4 Zoll und 4 Fuss 7 Z
messer haltende Vase. Die letztere aus einem einzige
Hälleflinta, hier „grüner Jaspis" genannt, hergestellt, w
vollendet. Zum Transport des über 700 Pud schweren St
war die 8 tägige Arbeit von 400 Menschen erforderlich
vom Steinbruche (Revenaja) 35 Werst weit in die Fabrik z
und drei volle Jahre wurde an der Vase geschliffen. Trotz d
Arbeitslöhne stellt sich ein solches Kunstwerk an Ort
auf mehr als 20,000 Rubel und heutigen Tags, wo selbst
Alles theurer geworden ist, wahrscheinlich bedeutend höh
kommt noch der weite Transport (bis Petersburg 700 d
im Winter auf eigens construirten Schlitten bis Jekate
geschieht, von wo aus Eisenbahn und Dampfschiffe die
leichtern. Die Anstalt steht direct unter dem Kaiserliche
in St. Petersburg, welches über die eingelieferten Entw
scheidet und worüber oft so lange Zeit vergeht, dass di
nichts zu thun haben. Sie arbeiten dann, soweit sie nich
und Bienenzucht in Anspruch nimmt, für sich selbst kleine
stände, welche sie den wenigen durchreisenden Fremden
kauf anbieten. Auch wir erstanden auf diese Weise einige A
Schaalen aus Marmor, Aventurin etc., hatten aber auch h
mit dem leidigen Vorschlagen zu kämpfen. Die Sach
im Ganzen billig; ein grosses Petschaft aus gelbem Qua
z. B. 1 bis 2 Rubel. Von den etwa 100 Steinschleifern, be
sich ein paar auch mit der Steinschneidekunst, d. h. dem
von Buchstaben und Wappen ganz in der Weise und mit
Apparaten, wie die renommirten Stein- und Wappensc
Warmbrunn in Schlesien, nur dass sie jene bei Weitem
reichten. Ueberhaupt fehlt es den Leuten in Kolywan an G
und das Streben des gemeinen Mannes vorwärts zu kom
wie in ganz Russland, noch zu wenig entwickelt. Und d
es nicht an Bildungsmitteln, unter denen eine Zeichen- und
schule alle Anerkennung verdient. Sie steht unter der Le

---

*) Aufzählung und Beschreibung aller von 1799—1825 herges
Ledebour (Beil. I.).

Herrn Iwatscheff, eines jungen talentvollen Künstlers, der indess im
anzen wenig Freude an seinen Schülern erlebt, denn sie kommen,
ach echt russischer Weise, ganz nach Belieben und augenblicklich
aren überhaupt nur Drei, welche die Segnungen dieser Anstalt
griffen und sich dem Schulzwange fügten. Obrist Slobin ist
igens ebenfalls Künstler (Maler) und ihm und Herrn Iwatscheff
dankt die bald vollendete geschmackvolle steinerne Kirche (welche
20,000 Rubel kostet) ihre bildliche Ausschmückung. Nament-
gefiel mir ein Abendmahl, in Gruppirung an Leonardo da Vinci's
ühmtes Gemälde erinnernd, schon desshalb, weil es den stereo-
en fast heraldischen Kirchenstyl (Heiligenschein, Gesicht und Hände
wirklichem Gold- und Silberblech) mit Recht verachtend, ein
klich künstlerisches Erzeugniss in unserm Sinne darstellte. Die
hölzerne Kirche, welche Pallas vor kaum hundert Jahren als
tig" rühmt, ist jetzt ganz verfallen und zeigt wie schnell Holz-
äude, selbst von dieser Grösse untergehen. —

Die in Kolywan verschliffenen Gesteine*) sind von besonderer
önheit und Politurfähigkeit, namentlich der prachtvolle Felsit-
phyr („Porphyr" in Kolywan), Porphyrbreccie („Breccie"), Quarz-
phyr („Kaffeeporphyr") von Korgon,**) 150 Werst von Kolywan,
arze und Marmor von Beloretzk (75 W.), Granit von Kolywan,
lleflinta („grüner Jaspis") von Revinowa (35 W.), Eisenkiesel
aspis") von Salair, Diabasporphyr („Serpentin") vom Tscharysch
0 W.) u. s. w. — Dass ich von Allen Proben zusammenlas, ver-
ad sich von selbst, denn bei der Schnelle mit der wir reisen
ssten, war anderweitig an Sam̃eln nicht zu denken. Doch
aten wir wenigstens ein für uns neues Thier lebend kennen und
ar die „wilde Ziege" (Dikaja Kosa), wie die Russen, deren Sprache
n anderes Wort dafür kennt, das Reh nennen. Das sibirische
h (Cervus pygargus) ist, wie der Edelhirsch (Maral), eine von
erem verschiedene, namentlich durch die bedeutendere Grösse aus-
eichnete Art. Die einjährige zahme Ricke, übrigens das einzige

---

*) Die schöne Sammlung angeschliffener Proben, welche unsere Expedition
n Bergapotheker Santzer in Barnaul verdankt, zählt über 100 Nummern; sie
le dem Museum in Bremen als Geschenk überwiesen. Vergl.; Rose I. p. 561—568
vor Allem: Stelzner „Pterographische Bemerkungen über Gesteine des Altai"
Cotta's Altai p. 110—165, Taf. IV. V.).

**) Die Steinbrüche in dieser überaus wilden und grossartigen Gebirgsgegend
chte Ledebour (I. p. 245, Atlas Taf. VII.).

Exemplar welches uns auf der ganzen Reise zu Gesicht kam, war bereits grösser als der stärkste Bock bei uns. Obrist Slobin zeigte uns auch eine durch die Fundumstände höchst merkwürdige Rehstange. Es war ein abgebrochenes Stangenende, welches man tief in einen Baum eingerannt, den übrigen Theil der Stange aber, bereits ziemlich verwittert, am Fusse des Baumes gefunden hatte. Das abgebrochene Ende sass noch in einem ausgesägten Stücke des Baumstammes fest. Diese Kraftprobe verwundert nicht, wenn man sieht, wie colossal Gehörne des Sibirischen Reh werden, die übrigens an Ort und Stelle sehr schwer zu bekommen sind, weil man sie gewöhnlich als werthlos wegwirft. So erhielt Graf Waldburg in Barnaul ein Gehörn von 13 Zoll 8 Linien Höhe, 12 Zoll Spitzenweite und $1^6/_{10}$ Pfund Gewicht. Solche in Sammlungen bei uns hie und da vorkommende Rehkronen, als sogenannte „Urböcke" bezeichnet, sind nach Graf Waldburg nicht einheimischen Ursprungs, sondern stammen aus Sibirien.

Gegen $4^1/_2$ Uhr Nachmittags nahmen wir von der freundlichen Familie Slobin Abschied, deren gastliches Haus durch einen wohlgepflegten Garten für den Westeuropäer ganz besonders anheimelte, da derartige Anlagen in Sibirien zu den Ausnahmen gehören. Wir hatten bis zur Station Rutschiowa (25 W.) denselben Weg als am vorhergehenden Tage zurückzulegen und lernten dabei die Gegend bei heiterem Wetter kennen. Kolywan liegt in der That sehr lieblich in Granitbergen, die z. Th. bewaldet, besonders ansprechend wirken. Es sind die Ausläufer des Tigeretz-Gebirges, unter deren höchsten Spitzen die Sinaja-Sopka (blaue Kuppe), etwa 6 Werst von Kolywan, sich hauptsächlich bemerkbar macht. Sie soll an 5000 Fuss Höhe erreichen, machte aber auf uns, die wir eben aus dem Hochgebirge zurückkehrten, keinen tieferen Eindruck. Aber alle die sich von Nordwesten dem Altai nähern und schon von Barnaul an sehnsüchtig Blicke nach den Bergen werfen, erwähnen dieselbe als erstes Wahrzeichen des Altai. So Rose (p. 523), der sie schon bei Platowskaja, noch mehr als 100 Werst entfernt, „durch Strahlenbrechung gehoben", erblickt haben will, während Meyer (p, 175) und Bunge (p. 5) Kurijinsk (kaum 60 Werst) als ersten Beobachtungspunkt angeben. Wir erreichten diese Station (auch Kurie oder Kurija genannt), bis zu welcher ich den braven Iwan mit unseren 3 Gepäckwagen von Schlangenberg aus (67 W.) direct vorausgesandt hatte, gegen Abend 10 Uhr und

noch war ein röthlicher Streifen als letzter Rest des Abendrothes am Horizonte sichtbar. Kurie hat noch ein ganz besonderes Interesse dadurch, dass Schürfungen hier Kohlenlager nachgewiesen haben, über die Cotta (p. 103) berichtet.

Der Weg von Kolywan führt z. Th. an kahlen Granit- und Marmorbergen hin, in deren Schluchten, des ungewöhnlich verspäteten Frühjahrs halber, hie und da noch Schnee lag. In grellem Widerspruche mit Letzterem stand die ungemein üppige Vegetation,*) welche in einer Fülle schöner Blumen herrliche Wiesengründe bedeckte, namentlich aber in jenen Gesträuchdickichten gipfelte, in denen, wie ich bereits erwähnte, die Heckenkirsche (Lonicera tatarica), Spiersträucher, Rosen u. s. w. der Gegend werstweit den Character eines verwilderten Gartens verliehen. Ihre jetzt in voller Pracht stehenden Blüthen verbreiteten einen oft bemerkbaren wohlriechenden Hauch, mit dem der Schlag des Sprossers in poetischem Einklange stand. Jetzt waren wir wieder auf hügeliger Steppe,**) von durchaus abweichendem Character, aber auch ihr fehlte es nicht an eigenthümlicher Schönheit und poetischem Reiz. Weite Flächen des feinhalmigen Federgrases (Stipa), dessen silberglänzende wehenden Fahnen an bewegtes Wasser mahnen, die „Kavyl" des Volksmundes, umgaben uns so weit das Auge reichte, ähnelten jetzt aber, leicht vom Winde bewegt, täuschend einem wogenden goldigen Meere, da die untergehende Sonne sie mit ihren Strahlen beleuchtete. Dazu ein entzückend gefärbter Himmel, tiefblaue, herrliche Wolkenbildungen,

*) Vergl. hierauf bezüglich Ledebour (p. 194): „Die Pflanzen sind z. Th. so verwickelt, dass man die Blumen auf dem Pferde sitzend pflücken kann"; Pedicularis proboscidea mehr als 4 Fuss hoch"; Meyer,(p. 206—209); Rose (p. 575); „Silivum [illegible]num bis 9 Fuss lang" (Ehrenberg).

**) Diese Skizze, wird im Verein mit denen, welche ich bereits über die Steppe, oder besser Steppen, gab, lehren, dass es unmöglich ist ein Gesammtbild derselben zu entwerfen, welches nur annähernd der Wirklichkeit entspricht. Brehm hat vollkommen Recht, wenn er in dem erwähnten Artikel über das Wildpferd (Nord und Süd, Heft V. 1877) sagt: „die Steppe bedrückt und erhebt, langweilt und fesselt, tritt ewig wechselvoll vor das Auge und bleibt immer dieselbe". Aber das weitere Bild, welches er von der Steppe entwirft und welches sogar den Winter mit seinen Schrecken in voller Farbenfrische, gleichsam als selbst gesehen, schildert, ist eben nur ein Verschmelzungsproduct aller von uns gesehener Steppen weiter durchgeführt. Was A. v. Humboldt (Ansichten der Natur I. p. 7) über die Steppe in gewohnter Meisterschaft sagt, ist eben nur für einen gewissen Theil derselben, die Krautsteppe, richtig.

mit hellen weisslichen Streifen, an ihrem unteren Rande lebhaft goldbronze glänzend.

Wir kamen denselben Abend nur noch bis zur Station Kalmyzkie-Mysy,*) einem hübschen grossen Dorfe nicht weit vom Tscharysch, dessen Lauf hohe Bäume bezeichneten. In weiter Ferne winkt von hier aus das Altaigebirge den Willkommen- oder Abschiedsgruss.

Der prachtvolle Sonnenuntergang brachte am anderen Tage (21. Juni) Regen und so kühles Wetter, dass man den Pelz sehr wol vertragen konnte. Dies verangenehmte die Reise aber keineswegs, denn man hatte genug von den Unbilden der Strasse zu leiden, die von den enormen Wagenparks der Erzkaravanen fusstief ausgefahrene Geleise zeigte, welche uns die Torturen der Schlittenfahrt nur zu lebhaft wieder ins Gedächtniss zurückriefen. Wir begegneten wiederholt solchen Karavanen und erlitten Aufenthalt durch sie, da es den Zugthieren nicht so schnell gelingt die beladenen Wagen aus tiefen Geleisen herauszuarbeiten, und die Herren Kutscher sehr häufig schlafen. Sie hocken dann gewöhnlich in einer mit tiefen Lindenmatten von allen Seiten verschliessbaren Telege, welche den Zug von 30 bis 40 Einspännern eröffnet. Wie bei allen diesen Transporten hat ein Kutscher 6 bis 8 Wagen unter seiner Leitung und das Zugpferd des nachfolgenden Gefährtes ist an das vorhergehende befestigt. So folgen sich oft 100 bis 150 Wagen hintereinander. Die Letzteren sind äusserst primitive Machwerke. Vier rohgearbeitete Räder tragen einen sargähnlichen Kasten, oder nicht selten eine aus Pappelholz ausgehölte offene Mulde. Man rechnet, dass durch diese sorglose, ganz wie vor 100 Jahren und mehr betriebene, Transportweise 10 Procent Erze durch Herunterfallen verloren gehen, hält auch jährlich Nachlese auf der Strasse, scheint aber bis jetzt kein Mittel gefunden zu haben Verbesserungen einzuführen. Wenn man annimmt, dass von den mehr als 3 Millionen Pud Erzen, welche in den 7 Hüttenwerken des Altai jährlich verschmolzen werden, ungefähr 600,000 Pud auf Barnaul kommen, dass aber jeder Einspänner nur etwa 20 Pud ladet,**) so würde dies allein schon 30,000 Wagen-

*) So nach der russ. Postkarte; nach der General-Gouvernementskarte „Kalmaksie-Mysy", nach der Gouvernementskarte Kalmyksie-Mysy". Man ersieht an diesem einen Beispiele, wie sehr die russischen Karten in Bezug auf die Ortsbenennungen variiren, ein misslicher Umstand der dem Reisenden, wie Reisebeschreiber manchen Zeitverlust und Aerger bereitet.

**) Die Transportkosten stellen sich sehr billig. Das Pud kommt z. B. von Syrjanowsk bis Ust-Kamenogorsk, (180 W. grösstentheils zu Wasser) auf 9 Kop.,

ladungen ausmachen. Diese Transportweise ist übrigens nur in einem Lande möglich, welches einen solchen Ueberfluss an Pferden besitzt und wo zugleich der Unterhalt derselben so wenig kostet. Die Zugthiere dieser Karavanen ernähren sich im Sommer hauptsächlich mit dem was die Steppe bietet, und desshalb sind geeignete Weideplätze usserhalb der Dorfmarkungen für sie angewiesen. Die Lagerplätze lcher Erzkaravanen gewährten im Vorüberfahren immer interessante bensvolle Bilder, namentlich Abends, wenn der Schein der Feuer Wagenburg und die um dieselben thätigen Gruppen anscheinend daussehender Gestalten grell beleuchtete. Aber auch das Begnen derselben überhaupt gab erwünschte Abwechselung auf der st einsamen Strasse, namentlich weil die Mehrzal der durchgehends ftigen und guten Zugthiere Mutterstuten waren, deren Fohlen, dem ungewohnten Anblick der Tarantassen erschreckt, wiehernd l in behender Angst sich an ihre Mütter drängten. Wir hatten der Station Besgalosówa (10 Uhr) den Alei wieder erreicht, der r ein schöner mit dichten hohen Uferbäumen geschmückter Fluss uns bei Kolamanka (Ust-Kalmanskaja), am gleichnamigen Flusse, n Ob bis auf eine Werst genähert, erblickten denselben aber ca. iviertel Stunden hinter dieser Station gegen 6¼ Uhr Abends n erten Mal. Einer der vielen Thaleinschnitte des linken hohen rs zeigte uns die imponirende blaue Wasserfläche in schöner mit chbäumen (Laubholz) bestandener Niederung, das ersehnte Ziel erer Wünsche!

Das Land ist ein sehr reiches; meist fruchtbare, hie und da Baumgruppen unterbrochene Wiesensteppe, auf der zahlreiche hheerden und die stattlichen Dörfer die Wohlhabenheit der Bener bekundeten, deren Neugier uns immer noch in zahlreichen sammlungen erwartete. An einer Stelle hat man sogar den unohnten Anblick drei Dörfer auf einmal zu erblicken. Je mehr sich Barnaul nähert um so mehr verschwindet die Steppe und ht einer hügeligen, mit kleinen Gehölzen durchsetzten Gegend z. Gegen 10 Uhr wanden wir uns den letzten Höhenzug herab fuhren durch eine lange, dorfartige Gasse, eine der Vorstädte naul's. Abgerechnet den Umweg nach Kolywan (50 W.) be-

hier bis Barnaul (461 W. = ca. 60½ d. M.) auf 25—30 Kop. zu stehen. Pallas' Zeit (1771) allerdings auf letztere Strecke nur 5½ K. —

Ueber diese Erztransporte vergl. auch: Ledebour p. 383, Helmersen p. 131, Cotta (hiezu eine nicht ganz correcte Abbildung No. 8) und 318 (hier Vorschläge zur besserung).

trägt die Strecke Sméinogorsk-Barnaul 289 W. (= ca. 41 d. M.), zu denen wir 25 Stunden Fahrzeit gebraucht hatten, eingerechnet den Aufenthalt, darunter allein fünfmal Achsenbrüche die über 4 Stunden Zeit kosteten.

Obwol Herr Kreischef Sawinsky, der, seinen Collegen Herrn Pantoff ablösend, uns auf der letzten Hälfte des Weges vorausgefahren war, Vorsorge wegen Unterkunft getroffen hatte, so konnten wir das uns von einem der ersten Kaufleute gastfreundlich offerirte Haus doch nicht annehmen. Die prächtig ausgestatteten grossen Räume waren nämlich zu schön! In der That würden sie ohne ernstlich nachtheilige Folgen nicht erlaubt haben, diejenigen dringenden Arbeiten ungenirt vorzunehmen wie sie jetzt die Erhaltung und Verpackung der Sammlungen erheischten. Es that mir leid um den zuvorkommenden Gastfreund, dem solches Gebahren ziemlich verwunderlich und fast beleidigend schien und um Dr. Brehm, der sein Tagebuch hier wahrscheinlich weit behaglicher hätte schreiben können, als in den neuen weit bescheideneren Räumen, die, in fünf grossen Zimmern bestehend, täglich 2• Rubel kosteten.

Wir blieben fast eine volle Woche in Barnaul, die mir mit Berichten und Correspondenz, namentlich aber mit Umpacken und Ordnen der Sammlungen in angestrengtester Thätigkeit verging, während Graf Waldburg leider einige Tage im Bette zubringen musste und mich ernstlich besorgt machte.

Dr. Brehm war so glücklich sogar etwas von der Umgebung kennen zu lernen, indem er mit einigen Herren, unter der Führung des Oberforstmeisters des Altai, eine Jagd auf Doppelschnepfen mitmachte. Wie ich aus Atkinson (p. 336) ersehe, muss bei Barnaul die Niederjagd sehr ergiebig sein, denn er und drei Andere schossen (Anfang Juli) innerhalb 3½ Stunde 153 Doppelbecassinen, und das im Jahre 1848 wo es noch keine Hinterlader gab. Durch einen einheimischen Professionsjäger wurde ich durch ein Exemplar des weissen Kranichs (Grus leucogeranos) erfreut, der hier nur Irrgast sein soll, und den wir selbst leider niemals antrafen. Sonst konnte natürlich von Beobachtungen in der Vogelwelt nicht die Rede sein, ausser den zufälligen über den schwarzohrigen Milan, der sich sehr ungenirt auf den Dachfirsten und in den Strassen umhertrieb und nicht selten in den Hof auf Küchelchen herabstiess. Dabei verfolgten ihn wie üblich Bachstelzen und zwar unsere gewöhnliche (Motacilla alba), denn die Maskenbachstelze (M. personata) war schon hinter

Kolywan verschwunden. Wir hatten uns der zuvorkommenden Aufmerksamkeit und Gastfreundschaft in reichstem Maasse zu erfreuen. In erster Linie verpflichtete uns der Chef des Altai, Ober-Berghauptmann General von Eichwald, Excellenz, zu lebhafter Dankbarkeit, dessen angeborene ungekünstelte Liebenswürdigkeit Jedem unvergesslich bleiben wird, der das Glück hatte mit ihm bekannt zu werden. Dr. med. Hopfenhaus, Bergapotheker Moritz Sandzer, Herr Michael Funk, damals Chef des Telegraphen und Staatsrath v. Gulajeff bemühten sich ebenfalls uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Leider war Dr. med. Otto von Dumberg, Chef des Medicinalwesens des Altai, den wir bereits in Petersburg kennen zu lernen die Freude hatten, noch nicht zurückgekehrt. Graf Waldburg und ich statteten aber wenigstens seinem Hause einen Besuch ab, um das grossartige Herbarium*) zu sehen und — einzupacken, da es unmöglich war dasselbe in so kurzer Zeit nur annähernd durchzumustern.

Barnaul ist die einzige Stadt Westsibiriens, welche ein öffentliches Museum besitzt. Wir besuchten dasselbe natürlich wiederholt und trugen hier auf Wunsch des Herrn von Eichwald unsere Namen in dasselbe Buch ein, in welchem die unserer grossen Landsleute A. von Humboldt, G. Rose und Ehrenberg (4. August 1829) verzeichnet standen. Das Museum ist in einem massiven durch seine Grösse und Baustyl bemerkenswerthen Gebäude untergebracht und hat seine herrliche Sammlungen wol hauptsächlich dem aufopfernden und unermüdlichen Eifer Gebler's zu verdanken. Die namentlich bezüglich der Käfer classische Insectensammlung dieses Gelehrten, fand ich glücklicherweise noch wohlerhalten.

Dies liess sich leider nicht durchgehends von den übrigen zoologischen Sammlungen sagen, unter denen namentlich viele Säugethiere und Vögel sich in ziemlich trostlosem Zustande**) befanden

*) Dasselbe wurde von uns in seiner Gesammtheit dem Königl. Herbarium in Berlin übergeben und damit nur den Intentionen Dr. von Dumbergs gefolgt, der ein würdiger Nachfolger seines Vorgängers Dr. Gebler, des hochverdienten Altaierforschers, mit ungeschwächtem Eifer sogleich mit Anlegung eines neuen Herbariums begonnen hat. Zugleich erhielt das Königl. Herbarium die von Graf Waldburg zusammengebrachte umfangreiche Pflanzensammlung und die von mir gesammelten Flechten.

**) Die Schuld an demselben trägt ohne Zweifel die, namentlich wegen ungeeigneter Vergiftungsmittel mangelhafte Präparation der betreffenden Stücke, die offenbar noch aus einer Zeit herstammen, der viele Exemplare auch in europäischen Museen längst zum Opfer fielen. Man darf daher der Verwaltung eines Museums,

und entweder dem Verderben zueilten oder demselben bereits ver-fallen waren. Darunter leider auch die beiden im Altai erlegten Tiger, über deren Erlegung Atkinson (331) genau berichtet.

Selbstredend bildete die mineralogische Abtheilung den Glanzpunkt. Aber auch der Modellsaal, welcher durch Prüfungsarbeiten der Bergschüler fortwährend neuen Zuwachs erhält, bietet vieles Interessante. So u. A. das Modell der Dampfmaschine, welche ein Sibirier, der Schichtmeister Polsunow 1764 erbaute und welche sich wol desshalb nicht bewährte, weil sie aus Holz, Leder, Kork und Birkenrinde (!) verfertigt war (Vergl. Pallas II. p. 634). Ausserdem Darstellungen der Gruben von Schlangenberg, Salaïr und anderen Berg- und Hüttenwerken. Auch die ethnographischen und prähistorischen Sammlungen sind sehr bemerkenswerth. So Kleider, Geräthschaften etc. aus Kamtschatka, dem Tschuktschenlande und ganz besonders die sogenannten Tschudengräbern entnommenen Gegenstände aus Stein, Kupfer und Silber. Darunter ansehnlich grosse Steine mit menschlichen, roh in Relief ausgearbeiteten Figuren (Ledebour erwähnt sogar einer Sphinx), Steinbeile, die in Form durchaus mit solchen aus Nordamerika übereinstimmten und, als ganz besonders bemerkenswerth, ein silberner getriebener Becher mit

---

welches keinen eigenen geschulten Präparator und auch sonst keine fachmännische Hilfe besitzt, nicht allzu harte Vorwürfe machen. Jedenfalls ist die Schilderung des Herrn Poljakow in No. 42 des „Ssibir", welche mir ein werther, des Russischen vollkommen mächtiger Freund, in wortgetreuer Uebersetzung zusandte, sehr übertrieben, denn wie ich bereits bemerkte, befindet sich Gebler's berühmte Insectensammlung in vortrefflichem Zustande. Wenn aber Herr Poljakow weiter fortfährt und kecklich behauptet: „Es ist daher kaum zu bedauern, dass Cotta Säcke voll Mineralien fortgeschleppt hat und die Mitglieder der Bremer Expedition suchten sich noch das Beste aus, was von den Thieren übrig geblieben ist", so ist dies eben, soweit es die Bremer Expedition betrifft, eine Unwahrheit, wie solche der „Ssibir" wiederholt seinen Lesern über uns auftischte. Herr v. Eichwald gab mir eine Anzahl Käfer und Schmetterlinge aus den reichen Doubletten des Museums mit, für welche ich ihm die wissenschaftlichen Namen später zusandte, was dem Museum nur lieb sein konnte, es waren aber wie gesagt alles wirklich Doubletten und z. B. kein einziges Stück von Gebler dabei. Da es sich hier nicht um die Anschuldigungen Seitens eines Reporters handelt, der seinem Blatt gern möglichst Pikantes bieten will, sondern um die eines Collegen und Angestellten der Kaiserl. Akademie, so wandte ich mich an Akademiker Dr. Strauch in St. Petersburg, der mir denn auch die Versicherung ertheilte, dass die qu. irrthümliche Mittheilung entsprechende Berichtigung finden werde. Doch habe ich bisher nicht erfahren, ob dies in der That geschehen ist.

erhabenen und ciselirten Verzierungen von Laubwerk 1858 bei Guriewsk ausgegraben. Aber Alterthümer aus Gold sind keine vertreten, obschon Rose und Cotta dies angeben.

Ausser dem Museum hatte ich keine Zeit etwas Anderes kennen zu lernen. Aber meine Gefährten besuchten die renommirten Hüttenwerke, in welchen augenblicklich nicht gearbeitet wurde, die indess wiederholt und auf das ausführlichste beschrieben*) sind. Doch besahen wir die für Sibirien eigenthümliche Fabrik, welche nach einem von Staatsrath Gulajeff erfundenen Verfahren, Lämmer- und Schaffelle so färbt und zurichtet, dass sie mit der Fleischseite, die einem schwarzen Tuch sehr ähnelndes Aussehen erhält, getragen werden. Sie sind dabei leicht, wasserdicht und namentlich als unverwüstliche Jagdröcke äusserst praktisch. — Dr. Brehm und Graf Waldburg lernten auch die Sodafabrik von Mathäus Prang kennen, welche aus dem natürlichen Glaubersalz des See Marmischensk jährlich an 18,000 Pud kaustische Soda und 30,000 Pud calcinirte Soda herstellt.

Noch eine andere Fabrik wurde von Graf Waldburg und mir besucht, nämlich die Schrootfabrik von Herrn Michael Funk,**) die einzige in ganz Sibirien, welches beiläufig bemerkt, noch keine Pulvermühle besitzt. Mit grossem Scharfblick wusste der genannte Herr

*) Vergl.: Pallas II. p. 623—635, Rose I. p. 513 u. 612. Ledebour I. p. 381. Helmersen p. 120—129 (hier namentlich ausführlich über die neue Schmelzmethode, welche den früheren erheblichen Verlust von einem Drittel des Silbergehaltes vermeidet) und Cotta p. 319—325.

**) Als mit der Fahrt Kapt. Dahl's 1877 von Hull nach Tobolsk mit dem Dampfer „Louise" der Ob für die Schiffahrt erschlossen wurde, war Herr Funk der Erste, dessen Unternehmungsgeist eine Handelsverbindung mit Deutschland anzuknüpfen versuchte, um die reichen Hilfsquellen Sibiriens auf diesem Wege zugänglich zu machen. Er besuchte mich wiederholt in Bremen und durch meine Vermittelung gelang es ihm, Contract mit einer hochgeachteten Bremer Firma (John A. Müller & Co.) abzuschliessen. Als Herr Funk diese Verbindung plötzlich abbrach, wandte er sich nach Copenhagen und Hamburg und hier glückte es ihm, das Haus O. Bartning willig zu finden, wodurch die Fahrt des dänischen Dampfers „Neptun" 1878 zu Stande kam, welche unter der trefflichen Führung von Kapt. Rassmussen so überraschend glücklich verlief. Wenn daher Herrn Funk unbestritten das Verdienst zukommt der Erste gewesen zu sein, welcher persönlich grosse Opfer brachte, um eine Verbindung zwischen dem Ob und Deutschland herzustellen, so darf ich beanspruchen, Derjenige gewesen zu sein, der in hervorragender Weise zur Befestigung dieser Handelsverbindungen mitwirkte und nicht, wie das Daheim mittheilte, Dr. Lindeman.

einen alten Stollen statt des sonst üblichen Thurmes zu benutzen, und dadurch sein Etablissement so billig herzustellen, dass es nur 600 Rubel kostete. Aber, was mehr ist, Herr Funk erlernte auch ohne andere Hilfe als die von Büchern die Herstellung und zwar so trefflich, dass sein Fabrikat, mit welchem er uns überreichlich ausstattete, sich sehr wol neben anderen sehen lassen darf. So versorgt er jetzt ganz Sibirien mit Schroot, was indess nicht wegnimmt, dass auch noch solcher in bohnenartigen Stückchen „Eisen“ bestehend verfertigt und gekauft wird, auch ich liess mir dies Curiosum des Tjuméner Marktes nicht entgehen!

Der erwähnte Schacht liegt in dem sehr hohen rechten Ufer der Barnaulka, die vor ihrer Einmündung in den Ob zu einem Sparteiche gestaut ist, welcher Wasser für die Hüttenwerke liefert. Wir passirten diesen Teich und benutzten die Gelegenheit, einige fleissige Knaben nach Muscheln grabbeln zu lassen und erhielten so Anodonta anatina, Limnaea stagnalis und die reizende L. auricularia. Im Uebrigen lernte ich nicht mehr von Barnaul kennen, als dass die Stadt,*) wie alle sibirischen sehr ausgedehnt ist und den Eindruck macht, als besitze sie 30,000 statt 13,000 (13,527) Einwohner. Die breiten, geraden, rechtwinkligen Strassen sind ungepflastert, die Häuser meist aus Holz. Doch giebt es auch eine Anzahl aus Ziegeln erbauter. Darunter die auch im Aeusseren meist sehr würdevollen und stattlichen Kronsgebäude, wie die 1789 gegründete Bergschule, zur Ausbildung für Steiger und Obersteiger, in deren Räumen sich auch das Museum befindet, das Bergamt, die Apotheke, das Invalidenhaus, die alte und neue Schmelzhütte, welche ein sehr grosses Areal einnehmen, Kirchen u. s. w. An der Moskau'schen Strasse die mit ihrer Doppelreihe Bäumen eine hübsche Avenue bildet, steht auch die kleine massive protestantische Kirche, an der schon seit hundert Jahren „wegen der deutschen Bergbedienten“, wie Pallas sagt, ein Geistlicher angestellt ist. Die Mitglieder der kleinen Gemeinde scheinen sehr eifrig. Wenigstens schliesse ich dies aus der rührenden Aufopferung einer deutschen Dame in Schlangenberg, welche die weite und beschwerliche Reise nach hier nicht scheut, um an den hohen Festen Soli in der Kirche zu singen.

Barnaul bildet ein Hauptcentrum des geistigen Lebens in Sibirien,

---

*) Ausführliche Beschreibung nebst Plänen, ebenso über die socialen Verhältnisse bei Ledebour (I. p. 365. 386).

wie dies bei der nicht unbedeutenden Zahl hier wohnender Beamten sehr erklärlich ist, von denen der grössere Theil ja in Europa erzogen wurde und seine Kinder zur Ausbildung ebenfalls dorthin schicken muss. Seitdem das in Ost-Sibirien gewonnene Gold (jährlich 1000 bis 1200 Pud) nicht mehr hier, sondern in Irkutsk eingeschmolzen wird und dadurch eine Anzahl Beamte dorthin versetzt wurden, soll es indess viel stiller geworden sein. Immerhin scheint auch jetzt der gesellige Verkehr, über den wir uns übrigens nie absprechend äusserten, wie uns dies Herr Poljakow (im Ssibir) unterschiebt, ein recht lebhafter zu sein. Dafür sprechen die 30 Klaviere, welche Barnaul aufzuweisen hat, die schön und elegant eingerichteten Häuser. Sogar Blumenluxus wird getrieben und ich lernte einen deutschen Gärtner kennen, der Treibhäuser und kunstgemäss angelegte Gärten zu pflegen hat. Doch ist das Clima,*) namentlich die oft sehr strenge Winterkälte, dem Gartenbau im Ganzen nicht günstig. Der gewöhnlich sehr heisse Sommer zeitigt indess Wassermelonen (Arbusen), Blumenkohl und andere feinere Gemüse; auch gedeiht bei besonderer Pflege sogar der Apfelbaum.

Dass es sich übrigens in Barnaul leben lässt, bewiesen uns die opulenten Dinners und Frühstücke, denen wir beiwohnten. Die Ueberfülle der Küche hat wol aber ihren Hauptgrund in den, nach unseren Begriffen, fabelhaft billigen Preisen.**) So kostete das Pud (32½ Zollpfund) Rindfleisch 1—1½ Rubel (2—3 Mark), Schweinefleisch 2½ R., Butter 4—5 R. das Pud, Roggenmehl 30 Kop., Weizenmehl 1½ R. So wurde uns wenigstens gesagt. Colonial- und europäische Waaren überhaupt, welche die Hausfrauen übrigens nicht mehr wie früher in Irbit kaufen zu lassen brauchen, da Barnaul reich assortirte Läden aller Art besitzt, sind natürlich verhältnissmässig ungleich theurer. So bezahlte ich (in Tomsk) für das Pud

---

*) Vergl.: Ledebour I. p. 361 und über das des Altai überhaupt die beachtenswerthe Abhandlung Tepluchow's in Cotta's Altai (p. 229).

**) Ledebour notirt 1826 für Barnaul: das Paar Birkhühner 15—20 Kop. Kupfer (Assignaten 1 Rubel = 60 Kop. Silber), das Paar Haselhühner 12—15 Kop., das Pud Rindfleisch 60—80 Kop., das Pud Weizenmehl 40 Kop., 2½ Pfund Butter 50 Kop. — Zum Vergleich sind die Preise welche Pallas (III. p. 5) 1771 in Krasnojarsk fand, interessant: Das Pud Rindfleisch 15—25 Kop., Weizenmehl 4½—5 Kop., Roggenmehl 2—3 Kop., ein Reh (mit Haut und Fleisch) 15 Kop., ein Rind 1½ R., ein Schwein 30—50 Kop., ein Schaf 30 Kop., ein Pferd 3 R. — Dann findet man die Angabe Gmelins, dass ein gewöhnlicher Arbeiter (1734) mit 10 Rubel jährlich auskommen könne, allerdings begreiflicher. —

Zucker 10 R., Reis feinsten 9 R., ordinairen 3 R. 60 Kop., feinstes Weizenmehl 2 R., Zwiebäcke (aus Moskau) 8 R., für das Pfund gebrannten Kaffee 1 R., Chocolade 1 R., Thee 1 R. 60 Kop, französische gebackene Pflaumen 70 K., sogenannten Schweizerkäse (russ. Fabrikat) 80 Kop., Stearinlichte 33 Kop., feinen türkischen Tabak 4 R. 40 Kop. ordinärsten in Blättern 20 Kop., 100 Stück Papiercigaretten (Papieros) 1 R., Schiesspulver 1 R., die Flasche sogenannter „Lafitte" 1 R. 50 Kop., „Woronzoff" (ein ganz trinkbarer weisser Wein aus der Krimm) 1 R. 15 Kop., sogenannter „Xeres" 2 R., dito „Madeira" 1 R., dito „Cognac" 1 R. 50 Kop., „Rigaer Bitter" ausgezeichnet, 1 R. 10 Kop., „Nalifka", ein einheimisches aus verschiedenen Beeren (Johannis-, Himbeere etc.) bereitetes recht passables Getränk, welches Humboldt sehr mit Unrecht „Gift" nennt, 80—85 Kop., Spiritus (80 %) der russ. Eimer (Wedro*) 12 R.'

Mit der Weinkunde sieht es übrigens, um dies hier gleich zu erwähnen, wunderlich aus. So hatte ein Kaufmann in Barnaul „Rüdesheimer Berg" zu $2^1/_2$ R. und „Johannisberger" zu 3 R. auf Lager. Als ich dem Manne sagte, dass diese Weine selbst bei uns viel theurer seien, erwiederte er: „das müsse Elisejeff verantworten, von dem er die Weine beziehe". In der That scheint das ganze nicht unbedeutende Weingeschäft Sibiriens fast ausschliessend in Händen der Häuser „Gebrüder Elisejeff" in Petersburg und „Bauer & Co." in Moskau. Wenigstens begegnet man fast nur Etiquetten und dem eigenthümlichen Drahtgeflecht, welche die Flaschen dieser Firmen auszeichnen, ohne welche der Sibirier, wie es scheint, überhaupt keinen Wein für trinkbar hält. Ich fand indess sehr häufig, dass Rothwein zu $1^1/_2$ bis 2 Rubel kaum dem gewöhnlichsten Tischwein zu 75 Pf. bis 1 M. bei uns gleichkam, will aber den genannten Firmen damit nicht im entferntesten einen Vorwurf machen, da ja Falsificate unter deren Namen unterlaufen können. Ueberhaupt muss man sich erinnern, dass es in Sibirien im Ganzen wenige Weinkenner giebt, da ja bei einem jahrelangen Aufenthalte dort die Kenntniss dafür auch dem gewiegtesten Kenner nach und nach abhanden kommt.

Es verdient bemerkt zu werden, dass die Haushaltung in Barnaul (und anderwärts in Sibirien) sich übrigens keineswegs so billig stel[lt] als man auf Grund der billigen Preise schliessen könnte. Die Men[...]

*) 1 Wedro = 8,13078 Hectoliter.

von Dienerschaft u. s. w., welche in echt orientalischer Weise mit einem grösseren Hause unzertrennlich ist, die geringe Controlle, welche sich durchführen lässt und eine Menge anderer Uebelstände, vertheuern das Leben sehr bedeutend.

Am schlechtesten scheint Barnaul übrigens mit Handwerkern bestellt; so war es z. B. sehr schwierig Jemanden aufzutreiben der nothdürftig zu löthen verstand.

Wie schon die Endung a-ul andeutet ist der Name Barnaul dem Kirghisischen entlehnt. Der Ort selbst verdankt den für die ganze hiesige Gegend so wichtigen Ansiedelungen Demídoff's ihr Entstehen und war schon zu Pallas' Zeit (1771) wegen seiner Schmelzhütten berühmt. Barnaul unter 53. 20. n. Br. (Ledeb.) 53. 20. 8. und 83. 49 östl. L. (Fritsche), liegt am linken, hier 50 bis 100 Fuss hohen aus Löss und Sand gebildeten Ufer des Ob, in 400 Fuss (Cotta; 366: Ledeb.; 514: Fritsche; 479: Graf Waldburg) über dem Meere. Seit 1822 zur Kreisstadt erhoben bildet es gleichzeitig den Sitz der obersten Verwaltungsbehörden des Altai, welcher in 5 Kreise getheilt ist. Mit dem Worte Altai bezeichnet man hier weniger das Gebirge, sondern vielmehr eins der reichsten und fruchtbarsten Gebiete Sibiriens, welches sich über mehr als 5 Breitengrade erstreckt und einen Flächeninhalt von 332,200 Qu.-Werst (= 7795 Q.-M.) umfasst. Dieses Gebiet, grösser als Preussen oder Grossbritannien, ist Besitzthum oder ein sogenanntes Krongut des Kaiserlichen Hauses, steht direct unter dem Kaiserlichen Cabinet, und wol die grösste Domäne der Welt. Sie enthält etwa 8 Städte und 1450 Dörfer und Flecken mit einer Gesammtbevölkerung von 190,000 Menschen (Cotta,) was c. 24—25 Seelen pro Qu.-M. ausmacht. Es haben also noch viele Menschen in jenem fruchtbaren Lande Platz, welches für Ackerbau und Viehzucht so günstige Bedingungen bietet. Diesen Erwerbszweigen dürfte sich daher auch die Thätigkeit der Bewohner mehr zuwenden, nachdem, wie mir Herr Funk sagte, durch die neuesten Bestimmungen Grundbesitz möglich ist. Die Dessjatine Landes (1 Hectar = 0,91533 D. l. Pet. Kal.) kostet bei Barnaul 40 Kop., wurde mir gesagt. Und wie reiche Hilfsquellen liegen in einem Lande brach, welches fast alle feineren Genüsse fern aus dem Auslande bezieht, obwol manche Bedürfnisse auch hier sich sehr wol herstellen liessen. Wenn man so viele herrliche Weiden, die sich den üppigsten Marschen bei uns ebenbürtig zur Seite stellen, zu

sehen bekam als wir, fragt man sich verwundert warum Käse aus Holland und der Schweiz*) bezogen wird? In der That giebt es in ganz Sibirien keine Käserei, obwol Käse in allen besseren Häusern auf den Tisch kommt. „Aber würde es denn möglich sein bei uns Käse zu fabriciren?" sagte mir ein Kaufmann in Tomsk, der glaubte das wäre ein Vorzug der Schweiz, wegen der Eigenthümlichkeit der dortigen Alpenkräuter. Als ich dem Manne darüber Aufklärung gab, und zugleich frug, wie sich das auffallende Missverhältniss zwischen den Preisen von Weizenmehl, das Pud 2 R. und kleinen Zwiebäcken, das Pfund! im detail 30—35 Kop., erkläre? antwortete er: „ja! diese Zwiebäcke müssen aus Moskau kommen"!

Es liegt in Sibirien, wie man zu sagen pflegt, noch viel Geld auf der Strasse, aber den guten Sibiriern fehlt eben das Nachdenken und vor Allem der Unternehmungsgeist von Engländern, Yankees und Deutschen um es aufzuheben. Der Sibirier ist eben im Ganzen träge, gemächlich und das Sprichwort „time is money" ihm unbekannt, obwol es hier, wie überall, auch rühmliche Ausnahmen giebt.

Sehr wichtig für die socialen Zustände im Altai ist auch der Umstand, dass demselben keine Deportirten zugewiesen werden dürfen, es also von jenen faulen und unnützen Elementen befreit ist, die Sibirien mitunter so sehr zur Last fallen.

Die der Krone gehörenden Berg- und Hüttenwerke (etwa 1[illegible] zusammen) scheinen in ihrem Ertrage sehr zurückgegangen oder vielmehr an jenem Punkte angelangt, wo nur neue bedeutend[illegible] Kapitalien helfen können. Das Finanzministerium, unter welche[illegible] diese Kronswerke ressortiren, scheint indess keine Lust zu haben solche Summen, mit der immerhin möglichen Aussicht doch nichts Rechtes zu erzielen, in die Bergwerke zu stecken, denn wenigstens habe ich nicht bemerkt, dass nur einer der von Cotta (p. 31[illegible] gemachten Verbesserungsvorschläge angenommen worden wä[illegible] Der ganze Altai lieferte in einem Jahrhundert (1745—184[illegible] 76,785 Pud Silber und 2116 Pud Gold im Gesammtwerthe v[illegible]

*) Diese sogenannten „Schweizer" und „holländischen" Käse stammen [illegible] meist aus den Fabriken des Kreises Kortschewa im Gouvernement Twer, die [illegible] einigen Jahren errichtet bereits bedeutend exportiren; ein Beispiel mehr für [illegible] Sibirier sich ihren eignen Bedarf selbst zu bereiten!

9 Millionen*) Rubel, also jährlich einen Reinertrag von ungefähr einer Million Rubel. Mit Abschaffung der Leibeigenschaft, welche 1861 zuerst im Altai stattfand und etwa 30,000 Bauern und Arbeiter befreite, ist sich dieser Ertrag schon um 300,000 R. vermindert und ist seither noch mehr zurückgegangen. Wenn somit der gewichtige Vortheil des Frohndienstes, oder doch der so billigen Arbeitskraft, den Kronsbergwerken nicht mehr zu Gute kommt, liesse sich die Frage aufwerfen, ob es nicht vortheilhafter sein würde dieselben überhaupt an Pächter zu vergeben? Voraussichtlich würde der Gewinn dann ein bei Weitem grösserer sein, wie dies die bereits bestehenden Privatgoldwäschereien beweisen, welche jährlich 500 bis 600 Pud Gold gegen einen von der Regierung festgesetzten Preis in Barnaul zum Einschmelzen abliefern. Der Gesammtertrag des altaischen Bergbausegens, sowol aus den kaiserlichen als privaten Werken, geht nach St. Petersburg und zwar jährlich in drei Transporten, die unter den Namen „Goldcaravane" in der Weise befördert werden, wie dies Ledebour (p. 391) beschreibt, nur das jetzt die erste Caravane bis Tjumén mit Dampfer expedirt wird.

Da ein solcher im August zu dem beregten Zwecke in Barnaul erwartet wurde, so übernahm Herr Funk freundlichst die Expedition der 13 grossen Kisten mit Sammlungen, deren Verpackung mich so lange aufgehalten hatte, und wir konnten von dem gastfreien Barnaul scheiden, für welches wir stets nur angenehme und dankbare Erinnerungen bewahren werden. Namentlich waren wir Herrn von Eichwald aufrichtig verpflichtet, der es sich nicht nehmen liess uns noch mit Dr. med. Hopfenhaus bis auf den Prahm zu begleiten, welcher uns den Ob thalwärts bringen sollte. Seiner Güte verdankten wir nicht nur bis nach Salaïr zwei ausgezeichnete Tarantassen (darunter seine eigene), sondern auch den Rath, die Reise nicht auf dem directen, ziemlich langweiligen Wege nach Tomsk, sondern über jenen Bergflecken zu machen. Und wir durften uns diesen kleinen Umweg wol gefallen lassen, lernten wir doch eine der lieblichsten und fruchtbarsten Strecken des ganzen Altai kennen. Unsere erste Obfahrt war eine sehr kurze und dauerte kaum 3 Stunden. Schon gegen 10 Uhr erreichten wir das grosse Kirchdorf

*) Als Vergleich wie gering diese anscheinend so hohe Summe dennoch ist, mag erwähnt sein, dass Californien in 22 Jahren (1848—72) 900 Mill. Dollar Gold producirte; im Jahre 1853 allein 65 Millionen!

Bélojarsk am rechten Ufer (27 Werst), wo wir nächtigten um am anderen Tage (29. Juni), früh 6 1/2 Uhr, die Reise fortzusetzen. War der Ob, mit seinem kahlen linken Steilufer und mit den Weidendickichten und Baumgruppen des jetzt überflutheten rechten, nichts weniger als malerisch gewesen, so entschädigte uns die heutige Tagesfahrt desto mehr. Sie führt bis zum Dorfe Soroka (Sorokina) am rechten hohen Sandufer des ansehnlichen Tschumüsch, über welchen uns ein grosser Prahm brachte, durch eine äusserst liebliche Gegend, in der herrliche, saftige Wiesen und Niederungen mit Gehölzen und höheren Baumgruppen, hie und da malerisch von schilfreichen, mit Nymphaen bedeckten Weihern unterbrochen, abwechseln und der Landschaft stellenweis durchaus den Character eines vernachlässigten, grossartigen Parkes verleihen. Dabei sieht man bei hübschen, reichen Dörfern*) überall Spuren betriebsamer Menschen und es passirte uns, wol zuerst in Sibirien, dass der Weg streckenweis beiderseits von Getreidefeldern begrenzt war. Weiterhin leitet die Strasse über das 1000—1500 F. hohe sogenannte Salaïr-Gebirge, welches fast ununterbrochen die herrlichste „Taïga“ (russ. „Tscherni“) zeigt. Mit diesem Namen bezeichnet man „Urwald“, der aber hier ein durchaus eigenartiges Gepräge trägt oder vielmehr durch die Eigenart der hiesigen Vegetation erhält. Diese Urwälder haben nichts von dem Erhabenen der californischen, mit ihren durchgehends mehr als 100 Fuss hohen herrlichen Baumriesen, aber sie entzücken durch ihre Lieblichkeit, welche die Ueberfülle ihrer enorm entwickelten, oft baumartigen Sträucher hervorbringt. „Diese Wälder,“ sagt Teplouchow (Cotta p. 284), „unterscheiden sich auf den ersten Blick von den europäischen, durch ein dichtes Unterholz, welches hauptsächlich aus dem Erbsenbaume (Caragana arborescens), der Heckenkirsche (Lonicera tatarica) und verschiedenen Spiräen- und Rosenarten besteht.

Dazu kommen an den Waldrändern noch der Faulbaum (Prunus padus), der Schneeball (Viburnuum opulus), die Vogelbeere (Sorbus aucuparia), Sambucus racemosa und andere Straucharten hinzu. Es erinnert ein solcher Wald an einen ausgedehnten Park“, und fügen wir hinzu, entzückender und schöner in seiner Gesammtheit, als ihn

*) Es dürfte Manchen interessiren, dass ich hier an einzelnen Hausgiebeln das niedersächsische Wahrzeichen „geschnitzte Pferdeköpfe“ bemerkte, z. B. im Dorfe Milowka.

rgend ein Landschaftsgärtner anzulegen vermöchte. Da wechseln, unterbrochen von Weiden und fröhlichen Birken, geschlossene Bestände schlankstämmiger, hoher Silberpappeln mit ernsten Fichten und Tannen, davor als äusserste Begrenzungslinie die dem Altai eigenthümlichen Erbsenbäume, mit ihren goldigen Traubenblüthen, Eberesche, Faulbaum; der Boden des Waldes geschmückt mit hohen Doldengewächsen (Schierling), Huflattich und anderen Blatt- und Krautpflanzen, Rosen, wildem Hopfen, Rittersporn, Fingerhut und mächtig entwickelten Farren; alles Blühbare jetzt in vollster Blüthe! Diese entzückende Landschaft begleitete uns fast 7 deutsche Meilen weit, und hie und da liess ein Rundblick von der Höhe (namentlich bei der Stanzija Lambëiskaja oder Alambaïskii) die enorme Ausdehnung der Taïga übersehen. Sie bildet zugleich das Revier für den Holzbedarf der Hüttenwerke, die fast noch ausschliessend mit Holz und Holzkohlen heizen. Wenn man bedenkt, dass jährlich an 80,000 Kubikfaden Holz und 260,000 Körbe Kohlen (à 20 Pud) nothwendig sind, so wird es begreiflich, dass selbst die Ueberfülle der Taïga dem Menschen weichen musste, der, ohne neu zu cultiviren, wegschlägt,*) was die durch trockene Winde begünstigten Waldbrände übrig lassen. Wie wir von Schlangenberg herab zahllosen Erzkaravanen begegneten, so hatten wir jetzt den langen Wagenzügen auszuweichen, welche in mächtig hohen Korbgestellen, Holzkohlen transportirten. Für den Reisenden gestaltet sich diese Kohlenstrasse wegen der tief ausgefahrenen, ungemein rüttelnden Ge-e und des aufwirbelnden feinen Staubes, der die Gesichter gleich ...ern färbt, nichts weniger als angenehm und führt den enthusias...esten Naturfreund sehr oft aus dem Reiche der überschweng...n Bewunderung in die nackte Wirklichkeit zurück. Dazu die Masse blutgieriger Altai-Mücken!!! Gegen 9 Uhr Abends langten ...in Salaïr an und fanden beim Chef der Bergwerke Herrn M. ...erowsky gastliche Aufnahme, zugleich auch in seinem Hause ...n Dr. Sass uns erwartend. Dieser Herr ist hier als Arzt an...ellt, und wie Dr. von Dumberg ein ausgezeichneter Kenner der ...na und Flora. Durch ihn erhielten wir allerlei interessante

*) Wie ich bereits anführte, lernten wir selbst den Oberforstmeister des Altai ...méinogorsk kennen. Ihm sind 1,000,000 Dessjätinen Wald unterstellt, allein ...dem geringen Hilfspersonal, welches demselben zu Gebote steht, kann von ...r geregelten Forstwirthschaft als Nachzucht im Altai noch nicht die Rede ... sondern nur von Forstnutzung.

Nachrichten und erfuhren z. B. dass die Taïga noch Bären, Luchse, Wölfe, Füchse, Vielfrasse, Dachse, Fischottern, Marder, Wiesel, Eichhörnchen etc. beherbergt, dass dagegen der Zobel und das Elen ganz, Maralhirsch, Reh und wildes Ren fast ganz ausgerottet sind. Doch erhielt Dr. Brehm ein Geweih des Letzteren geschenkt und die des Hirsches und Rehs, welche uns in Barnaul verehrt wurden, sollen ebenfalls aus hiesiger Gegend stammen. Das Elen findet sich übrigens noch auf den Plateaux der Gebirge, z. B. am Teletzkischen See.

Salaïr ist ein freundlich gelegener Bergflecken (unter 54. 15. 5. n. Br. und 85. 46. 6. östl. L. 147 Meter hoch: Fritsche) aus hübschen Holzhäusern bestehend mit etwa 3000 Einwohnern, die sich alle vom Bergbau nähren. Letzterer ist verhältnissmässig sehr jungen Datums*) und wurde, eine Entdeckung von Mevius, erst 1830 eröffnet. Man wusch damals Gold (innerhalb 4 Jahren 18 Pud), scheint dieses Edelmetall aber bald aufgegeben zu haben und fördert jetzt Schwerspath, der z. Th. als Zuschlag nach Barnaul geht, sowie Blei und Eisen. Die z. Th. ausserordentlich mächtigen Schwerspathlager enthalten zugleich Silber, aber in so geringer Quantität, (³/₄ Loth im Centner, Helmersen) dass dieselbe fast zu gering für selbstständige Verwaltung wird. Ungemein wichtig sind dagegen die in der Umgegend erschlossenen Steinkohlenflötze,**) die sich südöstlich bis in das Ala-Tau-Gebirge bei Kusnetzk zu erstrecken scheinen und denen vermuthlich auch die bei Tomsk zu Tage tretenden angehören. Diese Steinkohlenlager, welche schon jetzt im Reviere von Batschat und Malwbensk abgebaut werden, versprechen für den ganzen Bergbau des Altai, sowie die Dampfschiffahrt und Sibirien überhaupt, die grösste Bedeutung. Schon jetzt werden diese Kohlen vercoakt (77 Procent Coaks durchschnittlich liefernd) und in der Silberhütte Gawrilowsk und der Eisenhütte Guriéwsk zum Schmelzen verwendet.

Die Nachricht, dass am 2. Juli früh 3 Uhr ein Dampfer von Tomsk abgehen werde und zwar mit der auf den Ignatoff'schen

*) Vergl.: Helmersen (p. 20—35), Cotta (p. 24. 181—192. 324, Taf. VIII. „Erzgebiet von Salaïr").

**) Vergl.: Helmersen (p. 36—39). — Cotta (p. 97—104. 108. 317, Taf. VI. „Steinkohlengebiet von Batschat"). — M. Nesterowsky: „Description géologique de la partie Nord-Est de la Chaine de Salaïr en Altai" (Liège 1875. Mit geologischer Karte).

Schiffen eingeführten Pünktlichkeit, nöthigte mich leider aus dem belebten Kreise eher zu scheiden, denn mir blieben nur wenige Stunden der Ruhe. Schon um 3 Uhr (30. Juni) weckte ich die Leute, denn ich wusste aus Erfahrung, dass, trotz aller Versicherungen, immer eine geraume Zeit vergeht ehe wirklich abgefahren werden kann. So wurde es auch jetzt $4^1/_2$ Uhr als ich mit Martin Doerwit, und 2 Gepäckwagen das freundliche Städtchen verliess, von dem nur der Kirchthurm und die höchsten Dachfirsten aus dem Morgennebel hervortauchten. Meine Herren Gefährten blieben noch zurück um die Bergwerke zu besehen und Graf Waldburg nutzte die wenigen Stunden trefflich aus, indem er noch in aller Eile eine Sammlung von Gesteinen und Erzen zusammenraffte. Dr. Brehm war so glücklich den (p. 285) erwähnten seltenen Segler zu schiessen. Die Strasse führt nicht weit hinter Salaïr über einen kleinen reissenden, trefflich überbrückten Fluss, die Tolmowaya oder einen Nebenfluss derselben, und hart an dem Hüttenwerke Gawrilowsk vorbei, dann bergab durch einen ausgedehnten Kieferwald, der hie und da Durchblicke auf die mit Hügeln und Laubgehölzen durchzogene Ebene gestattet. Nach den Tags vorher genossenen reizenden Landschaftsbildern konnte sich das Auge nicht erlaben, obwol auch die Gegend bis Tomsk nicht alles Reizes baar ist, sondern mitunter ganz hübsche Blicke bietet. Sie besteht zumeist aus Grassteppe, die mit Höhenzügen durchsetzt ist, welche bei Salaïr dunklen Nadelwald tragen, weiterhin mehr oder minder ausgedehnten Gehölzen von Birken und anderen Laubhölzern Platz machen. Aber die üppige Taïga ist verschwunden. Statt derselben erfreuen ausgedehnte, blumenreiche Wiesengründe, namentlich in den Flussniederungen der Juja (dem Klange nach wie Gincha), welche dem Ob zufliesst, und ihres Nebenflusses der Tarisma (oder Tarjema). Dabei ist das Land, fruchtbare Schwarzerde, stellenweis weit angebaut und die Dörfer verrathen Wohlhabenheit und Ueberfluss an Vieh, namentlich an Pferden. Grosse Tabune (Heerden) beleben den weiten Anger, der meist eingefenzt ist wie die Dörfer selbst, deren man bis Tomsk an 14—16 passirt. So besitzt das grosse Kirchdorf Pjanowa (Bojanowa), wo ich während eines Imbisses den Starschina (Dorfältesten) ausfragte, bei nur 500 Einwohnern 1500 Pferde. Diese Pferde der Altairasse sind grosse, kräftige, sehr stattlich aussehende Thiere, welche sich trefflich zu guten Kutschpferden eignen. Sie kosten 30—40 Rubel das Stück und würden bei uns mindestens

das 4—6 fache bringen. Dass bei diesem Pferdereichthum stets mehr Pferde eingespannt wurden als nothwendig und nützlich war, (statt der bezahlten 3 meist 5), konnte ich nicht verhindern, obwohl durch ihren Uebermuth oft Unfall drohte. Bei der Liederlichkeit des Geschirrs reisst nämlich gewöhnlich schon nach kurzer Zeit eine Aufhalte*), ein Zug- oder Leitstrick und man ist froh, wenn das oder die dadurch freigewordenen Pferde, sich vollends losreissen, um nicht weiteres Unheil anzurichten. Bei dem feurigen Temperament dieser Thiere ist es eine ihrer gewöhnlichen Scherze einander zu überholen und auszufahren und dass der eine Kutscher dann selten im Stande ist sie zu halten haben wir oft erfahren, selbst wenn ich und Martin mit aller Kraft uns mit in die Zügel legten. Die Thorwege am Eingange der Dörfer und die meist in einer Senkung liegenden langen Brücken, sind für solche breite, in rasender Eile dahinschiessende Gespanne besonders gefährlich. So passirte es, dass das äusserste Handpferd am Thorpfosten hängen blieb, und im Nu waren Zügel und Zugstränge abgerissen. Bei den steilen Abhängen vor den Brücken ertönte wieder das ominöse „Derdschi! derdschi! (halten) aber meist ohne Erfolg, denn die Pferde liessen sich nur selten halten. Es gewährte dann ein ängstliches Bild zurückblickend die nachfolgenden Wagen in rasender Eile den Abhang herab und über die Brücke jagen zu sehen. Da die Letzteren sehr häufig von Vieh frequentirt werden, welches die Geländer mit Vorliebe zum Scheuern juckender Hautstellen benutzt, so war es kein Wunder, dass auf dieser Tour von uns 2 Kälber und 1 Schwein überfahren wurden. Eine eigenthümliche Erscheinung an den hiesigen Pferden, welche wir schon in der Steppe beobachtet hatten, verdient noch Erwähnung. Es ist dies das auffallende „Blutschwitzen"**) d. h. man bemerkt bei Pferden die anhaltend stark gelaufen sind, häufig am Halse, oder sonst wo auf dem Körper Blutstropfen, die sich nicht selten zu einem langsam herabrieselnden Faden ausdehnen und den Eindruck von Verletzungen durch Insectenstiche oder den Kantschu machen. Die Eingebornen kennen diese Erscheinung, welche

*) Ein solcher Fall würde namentlich fatal gewesen sein, als wir vor Barnaul ein oder zwei Stationen mit einfacher Deichsel am Wagen fuhren, die uns übrigens nur hier begegnete, sonst fanden wir auf der ganzen Reise nur den üblichen Einspann in eine Gabeldeichsel mit Krummholz.

**) Graf Waldburg schreibt mir hierüber: „Das Blutschwitzen ist ein Zeichen guter reiner Rasse und kommt bei Vollblutpferden auch bei uns vor".

nur im Frühjahr und Sommer sich zeigen soll, indess sehr wol, und schreiben sie Vollblütigkeit zu, welche durch Erhitzung die feinen Blutgefässe der Haut sprengt.

Wie überall in dichtem Hochwalde so hatte sich auch in der Taïga Thierleben sehr wenig bemerkbar gemacht und hauptsächlich auf Kolkraben, Elstern, Dohlen, Nebelkrähen und Staare, die jetzt alle flügge Junge führten, beschränkt. In der offenen Steppengegend wurde es wieder belebter namentlich in der Vogelwelt. Königsadler (Aquila mogilnik) zeigten sich öfters und so zahm, dass sie auf Werstpfählen bäumend das Gefährt zuweilen ganz nahe herankommen liessen; ausserdem Thurm- und Rothfussfalken, Steppenweihen, Uferschwalben, Weidenammer (Emberiza aureola), Kiebitze mit Jungen, Wachteln. Aus den Ufergebüschen ertönte hie und da der Schlag des Sprossers, am häufigsten blieben aber, wie vorher, Feldlerchen (Alauda arvensis) und der Wiesenschmätzer (Pratincola rubicola).

Aeusserst interessant war für mich eine Zieselcolonie kurz vor dem Dorfe Pästirówskaja (Pätscherskina, Pästjerewa oder Péstjerew) 27 W. hinter Salaïr. Wir hatten diese höhlengrabenden Nager bisher nur einzeln angetroffen, hier war der grüne Anger von hunderten belebt. Ich zählte zuweilen mehr als dreissig, welche unbeweglich wie Stöcke auf oder vor den Erdhügelchen ihrer Eingangsröhren sassen und den Eindringling männchenmachend beobachteten. Ein paar Schritte vorwärts und die ganze Gesellschaft war, einen scharfen, hellen Pfiff ausstossend, wie mit Zauberschlag von der Erde verschwunden. Ich wusste von den Prairiehunden (Arctomys ludovicianus) im fernen Westen Amerikas und den Zieseln in der Türkei, zur Genüge, wie leicht es ist solche Höhlennager zu schiessen, aber wie schwierig ihrer habhaft zu werden und freute mich bei der so kurzen Zeit wenigstens 3 zu erlangen. Es war das Rothwangen-Ziesel (Spermophilus erythrogenys), dieser zahlreiche Colonie aber, wie mir Dr. Sass brieflich mittheilte, nur eine Ausnahme. Vielleicht ist schon nächstes Jahr an dieser Stelle kein einziges Ziesel anzutreffen.

Obwol wir nicht der grossen Poststrasse folgten oder vielmehr eben desshalb, erwies sich der Weg als ausgezeichnet, denn wir wurden nicht mehr durch Erz- oder Kohlencaravanen aufgehalten und konnten ungehindert rasch fahren. Aber die von 20 Pferdehufen aufgewühlte, trockene Schwarzerde erzeugte einen Staub wie

[illegible] der [illegible] bei W[illegible] nicht so arg ist. Er dringt selbst in das Innere der [illegible] hermetisch verschlossenen Koffer und wird [illegible] und den Augen sehr nachtheilig, für welche eine Staubbrille fast unerlässlich wird. War die durch Regenwetter zu [illegible] Brei erweichte Strasse oft verwünscht worden, weil man fortwährend [illegible] von Koth bespritzt wurde, so erweckt jenes Uebel diesem gegenüber [illegible] aber an sie alle muss man sich in Sibirien gewöhnen! Gegen Abend [illegible] das hohe [illegible] aus Schiefer bestehende Ufer des Flusses Tija entgegen, kurz ehe wir die Station Ust-Se[illegible] (Ust-Serebrjakowa) erreichten, wo mich ein Pristav (Kreischef) erwartete, um mich im Auftrage des Herrn Gouverneurs von Tomsk bis [illegible] zu begleiten. Während umgespannt wurde erzählte mir Angesichts des auffallenden Ufers der Pristav, dass 200 W. von Tomsk unweit des Dorfes Pisanka der Tom rechts ähnliche Gebilde zeige, welche aber dadurch besonders merkwürdig seien, dass die Uferwand in rohen Umrissen, u. d. Ansehn grosse eingravirte Figuren verschiedenerlei Thiere und Menschen vorstellend, aufzuweisen habe, deren Gesichter alle nach Süden gewendet seien. Nur der Erzbischof von Tomsk solle diese Stelle*) besucht haben, welche für Alterthumsforscher ohne Zweifel von hohem Interesse sein muss.

Nachdem wir in der nächsten Station Kokui, Kokuinsk, oder Kokuiskaja (Abends 9 Uhr) zum zweiten Male an diesem Tage Etwas (Milch und Eier) genossen hatten, fuhren wir die ganze Nacht durch, wie es Sibirienreisenden zukommt. Dabei merkte man recht deutlich, dass wir nach Norden vordrangen. Zwar ging die Sonne unter, aber der Schein des Abend- und Morgenrothes gingen fast ineinander über. Noch um Mitternacht zeigte sich ein mattoranger, oberhalb in's Grünfahle übergehender Schein als letzter Scheidegruss der Sonne, der den westlichen Himmel noch sanft färbte, während im Osten schon das blasse Gelb des Morgens sich auszubreiten anfing. Gegen diesen magisch beleuchteten Himmel stach das Dunkel der Niederungen scharf ab, und die den Horizont begrenzenden

---

*) J. G. Gmelin beschreibt dieselbe (I. p. 304), welche schon zu seiner Zeit 1734, durch „viele übelgeartete Leute" beschädigt war und jetzt vielleicht noch mehr vernichtet worden sein mag. Aehnlich scheint die durch sonderbare alte Malereien verzierte Felswand (Pisanoi-Kameni d. h. gemalte Steine) des Jenissei bei Krasnojarsk (Gmelin p. 378), und die Thierfiguren (Argali, Elen, Steinbock) am Dolen Kara (Meyer p. 254. Taf. 13 f. 1.) und am Abakan, welche Castrén (p. 328) sämmtlich unbedenklich als „kirghisischen Ursprunges" erklärt.

laumgruppen markirten sich gleich schwarzen Fröbel'schen Silhouten, die nur dadurch auf Augenblicke Leben erhielten, wenn sich r Wagen des mir vorausfahrenden Ispravnik auf der Höhe, ebenls nur in schwarzen Umrissen (gleich der Abbildung p. 21), zeigte. gen Morgen 4 Uhr (1. Juli) erblickten wir die waldigen Höhene, welche den Lauf des Tom bezeichnen und bald darauf den ss selbst. Die Gegend fängt zugleich an sich zu verändern; hsam quälen sich die Pferde stellenweis durch Sand, in welchem fern düstere Gehölze bilden. Sie beschatten auch die aus Baumnmen errichteten Grabstätten der Kirchhöfe, welche friedlichen nen gleichen. Kein Kreuz ziert sie, denn wir befinden uns der im Gebiet des Islam, der seine Todten besser ehrt als hier Christenthum. Wir passiren hübsche tatarische Dörfer, mit bekannten, in der Bauart manchen Dorfkirchen bei uns ähneln- Moscheen, deren grosse Holzhäuser, wie fast allenthalben in rien, nicht selten in gewohnter Weise aus den Winkel gerathen l, aber Wohlhabenheit verrathen. Auf der Strasse fängt es an ebt zu werden. Zahlreiche mit allerhand Provision beladene ispänner streben demselben Ziele wie wir zu und eine lange ihe hält bereits, den grossen Prahm zum Uebersetzen erwartend, s wir auf dem flachen Sandstrande des linken Tomufers (62 Meter och über dem Meere) anlangen, muss uns aber Platz machen. Der Strom, langsam seine schmutzige, gelbbraune Fluth fortwälzend, ist beträchlich breit und imponirend, aber unbelebt und bietet ein wenig anheimelndes Bild. Gegenüber ein aus gelblichen und weissen Thon und Mergelschichten gebildetes Steilufer mit einigen Häusern, das sich stromaufwärts herabsenkend dichte Baumgruppen, stromabwärts eine Wiesenfläche zeigt, auf der sich 2 mit Kreuzen gezierte Pfeiler erheben. Es sind die Wahrzeichen der Stadtmarkung, welche wir bald passiren um gegen 8 Uhr im Hôtel Europa abzusteigen und hier für lange Zeit, nicht ohne sonderliches Bedauern von der Tarantass Abschied zu nehmen.

Ich durfte mit der letzten Tour, welche von Barnaul bis Salaïr 170 W. von da bis Tomsk 292 W. im Ganzen also 462 W. (= 66 d. M.) beträgt, wol zufrieden sein. Die letzte Strecke (292 W. c. 42 d. M.) hatten wir in c. 27 Stunden zurückgelegt, meine Gefährten allerdings in nur 23 Stunden. Aber sie hatten eine leichtere Tarantass und reisten ohne den so zeitraubenden Anhang zweier Gepäckwagen, die in perekladneja gingen d. h. an

jeder Station umgeladen werden mussten. Wenn man für jede 12 Stationen 20 Minuten, dazu 2 Stunden für Essen, im Gaı also 6 Stunden Aufenthalt rechnet, so waren wir mit einer du schnittlichen Fahrgeschwindigkeit von 14 W.*) (c. 2 d. M.) in Stunde gereist. Glücklicherweise hatten die mit Stricken zusamm gebundenen Radspeichen unserer Tarantass, welche überall wo ging mit Wasser begossen werden mussten, ausgehalten und s damit das „achte Weltwunder", als welches es Martin Deeı betrachtete, erfüllt.

*) Auf der tischebenen, ausgezeichneten Strasse von San Francisco nach d Cliff-House und am Strande gelten beim Spazierenfahren 10 engl. M. (= 16 1 in der Stunde als sehr schnell.

XI. Kapitel.

Auf dem Ob.

(Tomsk bis Obdorsk.)

Tomsk. — Grossstädtisch. — Wichtigkeit als Handelsplatz. — Künftige Uni-sitätsstadt. — Hôtel Europa. — An Bord des Dampfers. — Uferlandschaft. — Dampferflotte des Ob. — Bauart und Einrichtung des „Beljetschenko". — ise. — Dampferverbindung auf dem Ob und seinen Nebenflüssen. — Kanal chen Ob und Jenissëi. — Dienst an Bord. — Feuerung. — Verkehr an den estellen. — Die ersten Eingebornen. — Ein Lager derselben. — Novo-Timskoje. Narym. — Armuth des Thierlebens. — Der arctische Tag beginnt. — Leben Bord. — Eine weite Schulreise. — Die Geschichte eines verbannten Polen. — wahre „Beljetschenko". — Deportirtenbarschen. — Vor Samarowo. — Ankunft Ueberraschung. — Semzow. — Das Dorf Samarowo. — Kein Getreidebau r. — Im Wasser-Labyrinth. — Fata Morgana. — Postverbindung mit dem den. — Taxe für Ruderer. — Stationen bis Bereosoff. — Belo-Gore. — Sucho-skaja. — Herr Poljakoff. — Birkhahntanz. — Handel und Wandel. — Vogel-en am linken Ufer. — Malo-Atlim. — Im Urwalde. — Mücken. — Ein Nacht-d. — Thierleben. — Ein Schwalbenpaar. — Reinlichkeit der Ostiaken. — blick von Bereosoff. — Stiller Empfang. — „Rheinischer Keller." — Ein ost-kisches Trinkgelage. — Bereosoff. — Ruhestätte grosser Staatsmänner. — Die adt. — Pelzhandel. — Mehlhandel. — Hausthiere. — Dr. Krzywicki. — Ost-tische Winterhütte. — Wieder unterwegs. — Der alte Michael Panajeff jetzt d früher. — Stationen bis Obdorsk. — Bolschoi-Ustram. — Hunde. — Lapp-ds-Kauz. — Inneres eines Tschum. — Weibliche „Jemtschiken". — Kuschowat. St. Peterstag. — Verbreitungsgrenze von Sperling und Rauchschwalbe. — nstiges Vogelleben. — Uferlandschaft. — Geologisches. — Parawatzki-Jurty. — ersten Renthiere. — Ostiakische Werkstätten. — Bogen und Pfeile — iessfertigkeit. — Blick auf den Ural. — Gewaltige Strombreite. — Ein tisches Mitternachtsgemälde. — Insectenleben. — Blick auf Obdorsk. — Ankunft.

Kaum hatte ich mich einigermassen restaurirt, d. h. von dem erhörten Staube gereinigt und ein paar Bissen gegessen, so türzte ich mich in's Geschäft!" Auf einem jener niedrigen Ge-

fährte, die am besten rittlings benutzt werden und früher auch bei uns einzeln unter dem Namen „Wurstwagen“ vorkamen, ging es, wie stets nach Ankunft in einer grossen Stadt üblich, zunächst nach der Post, dem Telegraphen und dann vor allen Dingen, um Plätze zu belegen, nach dem Comptoir der Dampfschiffe. Dasselbe liegt fast eine deutsche Meile vom Centrum der Stadt entfernt am Tom. Ich lernte dabei die, wie überall in Sibirien, nichts weniger als einladenden Vorstädte kennen, mit ihren verfallenen oder im Verfall begriffenen Holzhäusern, den Kehricht- und Gemüllhaufen und freute mich über das trockene Wetter, denn bei Regen können diese Strassen wol nur aus morast- und sumpfartigen Kothlachen bestehen.

Das Etablissement der Herren Koltschin und Ignatoff ist weit grossartiger als das, welches dieselben in Tjumén besitzen und zeigt jene musterhafte Ordnung, wie man dieselbe leider nur zu selten in Sibirien findet. Ein Reihe stattlicher, hölzerner, einstöckiger Packhäuser dienen zur Aufnahme der per Karavane ankommenden Güter, hauptsächlich Thee von Kiachta, und es herrschte ein geschäftiges Leben und Treiben von Fuhrwerken, Arbeitern u. s. w.

In die Stadt zurückgekehrt, warteten andere dringende Besorgungen, wie z. B. der Ankauf von Provisionen aller Art (Thee, Kaffee, Zucker, Wein, Reis, Mehl etc.); es wurde daher fast 11 Uhr (Abends), ehe ich Alles besorgt hatte. So war es mir leider nicht möglich gewesen, dem Herrn Gouverneur für die vielen Beweise freundlicher Fürsorge unseren Dank abzustatten. Diese verschiedenen Streifzüge hatten mich mit dem grösseren Theile der Stadt bekannt gemacht und den gleich beim Einfahren gewonnenen guten Eindruck nur erhöht. In der That imponirt Tomsk unter allen von uns gesehenen Städten Sibiriens am meisten. Seine Hauptstrassen, mit vielen steinernen Häusern, deren z. Th. elegante mit Spiegelscheiben und Firmenschildern versehene Läden, der ausgedehnte, steinerne, europäische Kaufhof (Gostinoi-Dwor), die grossen Kirchen, Regierungs- und anderen öffentlichen Gebäude (darunter ein Theater), geben einen ordentlich grossstädtischen Anstrich. Die z. Th. sehr abschüssigen Strassen sind ungepflastert, aber theilweis ähnlich wie in Amerika, mit aus Bohlen verfertigten Bürgersteigen versehen. Nächst Irkutsk, der bevölkertsten Stadt Sibiriens (32,789 Einw., Schwanebach), ist Tomsk jedenfalls die bedeutendste. Die Einwohnerschaft wurde mir sehr verschieden, von 22,000—30,000

angegeben, da genaue Daten, aus Mangel an richtiger Zählung, überhaupt fehlen (Schwanebach nennt 25,605) und weil Tomsk, wie mir ein Kaufmann sagte, „unzählbares Gesindel, weggelaufene Verbrecher etc.“ beherbergt.

Das soll freilich die Sicherheit nicht erhöhen, aber dies ist ja so häufig das Schicksal grosser Bevölkerungscentren und als solches muss Tomsk für Sibirien jedenfalls gelten. Namentlich in Bezug auf Handel, in welchem es vielleicht Irkutzk übertrifft, denn hier ist der grosse Sammelpunkt aller von Irbit kommenden europäischen Waaren und des Kiachtahandels, namentlich Thee. Jedenfalls wird die Stadt, von der schon der alte Gmelin*) (1734) sehr richtig sagt: „wenn irgend eine Stadt in Sibirien zu der Handlung bequem liegt, so ist es Tomsk“, bei weiterer Entwickelung des Seeweges bedeutend gewinnen. Sehr wichtig für dieselbe ist auch, dass durch Kais. Ukas die „Sibirische Universität“**) hier ihren Sitz haben wird. So scheint Tomsk eine rechte Zukunftsstadt Sibiriens und dazu berufen sich zur eigentlichen Hauptstadt empor zu arbeiten.

Tomsk wurde 1617 gegründet und liegt unter 56. 29. 18. 4

---

*) Vergl. I. p. 308—313 u. 314. Hier über die ungemeine Faulheit und Liederlichkeit der Bewohner. „Ein Kerl der 4 Kopeken im Vermögen hat, verthut 2 davon mit Dirnen, anderthalb versäuft er und einen halben gibt er für Essen.“ Und Pallas 2. 2 p. 657—659. „Nie habe ich einen Ort gesehen, wo das Laster der Völlerey so allgemein und in so hohem Grade im Schwunge gehen sollte als Tomsk,“ das war aber 1771!

**) Der Plan zu einer solchen stammt schon aus dem Jahre 1803, und zwar in Folge eines grossmüthigen Geschenkes des Fürsten Demidoff, welcher 100,000 R. hergab. Aber erst 1856 wurde die hochwichtige Angelegenheit aufs Neue angeregt, um erst 20 Jahre später, Dank den energischen Bemühungen des General-Gouverneurs v. Kasnakoff, die kaiserl. Bestätigung zu erhalten. Doch ging der Wunsch des Generals, Omsk als Sitz zu wählen, nicht durch, weil zahlreiche Petitionen aus Sibirien und die kais. Commission in Petersburg einstimmig Tomsk als grösstes Centrum Sibiriens bezeichneten. Das Grundcapital der Demidoff'schen Schenkung ist inzwischen auf 150,000 R. angewachsen und ausserdem brachten verschiedene reiche Leute im Gouvernement Tomsk an 300,000 R. zusammen. (Vergl. Russ. Revue 1878 p. 582). Ganz besonders war es aber wiederum der um Sibirien so hochverdiente Herr Alexander Michailowitsch Sibiriakoff (der auch unsere Expedition in erster Linie unterstützte), welcher in grossmüthiger Liberalität 100,000 R. beisteuerte, „zur Anschaffung von Lehrmitteln für ein physikalisches und naturhistorisches Cabinet“ und mit dem Wunsche, „dass die Universität die Berichte über die betreffenden Sammlungen in einer Petersburger und einer sibirischen Zeitung veröffentlichen möge“.

n. Br. und 84. 57. 8 östl. L. v. Greenw. (Fritsche), 150 M. (Graf Waldburg) hoch ü. d. M.

Das Hôtel Europa strebte diesem Grossstadtsziele nicht nur zu, sondern hatte dasselbe bereits erreicht, wenigstens hinsichtlich der Preise, denn 25 Kop. für eine Tasse Kaffee, 1 R. 20 K. für ein sehr mässiges Essen, 2 R. für ein schmutziges Zimmer u. s. w. schien bereits jenem Standpunkte angepasst. Aber, wie ich später hörte, besitzt Tomsk andere bessere Hôtels.

Gegen Mitternacht brachen wir mit unseren 54 Gepäckstücken nach dem Dampfer auf, der sich wirklich präcis 3 Uhr in Bewegung setzte. Da ich in dreimal 24 Stunden nur 7 Stunden Schlaf genossen hatte, begab ich mich zunächst zur Ruhe. Als ich gegen 10 Uhr wieder auf Deck kam, dampften wir bereits auf dem Ob, der ein ziemlich grossartiges, obwol monotones Bild bietet. Die ausgedehnte imposante Wasserfläche, durch Ueberschwemmung gehoben, wird beiderseits von jetzt niedrigen Ufern eingefasst, die mit undurchdringlichen Dickichten, grösstentheils aus Weiden und Pappeln, bestanden und weiterhin mit Fichten und Kiefern gemischt sind, bis sie endlich ganz von unabsehbaren Wäldern eingerahmt erscheint. Diese grünen Koulissen-Wälder erhalten durch die gemischten Bestände von Laub- und Nadelholz (Fichten und Lärchen), welche bald geschlossen für sich, bald als ein Gemisch verschiedener Baumarten auftreten, einige Abwechselung. Ebenso nicht selten durch meist dicht und lebhaft mit Laubholz, hübschen Birken und Weiden, begrünte Inseln, so dass im Ganzen die Obfahrt, obwol immer einförmig, doch nicht geradezu langweilig genannt werden kann, und sich z. B. weit interessanter als die untere Donau gestaltet. Der Strom vermag es in Bezug auf Wassermasse und Ausdehnung sehr wol mit dem Letzteren aufzunehmen. Zuweilen ist die Wasserfläche so weit ausgebreitet, dass dem Auge die begrenzenden Wälder ganz klein, wie die Buchsbaumeinfassung eines Blumenbeetes, erscheint, anderemale fährt man durch enge Wasserstrassen, die oft ein Labyrinth bilden, aus welchen der Blick keinen Ausweg findet. Und diese ruhigeren Nebenarme sind es, welche die Dampfer vorzugsweis gern aufsuchen, einmal weil sie z. Th. die Fahrt abkürzen und dann wegen ihres ruhigeren Fahrwassers. Denn wie uns der Capitain versicherte, thürmt der Strom oft so hohe Wellen auf, dass sie über Deck schlagen und zuweilen die Feuer auszulöschen drohen. Auf Veranlassung von Herrn Ignatoff ist übrigens durch

die Kapitäne seiner Dampfer der Fluss genau aufgenommen und in einer Karte von grösstem Maassstabe niedergelegt worden, so dass die Strecke Tomsk-Tjumén jedenfalls zu den am besten bekannten des ganzen Stromgebietes zählt.

Die Einführung von Dampfschiffen*) in Sibirien ist übrigens dem Kaufmann Mjasnikoff zu verdanken, der schon 1838 beim Finanzminister um ein Privilegium zur Errichtung von Dampfern auf dem Ob, Irtisch und Baikalsee petitionirte. Da die betreffenden Generalgouverneure sich gegen das Project erklärten, so verzögerte sich die Sache bis zum Jahre 1844, wo der erste Dampfer „Nicolaj“ (52 Pferdekraft) im Dorfe Grudinsk, Kreis Irkutzk, erbaut wurde und den Baikalsee befuhr. In demselben Jahre regte es sich auch in Westsibirien und zwar liess Mjasnikoff 2 Dampfer (je zu 30 Pferdekraft) im Dorfe Reschetnikowa 10 Werst von Tjumén erbauen, die ihre Maschinen aus Petersburg und Nishnej-Tagilsk erhielten. Als der genannte Begründer der sibirischen Dampfschiffahrt bald darauf sein Privilegium an den Kaufmann Poklewsky verkaufte, fügte derselbe einen weiteren Dampfer von 50 Pferdekraft hinzu, der die Fahrt zwischen Tjumén und Tomsk eröffnete. 1861 wurde der Ob und seine Nebenflüsse bereits von 20 Dampfern befahren, da inzwischen unser Freund Ignatoff, Tjufin u. A. als Rheder hinzugekommen waren. Jetzt besitzt dieses Flusssystem bereits eine respectable Flotte von 34 Dampfern,**) mit zusammen 2655 Pferdekraft, von denen Kolt-

---

*) Vergl. auch Nicolaus Latkin: „Die Dampfschifffahrt in Sibirien“ (Peterm Geogr. Mitth. 1868 p. 64), der übrigens irrthümlich Poklewsky als Gründer derselben angiebt.

**) Nach den mir von Herrn Wardropper gewordenen Mittheilungen waren es bis voriges Jahr (1877) folgende und folgenden Rhedern gehörig: Koltschin & Ignatoff Tjumén: Kosakowsky (120 Pferdekr.), Beljetschenko (120), Reutern (120), Kruschoff (80), Ignatoff (80), Kapitanoff (60), Fortuna (35); Tjufin, Tjumén: Delphin (150), Sibiriak d. h. Sibirier (120); Tjuménetz d. h. Tjuméner (100), Almas d. h. Diamant (80), Jorsch d. h. Kaulbars (60), Belgiitz (30); Titschkoff, Tomsk: Irtisch (100), Dmitri (80), Waldemár (25); Actiken, Tara: Arjol d. h. Adler (120), Tara (100); Longinoff & Co., Tjumén: Sarja d. h. Morgenröthe (140), Lutsch d. h. Lichtstrahl (80), Svesda d. h. Stern (60), Luna d. h. Mond (25); Hatemsky, Tomsk: Osnowa d. h. Grundlage (60), Jermak (120); Plotnikoff, Tobolsk: Toboljak d. h. Toboler (80), Nicolai (60), Smorodinikoff, Tobolsk: Alexander (60), Wasilii (60); Korniloff, Tobolsk: Sojus d. h. Bündniss (100), Stepan (60); Esajeff, Tomsk: Georgia (40); Smolin, Tomsk: Kurganitz d. h. Kurganer (15); Kolmakoff, Tomsk: Jalutorowsk (15). — Dies genaue Verzeichniss wird übrigens zeigen, dass bis jetzt kein Dampfer

schin und Ignatoff 7 mit [illegible] Pferdekraft, Tjutin, ebenfalls in Tjumen, 6 mit [illegible] Pferdekraft besitzen, also die bedeutendsten Rhedereifirmen bilden.

Wie der „[illegible]", auf welchem wir uns befanden, sind sämmtliche Dampfer Räderdampfer von durchaus solider Bauart und dabei höchst anständiger, comfortabler, wenn auch nicht luxuriöser Einrichtung. Die erste Kajüte befindet sich, im Gegensatz zu unseren Dampfern, auf dem Vorderdeck, hat einen hübsch eingerichteten Decksalon, der als Spiel- oder Rauchzimmer benutzt wird; ausserdem im Raum gesondert eine Herren- und Damenkajüte, sowie eine Anzahl für 2 oder mehrere Personen eingerichteter Kabinen. Die zweite Kajüte befindet sich unter dem Hinterdeck, welches selbst von einem hölzernen Dache überdeckt und seitlich mit Schutzwänden aus Leinwand versehen, für die dritte Klasse zum Aufenthalt dient, deren Passagiere sich hier auf 2 Reihen Bänken oder dem Fussboden so gut wie möglich einrichten. Jedenfalls sind sie besser untergebracht, als auf dem offenen Deck der meisten Wolgadampfer, wo wir später (im October) die Leute nicht wenig bedauerten, die, in ihre Pelze gehüllt oder unter Decken versteckt, Tag und Nacht schneidenden Winde und heftigen Schneeschauern ausgesetzt waren. Dass sich die Deckpassagiere selbst verpflegen, darf bei den geringen Bedürfnissen dieser Klasse nicht verwundern. Sie führen ihre eigenen Vorräthe mit sich und neben dem unvermeidlichen Theewasser kommt für sie höchstens Schnaps in Betracht. Letzterer darf aber nur in beschränkter Weise ausgeschenkt werden, so dass allen Ausschreitungen vorgebeugt ist. Die Getränke werden nämlich von Koltschin und Ignatoff angeschafft und — Dampfschiffsrhedereien bei uns können sich ein Beispiel daran nehmen — zum Selbstkostenpreise abgegeben. Die Küche ist in der Hand eines tüchtigen Restaurateurs, der keine Pacht zu zahlen, sich dafür aber nach der vorgeschriebenen Taxe zu richten hat. Die Verpflegung ist daher billiger als in einem Hôtel und kann sich, wie die ganze Einrichtung, in jeder Hinsicht der auf unseren besten Flussdampfern zur Seite stellen. Zur Vergleichung mögen einige Preisangaben folgen. Auf einem Ob-

---

von 300 Pferdekr. den Ob befährt, wie Wiggins irrthümlich angiebt (Geogr. Magazin vol. IV. No. III. 1877 p. 59). — Zum Vergleich mag bemerkt sein, dass auf dem Jenissei bis 1877 nur 4 Dampfer, von zusammen 170 Pferdekraft, gehen, wozu 1878 noch der durch die Firma L. Knoop in Moskau hinausgesandte D. Moskau kam (Geogr. Blätter I. p. 9).

dampfer kostete eine Flasche gutes Bier 25—30 K. (in Moskau 20—30 K.), eine Flasche Lafitte (aus Moskau bezogen) 2 R. 50 K. (in Moskau 1 R. 80 K.), 1/2 Flasche Selters (ebenfalls aus Moskau) 30 K. (in Moskau 20 K.), Kaffee 20 K. (in Moskau und Petersburg 60, in Tobolsk 50, in Kasan 40), Thee 40 (Moskau und Petersburg 60, Kasan 30, Tobolsk 60), 4 Eier 10 K. (in Moskau und Tobolsk 20 K.), ein Beefsteak 40 K. (in Kasan 50, in Tobolsk 60 K.), Kalbsbraten 30, 1 Haselhuhn 35, 1 Omelette 50 K., ein Diner 1 R. 50 K. (dasselbe wie in Moskau und Kasan). Freilich sind die Lebensmittel in Sibirien unverhältnissmässig billiger als in europäisch Russland. Die Dampfer der Firma Koltschin & Ignatoff sind übrigens die einzigen, welche einen regelmässigen Passagierdienst zwischen Tjumén und Tomsk unterhalten. Von jeder dieser Endstationen wird (von ungefähr dem 17. Mai bis 1. October) wöchentlich ein Dampfer expedirt, der die 2677 Werst lange Strecke (etwa 382 Meilen) je nach dem Wasserstande in 6 bis 8 Tagen zurücklegt. Zwischen Tomsk und Samarowa giebt es 5 Hauptstationen*) (Kolpaschowa, Narym, Timsk, Alexandrova und Surgut), ausserdem wird ca. viermal angehalten, um Brennholz einzunehmen, was je 1 1/2 bis 2 Stunden Aufenthalt verursacht. Der Passagepreis von Tjumén bis Tomsk beträgt für die erste Klasse 22, für die zweite 14, für die dritte (Deck) 6 Rubel, selbstredend excl. Beköstigung. Die Fracht für Güter schwankt von 20 bis 60 Kop. für das Pud, und steigt nur selten bis 80 Kopeken. Doch werden im Frühjahr zuweilen auch Güter von Irbit bis Tomsk zu 60 Kopeken verladen.

Ausser der genannten Verkehrslinie werden bis jetzt auf dem Ob und seinen Nebenflüssen, wenigstens zeitweis, folgende Strecken befahren. Unmittelbar nach Aufgang des Eises, meist mit 30. April oder 1. Mai, findet bei Hochwasser eine einmalige Verbindung mit Irbit statt, wohin 10—12 Dampfer von Tjumén meist in 2 1/2 Tagen hinaufgehen (400 Werst), um die hier auf der grossen Wintermesse erhandelten Waaren nach Tomsk zu bringen. Zu gleichem Zwecke werden ebenfalls im Frühjahr 5 Dampfer auf dem Irtisch bis Semipalátinsk, 2 nach Barnaul, 2 kleinere auf dem Tobol bis Jalutorowsk expedirt, ausserdem versucht noch ein Boot im Sommer bis Semipalátinsk vorzudringen, während ein weiteres in derselben Jahreszeit

*) Es ist wol nur ein Druckfehler, wenn Albin Kohn (Sibirien p. 32) die Dampfer von Tjumén nach Tomsk auch „Berezowo" (Bercosoff) passiren lässt, was bekanntlich über 500 Werst weiter stromabwärts liegt.

(Juli) bis Barnaul geht, um hier die Goldkaravane nach Tjumén zu führen. Im Frühjahr (Mai bis Juni) gehen 2 Dampfer, mit 4 Barschen mit Waaren von Irbit und Salz, den Tschulym, einen rechten Nebenfluss des Ob, bis zur Stadt Atschinsk (c. 1200 Werst) hinauf. Dieser Fluss, welcher sich östlich etwa in der Höhe von Krasnojarsk ziemlich der Wasserscheide des Jenisseï nähert, verspricht, mittelst eines Canals, die Wasserverbindung zwischen beiden Strömen zu ermöglichen, ein Project, welches nicht allein ausführbar scheint, sondern hoffentlich auch ausgeführt werden wird. Herr Ignatoff selbst hat demselben seine Aufmerksamkeit zugewandt und der Erforschung des Tschulym nicht mindere Aufmerksamkeit gewidmet und persönliche Opfer gebracht, als der Recognoscirung des Irtisch bis über den Saissan-See hinaus. Nach seiner und Wardropper's Ansicht sind die vielen theilweis gesunkenen und das Fahrwasser versperrenden Baumstämme ein bedeutendes Hinderniss der Schifffahrt; eine Säuberung des Flusses würde daher vor Allem noth thun. Im vorigen Jahre (1877) ist der weiter nördlich fliessende Ket*) regierungsseitig untersucht worden und soll sich als sehr empfehlenswerth zur Anlage einer Canalverbindung mit dem Jenisseï erwiesen haben. Dass die Ausführung eines solchen Projects von colossaler Wichtigkeit werden müsste, unterliegt keinem Zweifel, würde sich doch allein die Fracht für die Kiste Thee um 5 Rubel billiger stellen.

*) Dieser Weg scheint vor mehr als einem Jahrhundert sehr bekannt gewesen zu sein, denn Gmelin sagt bei Beschreibung des Jahrmarkts von Jenisséisk (1739 Reise III. p. 252): „Andere Russische und Tatarische Kaufleute kommen (Anfang August) von Tobolsk zu Wasser durch den Irtisch, Ob und Ket über das Land Makovskoi, so zwischen den Flüssen Ket und Jenisseï ist.“ Und wie ausgezeichnet die damaligen Wasserstrassen gegenüber den heutigen gewesen sein müssen, erhellt aus einer anderen Stelle desselben Reisenden (p. 253): „Die aus Tobolsk kommen, dürfen sich nicht verspäten, weil sie gemeiniglich nach Jakutzk gehen. Sie verhandeln ihre Fahrzeuge auf denen sie aus Tobolsk kamen, an die Kaufleute, so dahin zu reisen gedenken und erhandeln oder ertauschen die Irkutzkischen Fahrzeuge“. — Die Kais. Academie sandte 1877 unter der Führung des Baron B. A. Aminow eine Expedition zur genauen Untersuchung des Ket um die Möglichkeit einer gesicherten Wasserstrasse nachzuweisen, welche Herr Sibiriakoff grossmüthig mit 7000 R. unterstützte. — Ueber die Möglichkeit einer Canalverbindung zwischen Ob und Jenisseï erstattete Kapitän-Lieutenant Sidenser ausführlich Bericht („Istvestja der K. geogr. Gesellsch. vom 25. October 1878 und Geogr. Blätter 1. p. 109). — Nach Castrén bestand in alten Zeiten mittelst des Tym und Sym eine Verbindung der genannten Ströme.

Ausser dem geschilderten regelmässigen Verkehr zwischen Tjumén und Tomsk sollte 1877 ein ähnlicher zwischen Tobolsk und Omsk eingerichtet werden, den man später 760 Werst weiter bis Semipalátinsk auszudehnen hoffte. Ausserdem hatte Herr Ignatoff die Absicht, einen eigenen, sehr flach gehenden Dampfer für den Tobol erbauen zu lassen, der über Jalutorowsk hinaus bis Kurgan gehen sollte; ich vermag indess nicht zu sagen, ob diese Projecte zur Ausführung gelangten.

Auf die Wichtigkeit der Dampfschiffe für den Fischhandel, werde ich noch zurückzukommen haben.

Um das Bild eines Obdampfers auch in Bezug auf den Dienst und die Bemannung zu vervollständigen, mag noch bemerkt sein, dass die Kapitäne gebildete Leute sind, denen erfahrene, mit dem Fahrwasser und seinen saisonalen Veränderungen durchaus vertraute, Uferbewohner als Lootsen zur Seite stehen. Ein Dampfer von der Grösse des „Beljetschenko" (120 Pferdekraft), dessen Herstellungskosten, beiläufig bemerkt, 80,000 R. betragen, hat ausser dem Kapitän als Bemannung an Bord: einen zweiten Kapitän, 2 Lootsen, 4 Assistenten (Steuerleute), 10 Matrosen; für die Maschine sind thätig: ein erster Maschinist, 4 Maschinisten, 6 Feuerleute, 4 Arbeiter für Holz. Die Küche beschäftigt einen ersten Koch, 3 Hilfsköche, 3—4 Stewards und anderes Hülfspersonal. Die Kapitäne sind wie die ersten Maschinisten meist dauernd engagirt uud erhalten 1500 resp. 1200 Rubel jährlich. Matrosen erhalten 14, Feuerleute 16, der erste Koch 60—70 Rubel monatlich. Die Kost ist bei diesen Gagen nicht einbegriffen, doch muss der Restaurateur die Officiere monatlich für 10 Rubel, die Mannschaft für täglich 12—15 Kopeken beköstigen. Lootsen erhalten 600—800 Rubel für die Saison. Als Feuerungsmaterial für die Dampfer des Ob wird bis jetzt 1877 (wie auf der Wolga) ausschliessend Holz verwendet. Noch ist Ueberfluss an solchem vorhanden, obschon an manchen Stellen, namentlich in Folge der häufigen und verheerenden Waldbrände, bereits die Abnahme merklich gespürt wird. Wie ich aber bereits erwähnte sind, für den Fall gänzlichen Mangels, in nicht allzuweiter Ferne mächtige Steinkohlenlager vorhanden um reichlich Ersatz zu bieten. Der Preis des Holzes (meist Kiefern und Lärchen) stellt sich gespalten und am Ufer aufgesetzt im Durchschnitt auf 1 Rubel 60 Kopeken pro Kubikfaden (Saschén) = 9,7126 cbm.; der Verbrauch für einen Dampfer von 120 Pferdekraft beträgt 35, für einen von 80 täglich 20 Saschén. Für Ein-

laden des Holzes auf den Dampfer, welches mittelst Tragbahren geschieht und womit sich sowol Eingeborne als namentlich auch die Besatzungsmannschaften der Deportirten-Schlepper beschäftigen, wird für den Kopf an jeder Ladestelle 25 K. vergütet, ein Verdienst, an dem sich selbst die Matrosen betheiligen dürfen.

Der „Beljetschenko" nahm bis Samarowa im Ganzen 4 Mal Holz ein und wir erhielten dadurch Gelegenheit eine bis 2 Stunden ans Land zu gehen. Es entwickelte sich hier in der Regel ein reges Leben und Treiben, nicht nur wegen der Träger, die das in mächtige Scheite zerspaltene Holz auf Tragbahren an Bord schleppten, sondern auch wegen der vielen Verkäufer, welche sich einzustellen pflegten. Sie kommen z. Th. vom entgegengesetzten Ufer herüber, in kleinen aus Pappelstämmen verfertigten Canos, welche der oder die Rudernde (denn auch Frauen sind hierin sehr geschickt) knieend benutzt, und bringen Brot, darunter namentlich die beliebten, flachen, ringförmigen Kulatschen, Eier, Butter, süsse und saure Milch, frische und gesalzene Fische zum Verkauf. Es entsteht daher bald ein lebhafter Handel mit den Deckreisenden und der Mannschaft, welche auf diese Weise sich sehr billig beköstigen können. Natürlich nur nach endlosem Feilschen, denn für etwa $1^1/_2$ Fuss lange Störe wurden 20 Kopeken verlangt, was für hier sehr theuer ist.

Für uns war es ganz besonders angenehm, dass wir bei dieser Gelegenheit Eingeborne kennen lernten, die freilich keine günstige Meinung zu erwecken vermochten. Nie hatte ich bisher, mit Ausnahme von Indianern in Californien und Küsten-Lappen in Norwegen, armseligeres Volk gesehen, als diese sogenannten Ostiaken, welche nach Castrén*) echte Samojeden sind. Durch die um den Hals getragenen Kreuze documentirten sie sich freilich als Christen, aber die unverkennbaren Spuren von Trunksucht und Syphilis zeigten, dass sie durch das Christenthum nicht höhere Gesittung erlangt hatten.

Ihre kleine Gestalt, die hervorspringenden Backenknochen, die kleinen, dunklen Augen, die stumpfe Nase, die grossen breiten Lippen und das lange, schwarze aber schlichte Haar, gaben ihnen ein mon-

*) Dieser berühmte Sprachforscher fand am Ob, zuerst im Dorfe Toropkowa 6 Samojeden vom Stamme Jewschi, später grössere Niederlassungen bei Surgut, am Tym, Narym bis Tschulym herab und schätzt die Gesammtzahl der am Ob lebenden, irrthümlich von Klaproth u. A. für Ostiaken gehaltenen, Samojeden auf ca. 4000 (vergl. Reiseerinnerungen p. 118, 127, 140, 149, 165, 168). — Ihre jetzige Lebensweise wird (p. 187) ausführlich geschildert.



N. d. N. v. O. Finsch — gez. v. M. Hoffmann

Lager russificirter Eingeborner (Mittlerer Ob.)

golisches Gepräge. Doch zeigte sich schon hier die grosse Verschiedenheit in den Gesichtszügen, wie sie uns später allenthalben bemerkbar wurde, selbst in Betreff der Hautfarbe, welche im Allgemeinen bräunlichen Teint zeigte, bei Einigen aber ebenso hell als bei Russen war. Die Männer trugen sich ganz wie die Letzteren, nur dass sie meist in äusserst abgetragonen und zerlumpten Kleidern steckten. Die Weiber waren mit einem buntfarbigen, hemdenartigen Gewande bekleidet und hatten um das verwilderte Haar ein Tuch gebunden. Auffallend war ein altes, gräulich hässliches Weib, durch die blaue Tätowirung, welche sich in baumzweigförmiger Zeichnung über die Backe bis zum Mundwinkel erstreckte (ähnlich wie die Tungusin auf Taf. IX. in Middendorf's Sibir. Reise). Die Weiber nähten (hier noch mit Faden aus Garn) an solchen Gewändern oder hefteten Streifen von Eichhornfellen zusammen; andere waren beschäftigt in der primitivesten Weise Brot zu backen. Es wurde nämlich Roggenmehl mit heissem Wasser und etwas Salz zu einem Teige geknetet, dieser rund um einen Stock geklebt und so in der glühenden Asche gebacken oder geröstet. Die eigenthümlichen, kegelförmigen Zelte aus Birkenrinde (Tschum) trifft man hier noch nicht. Die Leute hausten in armseligen, unterirdischen Höhlenwohnungen oder unter Zelten*) von einfachster Construction. Dieselben bestanden nur aus einem schrägen Schutzdache aus Birkenrinde über Stangen, unter dem ein Mückenzelt aus Kattun ausgebreitet hing, in welchem die Familie auf Renthierfellen schläft. Mit der allgemeinen Armseligkeit des Lagers harmonirte die äusserst geringe Ausstattung der Habseligkeiten. Sie bestanden in etlichen Renthierfellen, einem Sacke mit Mehl, einem eisernen Kochkessel, einem Theekessel, einigen hölzernen flachen Mulden und verschiedenen runden Gefässen aus Birkenrinde für Wasser und Esswaaren. Unter all diesem Plunder war noch nichts Originelles, welches den Ethnographen hätte reizen können und von Tauschartikeln konnte vollends nicht die Rede sein. Ich erwähne dies, weil eine Stelle (p. 31) in Albin Kohn's „Sibirien" zu dem Glauben veranlasst, als könnte man schon auf der Strecke Tomsk-Tjumén „für ein altes Baumwollenhemd einige Edelmarder oder Füchse eintauschen" und

---

*) Castrén giebt über das Leben und die durch sogenannte Civilisation entstandene sittliche und materielle Verkommenheit der Ostiaken am Ob zahlreiche Notizen (z. B. p. 107, 111, 112, 114 u. s. w.).

ich füge hinzu, dass die Ostiaken am mittleren Ob den Werth des Geldes und der Tauschgegenstände sehr wol kennen. — Da die Leute eben nichts Anderes anzubieten hatten, so offerirten sie uns zu einem Rubel das Stück ihre wolfshundeartigen Köter, welche übrigens recht hübsch waren und uns sehr gefielen.

Ausserdem erfreute eine Hauskatze und ein junger, noch fast im Dunenkleide steckender, Seeadler (Haliaëtus albicilla), wie dies meine nach der Natur entworfene Abbildung zeigt, welche ein Lager solcher russificirter Eingebornen veranschaulicht. Wir begegneten ihnen übrigens zuerst bei Novo-Timskoje, einem kleinen russischen Flecken am rechten Ufer, unweit der Einmündung des Tim, im Uebrigen nur noch ein zweites Mal. Die Gegend zwischen Tomsk und Samarowa ist also kein günstiges Feld zum Studium der Ostiaken, da dieselben hier schon halb oder ganz russificirt sind. Schilderungen von Reisenden, welche sie nur auf dieser Strecke kennen lernten, haben offenbar so manche irrthümliche Ansichten verbreiten helfen.

Ausser Timskoje, passirten wir nur (7 Stunden abwärts Tomsk) ein grösseres Dorf am linken Ufer, wol Kolpaschowa, und sahen Narym, eine kleine Stadt (mit c. 2000 Einw., an der Einmündung des Ket) am rechten Ufer von Weitem inmitten der Ueberschwemmung liegen, während uns Surgut (mit c. 1000 Einw.) gar nicht sichtbar wurde. Diese drei Plätze sind überhaupt die einzigen grösseren auf einer Flussstrecke von 1547 W. (221 d. M.!).

Die zahlreichen Häute von Ren- und Elen, wol mehrere Hundert, welche der Dampfer hier einnahm (erstere kosten 1, letztere 3 R. das Stück), zeigten, dass dieselben für den Handel immerhin ihre Bedeutung zu haben scheinen. Ausserdem bemerkte man hie und da am Ufer hölzerne Gerüste zum Trocknen von Fischen, als Beweis, dass dieses Gewerbe mit unter die Hauptnahrungsquellen der Bewohner zählt.

Von Leben auf dem Strome war übrigens keine Rede; wir begegneten auf der ganzen fast viertägigen Reise nur 2 stromauf gehenden Dampfern. Bei der Einförmigkeit und Einsamkeit der Landschaft erwartet man natürlich durch die Erscheinungen der Thierwelt entschädigt zu werden, sieht sich aber in dieser Beziehung arg getäuscht. Die Thierarmuth dieses mächtigen Stroms ist überraschend und an manchen Stellen herrscht geradezu Grabesstille. Zwar sind, oft zahlreiche, Entenschwärme keineswegs selten, aber sie halten sich meist so entfernt, dass die Arten unerkennbar bleiben.

Nur einmal sah ich Schwäne. So bleiben die meist vereinzelten Möven (Larus affinis) und Seeschwalben die einzigen Begleiter des Schiffes. Von Kleingevögel lässt sich hauptsächlich die weisse Bachstelze (Motacilla alba) sehen, der Kuckuck hie und da hören, aber überall wo es die Ufer, welche nur rechts an ein paar Stellen die Ueberschwemmung ansehnlich überragen, irgend gestatten, finden sich, oft nach vielen Hunderten zählende Colonien der Minirschwalbe (Hirundo riparia), welche fast als die zahlreichste und häufigste Vogelgestalt der Obufer gelten darf. Wir hatten dieses nahezu cosmopolitische Vögelchen allenthalben auf unserer Reise getroffen, so vor fast 2 Monaten am Ala-Kul, wo sie damals schon eifrig zu Neste trugen. Hier waren sie jetzt ebenfalls damit beschäftigt, aber freilich befanden wir uns mehr als 13 Breitengrade nördlicher und die Zunahme des Tageslichtes zeigte zur Genüge, dass wir dem arctischen Kreise zustrebten. Diese Lichtzunahme hatte sich in den letzten paar Tagen überraschend schnell vollzogen. Noch am 1. Juli war es vor Tomsk, etwa unterm 56. Breitengrade um Mitternacht noch so dämmrig, dass man wol schreiben, aber die Buchstaben nicht unterscheiden konnte, schon am 2., kaum mehr als drei Breitengrade nördlicher war um dieselbe Zeit die feinste Schrift lesbar und am 3., wiederum vielleicht 3 Breitengrade mehr nach Norden, musste man in der Cajüte die Fenster verhängen um künstliche Dunkelheit zu erzielen. Um 12 Uhr Nachts war noch ein breiter Streif Sonnenlicht sichtbar, der die Wolken vergoldete.

Das Leben an Bord liess, was Küche und Keller, sowie sonstige Bequemlichkeiten anbelangte, nichts zu wünschen übrig und wenn bei der persönlichen Freiheit, welche hier jeder beansprucht gemeinschaftliche Essstunden nicht wol einzuführen sind, da die meisten der Herrschaften erst gegen Mittag auf Deck erschienen, so konnte uns dies nur recht sein. Das Reisepublicum der ersten Classe unterschied sich überhaupt in nichts von dem, wie man es anderwärts findet. Auch auf dem Ob gab es patente Stutzer mit mächtig goldenen Berloques, Pinçe-nez und schillernden seidenen Cravatten, die je nach dem augenblicklichen Stande des Wetters bald hohe Cylinder, bald Wachstafft-Mützen trugen, und coquettirende Damen, nur dass die letzteren ebenfalls ihre Papieros rauchten und mit den ersteren durch langdauernde Whistpartien die Stunden kürzten. Ein Herr in Uniform erregte nicht desshalb, sondern aus dem Grunde Interesse weil er seinen 7jährigen Sohn auf die Schule brachte, und

zwar — von Wladiwostok am Amur nach St. Petersburg. Er war seit dem 5. Mai, also 2 Monate unterwegs und sein Urlaub gestattete ihm nur sich 14 Tage in der Hauptstadt aufzuhalten, um dann sogleich die an 10,000 Werst betragende Rückreise anzutreten. — Das ist Sibirien! —

Unter den Passagieren 3. Classe, deren Leben ich stets mit neuem Vergnügen betrachtete, weil soviele derselben zeigten, wie wenig eigentlich der Mensch bedarf, um zu leben und glücklich und zufrieden zu sein, erregte besonders ein Pole mein Interesse. Nicht allein weil er, nach 12jähriger Entwöhnung, sich mit sichtlichem Eifer bemühte sich in deutsch zu verständigen, sondern auch weil er mir treuherzig in schlichten Worten seine Lebensgeschichte erzählte. Da sie die eines Deportirten, „Unglücklichen" wie man in Sibirien sagt, ist, glaube ich sie nicht vorenthalten zu dürfen, besonders weil ich so oft um das Schicksal solcher befragt wurde, und keinen Grund habe an der Erzählung des Mannes zu zweifeln. Dieser brave Pole war seines Zeichens Seifensieder, kannte Deutschland von seiner Gesellenwanderschaft und würde ohne Zweifel in seiner Vaterstadt Warschau ein behagliches Dasein geführt haben, wäre nicht die Revolution von 1863 dazwischen getreten. Begeistert für die nationale Sache wie so Viele, und überzeugt von deren Erfolge liess er sich als politischer Agent gebrauchen um wichtige Nachrichten nach Paris zu befördern. Aber schon in Wien fand sich der kaum Zwanzigjährige, sammt seinen im Stiefel verborgenen Briefschaften, entdeckt und nach 13monaticher Untersuchungshaft auf dem Wege „für Lebenslang" nach Sibirien. Die Reise ging damals bis Tobolsk per Wagen, von hier, mit 20pfündigen Ketten beschwert, zu Fuss bis Nértschinsk weiter, wo er, im Verein mit 250 Schicksalsgefährten, nach 6monatlicher Wanderung von durchschnittlich täglich siebenstündigem Marsche anlangte. Während seine wohlhabenden und hochgestellten Collegen, die Anstifter der unheilvollen Bewegung, hier bald ihrer Ketten entledigt im Hause des Commandanten gastliche Aufnahme fanden, zu Thee- und Ballgesellschaften eingeladen wurden, hatte er mit den übrigen mittellosen Leidensgenossen täglich 13 Stunden in den Bergwerken zu arbeiten, um zu zwei Mann drei Kubikellen der gefrorenen Erde auszuschachten. Als Beköstigung wurden Jedem pro Tag 3 Pfund Brot und ein Pfund Fleisch verabreicht, welches sie sich selbst zu kochen hatten; doch verschaffte ihnen der Einfluss ihrer vornehmen

Mitverurtheilten wenigstens Sonntags einige andere Genüsse. Ein mitleidiger Schmied liess sich überdies bereit finden gegen ein Honorar von 12 K. die 20pfündigen Ketten, bei nächtlicher Weile, abzuschlagen und gegen nur 12pfündige zu vertauschen. Nach zweijähriger Zwangsarbeit in Nértschinsk wurden ihm wegen seines guten Verhaltens die Ketten abgenommen. Man begnadigte ihn zu leichterer Arbeit in einem Salzbergwerke und nach weiteren 2 Jahren zur Ansiedelung. Da sein Gewerbe, die Seifensiederei, in Sibirien keinen günstigen Boden hat, weil der Verbrauch an Seife im Ganzen nur schwach ist, in dem kleinen Dorfe, welches ihm als Aufenthaltsort angewiesen war, aber gar nicht in Betracht kam, so bequemte er sich zu einer niederen Stufe und wurde Lichtzieher. Aber auch dieses Geschäft lohnte nicht und so trat er, mit Bewilligung des Beamten, in einem grossen Dorfe in der Nähe von Kansk bei einem Krämer in Dienst. Der sichere Verdienst von 20 Rubel monatlich erlaubte ihm zu heirathen und zwar wählte er, nur seiner Neigung folgend, ein Bauernmädchen aus, für dortige Verhältnisse, wohlhabendem Hause. Der über die Mesalliance empörte Herr Schwiegervater unterstützte das junge Ehepaar indess wenig, denn die ganze Mitgift seiner Tochter bestand nur in ein paar alten Töpfen und anderem werthlosen Plunder. Unser Mann liess sich aber keineswegs abschrecken, sondern etablirte mit seinem kleinen Ersparniss flugs ein eigenes Geschäft. Dasselbe liess sich sehr schön an. Alle Bauern bemühten sich dem neuen Laden durch ihre Kundschaft unter die Arme zu greifen und sein Thee, Zucker, die Stiefeln und andere Kurzwaaren fanden reichlich Käufer. Nur ein übler Umstand war dabei, die meisten liessen anschreiben um nie zu bezahlen und als der gewissenhafte Kaufmann einst die Bilanz zog, fand sich, dass von den 600 Rubeln mit welchen das Geschäft eingerichtet worden war, nur höchstens 190 noch als sicher zählten. Als die Kunde von dem Gnadenakte des edelmüthigen Kaisers Alexanders II. auch bis in das entlegene Dorf am Jenisseï drang, erwachte das nur gewaltsam unterdrückte Gefühl für die Heimath auch in diesem Polen und er beschloss, koste es auch sein Letztes, dieselbe wieder zu erreichen um seine inzwischen alt gewordenen Eltern in Warschau noch wiederzusehen. So verkaufte er denn sein Haus für 30 Rubel und seine 5 Kühe und machte sich mit Frau und Kindern, drei niedlichen Mädchen von 3 bis 6 Jahren, in die Heimath auf. Zwar blieb ihm nur wenig Reisegeld, aber der Mann wusste, dass man in Sibirien

billig, sehr billig reisen kann. Bis Krasnojarsk brachten ihn seine eigenen beiden Pferde, die hier verkauft wurden. Von dort bis Tomsk hatte die Reise 10 R., von dort bis Tjumén 18 R. gekostet, für die Weiterreise nach Perm war ein mitreisender Tatar für 25 R. gewonnen worden und hier hoffte der Pole von seinen Eltern 40 R. vorzufinden. So waren die Baarauslagen äusserst geringfügige, denn für Zehrung brauchten die Leutchen so gut als nichts auszugeben. Die mächtigen Laibe Brot, die Speckseiten und Butter waren noch eigener Ertrag, der voraussichtlich bis Perm und weiter ausreichte und im Uebrigen brauchten die genügsamen Menschen so gut als nichts. Trotzdem es diesem Polen in Sibirien, wenigstens in den letzten Jahren, nicht schlecht ergangen war, sehnte sich der Mann, wie die meisten seiner Landsleute denen wir begegneten, das Land zu verlassen. Nicht lediglich aus Liebe zur Heimath, von deren ganz veränderten Verhältnissen er für sich keine goldene Zukunft versprechen konnte, sondern hauptsächlich weil selbst diesem bescheidenen Manne, von doch nur geringem Bildungsgrade, Sibirien als geistiges Grab entsetzlich geworden war. Wie begierig war er nicht über die seit 12 Jahren entstandenen gewaltigen Veränderungen und Umwälzungen Etwas zu erfahren, und wie dankbar zeigte er sich, dass ich mich öfter mit ihm unterhielt. So sehr er der Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft des Sibiriers alles Lob angedeihen liess, so sehr wusste er anderseits die Unwissenheit, Rohheit und den Aberglauben zu schildern. Als Beleg für Letzteren erzählte er mir, dass ein Bauer der im Begriff war auf die Jagd zu reiten, desshalb umkehrte, weil er (der Pole) zufällig vor ihm über den Weg gegangen war, welches jener für ein unglückverheissendes Omen hielt, sich aber mit der Umkehr nicht begnügte, sondern soweit ging das Gewehr auf den vermeintlichen Unglücksvorboten anzulegen.

Nicht weil ich den Mann entschädigen wollte, oder weil er nur je eine derartige Andeutung machte, sondern weil ich ihn liebgewonnen hatte freute es mich ihm einige kleine Gefälligkeiten erweisen zu können und es würde mich noch mehr freuen, wenn sich seine Wünsche in der Heimath erfüllt haben sollten. Waren sie doch bescheiden: der Mann verlangte ja nichts als Arbeit zu finden! Freilich konnte er nicht direct in die Arme seiner Eltern reisen, sondern musste sich erst in Kiew stellen, um hier definitiv die Erlaubniss nach Warschau reisen zu dürfen zu erwirken.

Wie der Name des Schiffes, „Beljetschenko“, zu Ehren des

Chef's des Deportirtenwesens benannt, daran erinnerte, dass wir uns auf der grossen Wasserstrasse jener unfreiwilligen Reisenden befanden, so wurden auch diejenigen denen dies nicht bekannt war daran gemahnt durch das schwarze Ungethüm, welches der Dampfer im Schlepptau führte. Es war eins jener mächtigen Fahrzeuge, von welchen die Firma Koltschin und Ignatoff, mit Unterstützung der Regierung, drei erbauen liess und die in erster Linie für die Ueberführung der Deportirten von Tjumén bis Tomsk dienen. Während diese „Verschickten" wie sie zuweilen in Sibirien heissen früher grösstentheils in Westsibirien blieben, werden sie jetzt meist Ostsibirien zugeführt. Schwere, zu Zwangsarbeit verurtheilte, Verbrecher kommen, ausser nach Nértschinsk in Transbaikalien, zum Theil sogar nach Sachalin in die Kohlenbergwerke. Da jährlich 11—12000 Deportirte Tjumén passiren, um von hier aus zu Schiff nach Tomsk transportirt zu werden, so machte sich die Einrichtung besonderer Schleppfahrzeuge nothwendig. Diese sogenannten „Arrestantenbarschen", seit 1872 in Dienst gestellt, sind 250 Fuss lange Fahrzeuge mit nur 3 Fuss Tiefgang und kosten je 30,000 Rubel. Sie erhalten durch die mit Drahtgittern erhöhte käfigartige Riegelung ein eigenthümliches, ungewohntes Ansehen und wie wir auf der Reise nach Tjumén die kleinen Käfigwagen für Deportirte anfänglich für Geflügeltransportwagen hielten, so machte sich auch bei diesen grossen Schiffen der Eindruck einer colossalen Voliére geltend. Das ganze Schiff ist seinem Zweck entsprechend im Gefängnissstyl eingerichtet. Wie der Raum ist auch das gitterumrahmte Verdeck in Zellen eingetheilt, und dient den Gefangenen täglich für gewisse Stunden als Aufenthalt, um frische Luft zu geniessen. Ausser den nöthigen Küchen- und Wascheinrichtungen giebt es ein Lazareth und eine Apotheke an Bord. Die 25 bis 40 Soldaten zählende Bewachung steht unter dem Befehl eines Lieutenants, der während des Sommers die wenig angenehme Beschäftigung hat, beständig von Tjumén nach Tomsk und wieder zurückzufahren. Die Gefangenen selbst sind im gewissen Sinne einer Reisegesellschaft auf gemeinschaftliche Kosten zu vergleichen, wenigstens insofern, als sie die ihnen für den Kopf täglich von der Regierung bewilligten 15 Kopeken zusammenschiessen und ihre Verpflegung darnach en gros einkaufen lassen, wobei sie sich Angesichts der billigen Preise der Lebensmittel nicht schlecht stehen.

Bei der grossen Anzahl der „Verschickten", für welche die Regierung pro Kopf 6½ Rubel Passage zahlt konnte sich nicht

allein gleichzeitig ein regelmässiger Passagierdienst, sondern auch ein lebhafter Frachtverkehr entwickeln. Die leer zurückkehrenden Barschen laden nämlich Frachten, unter denen der, von Kiachta über Irkutsk nach Tomsk gelangte, Thee einen Hauptartikel bildet, denn die Ignatoff'schen Dampfer fahren in der Saison allein an 80,000 Kisten à 3 Pud an.

Unser Schlepper hatte ausser Gütern auch Holz zum Heizen des Dampfers geladen, und wurde einmal längsseit gelegt um dieses einzunehmen.

Vor Samarowo wird die Landschaft lieblicher, weniger wegen der Gegend an und für sich, als in Folge des zunehmenden Lebens derselben. Lachende grüne, mit Vieh belebte, Wiesen wurden häufiger, sogar die Dörfer mehrten sich. Wir passirten in kurzen Abständen drei derselben, von denen das eine sogar ein niedliches Kirchlein aufzuweisen hatte. Auch der Strom entwickelte sich stattlicher und so breit, dass wir es nicht bemerkten als uns bereits die braunen Wellen des Irtisch trugen. Die Täuschung wurde dadurch vollständig, dass ins Wasser geworfene Holzstückchen mit uns, d. h. scheinbar stromab trieben, obwol wir doch stromauf gingen. Aber es war die gewaltige Wassermasse des überfluthenden Ob der die des Irtisch zurückdrängte und so diese auffallende Erscheinung hervorbrachte. Gegen 7 $1/2$ Uhr dampften wir unter dem hohen, mit üppigem Urwald bedeckten, rechten Steilufer des Irtisch und legten eine halbe Stunde später bei einem Häuschen mit ein paar Ambaren (Schoppen) an, der Station Samarowo, welche etwa 25 Werst oberhalb der Vereinigung des Irtisch mit dem Ob liegt.

Sie war für uns zugleich das Ende der Dampferfahrt (1547 W.), die uns leider nur 3 Tage und 16 Stunden mit fast entwöhnten und daher um so mehr geschätzten Bequemlichkeiten erfreut und gekräftigt hatte. Wir verdankten dieselben z. Th. dem freundlichen Capitän Alexander Pawlowitsch Rossoschnik, der bald darauf nach Tobolsk weiter dampfte.

Ich hatte mir in Bezug auf das Weiterkommen von Samarowo aus mancherlei Sorgen gemacht, denn hier hört jeder geregelte Verkehr stromabwärts auf und es war noch die grosse Frage, ob wir ein passendes Fahrzeug würden miethen oder kaufen können. Man denke sich daher unsere Ueberraschung als, kaum an's Land getreten, ein zu unserem Empfange herbeigeeilter Sassjedatjelj oder Bezirks-

vorsteher die freudige Nachricht brachte: dass Alles zur Weiterreise bereit sei!

In der That hatte man in einem Dorfe, dessen Namen wir früher kaum kannten, für welches wir auch jetzt keinerlei Empfehlungen besassen, in einer Weise gesorgt, die ich mir selbst auf weiteren Reisen, sowie allen Collegen, überall wünschen möchte. Der edelmüthige Förderer unseres Unternehmens war keine hochgestellte Persönlichkeit, auch kein sogenannter reicher Mann, sondern wie er sich selbst unterzeichnet, ein schlichter „Rjasanscher Bauer", Wassili Trofimowitsch Semzow mit Namen. Seit 25 Jahren in dem kleinen Dorfe am Irtisch ansässig, hat er sich durch Fleiss und Sparsamkeit zu einem, für hiesige Verhältnisse begüterten und einflussreichen Mann emporgearbeitet, dessen seltene Erfahrungen, namentlich in Bezug auf die Fischereien, auf welche ich später zurückzukommen* habe, mir sehr nützlich wurden. Dieser Bauer nun hatte, in voller Würdigung der Wichtigkeit derartiger Forschungsreisen und in seinem Eifer der Wissenschaft zu dienen, woran sich manche reichen Leute bei uns ein Beispiel nehmen könnten, längst vor unserer Ankunft für uns gesorgt.

„Im vergangenen April erfuhr ich," so schreibt er an Herrn Poljakoff, „dass in diesem Mai die Bremen'sche Expedition durch das Dorf Ssamarowskoje nach Obdorsk gehen solle. Den gewaltigen Nutzen einer solchen Arbeit einsehend und anerkennend, baute ich, da ich weiss, dass man aus Ssamarowskoje nur zu Boot nach Obdorsk gelangen kann, vom Wunsch geleitet, nach Kräften die Expedition zu erleichtern, ein gedecktes, achtruderiges Boot für dieselbe, um es Herrn Dr. Finsch persönlich zur Disposition zu stellen."

War diese Absicht nun auch nicht zur Ausführung gelangt, sondern hatte Herr Semzow, das wirklich treffliche Boot, welches wir später kennen lernten, aus berechtigtem und patriotischen Gefühle und „als Russe dem Russen gegenüber" seinem vor uns (am 2. Juli) eingetroffenen Landsmann, dem im Auftrage der Kaiserl. Akademie reisenden Herrn Poljakoff überlassen, so konnten wir ihm immerhin nicht dankbar*) genug sein. Denn durch seine Vorsorge

---

*) Auf meinen Vorschlag wurde Herr Semzow von der Geographischen Gesellschaft in Bremen in voller Würdigung seiner Verdienste um die Expedition zum Ehrenmitgliede ernannt.

standen zwei andere verdeckte Boote (Lotken) bereit, die für unsere Zwecke vollständig genügten; sonst würde es wol schwer geworden sein, andere zu erhalten. Herr Semzow überliess uns diese Fahrzeuge bedingungslos und ohne Entgelt, und als ich, in meiner Eigenschaft als verantwortlicher Leiter, einen Contract zu machen wünschte um für den immerhin möglichen Verlust der Boote eine Entschädigungssumme festzusetzen, meinte er lachend: nitschäwó! (das ist nichts!) machen Sie mit den Booten was Sie wollen, sollten sie verloren gehen, so ist es mein Schaden! nitschäwó!"

Wir hatten den etliche Werst betragenden Weg vom Landungsplatze bis zum Dorfe zu Fuss zurückgelegt, dabei die herrlich, grossentheils mit Arven, bewaldeten Querschluchten des Hochufers kennen gelernt und zugleich das erste Streifenhörnchen (Tamias) gesehen. Diese Aussichten waren so verführerisch, dass sich Dr. Brehm sogleich nach der Ankunft zu einem kleinen Jagdausfluge entschloss, während ich die Vorbereitungen zur Weiterreise anordnete.

Samarowo*) (Ssamarowskoje) ist ein freundlicher Ort und zählt etwa 400 Einwohner (Russen), die sich von Viehzucht und Fischfang ernähren; auch wird einiger Handel getrieben. Die ziemlich planlos hingebauten, meist hübschen Holzhäuser, bilden z. Th. sehr winkelige Gassen, die mit erhöhten, aus dicken Planken bestehenden Seitenstiegen versehen sind. Sie erwiesen sich selbst jetzt bei trockenem Wetter als sehr nützlich, mögen aber bei Regen geradezu unentbehrlich sein, denn jedenfalls ist dann der Zustand der Dorfstrassen ein unergründlicher.

Wir wurden in das Haus eines der ersten Dorfbewohner eingeladen und wenn ich anführe, dass dasselbe bei den enorm billigen Holzpreisen, also hauptsächlich wol an Arbeitslohn, 4000 R. gekostet hatte, so kann man sich denken, wie gross und stattlich es war. Die, wie gewöhnlich in Sibirien, ungemein geräumigen Zimmer zeigten eine fast luxuriöse Möblirung und ausser dem üblichen Wandschmuck an vergoldeten Heiligen eine Menge anderer eingerahmter Bilder, darunter Kaiser Alexander, Friedrich Wilhelm IV., Napoleon III., Abdul Mejid und Abbildungen tropischer Pflanzen, jedenfalls aus einem botanischen Werke, wie die lateinischen Unterschriften andeuteten.

*) Nach Pallas (Sujew) 1637 durch hierher gebrachte Bewohner des Kasanschen Gouvernements gegründet.

Selbstredend wurde uns Thee und ein Imbiss servirt, ja der freundliche Wirth liess noch einen Vorrath frisches Brot in die Lotka schaffen. Wenn dafür auch eine angebotene Entschädigung gleichsam als Beleidigung gilt, so sehen es, wie ich hier und später erfuhr, die Leute doch gern, wenn man eine Kleinigkeit für geweihte Kerzen opfert, die dann gewissenhaft vor den Heiligen angezündet werden, um Reiseglück von ihnen zu erflehen.

Bald kam der gute Iwan und meldete, dass Alles „gatóff", d. h. fertig sei, und so konnten wir denn (6. Juli, früh 3 Uhr) schon nach nur 8stündigem Aufenthalt, begleitet von den Segenswünschen Semzow's, unseres Wirthes und anderer freundlicher Dorfbewohner, die Weiterreise antreten. Das Dorf macht sich vom Flusse aus recht nett mit seinen stattlichen Holzhäusern, einer Kapelle und der hübschen Kirche, welche wie überall in Sibirien durch das grüne Dach ein besonders freundliches Ansehen gewinnt. Hinter dem Orte bilden die schräg abfallenden Steilufer, deren Kamm mit Wald bedeckt ist, einen um so angenehmeren Abschluss, als sie in regelmässigen, eingezäunten Beeten das ungewohnte Bild fleissiger Menschen vor Augen führen. Es sind freilich keine Weinberge, sondern nur Kartoffelanpflanzungen, denn wir haben mit Samarowo die Zone des Getreidebaues verlassen. Unmittelbar am Wasser erheben sich roh aus Balken zusammengefügte Vierecke, deren Decke aus hohen Heuschobern besteht. Es sind Viehställe, aber jetzt leer, da die Ueberschwemmung in viele derselben eingedrungen ist.

Trotz der frühen Stunde ist die Sonne schon im Aufgehen und bewirkt in dem kalten Morgennebel, welcher das Wasser wie in Dampf hüllt, Luftspiegelungen, welche die ohnehin schwierig zu erkennenden Flussverhältnisse vollends verwirren. Ob wir noch im Irtisch oder schon im Ob sind, bleibt unklar! Eine hohe Uferwand vor uns zur Rechten kann möglicher Weise schon die des letzteren Stromes, das sogenannte „Tomsk'sche Vorgebirge" sein, aber vielleicht auch nur Wiederspiegelung der hinter uns liegenden hohen Irtischwand, da zwischen beiden Erhebungen die Luft unbestimmt flimmert und zittert. Links dehnt sich die Ueberschwemmung aus, unterbrochen von Inseln und Röhrichten. Ins Wasser geworfene Holzstücken schwimmen rückwärts, es scheint also, dass wir stromauf gehen. Aber wie der Steurer erklärt befinden wir uns weder auf dem Irtisch noch Ob, sondern in einem beide Flüsse verbindenden Arme, dessen Wasser von dem des Ob fast zurückgedrängt

wird. Endlich haben wir die breite braune Wasserfläche des Ob erreicht, aber wiederum führt uns Fata morgana verwirrende Gaukelbilder vor, die uns, in zwar deutlichen aber flimmernden Umrissen, ein Dorf vorzaubert. Erst um $7^1/_2$ Uhr erreichen wir dasselbe, um hier das erste Mal die Ruderer zu wechseln, die wie auf dem Lande „Jemtschik", d. h. Kutscher genannt werden. Kraft unserer Empfehlungen konnten wir solche fordern, denn die ohnehin schwachbevölkerten Uferdörfer sind nur verpflichtet die Post zu befördern. Sie geht während des Sommers regelmässig alle 14 Tage nur bis Bereosoff hinab, aber nicht bis Obdorsk. Doch erhält der dort stationirte Sassjedatjelj (Kreisassessor) die für ihn ankommenden Briefschaften durch einen besonderen Boten, der dann wol auch Privatbriefe mit befördert. Bei dem bedeutend lebhafteren Winterverkehr geht eine wöchentliche Post bis Bereosoff und es werden dann auch, soweit es die beschränkte Zahl der Pferde zulässt, zu denen vor Bereosoff noch Hunde und Renthiere kommen, auch Reisende zu den üblichen Sätzen befördert. Die Strasse führt dann grossentheils auf dem Eis des Ob.

Für die Ruderer besteht eine feste Taxe, die für zwei Mann pro Werst 3 Kop. beträgt, aber die Leute nehmen es nicht so genau und scheinen namentlich wenig an Trinkgelder gewöhnt, denn sie zeigten sich allemal sehr erfreut, besonders die Eingeborenen weiter stromabwärts, welche wiederholt einen Fisch als Gegengabe offerirten. In Folge der Ueberschwemmung, welche manche Krümmungen des Stromes abkürzte, hatte ich bis Bereosoff für 537 W. (77 d. M.) zu bezahlen, zu welcher Strecke wir 3 Tage und 11 Stunden brauchten. Es war also verhältnissmässig sehr rasch und fast mit einem Drittel der Geschwindigkeit eines Obdampfers gegangen. Wir hatten 25 Stationen*) anzulegen, die in der Regel 15—20, aber

---

*) Es waren folgende: 1. links Belo-Gore, russ. Kirchdorf, 35 Werst; 2. l. Troitz(-kaja), russ. K.-D., 20 W.; 3. l. Bogdaschkansk (Bogdaschinskaja), wenige Häuser, 15 W.; 4. l. Jelisarowo(skaja), gr. russ. K.-D., 55 Häuser, 35 W.; 5. l. Suchorowo(skaja), gr. russ. K.-D., 200 Einw., 30 W.; 6. rechts Suchorowskija Jurty, etliche ostiakische Hütten, 13 W.; 7. r. Woron(i), 4 bis 5 ostiakische Sommerhütten, 15 W.; 8. r. Sosnowa (Sesnowskija-Jurty), desgl., 15 W.; 9. r. Karimkar (Karimskaja), desgl., 15 W.; 10. r. Leiimtschi(nskaja [Leüt-schinsk, Leuttschin] Leüschinsky-Jurty), 7 bis 8 ostiakische Blockhäuser, 20 W.; 11. r. Malo-Atlim, r. K.-D., 15 W.; 12, r. Bolschoi-Atlim(sk), 10—12 ostiakische Winterhütten, 20 W.; 13. r. Kloster (Monastir) Kondinski, gr. r. K.-D., 20 Häuser, 45 W.;

auch bis 45 W. von einander entfernt liegen. Wie die Aufzählung nachweist, sind nur 8 von Russen bewohnte Dörfer (davon 6 mit Kirche) darunter, die übrigen Stationen meist unbedeutende, z. Th. armselige, ostiakische Tschum- und Fischerplätze, die nur im Sommer bewohnt sind, da sich die Ostiaken im Winter auf das linke Ufer ziehen und hier dann in besonderen Winterhütten (simowje) wohnen. Die Namen, welche mit „kar" endigen, deuten, nach Pallas, solche Plätze an, wo die Ostiaken vor oder während der Eroberung Sibiriens feste Plätze besassen z. B. Karimkar. Unter den angeführten Stationen werden No. 2, 5, 9, 11, 12, 13, 16, 18 und 22 schon 1771 von Sujew erwähnt, bestehen also schon über 100 Jahr. Troitz (No. 2) war damals ein nur von Ostiaken bewohnter Ort, die also seitdem bereits weit zurückgedrängt wurden. Belo-Gore oder Bjelogorje, wie diese erste Station heisst, zeichnete sich durch Taufabrikation aus, die in sehr ursprünglicher Weise auf der das Dorf umgebenden grünen Wiese betrieben wurde. Nach Poljakoff liegt der wenige Häuser zählende Ort auf einer vom Strome angespülten Insel, an deren rechten Seite jetzt der Hauptstrom des Ob vorbeigeht, während er früher an der linken floss, als Beweis wie sehr sich der Lauf des Stromes mit der Zeit verändert. Jenseits der mächtigen, wol mehrere Werst breiten Wasserfläche, erhob sich das hohe, waldbedeckte Steilufer, von den Anwohnern die „Ob-Berge" genannt, welches ununterbrochen den Strom an seiner rechten Seite eindämmt. Unter den ersten 5 von Russen bewohnten Stationen am linken flachen Ufer ist das Kirchdorf (Sselo) Suchorowskaja mit etwa 30 Häusern und c. 200 Einw. (darunter 70 Steuerpflichtige), wol das grösste. Wir langten hier gegen 7½ Uhr Abends an und wurden von einem Bezirkschef (Sassjedatjelj) begrüsst, der unsere Ankunft bereits seit einigen Tagen erwartete. Wir hatten in Samarowa von

---

14. r. Nisam(skaja) (Mosanskaja), russ. Fischerplatz, etliche ostiakische Hütten, 15 W.; 15. r. Aljoschinsk(aja, Leschinskaja), desgl., 10 W.; 16. r. Scharkal(skaja, Scherkali, Schorkar), r. K.-D., 20 W.; 17. r. Kolowat, 5 elende Fischerhütten, 20 W.; 18. l. Tschematschewo(skaja), einige ostiakische Blockhäuser, 23 W.; 19. l. Narimsk (Narimskaja, Naringa, Narikowskaja), 5 bis 6 ostiakische Winterhütten, 15 W.; 20. l. Arnimskaja (Arinskaja, Areninsk), desgl., 15 W.; 21. l. Nisamskaja (Nisä), desgl., 15 W.; 22. l. Novija (Nowij-Jurty, Naigakar), 5 bis 6 Winterhäuser, Poststat., 27 W.; 23. l. Nerimowskaja (Nerimowoje, Nerimowo), 3 bis 4 ostiak. Blockhäuser, 27 W.; 24. l. Scheitanskaja (Scheitanski-Jurty), etl. ost. Sommerhütten; 25. Bereósoff (Berjosow, Beresow, Berosof), Kreisstadt.

den uns vorausgegangenen Expeditionen gehört und hier das Vergnügen eine derselbe einzuholen. Schon von Weitem fiel uns eine grünangestrichene, offenbar ganz neue Lotka auf, die sich beim Näherkommen als die ursprünglich uns zugedachte, von Herrn Poljakoff „W. Semzow" getaufte, erwies.

Bald trafen wir den uns bereits von Petersburg vom Franzel vulgo „blauen Esel" her bekannten Besitzer, Herrn Iwan Ssemeonowitsch Poljakoff, der eben beschäftigt war eine Gruppe Ostiaken, darunter als Weiber verkleidete Männer, photographisch aufnehmen zu lassen, uns aber bald willkommen hiess.

Da bei dem hohen Wasserstande die Fischerei noch nicht betrieben wurde, so beschäftigte sich H. Poljakoff, dessen Hauptaufgabe die Untersuchung der Fischfauna bildete, einstweilen mit Land und Leuten. „Doch gehe ich den Meeresfischen entgegen, schreibt er unterm 30. Juni, die von der Obmündung den Fluss heraufkommend ohne Zweifel bereits Obdorsk passirt haben und sich Beresowsk nähern (!)." Er schien also schon hier sehr genau über die Zugverhältnisse (aber wol nur auf Grund Pallas'scher Angaben) unterrichtet, obschon ihm, wie er selbst schreibt, die Arten noch nicht aus eigener Anschauung bekannt waren.

Durch den Beamten wurden wir im stattlichen Hause des ersten Kaufmanns Herrn Protopopoff eingeführt und hier nicht allein bewirthet, sondern auch mit Gesangs- und Tanzvorstellungen regalirt. Der Hauswirth, seine zahlreichen Nichten, ja selbst der Sassjedatjelj trugen in Solo oder Chor Kirchenlieder vor, vermochten damit aber für uns nicht das Interesse zu erwecken als ein herbeigeholter ostiakischer Barde, der seiner 8seitigen Davidsharfe (ostiak. Chotang, gleich Schwan, wie das russ. Lebed) bessere Weisen entlockte, als wir dies von Kirghisen gehört hatten. Unter den Tanzaufführungen war eine ebenfalls für uns neu. Sie schien die Birkhahnbalze zum Motiv zu haben, wenigstens erinnerte die züchtigen Blickes umhertrippelnde Schöne und ihr sie bald stürmisch umkreisender, bald mit sanfter Stimme umtänzelnder Galan, auffallend an jene Liebesspiele! Auch die uns schon bekannten Kosakentänze (vergl. p. 282) wurden mit Eifer und Begeisterung executirt, wobei Iwan Ssemeonowitsch alle Anderen aus dem Felde schlug. Und das verwunderte uns nicht; denn als Sohn eines burjätischen Kosaken (wenn ich recht berichtet wurde) in Transbaikalien auf-

gewachsen, war er noch nicht alt genug um jene Tänze und die Lust dazu bereits verloren zu haben.

Wie in allen diesen Dörfern nördlich von Samarowa, wird kein Landbau mehr getrieben, da die angestellten Versuche missglückten. Doch gedeihen Kartoffeln, rothe Rüben, Gurken und Aehnliches.

Die aus Balken errichteten Viehställe, wie ich dieselben schon bei Samarowa beschrieben, die mit hohen Heuhaufen bedeckt, sich schon von Weitem bemerkbar machen, zeugen von den reichen Heuschlägen, welche der Viehzucht zu Gute kommen. In der That sieht mau hier noch allenthalben Rindvieh, grosse, unseren Marschenschafen ähnliche Schafe, hier in Suchorowskaja sogar noch Schweine. Doch nähren sich die Bewohner hauptsächlich von dem Ertrage der Fischerei. Wegen Letzterer werden hauptsächlich eine Menge recht hübscher Pferde gehalten, die wir jetzt öfters auf den grünen Inseln antrafen. Sie treiben sich hier, gleichsam halbwild, weidend umher, da es im Sommer keine Arbeit für sie giebt, haben aber im Winter desto mehr mit dem Transport gefrorener Fische nach Tobolsk zu thun. Ausser mit Fischen handeln die Bewohner mit Pelzwerk und Zirbelnüssen. Wie mir Herr Protopopoff sagte, werden hier jährlich 100—200 Zobelbälge angebracht (das Stück schlechteste Sorte 5—6, mittlere 10, beste 15 R. im Verkauf); ausserdem c. 300 Elenhäute (à 5—6 R.). Leider war es, wie ich gleich hier einschalten will, nicht möglich auf der ganzen Reise auch nur ein Elchgeweih zu erlangen, da die eingebornen Jäger die Schaufeln als werthlos wegwerfen.

Selbst die Vermittelung des Sassjedatjelj blieb in dieser Beziehung erfolglos, aber durch ihn erhielten wir Milch, Butter, Eier, sogar 2 Lämmer, was uns zunächst mehr freute als Elchschaufeln. Denn es ist nicht immer leicht Lebensmittel zu erlangen und meine Bemühungen in dem vorhergehenden Kirchdorfe Jelisarowskaja (55 Häuser, 130 Einw.) waren vergebliche. Mit Hilfe des freundlichen etwas angeheiterten Popen, dem ich für geweihte Kerzen eine Opfergabe spendete, gelang es mir dort wenigstens, zwei eiserne Bratpfannen zu erwerben, welche unserer Ausrüstung noch fehlten.

Nachdem Herr Poljakoff noch in seiner Lotka eine Flasche Bier und dt. Rothwein zum Besten gegeben hatte, schieden wir als gute Freunde mit „auf baldiges Wiedersehen“ und gingen

(7. Juli 1/2 1 Uhr Nachts) unter dem Zuruf kräftiger Ruderer stromabwärts.

Wir waren bisher meist in mit Birken und Weiden bestandenen überschwemmten Armen des linken Ufers gefahren, in welchen es von Enten wimmelte. Sie blieben aber unerreichbar für unsere Gewehre; doch vermochte ich folgende Arten zu erkennen: Spiess- (Anas acuta), Pfeif- (A. penelope), Krick- (A. crecca), Löffel- (A. clypeata) und Reiherente (A. fuligula). Ausserdem waren Flüge von Brachvögeln (Numenius arcuata) und Kampfhähnen (Machetes pugnax) häufig, ebenso Uferschnepfen (Limosa), Halsbandregenpfeifer (Charadrius hiaticula), einzeln Austernfischer (Haematopus); von Kleingevögel Weidenammer, Wiesenschmätzer (Pratincola rubicola), weisse Bachstelzen, in den Dörfern: Haus- und Feldsperlinge, Haus- und Fensterschwalben und Nebelkrähen. Dohlen hatte ich in Suchorowskaja zuletzt gesehen.

Von dieser Station ab kreuzten wir den gewaltigen, wol eine halbe deutsche Meile breiten Strom und gingen an seinem rechten Ufer weiter. Mit den kleinen ostiakischen Niederlassungen meist nur aus etlichen Blockhäusern bestehend, die russischen fast ganz ähneln, nur dass meist Fenster fehlen, erhielten wir auch deren Bewohner als Ruderer. Sie erwiesen sich als ebenso geübt und ausdauernd wie die bisherigen Russen. Selbst Frauen und Mädchen wissen es den Männern gleich zu thun, und so 2 bis 3 Stunden ununterbrochen in den Riemen zu liegen ist doch thatsächlich keine geringe Anstrengung.

Nachmittags 3 Uhr erreichten wir Malo-Atlim (Klein-Atlim), welches sehr malerisch in einer Senkung des steilen, fast senkrecht abfallenden wol an 100 Fuss hohen rechten Sandufers liegt, umgeben von grünen Wiesen und majestätischen Wäldern. Es zählt vielleicht 18 Häuser die von Russen bewohnt werden; an einem kleinen netten Kirchlein wurde noch gebaut. Neben den Dorfhäusern fehlt es aber auch nicht an wigwamartigen Hütten, von zerlumpten Weibern und Kindern umlagert, welche letztere, bei meiner Annäherung laut schreiend, die Flucht ergreifen. Ich betrachte mir das Innere der z. Th. auf einer viereckigen Balkenunterlage errichteten Hütten, und finde einige schmutzige Weiber mit Kochen beschäftigt. Es ist aber nicht Nahrungsstoff der in grossen Kesseln über dem Feuer broddelt, sondern Material für Haus- und Küchengeräth und Bedachung, nämlich Birkenrinde, die in Tafeln (ostiak. Jurntodi) geschnitten und

zusammengerollt, mit Baumflechten zusammen gekocht wird um sie zur Verarbeitung geschmeidig zu machen.

Während der Zubereitung des Mittagsmahls (heut Lammfleisch und Njelma) machen wir einen kleinen Jagdausflug um weiter mit dem Urwalde bekannt zu werden, dessen jetzt knospende Nadelhölzer mit ihrem würzigen Dufte doppelt einladen. Und schön sind sie, diese herrlichen aus Fichten, Lärchen, Arven, untermischt mit Birken und Weiden, gebildeten Wälder, hier „Urman" genannt, mit ihrer Fülle von Unterholz von verschiedenen Sträuchern, Eberesche, Faulbaum u. s. w. und dem moosbedeckten mit blühenden Heidel- und Preisselbeeren und dem schönen Rubus arcticus abwechselnden Grunde. Aber sie erscheinen sehr schweigsam! Man hört das Blaukehlchen, unseren Weidenlaubvogel, die Wachholderdrossel und die Gesänge des düsteren Laubvogels (Phyllopneuste tristis), des nordischen Laubvogels (Ph. borealis) und unseres Müllerchen's (Sylvia garrula). Ausserdem erlangte ich ein Haselhuhn (Tetrao bonasia), welches von mir aufgescheucht, durch seine Verstellungskünste verrieth, dass ich es beim Neste überrascht hatte, konnte das letztere selbst aber nicht finden. Ebenso wenig glückte es einen der zahlreichen, aber äusserst scheuen Bergfinken (Fringilla montefringilla) zu beschleichen, und vergebens spähte ich nach Hakengimpeln (Corythus), die ich ein paar Stationen vorher angetroffen hatte. Von Säugethieren schoss ich nur ein Streifenhörnchen (Tamias striatus), obschon es an grossem Wilde, Renthier, Füchsen, Wölfen, Bären u. s. w. nicht mangelt. Das Dickicht schien mir auch ganz für den Aufenthalt von Meister Petz angelegt, und so sehr wir nach einer Jagd dieses Gesellen bisher verlangten, so wenig wäre mir, in Rücksicht auf meine Vogelflinte, ein Zusammentreffen mit ihm willkommen gewesen.

Die Jagd in diesen Dickichten ist in der That ebenso ermüdend als anstrengend, denn so sehr der herrliche Wald auch verlockend winkt, sein Inneres beherbergt eine Plage, die ganz entsetzlich werden kann: die der Mücken! Wir hatten sie bereits am Ala-kul, am Nor-Saissan, im Waldgebiet des nordwestlichen Altai kennen gelernt, aber erst hier kam die ganze Wucht nordischer Mosquitos über uns und zwar so schnell als wir Sonnenschein und warmes Wetter erhielten, was bis Samarowa nicht der Fall war. Diese Plage ist unser steter Begleiter gewesen und hat, je weiter wir nach Norden kamen, stetig zugenommen, wie dies Reisende, welche bereits die Tundren Lapplands kennen lernten, erwarten durften. Nur in

der Mitte des Stromes herrscht Linderung, aber sobald man sich dem Ufer nähert und an Land tritt, hat man die Blutsauger über sich, gegen welche nur dicke Lederhandschuhe und Schleier schützen, die freilich nicht bei jeder Arbeit getragen werden können.

In der That muss der Naturgenuss hier theuer erkauft werden, aber er entschädigt sehr oft, namentlich die herrlichen Beleuchtungen des kaum geschiedenen und schon wieder erwachenden Tages. Ein solches Bild hatten wir, obwol noch fast vier Breitengrade vom arctischen Kreise entfernt, an dem Abend des 7. Juli! Es war $10^1/_2$ Uhr und die Sonne eben im Untergehen begriffen. Sie vergoldete die breite Wasserfläche, welche von einem schmalen, jetzt schwarz erscheinenden Streifen Waldes als Einfassung des Horizontes begrenzt wurde, dem brennend-feurig hochgoldige Wolken als Hintergrund dienten. Sie schattirten sich nach oben zu schwächer golden ab; über ihnen schwebte eine violettgraue Wolke, deren unterer Rand hochvergoldet glänzte. Darüber breitete sich der blaugraue Himmel aus, an dem kein Stern sichtbar war. Nach einer halben Stunde (gegen 11 Uhr) war der feurig-goldene Schein verschwunden. Nur unmittelbar über dem schwarzen Waldstreifen schimmerte der Horizont noch goldig. Die violettgraue Wolke war jetzt in eine dunkel aurorafarbene, oberseits violett, unterseits purpurrosa gerandete verwandelt, der übrige Himmel in ein mattes Bleigrau gekleidet.

Dem mehr und mehr erblassenden Goldschein im Westen vermählte sich im Osten ein fahl grünlichblauer. Die Wasserfläche vor uns erschien fast schwarz, unmittelbar längs dem Ufer von einem schmalen silberweissen Bande begrenzt, und auf ihr spiegelten sich der goldige Schein am Horizont, die aurorafarbenen und purpurrosa Wolken, in langen bis zum Schiffe laufenden Streifen wieder. Wiederum nach Verlauf einer halben Stunde waren diese Letzteren verschwunden, dass Wasser erschien schwarz, fing aber an bald sich wieder zauberisch zu färben, wie der Himmel. Schon um Mitternacht zeigte sich, da wo die Sonne aufgeht, ein blassaurorafarbener Schein, während ein fahlgrünlichblauer noch die Stelle andeutete wo sie unterging. Und so wie die unbeschreiblich grossartige Erscheinung des untergehenden Sonnenlichtes allmälig an Glanz und Feuer abnahm, begann sie jetzt umgekehrt sich wieder zu entfalten; schon gegen $2^1/_2$ Uhr war die Sonne im Aufgehen begriffen!

Etwa um jene Zeit (8. Juli) verliessen wir die Station Kloster

Kondinsky, auf welches ich auf der Rückreise noch zurückkommen werde.

Als wir unterhalb des Dorfes bei der Einmündung der kleinen Schorgatzkaja Reka vorbeifuhren fiel mir an seinem rechten Ufer ein grüner Hügel auf, der, ähnlich dem rasenbewachsenen Erdwall einer Fortification, von Menschenhand errichtet schien. Leider erlaubte es die Zeit nicht denselben zu besichtigen.

Vier weitere Stationen welche uns am rechten Ufer hielten, brachten uns stets wiederkehrende Landschaftsbilder und auch in der Thierwelt wenig neues. Der schwarzohrige Milan (Milvus Govinda) welchen Graf Waldburg noch in Malo-Atlim erlegt hatte, war verschwunden, mit ihm die Fensterschwalbe (Chelidon urbica) in Kloster Kondinsky, welche hier erst zu bauen anfing, während wir sie am 27. Mai in Saissan schon zu Neste tragen sahen.

Auch der Strom war ziemlich todt und nur von Sturm- und Lachmöven (Larus canus, ridibundus), weniger von der kleinen Mantelmöve (Larus affinis) belebt. Aber während der Nacht strebten unzählige Flüge Enten, meist Schellenten (Anas clangula), stromabwärts. Hie und da zeigte sich ein einzelner schwerfälliger Seeadler, nur einmal der Kolkrabe, aber das Vogelleben wurde mannigfaltiger und reicher, als wir die mit hohen Weiden besetzten Wiesen bei Tschemaschewskaja und mit ihnen das linke Ufer wieder erreichten. Hier erhielten wir Zwergspechte (Picus minor) und Wachholderdrosseln, mit ihren jetzt flüggen Jungen, den reizenden Zwergammer (Emberiza pusilla), hörten den frohen Ruf des Kuckucks; auch wurden die ersten Vorboten des arctischen Kreises, Seetaucher (Colymbus septentrionalis) bemerkt. Bei den wenigen Holzhäusern, in welchen Russen mit Eingebornen vereint, Fischsalzerei betreiben, siedelten Haus- und Feldsperlinge und die liebliche Rauchschwalbe, welche bei uns nur höchstens im Hause des Reichen vertrieben wird, hier aber überall eine freundliche Heimstätte findet. Auch in Scheitanski-Jurty, der letzten Station vor Berosoff, hatte sie sich in einer Ostiakenhütte ihr Heim gegründet. Da ich später den Besitzer derselben wiedertraf kann ich hier gleich ergänzend einschalten, dass das liebe Schwalbenpaar 5 Junge glücklich ausgebracht hatte und mit denselben am 1. September nach Süden gezogen war. Gewiss ein schöner Beweis für die Thierliebhaberei der Ostiaken! „Aber auch für ihre Schmutzliebe"! wird mancher antworten, der in dieser Beziehung soviel Ungünstiges über sie las.

O! nein! kann ich darauf erwidern, das Innere des kleinen Blockhauses, welches allerdings nur während der Fischereisaison als Wohnung diente, war gar sehr reinlich, sogar gescheuert und damit der gefiederte Hausgenosse keine unliebsamen Folgen hinterlassen konnte, hatte der Jurtenbesitzer vorsorglich ein Brett unter das Nest befestigt. Comme chez nous!

Wir waren von Tschematschewskaja aus in dem unentwirrbaren System schmälerer Nebenarme und Verzweigungen des linken, meist dicht mit Weiden bestandenen Ufers weiter gegangen und hatten durch den Purschim die Sosswa erreicht, ohne dass uns dies recht klar geworden war.

Es überraschte uns daher als wir Nachmittag 2 Uhr (9. Juli) auf grünem hügeligen Ufer, von Wald umrahmt, etliche 20 Häuser, darunter einige grosse, sogar ein weissgetünchtes steinernes mit rothem Dache, und zwei stattliche Kirchen erblickten: Bereósoff (Beresow)! So hatten wir denn die grössere Hälfte des Weges bis Obdorsk hinter uns.

Obwol wir, nicht weit vor der Stadt, ein paar vergebliche Schüsse abgegeben, also Lärm gemacht hatten, erschien der Ort doch wie ausgestorben. Selbst als wir mit unseren Lotken vor den Vorrathshäusern am Strande, unter denen eins die wolbekannte Firma unseres Freundes Semzow trug, anlegten, erschien Niemand zu unserer Begrüssung, was nach den bisherigen Erfahrungen auffallen musste. So wandten wir uns denn ohne das übliche „grosse Gefolge“ den Uferabhang aufwärts nach der Stadt zu, um einen Herrn Nowikoff aufzusuchen, an den wir von Herrn Sidoroff in Petersburg Empfehlungen mitbrachten. Auf dem Wege erregte ein prächtiges Firmenschild unsere Aufmerksamkeit, welches auf blauem Grunde in Goldschrift die Aufschrift „Rheinischer Keller“ vorgaukelte. Ich dachte dabei unwillkürlich nach Bremen und mein Geist weilte in den hehren, altehrwürdigen Räumen des „Stadtweinkellers“. Sahen wir hier nun überhaupt keinen Keller, sondern vielmehr eine gewöhnliche Holzbaracke vor uns, so war immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass sich selbst bis hierher eine Flasche echten Weines verirrt haben könne. Ein Versuch musste also in jedem Falle gemacht werden. Dabei stellte es sich denn heraus, dass der „Rheinische Keller“ eben keinen Grosdnyi vino (Traubenwein) enthielt, sondern nur russischen „vino“ d. h. Schnaps ausserdem jene Mixturen, die hier als Cognac, Xeres, Madeira, Gispanskii Vino

(d. h. Spanische Weine) u. s. w. verkauft werden und in Ermangelung von etwas Besseren auch durch uns Abnahme fanden.

Der Ispravnik, Herr Popoff, war inzwischen zu unserer Begrüssung erschienen und begleitete uns zu Herrn Nowikoff. Wir wurden hier sehr freundlich aufgenommen, uns Tschai (Thee) servirt, aber die gewünschten Auskünfte erhielten wir nicht. Und zwar aus dem einfachen Grunde weil, wie sich im weiteren Verlauf des Gesprächs herausstellte, dieser Herr Nowikoff gar nicht der empfohlene, der abwesend, sondern nur ein Namensvetter war, was indess im Uebrigen dem guten Einvernehmen keinen Eintrag that.

Da Dr. Brehm seinen zu bescheiden veranschlagten Vorrath Rothwein zu verstärken wünschte, ich andere Einkäufe zu machen hatte, so dehnten wir unseren Rundgang aus und lernten dabei im Grossen und Ganzen die Stadt kennen. Aaron Aaronewitsch, ein verbannter, sogenanntes Deutsch sprechender Jude aus Odessa, hatte uns freilich wegen Wein abgerathen, weil wir überhaupt keinen finden würden, was sich ebenso richtig erwies, als seine treffende Bemerkung: „Was wolle Se trinke, Rothwein? Trinke Se Quass!"*) Wir kamen somit fast in alle Läden und in verschiedene Kneipen, an welchen Bereosoff, als Emporium des Schnapshandels**) für die Eingebornen eben keinen Mangel leidet. In einer solchen Giftbude eröffnete sich uns ein minder erquickendes, aber originelles Bild. Diesmal nicht Landschafts- sondern Genremalerei: unsere Jemtschiki, die guten Ostiaken, zum Theil in Begleitung ihrer besseren Hälfte, hatten den ganzen mühseligen Verdienst mehrstündigen, angestrengten Ruderns bereits in Schnaps umgesetzt und befanden sich in einem dementsprechenden Zustande. Um die so oft gelesene Leistungsfähigkeit der Ostiaken aus eigener Anschauung kennen zu lernen und da eigentlich doch wenig zu verschlechtern war, liessen wir weiteren Stoff vorfahren und überzeugten uns nun, dass jene Erzähler die volle Wahrheit gesagt. Das zarte Geschlecht, ich muss es leider gestehen, übertraf das starke noch um ein Beträchtliches, und eine Schöne trank eine Flasche ganz allein aus, mit einer Schnellig-

---

*) Ein durch Fermentation von Schwarzbrot und heissem Wasser bereitetes, säuerliches Getränk, welches fast in jedem russischen Hause fabricirt wird und durch Zusatz von Hopfen oder auch wol Honig, namentlich bei grosser Hitze, äusserst angenehm und kühlend schmeckt.

**) Nach Poljakoff besitzt Bereosoff 5 Branntwein-Depots mit einem jährlichen Umsatze von 50—70,000 R.

keit, die in Erstaunen setzte. Zur Entschuldigung füge ich hinzu, dass der hiesige Schnaps (die Flasche zu 15 Kopeken) allerdings sehr schwach ist und kaum 20 Procent Spiritus, umsomehr aber Fusel enthält. Die Leutchen beobachteten übrigens beim Trinken einen gewissen Comment, der in einem Schwenken des leeren Glases über dem Kopfe, wol einer Art Nagelprobe, und Kreuzschlagen, gipfelte, denn die Ostiaken sind ja „Christen"! Ausserdem bemühten sich die Fröhlichen den gütigen Spendern Rockzipfel und Stiefel zu küssen. Angesichts der Annahme, dass Betrunkene ihr wirkliches Temperament nicht verleugnen, so müssen die Ostiaken harmlos fröhliche Menschen und musterhaft zärtliche Eheleute sein, was ich im Allgemeinen später bestätigt fand. Denn Maria Pawlowna — die Ostiaken hier haben alle christliche Namen — küsste das rothgedunsene Gesicht ihres Iwan Petrowitsch, oder wie er heissen mochte, mit einer Inbrunst, als läge sie das erste Mal an seinem Busen, und er erwiderte diese Liebe nicht minder heiss, kurzum es schien eine wahre Idylle aus der goldnen Schäferzeit. Der Ispravnik meint freilich, dass diese Rührscenen leider am Ende regelmässig in ehelichen Streit mit Keilerei ausarten, aber ich halte das für Verläumdung!? Wie friedlich, wenn auch schwankend, zieht nicht die Schaar, mit einer Reserveflasche versehen, ihren Kähnen zu, da kann wol kein Streit entstehen? Doch was sehe ich? Die zarte Iwanowna, eine junge Frau von kaum 17 Jahren, wirft sich plötzlich zu Boden und vergreift sich an der ihr hülfeleistenden Freundin, da werden sich die Männer wol auch bald drein mengen und der Ispravnik könnte am Ende doch Recht haben!

Da wir auf der Rückreise wieder von den damaligen Theilnehmern der fröhlichen Partie als Ruderer erhielten, so kann ich gleich hier einfügen, dass die Prügelei schon im Keime erstickt worden war: der Ispravnik hatte die ganze Gesellschaft einsperren lassen! Nach vollbrachtem Schlaf ernüchtert, waren sie friedlich nach Haus gefahren, die von mir gespendete Reserveflasche zur Erquickung der Zurückgebliebenen mit ihnen; gewiss ein ehrender Beweis des Worthaltens gegenüber so verführerischen Verlockungen.

Bereósoff (Bereósow, Berjosow, Berezow, Beresoff, Beresowsk, ostiak. Sumywatsch, samojed. Chu-Charn), etwa unter 64° n. Br., ist die einzige Stadt am Ob, nördlich von Samarowa und Sitz der Verwaltung eines Kreises, der sich von Surgut bis zur Nordspitze der Halbinsel Yal-mal über mehr als 11 Breitengrade ausdehnt, aber

auf 10 Qu.-Werst nicht mehr als einen Bewohner zählt. Die Stadt, 1593 gegründet, welche schon vor 100 Jahren an 150 Häuser besass, hat jetzt kaum 50 bis 60 mehr aufzuweisen und zählt kaum 2000 Einwohner (1659 nach Schwanebach). Sie sind durchgehends Russen, meist Abkommen von Kosaken, von welchen ein Kommando hier seinen Sitz hat und zwar Infanterie, da Pferde nur in beschränkter Anzahl gehalten werden. Die Stadt liegt, wie erwähnt, am linken, hohen, aus Sand und Lehm bestehenden Ufer der Sosswa (Hermelinfluss, vom ostiak. Soss = Hermelin), welche etwa 27 W. unterhalb in den kleinen Ob mündet, in einer Höhe von nur 88 F. ü. d. M. (Hofmann; 20 M. Graf Waldburg). Etwa eine Werst unterhalb der Stadt ergiesst sich die kleine Wogulka in die Sosswa. Ein Arm derselben, welcher eine morastige Einsenkung durchfliesst, die zweimal überbrückt ist, theilt die Stadt in eine nördlichere kleinere und eine grössere südliche Hälfte.

In der ersteren steht, hart am Steilufer der Sosswa und an dem hübschen Uferwalde die Kirche zur heiligen Mutter Gottes, als deren Gründer noch heut im Volksmunde Fürst Alexander Menschikow*) gilt, der auch seiner Zeit die schönen Lärchen und Arven rechts gepflanzt haben soll. Die Ruhestätte dieses berühmten Staatsmannes und Feldherrn befindet sich aber nicht hier, sondern nahe der zweiten Kirche, der Kathedrale zur Auferstehung Christi, welche meine zweite Abbildung (Kap. XIV.) links darstellt. Sie ist bei Weitem grösser als die erste, ebenfalls massiv, zeigt aber ein verwahrlostes, reparaturbedürftiges Aeussere. Unter den Kostbarkeiten dieser Kirche befindet sich neben anderen werthvollen Geschenken dieses Fürsten ein goldenes Medaillon, eine Haarlocke enthaltend, welche derselbe bis an sein Ende auf der Brust getragen haben soll. Wir sahen weder diese Reliquie, noch das Grab des Fürsten und das seines einstigen Collegen Graf Heinrich Ostermann, weil keine Spuren derselben mehr vorhanden sind. Doch bezeichnet der Volksmund eine Stelle, wo Menschikow's Tochter, die einstige kaiserliche Braut, ruhen soll. Auf die sterblichen Reste des letztgenannten Ministers stiess Hofmann**) unvermuthet im Jahre 1848. Die „Uralexpedition" suchte damals diese

*) Wie lebhaft, wenn auch abentheuerlich ausgeschmückt, das Andenken desselben noch vor 30 Jahren bei den Bewohnern Bereosoff's fortlebte, geht aus den Erzählungen der Kosaken hervor, welche Castrén (p. 284) mittheilt.

**) Siehe dessen: „Der nördliche Ural und das Küstengebirge Pai-Choi" (Petersburg K. Acad. d. Wiss. 1853) p. 118 (mit Abbildung).

Grabstätte, sowie die Menschikow's durch Colossalkreuze und Einzäunung in pietätsvoller Weise zu erhalten. Jetzt sind auch diese letzten sichtbaren Zeichen des Andenkens an jene grossen Männer verschwunden, die, einst gewaltig und mächtig, hier in der Verbannung starben und die ja auch uns als Landsleute*) angehörten. Für gebildete Menschen muss der gezwungene Aufenthalt in einem Orte wie Bereosoff allerdings entsetzlich sein. Meinte doch der



ärmlich erzogene Jude Aaron Aaronewitsch als ich ihn fragte, wie sie hier lebten: „Wie soll mer lebe? mer lebe, na wie? wie lebendig begrabe!"

Die Strassen sind breit und regelmässig, z. Th. aber auf morastigem Grunde angelegt und daher mit Gangwegen aus Planken

*) Ostermann wurde bekanntlich 1686 in Bochum in Westfalen, als Sohn eines Predigers geboren, 1741 verbannt und starb 1747. — Menschikow (1672 geboren) wurde auf Wunsch Peter des Grossen 1706 vom Kaiser Leopold zum „Deutschen Reichsfürsten" erhoben, 1727 verbannt und starb 1729. — Auch der grösste Feind der Genannten, Fürst Dolgoruky liegt in Bereosoff als Verbannter begraben. — Ueber Menschikow's Leben in der Verbannung, sein angebliches Grab, sowie das seiner Tochter theilt v. Lankenau in: „Das heutige Russland" (II.) Mancherlei mit.

versehen, um das Durchkommen zu ermöglichen. Die meist altersschwachen, z. Th. baufälligen Häuser liegen ziemlich zerstreut. Viele derselben waren jetzt verlassen, ihre Fensterläden geschlossen oder vernagelt, da die Bewohner sich auf der Sommerfischerei befanden. Sie bildet einen Theil des Erwerbes der Bürger, die sowol mit getrockneten als gefrorenen Fischen bis Tobolsk, sowie mit den Eingeborenen Tauschhandel betreiben. Nach den Angaben des Ispravnik werden jährlich für etwa 155,000 R. Fische umgesetzt. Der kleine, sogar mit einer Glasveranda umgebene Bazar, sowie mehrere andere Läden enthalten alle möglichen Erzeugnisse und Produkte. Unter Anderem sah ich hier Sensen mit dem Stempel einer K. K. privilegirten Fabrik in Steyermark! Pelzhandel bildet ebenfalls eine nicht unbedeutende Rolle, scheint aber sehr zurückgegangen. Wenigstens fand ich nicht allein Malitzen, Gusch und andere fertige landesübliche Pelze aus Renthierfell, sondern Pelzwerk überhaupt keineswegs billig. Es wurden verlangt für: Eisfuchs 1 R. 20 K., gewöhnlichen Fuchs in schlechtem Sommerpelze 2., im Winterpelze 4—5 R., Vielfrass 5—5½ R., schlechte, sehr helle Zobel 13—15 R., Renthier 2 R. 50 K. Nur von diesen Thieren sah ich selbst Felle, da jetzt die ungünstigste Zeit für den Pelzhandel und nur wenig auf Lager war. Wie ich bei einem der ersten Aufkäufer erfuhr, denn Leute, welche sich ausschliessend mit Pelzhandel beschäftigen, giebt es nicht, werden jährlich c. 200 Zobel*) (alle sehr hell) angebracht. Echte Blaufüchse kannte man nicht, sondern zeigte mir nur die sogenannten Crestovatik (Eisfuchs im Sommerpelz); Schwarzfüchse kommen selten vor und bringen bis 150 R. und mehr, Wölfe nur wenig im Handel; Elen und Bär fast gar nicht. Dagegen werden im Winter (von der Petschora durch die dortigen Novaja-Semlja-Fahrer) Eisbären**) angebracht und kosten je nach der Grösse und Weisse 5—12 R. — Der Hauptartikel bleibt immer Grauwerk d. h. Eichhörnchenfelle. —

*) Belajew fand 1830 in Bereosoff folgendes Pelzwerk vor: Bären 50, Biber 50, Füchse 500, Zobel 800, Wölfe 200, Eichhörnchen 100,000, Hasen 500. Hermeline 10,000, Eisfüchse 15,000 (darunter nur 40 dunkle), Vielfrasse 30, Fischottern 40, Elen 300, Renthiere 10,000.

**) Ueber das Vorkommen des Eisbären im Winter an der Waigatz-Strasse und den Küsten des Karischen Meeres siehe Hofmann (p. 35), nach dessen Angabe der Eisbär zuweilen bis Ust-Zylma, also mehrere 100 W. landeinwärts dringt. — Sujew erhielt 1771 einen jungen Eisbären in Obdorsk und brachte ihn Pallas lebend mit nach Krasnojarsk.

Ein sehr bedeutender Handelsartikel ist dagegen Mehl, welches noch heut auf einem seit mehr als 300 Jahren bekannten Wege nach der Petschora gelangt. Derselbe führt auf der Sosswa und Sygwa (ostiak. Sack-ja) zu dem Jurtenplatze Laepina, wohin selbst im Sommer grössere Fahrzeuge gelangen können, und wo Syrjänen von Ischma Magazine halten. Diese führen im Winter das Mehl nach der Petschora,*) die man im Sommer mittelst kleiner Böte auf dem Sukker-ja und der dem Schtschugor zuströmenden Nak-Sory-ja, erreichen kann und wobei nur c. 40 W. Land zu passiren sind.

Ackerbau ist bei Bereosoff nicht mehr möglich, da schon der Anbau von Kartoffeln, Bohnen, Erbsen und Gurken besondere Mühe macht; doch sieht man noch einzelne Georginen. Dagegen geben die reichen Wiesen der Sosswa, welche jetzt überschwemmt, ein fast unabsehbares Meer bildeten, reichen Ertrag an Heu und in Folge dessen werden, neben etlichen Pferden, in beschränkter Zahl Rinder,**) Schafe, Ziegen, sogar Schweine gehalten. Doch sind Renthiere und Hunde für die Bereosoffer die wichtigsten Heerden- und Zugthiere. Renthiere kosten 5—6 R., gute Leitthiere 10 R. und mehr; Zughunde 2 R. das Stück. Renthierfleisch, welches im Winter gefroren von den Syrjänen der Petschora angebracht wird, bildet, neben Fischen und Wassergeflügel die hauptsächlichste Nahrung der meisten Bewohner. Hühner sah ich ebenfalls aber keine Tauben mehr.

Ornithologisch findet der Haussperling hier seine nördlichste Verbreitungsgrenze, ist aber, wie sein College, der Feldsperling, Zugvogel, der im Winter verschwindet. So versicherte Dr. Krzywicki, ein Pole, welcher hier schon längere Zeit als Kreisarzt ansässig und der einzige Mediciner zwischen Obdorsk und Tobolsk ist. Nach diesem Herrn würde auch der Maulwurf hier noch vorkommen.

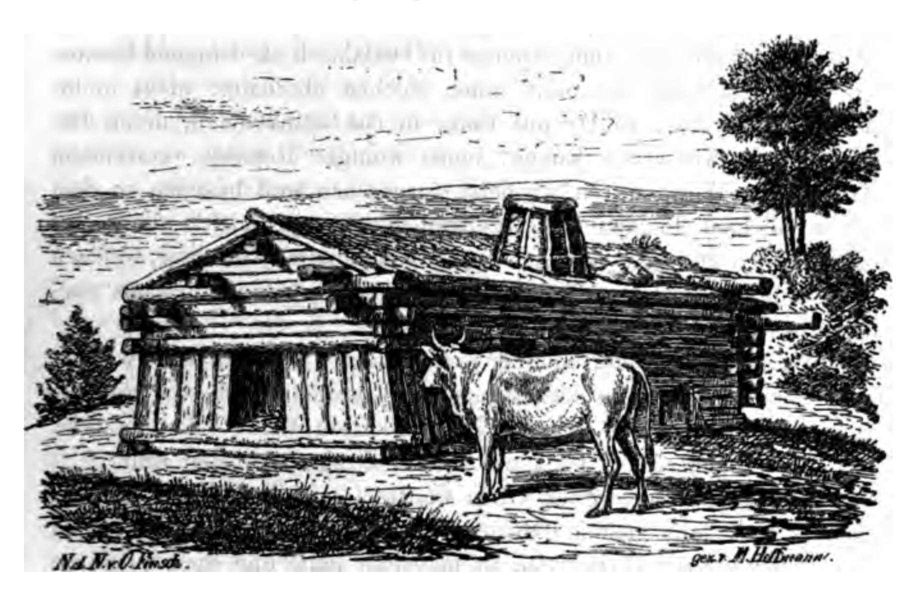
In Begleitung des Ispravnik besuchten wir auch einige am Ende der Stadt liegende, jetzt verlassene Winterhütten (ostiak. „Tal-chot")

---

*) Castrén (Reise I. p. 276) spricht von einer, jedenfalls sehr wichtigen, Canalverbindung zwischen Ob und Petschora mittelst des Jelez, einem Nebenflusse der Uusa und des Sob, die 1844 geplant, aber nicht ausgeführt wurde, ebenso wenig als Sidoroff's Plan beide Flüsse mittelst Woikor und Lemwa zu verbinden (Peterm. Mitth. 1868 p. 66).

**) Auf dem Bilde p. 369 ist eine nach der Natur gezeichnete Kuh als Typus der hiesigen Rasse dargestellt. Das Vieh ist im Ganzen schlank, aber kaum kleiner und schlechter als in Sibirien, ausgenommen der reichen Steppengegenden.

der Ostiaken. Sie waren, wie die Abbildung zeigt, keineswegs so elend, als man dies nach Pallas' (Sujew's) Schilderung (III. p. 43) schliessen sollte. Aus Balken zusammengefügt, bestand das Dach sehr zweckmässig aus Erdsoden. Seitlich war eine Fensteröffnung vorhanden, die jetzt offen stand, da die „Glasscheibe" weggeschmolzen war. Als solche wird nämlich meist ein helles Stück Eis eingesetzt, welches man einfrieren lässt und dass in dem, ohnehin dunklen, Winter für diese Leute hinreichend Licht durchlässt. Das Innere der Hütte besteht zunächst in einer Art Entrée, aus welchem man erst in den eigentlichen Wohnraum gelangt, der, der grösseren Wärme halber,



halbunterirdisch ist. Hier sind an den Wänden, etwas erhöht, Bretter als Schlafstellen aufgeschlagen und in der Mitte befindet sich die Feuerstelle. Im Winter mag bei der Menge der Bewohner, welche hier leben müssen, der Aufenthalt allerdings nichts weniger als gemüthlich sein, aber ich kenne Plätze in Deutschland, welche kaum bessere Wohnstätten aufzuweisen haben. So kann in den Moordistricten Norddeutschlands manches Haus, wie hier so häufig ohne jeden Schornstein, bezüglich Rauch, Russ und schlechter Luft es nahezu mit solch ostiakischer Winterhütte aufnehmen. Und was Kowalski (p. XIX.) von der Einrichtung syrjänischer Häuser an der Petschora schreibt, klingt auch nicht sehr erbaulich.

Mit einem Empfehlungsbriefe des Ispravniks versehen, verliessen wir gegen Mitternacht (9—10. Juli) Bereósoff, nachdem wir noch unter entsetzlicher Mückenplage das „Mittagsmahl" verzehrt hatten, welches von Iwan inzwischen am Strande bereitet worden war. Wir fuhren, anfangs in der Sosswa, später im kleinen Ob, bald durch engere canalartige Arme, bald seeartig erweiterte Wasserbecken, die beiderseits unverändert dieselbe Uferscenerie: baumartige Weidendickichte, zeigten. Von Strömung war nichts zu bemerken. Das braune Wasser erschien im Glase gelblich und erzeugte beim Stehen bald einen Bodensatz, wurde dem ohnerachtet aber getrunken und schmeckte ganz erträglich. Schon vor Bereosoff hatte sich die Nothwendigkeit eines Dolmetschers für Ostiakisch als dringend herausgestellt, jetzt ging es ohne einen solchen überhaupt nicht mehr. Jeder Ruderschlag führte uns tiefer in das Ostiakenland, deren Bewohner, je weiter wir kamen, umso weniger Russisch verstanden. Glücklicher Weise waren wir jetzt vorgesehen und besassen in dem alten Michael Panajeff eine Persönlichkeit, die nicht allein der ostiakischen und samojedischen Sprache vollkommen mächtig, sondern auch mit den Sitten und der Eigenart dieser Völker durchaus vertraut war.

Da alle brauchbaren Männer jetzt auf den Fischereiplätzen weilten und von den wenigen dienstthuenden Kosaken die besten zu der, uns vorausgegangenen, russischen Expedition Orlow's kommandirt waren, so mussten wir eben mit diesem Greise zufrieden sein.

Ich schloss vorsorglich einen Contract mit ihm, dahin lautend, dass er uns, falls sich in Obdorsk kein besserer Ersatzmann finden lasse, auch auf der Weiterreise zu begleiten habe und diese Vorsorge erwies sich als sehr nützlich. Freilich hörte ich, dass Mancherlei gegen Panajeff geflüstert wurde, der ein Lügner, Betrüger, Trunkenbold u. s. w. sein solle, ich kehrte mich aber an das Gerede nicht und konnte bei der Rückkehr alle diese Verläumder Lügen strafen. Denn der „Djadja" (Onkel) oder „Starick" (Alte), wie er bei unseren übrigen Leuten hiess, hatte sich als ein höchst williger und brauchbarer Begleiter erwiesen, dessen Erfahrungen und Eifer der Expedition sehr zu statten gekommen waren. Jetzt stimmten freilich Alle die ihn früher verdächtigt hatten, in sein Lob mit ein! Trotz seiner 70 Jahre konnte es der alte Michael noch mit manchem jungen Mann aufnehmen. Der röthlich und grau melirte Vollbart gaben seinen ausdrucksvollen Zügen, im Verein mit dem kahlen Schädel



N. d. N. v. O. Finsch.

Inneres eines Tschum.

300 W. rechnet, ungefähr dieselbe Zeit (3 Tage) und giebt an ununterbrochen im kleinen Ob gefahren zu sein.

Bolschoi-Ustram, die 2. Station, zeigte uns das Bild einer combinirten russisch-ostiakischen Fischer-Niederlassung, eine russische Blockhütte und mehrere Tschums, d. h. die kegelförmigen, über einem losen Stangengerüst, mit Matten aus Birkenrinde errichteten Zelte der Eingebornen, wie sie meine Scizze darstellt und deren Inneres wir bald kennen lernen werden. Die einfachen Stangengerüste zum Trocknen der Fische unterschieden sich sehr von den bisher gesehenen, welche meist aus einer auf 4 Pfählen ruhenden



Plattform bestanden, zu der ein mit Kerben versehener Baumstamm die primitive Leiter darstellte. Sie wird nach dem Gebrauche umgedreht, so dass es den Hunden nicht möglich ist, ihren Diebsgelüsten zu fröhnen. Diese Hunde, meist wolfsartig und wolfsfarben, übrigens auch schwarz, gescheckt und ganz weiss, gehören so recht zum Bilde einer solchen Niederlassung. Sie benehmen sich Fremden gegenüber meist sehr feig und so schweigsam, dass wir Anfangs glaubten sie könnten nicht bellen. Doch erwies sich dies als irrig; ebenso ihre Gutmüthigkeit. Denn wiederholt hatten wir anscheinend wüthende Angriffe der Hunde zu bestehen, ihr feiger Character bringt sie aber meist zum Ausreissen, wenn man nur die Pantomime

des Aufhebens eines Prügels oder Steines machte. Ausser Zughunden werden unterhalb Bereosoff übrigens auch eine kleinere Rasse gezüchtet, und zwar nur ihres langen weichen, schwarz oder weissen Pelzes halber, der als Besatz für Männer- und Frauenröcke ausserordentlich beliebt ist. Die schönsten derartigen Hunde sah ich beim Fürsten von Obdorsk in Kniäsky-Jurty. Solche Hundefelle gelten oft bis 6 R. und mehr.

Die Niederlassung bot übrigens ein geschäftiges Bild. Die Männer waren mit dem Aufhängen ihrer Beute beschäftigt, die Weiber mit Zurichten derselben. Eine russische Frau siebte, trotz des Glorienscheines von Mücken, Mehl, um Brod zu backen, und ein Junge zerrieb auf einem Mahlsteine, der, in irgend einem Pfahlbaue gefunden, zu wissenschaftlichen Discussionen Anlass gegeben haben würde, Salz. Wir erhielten hier als willkommnen zoologischen Zuwachs zwei Dunenjunge des so sehr seltenen lappländischen Kauzes (Ulula lapponica). Die Eingebornen hatten sie ausgenommen und fütterten sie, wie dies ja bei diesem Volke nicht anders sein kann, mit Fischen. Sie wurden mit Kurzfesseln versehen und thronten, auf einem Querholze sitzend, auf unserer Lotka, um Beobachtungen über sie anstellen zu können, mussten aber nach einiger Zeit, in Balgform verwandelt, den Sammlungen eingereiht werden. Angesichts fast gelungener Fluchtversuche, denn sie hatten es prächtig verstanden die Knoten der Fesseln zu lösen, schien diese Vorsicht nothwendig, überdies durfte ich das bisher unbeschriebene Jugendkleid nicht verändern lassen.

In Gonovatskaja (11. Juli, 6 U. früh) zwangen uns die Mücken in einem der 5 Tschums, aus welchen diese Niederlassung bestand, Schutz zu suchen, um unser Mahl zu verzehren, bei dem, wie meist, Fische die Hauptrolle spielten. Mittelst der sehr praktischen Fächer (ostiak. „Joëlubsa"), die aus den Flügeln von Schwänen, Gänsen oder Schneeeulen verfertigt sind, war das Innere des Zeltes im Gröbsten von den Störenfrieden gesäubert worden. Ein glimmendes Stück verfaulten Weidenholzes, welches vor der Thüre mächtige Rauchwolken erzeugte, verhinderte zwar das weitere massenhafte Eindringen der Mücken, der weisse stinkende Qualm wirkte aber zugleich so empfindlich auf die Augen, dass ich nur unter Thränen die beigegebene Scizze (25) fertig brachte. Sie stellt einen ostiakischen Haushalt im Innern dar, in welchem selbstredend die Feuerstelle, ein mit Erde gefüllter Kasten, die wichtigste Stelle einnimmt. Ueber

die ich durch einige kleine Geschenke nicht nur erfreute, sondern bis zu Thränen rührte. Wenigstens fing die eine, eine junge Frau, mit einem arg von Mücken zerstochenen Säuglinge, plötzlich an zu weinen, ohne dass unseres Ermessens irgend ein Grund vorlag, als der plötzlicher Gefühlswallung. Vielleicht hatte der zu Ehren des Heiligen vertilgte Schnaps auch das Seine gethan, denn als die wackeren Kinder uns nach einem anderen Tschum das Geleite gaben, bemerkten wir erst ihre bedenklichen Schwankungen.

In ornithologischer Beziehung war Kuschowat (c. 65° n. Br.) durch das Vorkommen des Feldsperlings von Interesse; Haussperling*) und Rauchschwalbe fehlten. Den Spatz hatten wir in Bereosoff zuletzt gesehen, die Schwalbe in der letzten Station, wie immer zutraulich, in den Tschums der Eingebornen brütend getroffen; ihre Abwesenheit in den grossen Holzhäusern war daher auffallend. Die übrigen Erscheinungen in der Vogelwelt blieben dieselben als bisher: Nebelkrähen, seltener Elstern, Bergfinken, Leinfinken (Fringilla linaria), Zwergammer, Rohrammer, Wachholderdrosseln, Laubvögel (Phyllopneuste trochilus, borealis und tristis), Wiesenschmätzer, Möven (Larus ridibundus und minutus), Seeschwalben (Sterna hirundo) und unzählige Enten, unter letzteren zuerst Trauerenten. Sonst herrschte vollständige Grabesstille auf der breiten, mächtigen Wasserfläche, denn nur einmal passirten wir eins jener unförmlichen Fahrzeuge, Barka genannt, wie ich sie später zu beschreiben habe. Die Darstellung einer solchen auf dem beigegebenen Bilde (27) zeichnete ich in Obdorsk, das Landschaftliche bei Langiorskaja (Eichhorndorf, vom ostiak. Langi = Eichhorn) auf der Rückreise. In Folge des sehr gefallenen Wasserstandes war um jene Zeit ein beträchtlich breiter Strand trocken gelegt. Der Wald besteht hier meist aus Birken mit Lärchen gemischt, während sonst meist Nadelhölzer vorherrschen. Doch ist im Uebrigen die Landschaft als eine typische des rechten Ufers am grossen Ob zu bezeichnen, die sich fast unverändert gleich bleibt.

Wir genossen sie jetzt in vollen Zügen, da unsere Reise längs dem oft beträchtlich hohen (100 und mehr Fuss), zuweilen fast senkrecht abfallenden Steilufer hinführte. Es besteht durchgehends aus hellgefärbtem

*) Der Haussperling findet sich in Norwegen nördlich bis Lofoten, aber nicht mehr in den grossen Städten Tromsö (c. 69½°) und weiter nördlich, dagegen brütet die Hausschwalbe in letzter Stadt regelmässig und wurde wiederholt in Hammerfest (70. 40) und Vadsö (70. 4) beobachtet.

Mergel, Thon oder Sand, und wurde jetzt vom hochgestauten Flusse meist bespült und unterwühlt. Wie lose dieser Sand stellenweis ist, zeigte sich wiederholt. Selbst die unbedeutenden, durch die Ruder erzeugten Wellen verursachten oft, dass sich Sandmassen loslösten und prasselnd, gleich einem Wasserfall, in breitem Strahle herabfielen. Hie und da zeigten sich mächtige schwarze Ablagerungen als oberste Schicht, die aus torfartigem Moorboden, als Reste durch Feuer zerstörter und verwester Wälder, zu bestehen schienen. Nirgends sahen wir aber anstehendes Gestein, wie es Pallas, nach Sujew („Lagen von schwärzlichem und grauem Schiefer") irrthümlich z. B. von Pitlor beschreibt. Dagegen fanden wir öfters am rechten Ufer grosse und kleine Rollsteine, zuweilen ganze Blöcke, der verschiedenartigsten Felsarten (Syenit, Hornstein, thoniger Eisenstein etc.). Sie waren alle mit dem Eise herabgekommen und angespült worden, zeigten deutlich Spuren des Abschleifens durch Wasser, aber nirgends „Gletscherschrammen",*) wie Herr Poljakoff meint.

Wir hatten schon unterwegs, namentlich in Kischgort (Kaschgorskaja) Werkstätten gesehen, welche von dem Fleiss und der Geschicklichkeit der Ostiaken zeugten, aber noch nirgends in solchem Umfange als in Parawatzki-Jurty (Parawatzkaja), wol dem grössten ostiakischen Jurtenplatze auf der ganzen Strecke, wo wir am 12. Juli (8 $^1/_2$ früh) eintrafen. Auf grünem mit reichem Graswuchs bedeckten Uferhügel liegen 10 bis 12 Hütten, malerisch von prächtigem Nadelwald umgeben, der hier vorzugsweis aus Nadelholz (Fichten, Lärchen, Arven) besteht. Die aus dicken Planken z. Th. aus behauenen Baumstämmen errichteten Hütten, welche übrigens nicht im Winter bewohnt werden, zeigten sich durchgehends recht sauber im Innern, und verriethen eine gewisse Wohlhabenheit. Nicht allein, dass die Diele an den Seiten mit hübschgearbeiteten Matten (ostiak.: „Noré"), aus einer Grasart, belegt war, auch der Hausrath erschien besser und reicher. So sah ich in einer Hütte allein fünf

*) Herr Poljakoff, obwol aus eigener Anschauung nicht mit Gletschern bekannt, spricht öfters von Producten der letzteren. So bemerkte er auf der flüchtigen Reise über den Ural, zwischen der Grenzsäule und Jekaterinenburg „Spuren von Gletschergeröll; Blöcke mit Spuren von Eisstrichen und anstehendes Gestein mit Strichen, die in der Richtung von NW. nach SO. gehen", hatte leider aber nicht Zeit „umständliche Beobachtungen an den Spuren der Eisperiode auf dem Ural vorzunehmen", die ohne Zweifel wichtige neue Aufschlüsse jenes geologisch ziemlich genau bekannten Gebietes gegeben haben würden.

grosse Kessel, darunter einen kupfernen. Die sehr freundlichen Bewohner, etwa 70 an Zahl, zeigten uns Alles mit grösster Bereitwilligkeit und waren offenbar über das Interesse, welches wir an ihnen nahmen, ebenso erfreut als verwundert. Sie gehörten nicht zu den ganz armen, nur von Fischfang lebenden Stammgenossen, sondern betrieben ausser letzterem auch Renthierzucht. Eine ziemliche Anzahl dieser Thiere lagerte wiederkäuend bei einem Feuer, um im Rauch desselben Schutz gegen die Mückenplage zu suchen. Bisher nur mit dem lappländischen Renthiere bekannt, waren wir mit Recht über die Grösse und den stattlichen Bau dieser sibirischen erstaunt. Noch mehr über ihre Zahmheit, denn dass das sibirische Ren ein wirkliches Hausthier werden könne, hätte ich nach den Erfahrungen in Lappland*) kaum geglaubt. Dort genügte das Erscheinen eines Fremdartiggekleideten um eine ganze Heerde in wilder Hast grunzend aus einander stieben zu machen, hier erhoben sich die Thiere langsam und trotteten in den nahen Wald. Alles was der Ostiak braucht war hier zu sehen. Da gab es zugeschnittene mehr oder minder, und ganz vollendete Renthier- und Hundeschlitten, Schneeschuhe, Ruder, Böte, die trotz der Unvollkommenheit der Werkzeuge sauber und gut gearbeitet waren. Namentlich gefielen die schlanken Canos (ost. Chai-chob), die aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen, der mittelst Stricken aus Kieferwurzeln mit zwei Seitenbrettern verbunden ist und die trotz ihrer Leichtigkeit sechs Menschen und mehr tragen. Sinnreiche Fallen (ost. Jänang), zum Fange von Hermelin und Eichhörnchen und ein Selbstbogenschuss (ost. Oksar-jogl) für den Fuchs erregten fast Bewunderung. Ebenso musterhaft waren die grossen Fischreusen (ost. As- und Padang-pon). Sie sind aus Stäben gespaltenen Kiefern- oder Lärchenholzes gefertigt und messen zwölf Fuss in der Länge bei sechs Fuss Höhe und Breite.

Da sich solche Stücke zum Mitnehmen leider als zu gross erwiesen, so bestellte ich bis zur Rückkehr Modelle derselben und darf gleich hier einschalten, dass die braven Ostiaken, überraschender Weise, Wort gehalten haben. In den Hütten sah ich schöne Bogen, fand aber auch hier, wie später, dass sie sich nicht gern von solchen trennen. Es geschieht dies nicht lediglich in Folge eines gewissen

*) Vergleiche Finsch: „Eine Ferienreise unter Mitternachtssonne“ in: Westermann's Illustr. Monatshefteu (1876).

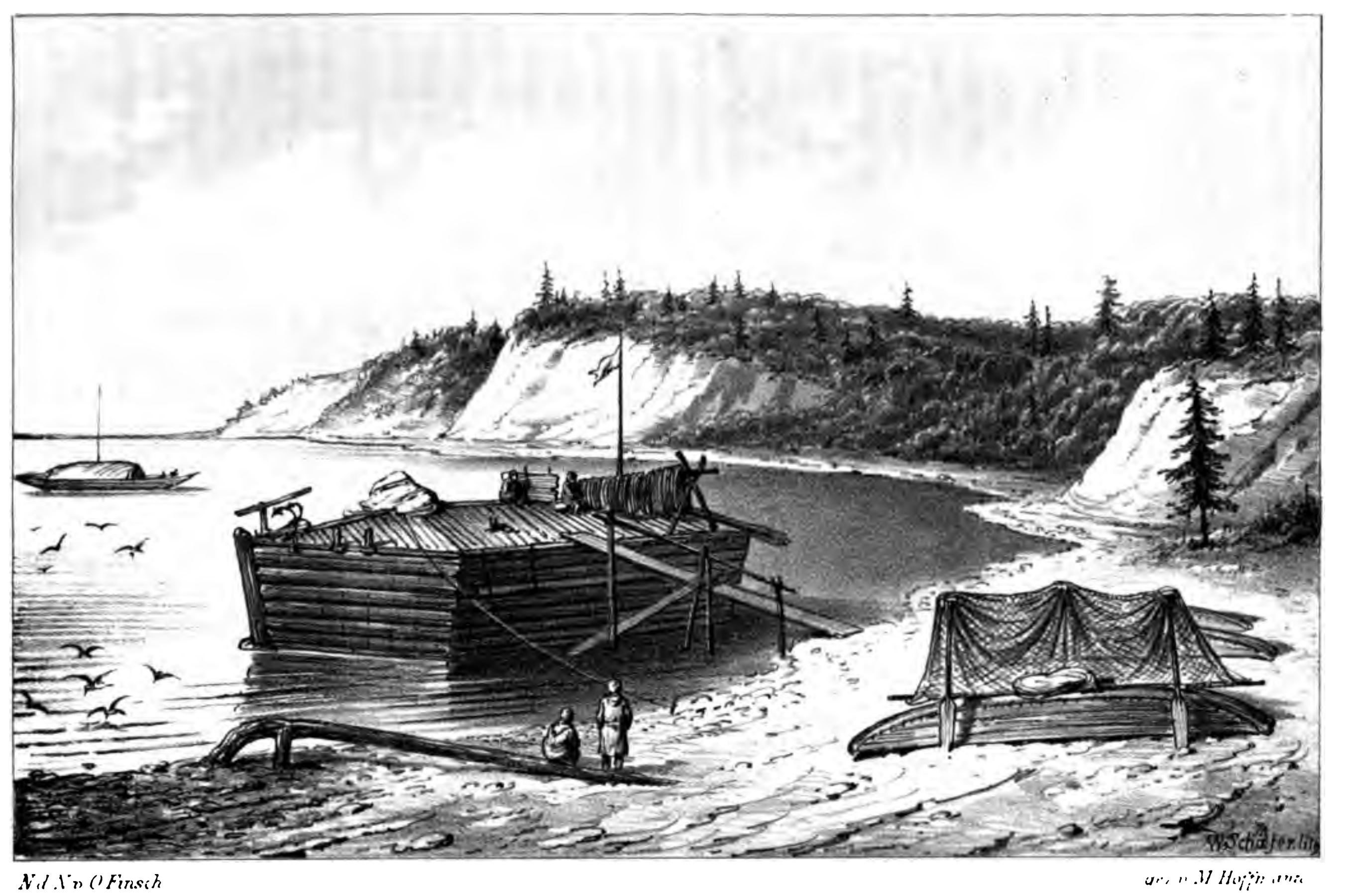
Aberglaubens, dass vielleicht gerade dieser Bogen ein nie fehlender sei, sondern aus Anhänglichkeit an eine Lieblingswaffe, von welchen sich ja auch bei uns die Besitzer nur schwer trennen. Die Bogen der Ostiaken (ostiak. „Jogl“) sind übrigens meist sehr accurat und sauber, aus 2 aufeinander geleimten elastischen Schösslingen von der Birke und Lärche, gearbeitet und zuweilen mit Birkenrinde überzogen, ebenso wie die aus Hanfstrick mit Harz gedrehte Sehne. Um Verletzungen durch das Zurückschnellen der letzteren zu vermeiden, hat der Schütze an die linke Hand vor der Daumenbäuge eine länglich runde Platte (ostiak. „Joschkar“) gebunden, die meist aus Renthierhorn verfertigt ist. Die Länge der Bogen schwankt zwischen 5—6 Fuss. Gewöhnlich bedient man sich 2½—3 Fuss langer, aus Holz gefertigter Pfeile*) („Njol“) mit gespaltener, gabelförmiger Spitze, die an der Basis mit 2—4 Federreihen, meist aus Schwanzfedern vom Auerhahn zurecht geschnitten, versehen sind. Mit diesen Pfeilen wird hauptsächlich Jagd auf Füchse und grösseres Wild betrieben, während für Eichhörnchen Pfeile mit einer stumpfen knopfförmigen Spitze aus Holz oder Bein verwendet werden, um das Fell nicht zu verletzen. Für Wassergeflügel gebraucht man Pfeile mit eiserner lanzetförmiger Spitze, die einen meist s-förmig gebogenen scharfen Querbalken trägt, um das Durchschiessen der Beute zu verhindern. „Denn der Ostiak ist ein ausgezeichneter Schütze! Oft sieht man ihn im leichten Kahne auf dem Ob dahingleiten. Da erblickt er eine Ente oder Gans und schnell liegt das Ruder im Kahne, der Bogen ist gespannt und — der Vogel fällt, mit dem Pfeile im Herzen, in den Kahn. Hunderte von Personen habe ich versichern hören, dass sie einen Ostiaken nie haben fehlschiessen sehen!“ So lautet das Phantasiebild, welches Albin Kohn (Sibirien p. 37) entwirft, das aber gar sehr von der Wirklichkeit abweicht. Auch uns wurde, in Tjumén und anderwärts, öfters von der bewundernswerthen Geschicklichkeit der Bogenschützen erzählt, die ihr Ziel angeblich 40 Faden (280 Fuss) weit treffen, was wir aber zu sehen bekamen war weit davon entfernt, obschon uns immerhin die Leistungen überraschten. Die Pfeile mochten 120—150 Schritt weit fliegen; auf solche Entfernungen war aber von nur einigermassen sicherem Treffen eines Zieles nicht die Rede. Aber der in einen dichten Vogelschwarm geschleuderte Pfeil trifft dann wol immer

*) Genaue Darstellung von Pfeil und Bogen auf Abb. 45.

noch ein Opfer und dies genügt ja. Uebrigens sahen wir Ostiaken, die auf 30 Schritt einen kaum 2 Zoll dicken in die Erde gesteckten Stock wiederholt trafen, es also mit Kaiserl. chinesischer Linien-Infanterie sehr gut hätten aufnehmen können. Dass weder Ostiaken noch Samojeden Ueberraschendes im Bogenschiessen leisteten, bestätigen u. A. Hofmann, Middendorff und Schrenk.

Parawatzky-Jurty brachte uns übrigens noch eine andere Ueberraschung und zwar landschaftlich: wir erblickten hier zuerst wieder den Ural! Diesmal erschien er nicht blos als eine Reihe bewaldeter Höhenzüge, wie vor Jekaterinenburg, sondern wie eine wirkliche Gebirgskette. Freilich nicht imponirend, da der Ural ja immerhin keine bedeutende Höhe erreicht, und wir immer noch an 100 Werst*) von ihm entfernt sein mochten. Dennoch gab er willkommene Abwechselung in dem bisherigen ewigen Einerlei von Weidendickichten und Steilufern und ein in der That sehr hübsches Landschaftsbild. Vor uns breitet sich die dunkelblaue gewaltige Wasserfläche aus, begrenzt von einem grünen Streifen, den Weidendickichten des linken Ufers, hinter diesem wiederum ein blauer Streif (wahrscheinlich Wald am Fusse des Gebirges), der von der schneebedeckten weissen, hie und da hellblau gefleckten, Gebirgskette, einen malerischen Rahmen erhält. Die Conturen zeigten übrigens nur sanft gerundete domartige Formen, mit 2 bis 3 höheren Kuppen, die ganz in Weiss erglänzten. Von Parawatzky-Jurty wird das rechte Obufer allmälig niedriger. Wir verliessen es ohnehin und bogen wiederum in weidenbesetzte Arme des linken Ufers ein, von denen es unklar blieb, ob sie zum kleinen oder grossen Ob gehörten. In der That war es sehr schwer, sich über dieses enorme Wassergebiet ein klares Bild zu machen, denn selbst die Nachrichten der Eingebornen lauteten oft sehr widersprechend und ungenau. Der Strom wurde allmälig breiter und gewann eine so gewaltige Ausdehnung, dass das eine oder andere Ufer fast den Blicken entschwand, oder sich nur als ein schmaler grüner Streif bemerkbar machte. Die Breite mochte vielleicht an eine deutsche Meile betragen. Während meine Gefährten eifrig die in Bereosoff erhaltenen Zeitungen studirten, genoss ich in vollen Zügen das erhabene Bild der unendlichen Ruhe und des Friedens, welches die Landschaft umfing und mit jeder neuen, der Mitternacht zueilenden

*) Die Eingebornen versicherten freilich, dass es 300 W. sei, allein es ist dies ein neuer Beweis, wie vorsichtig man deren Angaben aufzunehmen hat.



N. d. N. v. O. Finsch — gez. v. M. Hoffmann

Landschaft am unteren Ob (rechtes Ufer.)



Viertelstunde neue wunderbare Lichteffecte hervorbrachte. Wir näherten uns dem arctischen Kreise und wenn auch die Tage, wo man Mitternachtssonne wirklich erblickt, vorüber waren, so gestaltete sich die Beleuchtung effectvoller, als wenn die Sonne wirklich am Himmel gestanden hätte. Um 11½ Uhr zeigt sich noch ein goldener Streif am westlichen Horizont, der allmälig in Aurorafarbe übergeht. Die dunkelblaue mit Schneeflecken gezierte Uralkette zur Linken ist uns wunderbar deutlich nahe gerückt. Der Himmel erscheint klar graublaulich, da wo die Sonne verschwand aurorafarben, mit dunklen rosenfarbenen Wolkenstreifen und einzelnen tiefblaugrauen Wölkchen, die kleinen Inseln gleichen. Sie spiegeln sich, wie der Himmel, auf der glatten Wasserfläche wieder, ebenso der blasse Mond und, obschon undeutlicher, auch das Gebirge. Der Kamm des Letzteren ist noch um 12½ Uhr von einem goldigen Streifen der Sonne gesäumt und schon eine halbe Stunde später zucken die ersten Strahlen wieder über die Berge und übergiessen sogar enfernter liegende Kuppen mit ihrem zarten Hauche. Abend und Morgen, Sonnenuntergang und Aufgang reichen sich fast unmittelbar die Hände! Der westliche Horizont ist jetzt, aber blasser, röthlich-grau, der östliche lebhafter aurorafarben. Doch färbt sich bald der Horizont ringsum zart rosa, geht höher in gelbliche Töne über, während der Himmel zart hechtblau überzogen ist. An ihm steht, hoch über uns, jetzt heller als vorher, der Mond, spiegelt sich aber nicht mehr wie die übrige Himmelsfärbung, auf der Wasserfläche. Letztere erhält plötzlich Glanz, als 15 Minuten nach 1 Uhr die fast halbaufgegangene Sonnenscheibe einen breiten, goldigen Feuerstrahl über sie ausgiesst, der —! Doch ich breche das meinem Tagebuche entlehnte und hier in allen seinen Phasen aufgezeichnete Gemälde ab, denn solche, durch die Zartheit der Farbentöne so unendlich lieblichen und doch so wirkungsvollen Bilder wie sie die arctische Sommernacht vor das entzückte Auge bringt, muss man selbst erlebt haben, beschreiben lassen sie sich nicht!

Man konnte sich so recht diesem Naturgenusse hingeben, denn die Kühle der Nacht hatte die blutgierigen Mücken verscheucht und die Tausende und Abertausende kleiner mottenartiger Netzflügler*)

*) Es waren Arten der Gattung Limnophiles, von denen ich aus diesem Theil des Obgebietes 6 heimbrachte (L. affinis, griseus, marmoratus, extiricatus, auriculatus und rhombicus); sie sind ausser Mücken und den reizenden Zweiflüglern (Dipteren) der Gattung Chironomus (von denen ich Ch. plumosus, psittacinus, dispar, viridis und teuton sammelte), die hauptsächlichsten Insectenerscheinungen.

(Neuropteren), welche seit ein paar Tagen gegen 10 Uhr Abends wolkenartig das Fahrzeug begleiteten, erwiesen sich glücklicherweise als harmlos.

Da in der arctischen Nacht, trotz des Mangels von Dunkelheit, auch die gefiederten Bewohner, ausser dem unstäten Volke der Möven, ihre regelmässige Ruhe halten, so war die Stille durch nichts als durch den einförmigen Tact der Ruderschläge unterbrochen. Bald sahen wir auf mässig hohem Steilufer Obdorsk, das ersehnte Reiseziel vor uns: 10 Häuser und ein Kirchlein!

Das Bild gewann mehr an Bestimmtheit als wir in den Polui einbogen, der weit und breit das mit Weiden durchzogene grüne Wiesenland überschwemmte und mit dem Ob so Eins zu sein schien, dass man nicht wusste, wo der eine aufhörte und der andere anfing.

Wir bemerkten ein paar grosse unförmliche Barschen, die theilweis auf dem Trocknen sassen, aber auch eine Lotka, bei der Menschen beschäftigt waren. Bald knallten von dort ein paar Schüsse herüber, die wir beantworteten und so unseren ersten Gruss mit der russischen Expedition unter Lieutenant Orlow wechselten. Nicht lange und unsere Lotken legten am rechten Hochufer des Polui, nahe bei ein paar Häusern an, wir stiegen ans Land, wo unserer bereits der Sassjedatjelj Herr Pawlinof harrte, der trotz der frühen Stunde zu unserer Begrüssung herbeigeeilt war.

XII. Kapitel.

Ueber Tundra.

(Obdorsk bis Kara-Bai und zurück.)

Die russischen Expeditionen eingeholt. — Herr Matwejew. — Lieutenant Orlow. — Herr Wassiljeff. — Eine Tundra-„Hochzeits"reise. — Capt. Dahl. — Steuermann Randsep. — Der Gaffelschuner „Moskau". — Keine Seeleute am Ob. — Dahl's Fahrt 1877. — Dr. Brehm auf der Moskau voraus. — Unser Reiseziel. — Unkenntniss desselben. — „Lotka" im Allgemeinen. — Unsere Lotka „Bismark". — Einrichtung derselben. — Enge Unterkunft. — Ausrüstung und Kosten. -- Tauschartikel. — Perloff. — Unsere Leute. — Abreise von Obdorsk. — Alexander Säkoff. — Furcht vor dem Bolschoi-Ob. — Uferlandschaft. — Entfernung und Stationen bis Jamburri. — Kniäski-Jurty. — Der Fürst von Obdorsk. — Das Fürstenhaus Taischin. — Macht des Fürsten. — „Seine Unwissenheit". — Temperenzler. — Kiochát, ein Fischerplatz. — Einrichtung und Betrieb. — Rohes Fischessen. — Unvollkommene Fischbereitung. — Ertrag. — „Peski". — Antheil der Eingebornen. — Fischereibetrieb kein „Raubsystem". — Zahme Möven. — Vergebliche Suche nach dem „Bolschoi Scheitán". — Hausgötter. — Ueber den grossen Ob. — Wieder in Weidendickichten. — Anblick der Uralkette. — Vogelleben. — Mücken. — Eine Tschum-Idylle. — Ostiakische Geräthschaften. — Tóbelko. — Dr. Brehm wiedergefunden. — Male-Obske-Peské. — Der Hechtfluss. — Jamburri. — Bolschoi-Nos. — Unheilbare Kranke. — „Buschgötze" und Opferplatz. — Ein „Palaver". — Sort-johán-johórt. — Ufer und Wasser der Schtschutschja. — Vertrauen auf der Tundra. — Talisman gegen Diebe. — Vogelleben. — Ermüdende Krümmungen und Einförmigkeit. — Arctische Mücken. — Beobachtungen. — Grösste Plage. — Schlimmer als Mosquitos. — Unter der deutschen Tricolore. — Deutsche Zeitungen. — Ausgezeichnete Briefbeförderung. — Unter Segel. — Russen eingeholt. — Wieder bei Menschen. — Die Familie Dschunschi. — Katzenjammer. — Brüderschaft. — Nördlichste Baumgrenze. — Ende der Schiffahrt. — Ueppiger Blumenflor. — Anstehendes Gestein. — Bussardnest. — Weiteres Vordringen der Russen. — Wasserfall. — Allgemeines über Tundrareisen. — So schwierig als Wüste. — Berathung der Reiseroute. — Ausrüstung. — Abschiedsfest. — Abmarsch. — Tundra. — Einöde. — Schlechter Empfang auf der Tundra. — Renthiere erreicht. — Blutige Mahlzeit. — Dssäiini, ein Reicher der Tundra. — „Lea und Rahel". — Toilettengeheimnisse. — Renthierseuche. — Milzbrand. — Kein Bacillus anthracis.

Es war gut, dass wir auf die in St. Petersburg und Moskau besprochenen Pläne Betreffs unserer Betheiligung an einer der beiden russischer Seits ausgerüsteten Ob-Expeditionen, nicht zu sehr gebaut hatten und auf eigenen Füssen standen. Denn als nun beide Expeditionen glücklich eingeholt waren, erwies es sich, dass von einer Theilnahme unsererseits nicht entfernt die Rede sein konnte. Nach einer kurzen Besprechung mit den Mitgliedern der nach dem Karischen Meerbusen bestimmten Expedition, begleiteten wir die Herren nach ihrem Fahrzeuge, um ihnen noch „herzliches Wiedersehen auf der Schtschutschja" zuzurufen. Die schöne, grosse Lotka, ein sogenannter „Kajuk" (vom türkischen „Kaïk" = Schiff) war mit Lebensmitteln für 3 Monate bis oben auf vollgestaut und führte neben 6 Kosaken noch 4 Ruderer, im Ganzen 14 Menschen, war also über und über beladen.

In St. Petersburg hatte man den Plan einer Canalverbindung

zwischen Ob und der Kara-Bai in's Auge gefasst und die „Gesellschaft zur Beförderung des Handels und der Industrie" war mit der Untersuchung dieses Projects vorgegangen. Zu diesem Zwecke hatte sie einen Herrn Matwejew, der von seinen Reisegefährten bald als Kaufmann, bald als „Technologe" bezeichnet wurde, abgesandt, zugleich aber auch regierungsseitig Fachmänner erbeten. Auf Befehl des General-Gouverneurs von Westsibirien, General von Kasnakoff, waren in Folge dessen zwei Mitglieder des topographischen Corps in Omsk, Herr Lieutenant Orlow und Herr Wassiljew zu der Expedition commandirt worden, um genaue geodätische und kartographische Aufnahmen zu machen. Die Zusammensetzung der Expeditionsmitglieder schien insofern keine glückliche, als schon jetzt nicht die rechte Harmonie zwischen Herrn Matwejew, der sich als Chef betrachtete, und den beiden anderen Herren herrschte, ein Verhältniss, welches sich bis zur Rückkehr nicht besser gestaltet hatte und sicherlich nicht erspriesslich gewesen war.

Uebrigens befand sich auch eine Dame unter der Reisegesellschaft, Frau Orlow, die alle Beschwerden und Strapatzen dieser, nichts weniger als angenehmen und behaglichen „Hochzeitsreise" (sie war erst seit März verheirathet) mit bewundernswürdiger Ausdauer zu ertragen wusste.

Ausser dieser Fluss-Expedition hatten wir auch die Freude, die See-Expedition oder vielmehr die Führer derselben Capitän Dahl (Lehrer an der Navigationsschule in Hainasch, Lievland) und Obersteuermann Raudsep zu begrüssen, die vor einigen Tagen mit dem Schuner „Moskau" hier eingetroffen waren.

Diese Expedition von der „Kaiserl. Gesellschaft zur Förderung der russischen Handelsschiffahrt" in Moskau ausgerüstet, sollte die Obmündung und den Obmeerbusen, hauptsächlich die Tiefenverhältnisse der Barre, erforschen und womöglich bis zur weissen Insel (Belo ostrow) über den 74. Grad vordringen. Warum die Gesellschaft dafür nicht einen der kleinen, den Ob beständig befahrenden Dampfer für die Saison engagirt hatte, sondern ein so unvollkommenes Segelfahrzeug als dieses, schien nicht recht verständlich.

Ueberhaupt war die Entstehung dieses Schiffes eine ziemlich sonderbare, hauptsächlich wol in Folge der damaligen Unbekantschaft mit den Verhältnissen am unteren Ob. Denn sonst würde man das Schiff wol nicht auf der Irbit-Messe bei dem Kaufmann Trophimoff aus Obdorsk, sondern gleich bei Koltschin & Ignatoff bestellt

und ordentliche Pläne und Zeichnungen für den Bau geliefert haben. So blieb es aber bei der lakonischen per Telegraph mitgetheilten Angabe „50 Fuss lang" und wenn Herr Ignatoff dennoch, in weiterer Ausführung des Auftrag's Herrn Trophimoff's, den Bau unternehmen liess, so geschah es nur, um die anderweitig vorbereitete Expedition überhaupt möglich zu machen.

Ignatoff hatte also alle Ursache sich über die ihm in Betreff dieses Schiffsbaues in Zeitungen ertheilten Tadel zu beklagen, denn wie er mir in seinen Büchern nachwies, waren von ihm nur die Baarauslagen berechnet worden. Darnach kostete das Schiff (excl. Takelage) nur 1082 Rubel! und dafür hatte es Ignatoff noch unentgeltlich bis Tobolsk schleppen lassen. Ich glaube es nicht unterlassen zu dürfen die Thatsachen hier so mitzutheilen, wie sie mir Ignatoff selbst erzählte, um so mehr als Zeitungsberichte den Preis des Schiffes zu 3000 R.*) angeben, eine Summe, die, wie in Obdorsk gesagt wurde, Herr Trophimoff, der eigentliche Besitzer, als Charter erhalten hatte. In jedem Falle war es gut, dass sich der „Verein für die deutsche Nordpolarfahrt", im Hinblick auf unsere ev. Mitnahme, nicht an den Kosten des Baues dieses Schiffes betheiligt hatte. Ganz abgesehen von der Verschiedenheit der beiderseitigen Bestrebungen wäre für uns Fünf überhaupt kein Platz gewesen, da sich die Einrichtungen als nicht practisch erwiesen. Hinsichtlich der Grösse hätte die „Moskau", ein sogenannter Gaffelschuner, viel mehr Menschen aufnehmen können, da sie 25 Commerzlast hielt und (bei $5^1/_4$ Fuss Tiefgang) 50 Fuss lang, aber nur 13 Fuss breit war.

Abgesehen von der merkwürdigen Bauart, flösste sie auch im Uebrigen, mit ihren Segeln aus Hausleinen, ihrer wunderlichen Takelung, ihrem aus Mehl und Ziegelsteinen bestehenden Ballast u. s. w. kein sonderliches Vertrauen ein, noch weniger die Mannschaft. „Dieselbe wird aus sechs der tüchtigsten Matrosen Obdorsks bestehen," heisst es zwar in einem Bericht des Petersburger Herold, dass es aber am ganzen Ob keinen einzigen wirklichen

---

*) St. Petersburger Herold vom 19. Mai 1876. Im Auszuge: Protocolle des Vereins für die deutsche Nordpolarfahrt in Bremen 6. Juni 1876, p. 470. Weitere Nachrichten über das Schiff und die Expedition finden sich in meinen Berichten an den „Verein für die deutsche Nordpolarfahrt" pag. 549, 559 und 662.

Seemann giebt, hätte man schon in Tjumén erfahren können. Wenn Capt. Dahl auf die ausgedienten Seeleute der russischen Marine rechnete, wovon nach den ihm gewordenen Mittheilungen im Gouvernement Tobolsk ein paar Hundert leben sollen, so bezog sich dies nur auf frühere „Marine-Infanteristen". Angesichts dieses Schiffes und dieser Mannschaft, von der nur Einer, ein Grieche, Salzwasser gesehen hatte, wäre wol mancher deutsche Capitän zurückgetreten. Aber Capt. Dahl konnte dies aus vielen ernsten Gründen nicht, wenn er sich auch im Voraus sagen durfte, dass er die weisse Insel wol schwerlich erreichen werde. In der That kam die „Moskau" nicht weiter als bis zum Flusse Nyda, also kaum weiter als c. 300 Werst von Obdorsk und war bis zu unserer Abreise von dort am 3. September noch nicht zurück, da sie auf Grund sass. Dennoch sind die Aufnahmen Dahls,*) namentlich auch in Bezug auf die Tiefenverhältnisse von grösster Wichtigkeit gewesen. Auf Grund dieser Erfahrungen führte der ebenso unternehmende als wissenschaftlich gebildete Capitän im folgenden Jahre die durchaus neue Reise mit dem Dampfer „Louise" von Hull bis Tobolsk so glänzend durch, welche der Vorläufer weiterer Unternehmungen**) nach dem Ob wurde.

Da Capt. Dahl zunächst die Mündung der Schtschutschja astronomisch festzulegen beabsichtigte, so war er so freundlich auf meine Aufforderung Dr. Brehm bis dorthin mitzunehmen.

Am 15. Juli, früh gegen 4 Uhr, ging uns daher der Schuner voraus und wir beeilten uns ihm sobald als möglich nachzufolgen. Angesichts der Unmöglichkeit ein nur annähernd brauchbares Fahrzeug zu erlangen, war an ein Vordringen in den Obmeerbusen nicht entfernt zu denken und so hatten wir den schon in Peters-

---

*) Ueber seine beiden Fahrten in 1876 und 1877 hat Capt. Dahl ausführlich berichtet. Siehe: „Beschreibung von 2 Expeditionen nach dem Fluss Ob, ausgerüstet von den Mitgliedern der Kais. Gesellschaft zur Förderung der russischen Handelsschiffahrt, den Herren Grafen A. E. Komarowsky, A. K. Trapeznikoff, A. M. Sibiriakoff, W. N. Sobaschnikoff u. J. W. Tschernjadeff in den Jahren 1876 und 1877. Ausgearbeitet vom Chef der Expedition Dahl. Moskau. Buchdruckerei von Kamanin 1877" (8°. 117 S. mit einer Karte). In russischer Sprache, daher leider für mich nicht verständlich.

**) Auf die Erfolge dieser Reise hin wandte sich Herr Funk sogleich an mich um deutsche Rheder und Kaufleute für diesen Seeweg zu interessiren, die denn auch zu dem p. 317 (Note) mitgetheilten Resultate führten.

burg mit Latkin, Sidoroff u. A. besprochenen Plan die Kara-Bai zu erreichen, festgehalten, um so mehr da ich in Tomsk ein Telegramm des Vereins fand, in welchem Herr Alexander Sibiriakoff, der grossmüthige Förderer unserer Expedition, den Wunsch aussprach, dass wir jenes Gebiet besuchen möchten. So leicht sich die Sache in Petersburg ansah, um so schwieriger von hier aus. Herr Mamejeff, der beste Kenner des Landes, an den wir von Herrn Sidoroff empfohlen waren, befand sich, wie fast alle männlichen Einwohner Obdorsk's, auf der Fischerei und so fand sich Niemand, der uns nur annähernd hätte Auskunft geben können. Die grenzenlose Unkenntniss der Uferbewohner, über welche Capt. Dahl uns nur zu viel schlagende Beispiele erzählt hatte, fanden wir durchaus bestätigt. Wenn man in Obdorsk den Polui kaum mehr als 60 Werst aufwärts kannte, was durfte man in Bezug auf die Schtschutschja erwarten? Nicht einmal die Entfernung bis dahin kannte man mit völliger Sicherheit und die Angaben schwankten zwischen 150—200 Werst, obschon Viele seine Mündung passirten. Wie weit der Fluss, sowie die Podarata schiffbar oder bewohnt sind, davon hatte hier wie anderwärts Niemand eine Ahnung, denn der Einzige, welcher die Schtschutschja besuchte, ein Ostiak, war mit der russischen Expedition gegangen.

So konnte denn von keinem Wegweiser die Rede sein und wir mussten Gott danken, überhaupt nur Leute zu erlangen und zwar für eine Lotka, denn beide mitzunehmen erwies sich als durchaus unmöglich. Ich liess daher alles Ueberflüssige zurück, zugleich aber auch einige höchst nothwendige Veränderungen in der Lotka vornehmen, die ja nun für Fünf Raum bieten musste.

Unter Hinweis auf die Abbildung No. 27, welche im Hintergrunde eine Lotka zeigt, will ich hier die Beschreibung dieser, für das Obgebiet nicht unwichtigen eigenthümlichen Art Fahrzeuge einfügen. Lotka nennt man ein 40—50 Fuss langes Boot, welches in der Bauart einem gondelartigen Kahne gleicht, indem der grössere, mittlere Theil, ähnlich den venetianischen Gondeln, sargartig überdeckt ist. Sie dient hauptsächlich dem Localverkehr, theils für Reisen, theils zum Transport von Fischerei- und anderen Producten, und hat eine Tragkraft von 200—300 Pud, bei nur $1^1/_2$—2 Fuss Tiefgang. Die Fortbewegung geschieht fast ausschliessend mittelst Treideln (Ziehen) oder Ruder, da die Bewohner des Ob mit Segeln nicht gut Bescheid wissen und solche nur bei besonders günstigem,

mässigen Winde benutzen. Unsere Lotka, die ich in Obdorsk zu Ehren unseres grossen Reichskanzlers mit dem Namen „Bismark" zu taufen mir erlaubte, war 50 Fuss lang, wovon 10 auf den hinteren, mit einer Plattform für den Steurer versehenen Theil und 15 Fuss für den in einem langen, spitzzulaufenden, schnabelartigen Bug endenden vorderen Theil, abzurechnen sind. Der letztere enthält 3 Bänke für die Ruderer, die schmale verdeckte Spitze dient zur Unterbringung von Kochgeschirr etc.

Es bleibt also ein 25 Fuss langer Mittelraum, der ein gewölbtes Verdeck trägt und von aussen jederseits mit einem ca. fussbreiten Brette versehen ist, auf dem man von vorn nach hinten gelangen kann, da das eigentliche, ca. 4 Fuss breite Verdeck (russ. Paluba) mit Vorräthen dicht vollgepackt ist, ausserdem sich hier die Leute unterzubringen haben. Natürlich kann dies nur in der beschränktesten Weise geschehen, aber auch wir müssen uns mit dem denkbar geringsten Raume begnügen. Die sogenannte Cajüte, deren grösste Breite in der Mitte 10 Fuss, die Höhe gar nur 5 Fuss beträgt, in der man sich also nur gebückt bewegen kann, ist in zwei Hälften, von je $12^1/_2$ Fuss Länge, getheilt. In der vorderen sind 3 Pritschen als Schlafstätten errichtet; Graf Waldburg liegt quer, Martin und Iwan seitlich der Länge nach. In gleicher Weise Dr. Brehm und ich in der hinteren Hälfte, die ausserdem mit Vorräthen aller Art vollgepackt ist, denn auch der kleinste Raum muss benutzt werden. Unter den Schlafbänken sind die Conservenbüchsen, Pulver- und Schrootvorräthe, die Getränke sorglich geordnet, an den Wandungen hängen die Gewehre, Ferngläser und was man sonst schnell zur Hand haben muss.

Da die Längspritschen je 3 Fuss breit sind, so bleibt nur ein 3 Fuss breiter Mittelraum, der noch durch den Mast verengt wird und gerade so viel Raum lässt, um eine Art Tisch, d. h. ein 2' im Geviert haltendes Brett mit einem zusammenklappbaren Gestell, placiren zu können. Um den bei geschlossenen Thüren stockfinsteren Raum wenigstens etwas zu erhellen, liess ich kleine Fensterchen anbringen und so war es, wenn auch in sehr unbequemer Weise, möglich zu schreiben. Neben diesen Arbeiten, die unter der Assistenz unseres Iwan Klugin, der ja selbst Zimmermann (russ. Plotnik) von Profession war, rüstig fortschritten, gab es eine Menge anderer Besorgungen, bei denen der Sassjedatjelj Herr Pawlinoff in der anerkennendsten Weise half. Durch seine Vermittelung

wurde das in Tomsk gekaufte Weizenmehl zu Zwiebäcken verbacken, ausserdem Ausrüstungs-Gegenstände angeschafft, die in 8 Pfund Stricken, 10 Matten aus Birkenrinde, 20 Säcken, 2 Fischnetzen, 2 c. 10 Fuss langen Böten, 6 Rudern, 1 Kessel, hölzernen Schüsseln und Löffeln bestanden. Als Proviant für die Leute kamen 20 Pud Hartbrod (à 70 Kop.), 1 P. Graupen (80 K.), 4 Pfund Ziegelthee (à 60 K.) und 10 Pf. Zucker (à 35 K.) hinzu und wenn ich anfüge, dass das Ganze kaum 50 R. kostete, so dürfte wol kaum eine auf 6—8 Wochen bemessene Expedition billiger ausgerüstet worden sein. Als Tauschmittel*) für die Eingebornen hatte ich gewöhnliche Solinger Taschenmesser und grobe Nähnadeln schon in Bremen, ordinären Blättertabak in Moskau gekauft und fügte hier nur mehrere hundert messingene Fingerringe (das Stück 1 Kop.) und Glasperlen hinzu. Durch Güte unseres freundlichen Wirthes Alexander Wassiljewitsch Perloff, eines angesehenen Bürgers und Verwalters des Kaiserl. Mehlmagazins, hatte ich die unentbehrlichen Mückenzelte anfertigen lassen und von Seiten des Sassjedatjelj erhielt unser Proviant durch einen Schinken und 150 Stück Eier, grosse Seltenheiten in diesen Gegenden, willkommenen Zuwachs.

Unendlich mehr als dieses Geschenk erfreute uns aber die Nachricht, dass es dem Sassjedatjelj gelungen war, 4 Leute aufzutreiben, die sich contractlich verpflichteten, uns als Ruderer und Arbeiter zu begleiten, da von hier aus nicht mehr regelmässig auf Ruderer zu rechnen ist. Es waren der Syrjäne Stepan Samudroff, seines Zeichens Zimmermann, der Syrjäne Feódor Kasáinoff, Schuster und Kirchendiener, der Russe Stepan Mischirikoff und der Ostiak Alexander Säkoff, von denen der erstere als der samojedischen Sprache mächtig 40 R. die beiden anderen je 30, der Ostiak 25 R. erhielten. Den alten Michael Panájeff engagirte ich selbstredend auch für die weitere Reise und ernannte ihn zum Starost (Aeltesten), wozu ihn ja ohnehin seine Jahre machten. Nachdem ich noch den grösseren Theil des baaren Geldes zum Aufbewahren und die Berichte und Briefe in die Heimath zur Besorgung dem Sassje-

*) Ausser den angeführten Artikeln empfehlen sich für Eingeborne: Fingerhüte, wie sie die Schneider gebrauchen und die vorn offen sein müssen, grosse und kleine kupferne und messingene Ringe, messingene Ketten, rothes Wollgarn und Band, bunte baumwollene Tücher und Stoffe. Pulver, um welches schon die Kosaken an der Irtischlinie bettelten, ist ebenfalls sehr begehrt, aber wie Branntwein nicht von der Regierung erlaubt.

datjelj*) übergeben, las der Letztere den Leuten nochmals den Contract vor und ermahnte sie eindringlich ihre Pflicht zu thun. Mit 6 Hilfsruderern versehen konnten wir somit am 16. Juli früh $^1/_2$ Uhr nach einem Aufenthalte von nur 65 Stunden, Obdorsk, die letzte feste Wohnstätte am Ob verlassen und dem am wenigsten bekannten, zugleich aber auch beschwerlichsten Theile unseres Reisegebietes entgegen gehen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten wurden herzliche Worte, Ermunterungen, Rathschläge ausgetauscht, Erwartung und Freude spiegelte sich auf allen Gesichtern, von denen nur eins in Thränen zerfloss. Diese betrübte Seele war unser Ostiak Alexander, der noch in der letzten Stunde an Stelle seines vielgeliebten Sohnes Pawle eintrat.

In banger Sorge um das Schicksal seines Erstgebornen, eines kräftigen Burschen von 19 oder 20 Jahren, hatte mir das betrübte Vaterherz unter Thränen schon viel vorgejammert. Nun traf ihn selbst der harte Schlag als Remplacent seines Sohnes zu fungiren, da ein Säkoff unwiederruflich in der Musterrolle der Expedition verzeichnet stand. Mutter Säkoff noch zärtlicher besorgt für den Sohn als den Gatten, hatte den Ausschlag gegeben und Letzteren abcommandirt, gewiss ein schlagender Beweis, dass die Ostiakinen, nicht durchweg die Sclavinen ihrer Männer sind, wie dies fast alle Beschreibungen angeben, sondern mitunter sehr dominiren. Comme chez nous!

Als die Lotka aus dem ruhigen Wasser des Polui in den Ob einbog, zeigte der Strom anscheinend einen so mächtigen Wogengang, dass die Leute behaupteten hier wäre nicht weiter zu kommen und in eine stille Bucht legten. Wir hatten also hier, wie auf der bisherigen und späteren Reise, genügend Beweis, dass die Obbewohner keine Helden auf dem Wasser sind und dies gilt auch für die Ostiaken.**)

*) Die Expedition ist diesem liebenswürdigen und ausgezeichneten Manne zu grossem Danke verpflichtet, ohne dessen energische Unterstützung die Reise nach der Kara-Bai wol sehr schwierig zu Stande gekommen sein würde. Wenn Albin Kohn (Sibirien p. 39) ausspricht, dass die im Norden am Ob angestellten Beamten gewöhnlich wegen begangener Vergehen hierher versetzt werden, sich aber hier in einigen Jahren ein Vermögen erwerben, so widersprechen Dem unsere Erfahrungen vollständig.

**) Es ist also ganz irrthümlich, wenn Albin Kohn (Sibirien p. 37) letztere zu „höchst gewandten und muthigen Schiffern" macht, „die selbst während des heftigsten Sturmes, wenn sich das Wasser des Ob oder Irtisch in gewaltigen Wellen zum

Nachdem Graf Waldburg und ich die so sehr gefürchteten Wellen, welche anscheinend die vor uns liegende Flusskrümmung brandend „umtosten", selbst recognoscirt und keineswegs schrecklich gefunden hatten, befahlen wir die Weiterreise und es ging wie erwartet gut.

Die Fusspartie längs dem rechten Ufer auf mehr als eine deutsche Meile hatte uns mit der Beschaffenheit desselben näher bekannt gemacht. Dasselbe ist im Gegensatze zu dem linken, wie bisher, hoch, und wird aus zum Theil steil abfallenden Sand-, Lehm- oder Mergelwänden gebildet, die einen üppigen Baumwuchs von, noch ansehnlich hohen, Lärchen, Fichten, untermischt mit Weiden, Birken, Erlen und Ebereschen tragen, der auf der Tundra ruht, d. h. einer üppigen Moosdecke auf der Zwergbirken, blühende Preissel- und Moltebeeren, sowie Stinkkraut wuchern. Die Ufer fallen aber nicht wie bisher bis zum Flussbette herab, sondern lassen einen breiten Sandstrand frei, der von kleineren und grösseren, selbst blockartigen Rollsteinen der verschiedensten Arten (Syenit, Granit, Porphyr, Grünstein, Gneiss, Kalkstein, einer sonderbaren Breccie u. s. w.) bedeckt sind, wie ich dieselben schon erwähnte.

Nebelkrähen, seltener Elstern, schön rothbrüstige Birkenzeisige (Fringilla linaria), Weidenlaubvögel (Phyllopneuste trochilus) belebten diese Uferdickichte, welche ausserdem, wie bisher von Mücken schwärmten.

Die erste Station,*) Kniäski-Jurty (d. h. Fürstenjurten) bot insofern ein besonderes Interesse, weil hier der Ostiakenfürst während des Sommers einige Zeit zu residiren pflegt und zwar ist das dritte

---

Himmel thürmt sich hinauswagen auf das aufgeregte Element, als ob es ein Kinderspiel sei, mit den empörten Flussriesen zu kämpfen" und die als Beleg dafür angeführte Episode, welche ihm ein Reisender als selbsterlebt erzählte ist sicherlich falsch. Zwar wissen die Ostiaken ihre kleinen Kähne sehr geschickt zu regieren, halten sich aber, zumal bei einem Sturme, stets in der Nähe des Ufers und dass sie weder im Schwimmen noch Tauchen Uebung besitzen, daran ist ebenso sehr ihre angeborne Wasserscheu als die Kleidung schuld.

*) Wir berührten bis zur Mündung der Schtschutschja folgende Stationen: 1. rechts am grossen Ob Kniäski-Jurty, 5—6 ostiak. Sommerhütten, Residenz des Fürsten, 25 W.; 2. r. am gr. Ob. Jeslów (Jeslo, Jaslow „Jotloch" Peterm.) einige Tschums 7 W.; 3. r. am gr. Ob Kiochát, gr. russ.-ostiak. Fischerplatz, 5 W.; 4. links auf der Insel Bjestschimjány Wulpasl (Wulpás, von Wul = gross und As = Ob, „Kor-Púgl" Peterm.) gr. russ.-ostiak. Fischerplatz, 25 W.; 5. l. am kl. Ob Chalispagór (Paluspagór), etliche Tschums mit russ. Fischerhütten, 15 W.;

N. d. N. v. O. Finsch

gez. v. M. Hoffmann

Kniäski Jurti am Ob.

(Residenz des Ostiakenfürsten Iwan Taisin)



Haus von rechts auf der von mir gezeichneten Abbildung der eigentliche fürstliche Konak. Ich kannte den hohen Herrn schon von früher, nämlich aus Castrén's Reisewerk,*) fand ihn aber ziemlich verändert, namentlich hinsichtlich der Kleidung, welche sich in nichts von der jedes anderen Ostiaken unterschied. Sein ausdrucksloses bartloses Gesicht, mit den matten grauen Augen, der gravitätisch herabgezogenen Unterlippe, den Furchen auf Stirn und Wangen und den langen schlicht hinters Ohr gekämmten weissen Haaren, erinnerte mehr an den Typus eines deutschen Philisters als den eines Vollblutostiaken, dessen Stammbaum urkundlich bis zum Jahre 1601 zurückführt. Als mit der Niederwerfung Kutschum Chans auch die Ostiaken in Zinspflicht geriethen, wurden die vielen kleinen Fürsten depossedirt. Der Czar Boris Feodorowitsch ernannte nur Einen, Wasili, zum Herrscher über die Obdorskischen Lande „bis zu den Küsten des Eismeeres", der, „über die Flecken und Kreise zu wachen und Jassak und Zehnten einzutreiben hat". Als der Ur-Urenkel dieses Wasili, Taischin, zur orthodoxen Kirche übertrat, wurde der Name desselben zum Familiennamen des Fürstenhauses, welches die Kaiserin Catharina 1768 aufs neue bestätigte**) und dessen gegenwärtiges Oberhaupt Iwan Matfeewitsch heisst. Die Regierung desselben ist übrigens keine ungetrübte gewesen. Selbst in diesem kalten Norden erhob sich unter der An-

---

6. l. am Seitenarm des kl. Ob Protótschka (Pratotschka) (1 russ. Blockhaus und etliche Tschums, 15 W.; 7. l. am kl. Ob Haljatúr (Chajatúr, Kajatúr) wie vorher, 15 W.; 8. l. am kl. Ob Tóbelko wie vorher, 15 W.; 9. l. am Arm des gr. Ob Nemúta, etliche Tschums, 20 W.; 10. rechts an der unteren Mündung der Schtschutschja Jamburrí (Janburi, Janburá) ostiak.-samojed. Tschumplatz, 15 W.; Total 157 Werst d. h. so viel bezahlten wir um nur Ruderer zu erhalten, in Wirklichkeit dürfte die Entfernung höchstens 100—110 Werst betragen.

*) „Reiseberichte und Briefe aus den Jahren 1845—1849. Herausgegeben von Anton Schiefner" (St. Petersburg 1856). Hier eine treffliche Lithographie von August Pezold, während der Anwesenheit des Fürsten, Anfang der 50er Jahre in St Petersburg aufgenommen, welche trotz des Unterschiedes der Jahre unverkennbare Aehnlichkeit verräth. Der Fürst ist hier in der phantastischen ihm vom Kaiser verliehenenen Tracht abgebildet, in welcher ich ihn in Obdorsk sah, als er sich von dem zufällig anwesenden Photographen Lutik mit seinem Hofstaate aufnehmen liess. Zu demselben gehörten die auf Abbild. No. 44 und 45 dargestellten Ostiaken, die ich desshalb dem Portrait des Fürsten vorzog, weil sie vielmehr typisch sind. Castrén lernte den Fürsten übrigens nicht kennen.

**) Die darauf bezügliche Urkunde ist in Hofmann's Reisewerk wörtlich mitgetheilt (p. 24 und 25); hier auch Notizen über den Stammbaum der Taischins.

führung eines Prätendenten das getreue Volk und verjagte seinen angestammten Fürsten, der sogar aus seiner Haupt- und Residenzstadt Obdorsk fliehen musste. Das ist freilich schon länger als 30 Jahre her und Iwan Matfeewitsch erfreut sich wiederum der Liebe seiner Unterthanen. Ich frug solche wiederholt: ob sie den Befehlen des Fürsten gehorchen würden und Alle schienen diese Frage für ziemlich überflüssig zu halten. Diese Anhänglichkeit fand ich in der That rührend, denn wer würde wol bei uns einem Fürsten gehorchen, der nichts mehr besitzt und fast Alles verloren hat wie Iwan Matfeewitsch! Früher Besitzer von 10,000 Renthieren (noch 1848 nach v. Hofman) war er als der grösste Heerdenbesitzer mit Recht der „Grösste" seines Volkes, nachdem dieser Reichthum aber durch die Seuche auf 700 vermindert wurde ist der Fürst jetzt ein armer Mann, den selbst das Jahresgehalt von 30 Rubel, welches ihm die Regierung zahlt, nicht mehr zu seinem früheren Glanze verhelfen kann. Uebrigens ist der Fürst immerhin noch in gewissem Sinne Herrscher und Besitzer des Landes, da er nicht allein in Streitigkeiten der Eingebornen die oberste Instanz bildet, sondern auch Russen oder andere Nichteingeborne, welche sich in Obdorsk anbauen wollen, ihn entschädigen müssen. Wie mir in Obdorsk gesagt wurde überweist er indess diese Einkünfte, sofern sie nicht, was meist der Fall sein soll, in Schnaps realisirt werden, der Kirche. Der Fürst empfing mich am Ufer und geleitete mich in seine Jurte, die sehr geräumig, reinlich und an den Seiten mit hübschen Matten belegt war, sich im übrigen aber durch nichts auszeichnete. Meine Hoffnungen durch den „Herrscher und Vater des Volkes" recht viel über Land und Leute zu erfahren schlugen leider gänzlich fehl. An der Schtschutschja und Kara-Bai, wohin ihn Schiefner in der Vorrede zu Castrén allsommerlich reisen lässt, behauptete er niemals gewesen zu sein, sprach aber damit die Unwahrheit, denn er kannte jene Gegenden sehr gut, und v. Hofmann traf ihn dort 1848. Doch vermuthete er, dass dort herum seine Renthiere weiden werden. Dagegen wusste das Fürstlein (Kniäsétz) viel von Petersburg und Kaiser Nicolaus zu erzählen, der ihm eine goldene Medaille, Ehrensäbel etc. verliehen und genau um ähnliche Dinge als ich befragt hatte, d. h. um Geschichte, Mährchen, Volkssagen, Legenden etc. Ebenso wenig als dem Kaiser wusste er mir solche zu erzählen und als ich auf das Capitel des Heidenthums kam, behauptete er, das sei längst ausgerottet und alle Ostiaken gute Christen. Hin-

sichtlich seines Alters war der Kniäs ebenfalls nicht gewiss, meinte aber, es werde sich so um die 60 drehen und so ging es mit unzähligen anderen Fragen. Nicht einmal die Zeit, in welcher man im Winter mit guten Renthieren von hier bis Obdorsk fahren könne, wusste er anzugeben. Ich verliess den hohen Herrn also ziemlich enttäuscht, schenkte ihm aber, damit er nicht dasselbe von mir sagen könne, eine Flasche Schnaps. Er nahm diese Gabe, die hier ja etwas vorstellt, nur zögernd an, vorgebend er habe früher zwar dieses Getränk nicht verschmäht, rühre dasselbe aber seit Jahren nicht mehr an. Dieses Mässigkeitsgelübde schien indess kein sehr ernstes, denn kaum hatte ich Thee getrunken und den Jurtenplatz skizzirt, so stattete er mir schon die Gegenvisite in der Lotka ab und erbat hier eine zweite Beruhigungsflasche, angeblich für seinen einzigen Sohn, den Thronfolger, der eben beschäftigt war unappetitliche Fische zu präpariren. Im Hinblick auf unsere bescheidenen Vorräthe musste ich dem Fürsten seine Bitte abschlagen und als er nun auf den „Kniäs“ unserer Expedition, Graf Waldburg, anspielte, der ruhig schlief oder sich doch so stellte, behauptete ich, derselbe sei in Bezug auf Spirituosen wie er geartet d. h. Temperenzler!

Das einzige wofür ich dem Fürsten dankbar sein musste,*) war seine eindringliche Rede mit der er unseren Alexander zurecht setzte. Derselbe, obwol bereits in zweiter Generation ein sogenannter Christ, ging mit Zittern und Zagen den gefährlichen Wellen des Ob und dem noch gefährlicheren Bolschoi Scheitán (grossen Teufel) der auf der Schtschutschja herrschen sollte, entgegen. Seine Jammerthränen versiegten aber nach den Ermahnungen des Kniäs und er wurde ebenso muthig als vorher furchtsam.

Wie unwahr der Fürst übrigens hinsichtlich des Heidenthums gesprochen, sollte schon die zweitnächste Station Kiochát lehren, denn fast alle Eingebornen hier, darunter auch Samojeden, waren noch sogenannte Heiden.

Kiochát ist eine Fischereiniederlassung, wie es deren soviele am unteren Ob und dessen Mündungsgebiet giebt, aber grossartiger als alle bisher gesehenen. Sie wird auf Rechnung des bedeutenden Fisch-Grosshändlers Iwan Nikolajewitsch Korniloff in Tobolsk betrieben, für den hier 35 Russen und wol ebensoviel Eingeborne

*) v. Hofmann hatte sich ebenfalls keiner Hilfe des Fürsten zu erfreuen, über dessen Unwissenheit er sich (p. 134) auslässt. —

arbeiten. Letztere erhalten eine gewisse Summe für Benutzung des Platzes, Antheil am Fange und können überdies genügenden Wintervorrath zum eigenen Bedarfe präpariren, da Fische unter einer gewissen Grösse ohnehin zum Salzen werthlos sind. Der freundliche Prikastschik, unter dessen Commando die Niederlassung stand, zeigte mir dieselbe auf das genaueste und gab mir über Alles Auskunft. Er selbst und seine Familie bewohnen ein ziemlich leichtes nur mit dem nothdürftigsten versehenes Blockhaus. Für die russischen Arbeiter dienen einige roh aus Balken errichtete, mit Zweigen, Rasen u. s. w. liederlich bedeckte Hütten als Unterkunft, welche nichts als eine gemeinschaftliche Schlafstätte enthalten und nicht viel besser sind als die Tschums in denen die Eingebornen campiren. An einigen Fischerplätzen, wo nur ein oder wenige Russen arbeiteten, fanden wir dieselben schlechter quartiert als Ostiaken.

Die russische Mannschaft, sowie die ganze Ausrüstung und Einrichtung, zu deren lebendem Inventar auch eine Kuh gehörte, wird nach Eisaufgang von Tobolsk aus auf einer Barsche expedirt; das Material zu den leicht aus Planken und Balken errichteten Schuppen grösstentheils ebenfalls von dort mitgebracht. Die Leute werden auf 4 bis 5 Monate engagirt und erhalten für die Saison 20 bis 30 R., ausserdem einen Anzug, bestehend in Rock (Gus genannt), Hemd, Hose und Stiefeln (Brodnie), sowie die Kost, zu der auch Tabak und an Feiertagen Schnapsrationen kommen. Fleisch wird nur auf der Hin- und Rückreise gereicht. Ich erinnere hierbei daran, dass die holländischen Fischer in Scheveningen u. s. w. ebenfalls nur höchst selten, die norwegischen wol kaum, Fleisch erhalten. Uebrigens genügt Fischnahrung diesen Leuten ja vollständig, die, wie die Eingebornen, rohe Fische mit eben solchem Appetit verzehren, als bei uns der Arbeiter ein Stück Speck.

Die Geschicklichkeit der Weiber im Ausweiden und Zubereiten der Fische ist bei der unendlichen Praxis in diesem Geschäft zur wahren Virtuosität ausgebildet. Das Abschuppen geschieht mittelst eines, an der Kante zugeschärften, Schulterblattes vom Renthier, ein Instrument, welches für diesen Zweck in der That ausserordentlich practisch ist. Wenn Pallas (Sujew) den Gebrauch des Längsseitenschnittes, unmittelbar über der Bauchflosse, mit religiösem Aberglauben zusammenhängend erklärt, so dürften die entschiedenen Vortheile dieser Methode doch practisch den Ausschlag gegeben haben. So schnell als der Schnitt geführt wurde, ebenso schnell

genügt ein Griff, um die Leber und den ganzen Inhalt der Leibeshöhle herauszureissen. Etwaige zurückgebliebene Fett- und Bluttheile habe ich nicht selten begierig verzehren sehen, aber niemals „die inneren Theile als Dessert", wie sich Poljakoff ausdrückt. Sehr häufig werden die Eingeweide weggeworfen, aber auch in Gefässen aufbewahrt, um das ausschmelzende Fett abzuschöpfen und aufzubewahren. Diese ölige Masse, Schir genannt, wird nicht so leicht ranzig und dient anstatt der Butter um Brot in dasselbe einzutauchen u. s. w., sowie als Lampenöl.

Der Genuss roher Fische ist nicht blos bei Ostiaken und Samojeden, sondern allen nördlichen Völkern Sibiriens und den ansässigen Russen allgemein üblich, weil man annimmt, dass derselbe ein Specificum gegen Scorbut ist. Uebrigens findet sich dieselbe Sitte ja bei Japanern, Kanakern und vielen anderen Völkern ebenso eingebürgert als bei den Ostiaken, und über Geschmack lässt sich einmal nicht streiten! Selbstredend machte ich ebenfalls den Versuch, fand aber das Fleisch von Njelma u. s. w. so fad und geschmacklos, als früher das vom Lachs in Lappland, das dort ohne jede Zubereitung und Würze ebenfalls hochbeliebt ist. Uebrigens wissen Ostiaken und Samojeden die Fische so geschickt zu tranchiren, dass die Mahlzeit keineswegs Ekel erregt und ich beneidete unsere Leute oft, die nüchtern einen 2 Fuss langen Fisch zierlich in Streifen geschnitten und, wenn es anging, in Fischfett getaucht, mit dem grössten Behagen als Frühstück verzehrten. Dass man bereits Kinderchen, welche noch nicht laufen können, von der zärtlichen Mutter mit rohem Fischfleisch stopfen sieht, ist nichts Ungewöhnliches.

Das Verfahren beim Einsalzen in den russischen Fischerniederlassungen geschieht ähnlich wie in Norwegen, d. h. die ausgeweideten Fische kommen 8 bis 9 Tage in eine Salzlake und werden, nachdem sie gehörig durchgezogen, getrocknet und in Packen zusammengebunden. Doch verstehen die Obfischer das Trocknen, auf welches es ja hauptsächlich ankommt, weit weniger gut als ihre norwegischen Collegen, denen freilich die bei Weitem günstigeren localen und climatischen Verhältnisse wesentlich zu statten kommen. Ein Hauptfehler am Ob ist jedenfalls der, dass meist unreines, d. h. noch mit anderen Bestandtheilen (Glauber- und Bittersalz) vermischtes Steppensalz verwendet wird, welches den Geschmack der Fische verdirbt. Hätte man so ausgezeichnetes französisches und portugiesisches Salz wie in Holland, Norwegen u. s. w., so würden auch die Präparate

besser werden, wenn auch immerhin die z. Th. sehr primitiven Einrichtungen mit an der unvollkommenen Präparation schuld sind. Namentlich fehlt es an geeigneten und reinlichen Gefässen. So hatte man hier in Kiochat, da die, übrigens recht gut gearbeiteten, grossen Salzerei-Fässer nicht ausreichten, einfach mit Wasser gefüllte Gruben hergerichtet, um den Ueberfluss frisch gefangener Fische aufzubewahren, die sich schon von Weitem durch den entsetzlichen Geruch bemerklich machten. Solche bereits in Fäulniss übergehende Fische müssen aber selbstredend andere gesunde verderben. Glücklicher Weise ist dasjenige russische niedere Volk, für welche der Fischsegen des Ob ja zunächst bestimmt ist, nicht so heikel.

Wie mir der Prikastschik sagte, werden in Kiochat in der Saison, die dies Jahr am 5. Juni begonnen hatte und bis Anfang September, also etwa 3 Monate, währt, an 2000 Pud Fische und an 50 Tonnen Thran producirt, die mässig veranschlagt einen Gesammtwerth von 5000 R. repräsentiren. Welche Gesammtausgaben Dem entgegenstehen, darüber fehlt es mir freilich an genauen Angaben. Wenn ich aber nach den mir vorliegenden Daten blos den Lohn der Arbeiter mit 800 R., den Werth des Salzes*) (400 Pud. à 70 K.) mit 280 und die Rückfracht (pro Pud 10 K.) mit 200 R. annehme, so ergiebt dies schon allein an 1300 R. Da hierbei weder das für Barsche, Material u. s. w. angelegte Kapital, noch die Ausrüstung, Hintransport, Kost für Leute und Antheil der Eingebornen berechnet sind, was zusammen doch gewiss eine bedeutende Summe ausmacht, so wird aus diesen wenigen Zahlen schon ersichtlich sein, dass der Reingewinn des Unternehmens kein so übertrieben hoher sein kann, wie man zuweilen liest. Dass ungünstige Fangjahre und Conjuncturen Baarverluste hervorbringen, die gute Jahre wieder ausgleichen müssen, soll nur angedeutet werden. Ganz ähnlich lauteten die Nachrichten, welche ich von anderen tüchtigen Fischereiunternehmern einzog, unter denen ich mich nur auf das Zeugniss von Pawle Nicolajewitsch Roslakoff (aus Obdorsk) in Chalispagor, Nicolaj Iwanoff Roslakoff (aus Tobolsk) in Male-Obske-Peské, Konstantin Nikitin Popoff (aus Obdorsk) in Wulpasl und unseres Wirthes in Obdorsk, Perloff berufen kann. Der Zuerstgenannte hatte 10 Russen

*) Ich rechne 1 Pud Salz auf 5 P. Fische, weiss aber nicht ob dies richtig ist; an der Petschora werden auf 16 P. nur 2 P. Salz genommen, da der Transport nicht so weit ist; doch genügt dieses Quantum nicht und viele Fische verderben deshalb.

in seinem Dienste und betrieb die Fischerei mit 30 Ostiaken, denen er zunächst für die Benutzung des Platzes zahlt. Ein solcher, Pessok (Sand) genannt, ist eine durch möglichst sanft zur Tiefe abfallenden, ebenen Sandgrund, ohne Steine und Löcher, besonders günstige Stelle des Flusses oder seiner Nebengewässer. Sie erleidet durch die Veränderungen des Grundes vielfach Veränderungen, kann aber zuweilen für Jahre hinaus ergiebig bleiben, wie wir in der That Fischer antrafen, die seit mehreren Jahren an derselben Stelle ihr Gewerbe betreiben.

Je nach der vortheilhaften Lage u. s. w. schwankt die Pacht für solche Peski von 20 bis 200 R. und mehr. Mit der Erlaubniss zur Fischerei verdingen sich die Ostiaken meist selbst und zwar in der Weise, dass der Fang zur Hälfte getheilt wird, hier z. B. mit dem Ostiaken, welchem der Platz gehörte. Für den ostiakischen Besitzer arbeiteten wiederum seine übrigen Landsleute. Dabei gilt ein Abkommen, wonach die Eingebornen ihren Antheil, soweit sie denselben nicht selbst nöthig haben, an den russischen Unternehmer für einen gewissen Preis, der sich nach der Grösse und Art der Fische richtet, abstehen. Wie Poljakoff angiebt, gilt oberhalb Samarowa ein Muksun von 9 Werschok*) (c. 17″) Länge einen Rubel, oberhalb Bereosoff c. 8, unterhalb Bereosoff 10, unterhalb Obdorsk am Nadym gar erst 25—30 Fische ebensoviel; der Preis wird also vollkommen sachgemäss weiter stromabwärts billiger. Das Einheitsmaass von 9 Werschock Länge ist durch die langjährige Praxis anerkannt, ebenso die Berechnung, dass unter dieser Länge zwei Fische einem gleichstehen. Es findet also ganz dasselbe Verhältniss als in Russland statt, denn aus Schrenk (p. 8) ersehe ich, dass am Ladoga als Einheitsmaass 12 Werschok Länge gelten und zwei Fische unter dieser Grösse als einer gerechnet werden. Ueber die Zweckmässigkeit und Gerechtigkeit solcher Usancen lässt sich schwer urtheilen, sie bestehen einmal.

Wenn Herr Poljakoff**) diese willkürliche Preisbestimmung ebenso sehr tadelt, als das ganze „Raubsystem" seiner russischen Landsleute beim Fischereibetriebe am Ob, so scheint mir diese Verurtheilung ebenso willkürlich d. h. ohne tieferes Verständniss. Hätte Herr Poljakoff Gelegenheit gehabt Grossfischerei in Holland, Nor-

*) 48 Werschok = 3 Arschin = 7 Fuss, 1 Fuss = 12 Zoll (= engl. Zoll).

**) „Die Bewohner des Ob" in: Russische Revue 1878 (p. 55—59).

wegen oder Ost-Finmarken und das dortige Kreditsystem kennen zu lernen, so würde er seine Landsleute wahrscheinlich milder beurtheilen. Was die von ihm angeführten Zahlen anbetrifft so sind sie vollends geeignet das Urtheil des Laien zu trüben und seine Landsleute, besonders dem Auslande gegenüber, zu discreditiren. Wenn er z. B. anführt, dass der Umsatz an Obfischen in Tobolsk 500,000 Pud im Werthe von 1 Million R. beträgt, wovon den eigentlichen Besitzern der Fischgründe, den Ostiaken, an Pacht nur etwa 10,000 R. zu Gute kommen, so ist diese Berechnung ebenso unrichtig als wenn er den Profit einzelner Unternehmer, die jährlich nur 200 R. an Pacht bezahlen von 10,000 bis zu 35,000 R. angiebt. Der Leser kann durch solche Angaben leicht in den Glauben versetzt werden, als stecke der glückliche Unternehmer einen Reingewinn von baar 34,800 R. in die Tasche, aber in Wahrheit beziehen sich diese Zahlen ja nur auf die Bruttoeinnahme. Und Herr Poljakoff, dessen Reise z. Th. ja durch das Emporium des Obfischhandels, Tobolsk, unterstützt wurde, theilt nicht mit, welche Summen an Unkosten von der Gesammtertragssumme abgehen. Wie ich oben, nur andeutungsweise gezeigt habe, sind aber die Unkosten und das Capital, welches in diesen Unternehmungen steckt, keineswegs unbedeutend. Kostet ein Netz doch allein 300 R. Wenn Herr Poljakoff das Heil für die Eingebornen darin erblickt, dass ihnen ein „entsprechender Theil des sich steigernden Gewinnes überlassen werde,“ so wird seine weitere Schilderung über die Ostiaken zur Genüge lehren, dass dieser Antheil wol sehr üble Anwendung finden würde. Und wenn der gewöhnliche russische Arbeiter in Sibirien im Allgemeinen das was er verdient auch verthut, hauptsächlich in Schnaps, und nicht den Erwerbstrieb besitzt, der zur Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung so unbedingt nöthig wäre, wie kann man solche Eigenschaften von den Eingebornen erwarten und verlangen. Ist es auch unbestritten sicher, dass ein grosser Theil der Flussbevölkerung durch Ankunft der fischenden Russen moralisch gesunken ist, so steht es andererseits ausser Frage, dass die Eingebornen durch dieselben gewonnen haben, ganz abgesehen davon, dass die Russen vollkommen berechtigt waren ein Gebiet auszunutzen, welches ohne ihren Unternehmungsgeist noch völlig brach liegen würde. Wer wie wir die an einsamen Tundraflüssen fischenden Eingebornen sah, die in Mitten des Fischreichthums das armseligste und elendeste Leben führen, wird gern bekennen, dass die

am Ob in Gemeinschaft mit Russen arbeitenden Eingebornen sich materiell bei Weitem besser stehen. Während früher die Ostiaken nur ihren Wintervorrath an Fischen erzielten und, wie aus Pallas erhellt, zuweilen in Hungersnoth geriethen, helfen sie jetzt eine Hilfsquelle ausbeuten die ihnen ebenfalls zu Gute kommt, z. Th. freilich in Gestalt von Bedürfnissgegenständen, welche sie früher nicht kannten, und wobei sie von den herumziehenden Kleinhändlern oft genug betrogen werden mögen. Bei richtiger Betrachtung der Verhältnisse finden wir dieselben also genau so wie in anderen Ländern; wie der Händler im Caplande, in den entlegenen Minen- und Pelzhandels-Districten u. s. w. sucht auch der russische seinen Vortheil. Dass die Indolenz der Eingebornen höherer Intelligenz weichen muss ist eine Thatsache, die sich in allen Ländern und bei allen Völkern wiederholt!

Das Bild geschäftigen Treibens der Menschen wurde durch zahlreiche Möven (Larus affinis) erhöht, die laut schreiend über den Netzen hin und her flatterten und vor den Augen der Fischer Beute aus denselben machten, z. Th. aber auch auf abgestorbenen Aesten hoher Lärchen ausruhten. Nachdem ich Alles genau besichtigt, wandte ich mich dem nahen Walde zu, der aus schönen, hochstämmigen Nadelbäumen bestand, um nach dem bolschoi Scheitan (grossen Götzenbilde) zu suchen. Der Prikastschik, welcher die Stelle allein unter allen Russen zu kennen behauptete, sie mir aber, aus Rücksicht für die Eingebornen, unter keiner Bedingung nur andeuten mochte, erklärte mein Beginnen von vornherein als aussichtslos und hatte Recht. Ich war nach langem Umherstreifen zufrieden die erste heidnische Grabstätte entdeckt zu haben, musste aber beim Scizziren derselben der Uebermacht der Mücken weichen, die es vereitelte den Stift nur eine Viertelstunde zu führen.

War mir der Anblick des grossen Scheitan nicht vergönnt, so konnte ich mich wenigstens an einem kleinen erlaben, der in einem Tschum verwahrt wurde. Aber ich musste ihm etwas opfern, und ich brachte dieses, mein erstes „Götzenopfer“ gern. Der Götze bestand, wie die Abbildung zeigt, nur aus einem unförmlichen Bündel, welches die Gaben an Fuchs- und anderen Fellen enthielt und an welchem ein Messingblech, roh ein menschliches Gesicht darstellend als Kopf befestigt war. Auch die brave Hausfrau liess sich trotz des Gespöttes der Männer, endlich herbei den „Weibergott“ zu zeigen. Er stellte eine nach Art der Ostiakenweiber angezogene

Puppe dar, deren Gesicht einfach aus einem messingenen Knopf bestand. (Vergleiche die Abbildung rechts.) Obwol ich hohe Preise bot, so war den Leuten keiner ihrer Götzen feil, denn so sehr auch die Männer über die „Göttin Songet" lachten, auf ihren „Muschter" (Master, Masterko, Meister) hielten sie grosse Stücke. Er habe sie bis jetzt nicht im Stiche gelassen, hiess es, und Krankheit ja selbst Tod würden sie als Strafe treffen. Diese Anhänglichkeit ist gewiss lobenswerth und zeigt, dass diesen uncivilisirten Naturkindern nicht Alles feil ist, wie der Culturmensch meist voraussetzt, zugleich ihre Nachsicht bei solch undelicaten Offerten. Ein Altgläubiger würde ein Angebot auf ein besonders verehrtes Heiligenbild wahrscheinlich ganz anders zurückgewiesen haben!



N. d. N. v. O. Finsch. gez. v. M. Hoffmann

Mit Kiochát verliessen wir (16. Juli, 10 Uhr Abends) das rechte Ufer und hatten den grossen Ob zu kreuzen, dessen Wellen das Fahrzeug allerdings beträchtlich aber nicht so sehr als den Muth unserer Leute ins Schwanken brachte. Sie sassen entblössten Hauptes und sangen aus Angst fromme Lieder, die indess sogleich in fröhliche umschlugen, als wir wieder in das ruhige Wasser am linken Ufer gelangten. Sobald man den Hauptstrom verlassen, wird es schwierig, ja unmöglich, sich bei dem jetzigen hohen Wasserstande, der das flache linke Ufer grösstentheils überschwemmt hat, in dem Wirrsal von Kanälen und Wasserstrassen zurecht zu finden, und sich ein Bild über den Lauf und die Verbindung derselben unter einander zu machen. Das Fahrwasser ist bald eine breitere, bald eine schmälere Strasse, beiderseits von Sumpfland oder meist undurchdringlichen Dickichten einer weniger als mannshohen Weide eingerahmt, die selten freiere Aussicht gestatten. Geschieht dies so

erblickt man zur Rechten das hohe spärlich mit Bäumen bewachsene Ufer des grossen Ob, links die blaue, jetzt nur noch mit einzelnen Schneeflecken gezierte Kette des Ural, die in ihren Konturen einen ähnlichen Character als das Riesengebirge trägt. Die Kuppen waren meist in Nebel gehüllt und ihre Namen den Eingebornen nicht bekannt, die nur die höchste Spitze samojedisch mit „Tobendaska“ bezeichneten, eine Benennung die ich auf keiner Karte finde und die wol auf Missverständniss beruht. Die wenigen Fischer-Niederlassungen an welchen wir anlegten, um neue Ruderer zu erlangen und abzukochen, und die im Grossen und Ganzen mit dem oben beschriebenen Kiochát übereinstimmten, befanden sich meistens auf inselartigen Streifen Landes, die entweder von sumpfigen Weidendickichten, Morästen oder eigentlicher Tundra umrahmt waren.

Für den Zoologen bot die Gegend manches Interessante: rothkehlige und Gustavs-Pieper (Anthus cervinus und Gustavi), Citronen-Bachstelzen (Motacilla citreola), Leinfinken, eine Rohrsängerart (Calamoherpe phragmitis) belebten die Gebüsche, Eistaucher (Colymbus septentrionalis), Wassertreter (Phalaropus cinereus), wol die reizendste Erscheinung arktischer Vogelwelt, kleine Mantelmöven, Trauerenten und anderes Wassergeflügel die Teiche und Moräste. Aber die Jagd resp. das Sammeln wurde durch Milliarden von Mücken fast unmöglich. Tag und Nacht, die sich ja fast noch glichen, waren wir von diesen Plagegeistern umgeben, und selbst die Lotka bot nur zweifelhafte Rettung, da die blutgierigen Insekten jede Ritze als Eingang zu benutzen verstanden. Was half all das Todtschlagen, Versengen, Räuchern, Chloroformiren vor dem sogenannten Zubettegehen! Hercules konnte leichter mit der lernäischen Schlange und anderen Ungeheuern, als wir mit den Mücken fertig werden!

Die raucherfüllten Tschums der Eingebornen boten noch am meisten Schutz, zugleich auch Gelegenheit zu manchen kleinen Beobachtungen und Scizzen, unter denen die beigegebene (Abbild. 30) in Tóbelko (welches wir am 17. Juli gegen 7 Uhr Abends erreichten) entstand. Die kleinen Wichte, von denen der mittlere in väterliche Kleider gehüllt ist, ahnten freilich nicht, dass sie der anscheinend schlafende Fremdling, der sie erst mit Zucker gekirrt hatte, zu Papier brachte. Den Kindern gegenüber hockte ein Blinder, der mir die Arbeit selbstredend leicht machte.

Das Bild zeigt zugleich einige Geräthschaften der Ostiaken.

Links neben dem Kinde in der Wiege steht eine mit Rädern versehene Vorrichtung, welche zuweilen benutzt wird um Kindern das Laufenlernen zu erleichtern, daneben steht eine Kinderpuppe (ost. Agan), vorn, neben den Fischen (Nelma), liegt links ein Instrument aus Holz zum Tödten grosser Fische, rechts ein Weibermesser (ost. Kjäschi). Rechts von der Feuerstelle steht ein Wassergefäss aus Birkenrinde (ost. Jingl.) mit der eigenthümlichen Gravirung, hinter den Kindern ein Ruder (ost. Josch-Lop) und ein Paar Schneeschuhe (Loch). —

Mit Capt. Dahl war verabredet worden, dass wir Dr. Brehm in dem Jurtenplatze „Langalki" wiederfinden sollten, aber Niemand kannte denselben. Ein freundlicher Kosaken-Unteroffizier, der in Tóbelko mit 12 Leuten, in der ärmlichsten Weise campirend, die Fischerei auf eigene Rechnung betrieb, meinte der Platz werde das c. 40 W. entfernte Janburri sein. Durch sein energisches Auftreten gelang es 2 Ostiaken mit Brief und Lebensmitteln dahin abzufertigen, da ich anfing um den Freund besorgt zu werden. Obwol nur ein höchst schwacher Wind wehte fürchteten sich diese eingebornen Stromhelden doch vor den schrecklichen Wellen und meinten ihren sicherem Tode entgegen zu gehen. Der brave Kosak lehnte übrigens jedes Douceur, selbt ein offerirtes Glas Schnaps ab,*) da er meinte wir würden den letzteren selbst brauchen und er habe ja überhaupt nichts als seine Pflicht gethan.

Wir hatten kaum eine Stunde Tóbelko verlassen und ich war angekleidet, aus Furcht vor den Mücken wie immer, eben etwas eingeschlummert, als in der ersten Stunde des 18. Juli ein Ostiak die Nachricht brachte, ein Fremder befinde sich ganz in der Nähe in einem Tschum. Das konnte nur Dr. Brehm sein! Ich eilte daher der Lotka zu Fuss vorauf und bald fand ich den Freund, der seit sechsunddreissig Stunden ein interessantes Beobachterleben unter ostiakischen Weibern, Kindern und Hunden in einem räucherigen Tschum zugebracht und neben einer Graugans, mehrere Wasser-

*) Ich erwähne dies um zu zeigen wie freundlich wir überall aufgenommen wurden. In der That versagte uns nur einmal ein Russe an einem Fischerplatze oberhalb Obdorsk seine Unterstützung, dessen Namen ich wol kenne, aber unerwähnt lassen will. Er verweigerte uns nämlich rundweg Leute als Ruderer und als ich ihm den Empfehlungsbrief des Ministers des Innern zeigen und lesen liess meinte er höhnisch lachend: „dass sei ja kein Befehl! und er werde trotz dieses Briefes und des Herrn Ministers ruhig seine Netze weiter stellen!"

W. Schäfer.

N. d. N. v. O. Finsch

gez. v. M. Hoffmann.

Ostiaken-Kinder im Tschum.

treter, Citronenbachstelzen und einen Gustavspieper erbeutet hatte. Die kleine Niederlassung, Male Obske Peské (d. h. kleiner Ob-Sand), bestand nur aus wenigen Wigwams und der Hütte eines Russen, Nicolas Iwanoff Roslakoff aus Obdorsk, welcher hier im Verein mit den Eingebornen Fischfang betrieb, wofür er an diese dreissig Rubel zu zahlen hatte. Die Erkundigungen, welche ich von ihm über den Lauf des Flusses und seine Mündungen erhielt, an welchen er bereits seit 4 Jahren fischte, waren ebenso unrichtig als die von ihm entworfene Kartenscizze. In der That wusste uns Niemand irgend welche befriedigende Auskunft zu geben, namentlich nicht darüber, ob wir Menschen antreffen würden, wie weit der Fluss schiffbar sei u. A., denn keiner hatte ihn, ausser an seiner Mündung, aus eigener Anschauung kennen gelernt. Und so wie hier ging es uns in Janburri, der letzten Fischereiniederlassung, mit welcher wir bereits den unteren östlichsten Mündungsarm der Schtschutschja erreicht hatten. Sie entspringt im Ural und bildet den nordöstlichsten linken Zufluss des Ob. Die Bezeichnung von dem russischen Wort Schtschuka, Hecht, also „Hechtfluss" und gleichbedeutend dem ostiakischen „Sortjohán" und samojedischen „Peré-ja,"*) schien Angesichts des Reichthums an diesen Fischen sehr passend.

Janburri (Jamburí, Janburá) ist ein aus 6 Tschums bestehender Fischerplatz, von Eingebornen und einem Tataren besiedelt, gegenüber Bolschoi-Nos (dem grossen Kap) oder dem letzten Krümmungs-Vorgebirge des Ob. Wir waren hier von der Mündung in den Meerbusen (der Insel Jary, bis wohin Sujew 1771 gelangte) nur etwa 20 Werst entfernt. Man konnte von hier die flachen Hügelkämme und steilen Sandufer von Bolschoi-Nos deutlich sehen und auf dem Rücken desselben sogar noch einzelne, spärlich verstreute Bäume erkennen, was deshalb Erwähnung verdient, weil nach Sujew schon bei den Woksarskischen Jurten der Baumwuchs aufhören und die Lärchen kaum klafterhoch wachsen sollen (Pall. 3 p. 36). Der Anblick des rechten Hochufers trug wesentlich zur Orientirung bei,

---

*) Schrenk schreibt: „Pyrija" (samojedisch); giebt aber a. a. O. (II. p. 289) für Hecht den samojedischen Namen „saturyaj" und den ostiak. „pyro;" nach Hofmann würde der Fluss samojed. „Jura-jaha," ostiak. „Holmas-jogan" heissen. Fluss, ostiak. „Johan", wird von Russen stets irrthümlich „jogan oder iogan" geschrieben, wie das samojed. „jaha" (Fluss), „jaga oder „iaga," da deren Sprache bekanntlich in der Aussprache das h durch g ersetzt; also z. B. Gumboldt statt Humboldt!

denn die durch Druck vom Meerbusen her versetzte Strömung, welche uns schon an der vorhergehenden Station (Nemúta) entgegen lief, liess uns scheinbar am linken Ufer weilen.

Janburri war ethnologisch insofern interessant, als wir hier fast nur Samojeden fanden, und wir unterliessen daher nicht, uns dieselben, sowie ihre Einrichtungen, möglichst genau zu betrachten. Ich darf gleich hier einfügen, dass, wenn es schon schwer ist, für Ostiaken als Volksstamm eigene Charactere aufzufinden, es noch schwieriger wird, Samojeden und Ostiaken als getrennte Stämme anthropologisch zu unterscheiden, da beide Völker hauptsächlich nur die Verschiedenheit der Sprache trennt. Dabei muss bemerkt werden, dass Samojedisch die gebräuchlichste Verkehrssprache ist, die fast jeder Ostiake versteht, während umgekehrt die Samojeden nur selten Ostiakisch sprechen.

Ich war bereits wiederholt um ärztlichen Rath angefleht worden und sollte hier aufs Neue Hilfe schaffen in Fällen, wo selbst der berühmteste Aesculap schwerlich solche bringen konnte. So zeigte mir ein Greis seine grässlich verstümmelten Hände, mit bereits bis über das letzte Gelenk angefaulten Fingern. Er war bei grosser Kälte in der Betrunkenheit im Schnee liegen geblieben, hatte sich die Hände erfroren und sie fielen ihm nun stückweis ab. Einer Frau, die an Rückenmarkschwindsucht litt, und deren Beine bereits gelähmt waren, konnte ich eben so wenig helfen, als ein Paar Blinden, während ich leichteren Augenkranken, die ja schon des entsetzlichen Rauches halber sehr häufig sind, zunächst strengste Reinlichkeit empfahl, die ihnen jedenfalls nicht geschadet haben wird. Unser Psalmist, Feódor Kasainoff, suchte den Leuten zwar begreiflich zu machen, dass sie nur wegen ihres Unglaubens mit Blindheit geschlagen seien, und mit dem orthodoxen Glauben auch wieder sehend werden würden, ich bedeutete dem eifrigen Apostel aber, dass er als Ruderknecht engagirt sei und sich der Missionsarbeit ein für allemal zu enthalten habe.

Als Pendant zu dem in Kiochat gezeichneten Hausgötzen (p. 402) gebe ich hier die Scizze eines „Buschgötzen," den ich zufällig auf einer kleinen Jagdexcursion im Weidendickicht fand. Neben einem in die Erde gesteckten Baumstücke, das noch Augen und Nase als Gesicht zeigte, standen auf einem Gestell aus Baumästen 3 sibirische mit Blech beschlagene Holzkasten (russ. Sanduk), welche als „Gotteskästchen" dienten. Da sich die Schlüssel zu den-

selben gleich dabei befanden, konnte man den Inhalt also ohne Zögern ansehen. Es war ein nach unseren Begriffen allerdings höchst armseliger. In dem grössten, für Männer bestimmten, Kasten lag ein kleiner aus Lumpen verfertigter Gott, in dem für Weiber eine Göttin, in gelbem roth besetzten samojedischen Rocke und in dem kleinen für Kinder nur etliche Lumpen, denen ich meinerseits ein Paar Glasperlen beifügte. Dass die Opferstätte den Segen der Götter für die Fischerei erflehen sollte war aus dem Stocke im Hintergrunde ersichtlich, an welchen ein Stück Fischhaut als Opfergabe befestigt war.

Das Ganze zeugte von der Naivität und zugleich Ehrlichkeit dieser Leute, wenn auch weniger von ihrem Kunstsinn. Aber die



Heiligenbilder, sogenannte Mirakel, und Bildstöcke, welche häufig in katholischen Ländern an Landstrassen zu finden sind, haben künstlerisch, zuweilen auch kaum höheren Werth.

Nachmittag gegen 5 Uhr verliessen wir Janburri und gingen mit einer Reservemannschaft von siebzehn Samojeden und Ostiaken den Fluss, der hier nur einem schmalen Canal gleicht, aufwärts, kochten unterwegs auf freier Tundra, die, neben dem Heiligenschein von Mücken, glücklicherweise auch Schneehühner aufzuweisen hatte, ab und erreichten in der ersten Stunde des 19. den kleinen Tschumplatz Hat (Hatsché, Hatjé), die letzte menschliche Niederlassung, welche wir für längere Zeit sehen sollten. Es galt hier noch einen Versuch, Wegweiser für die Stromfahrt zu gewinnen, und dass dies

nicht leicht sein würde, war mir schon im Voraus klar. Ein Palaver mit westafrikanischen Negerkönigen kann die Geduld kaum mehr auf die Probe stellen, als eine solche Unterhandlung. Die Menschen hier, selbst Russen, haben einen ganz anderen Gedankengang als wir, und man wird in den seltensten Fällen überhaupt nur eine sofortige Antwort auf eine ganz unschwere Frage erhalten, sondern ist stets genöthigt, dieselbe in Varianten zu wiederholen.

Die Verhandlung beginnt gewöhnlich mit einem Präludium des Dolmetschers, der den Zweck der Reise erklärt, und dann folgen Fragen und Antworten gleich Gesangbuchversen, Specialberathungen der Eingebornen unter sich, andererseits von mir mit den Dolmetschern. Anfangs behaupteten alle Eingebornen, die Schtschutschja nicht zu kennen und keiner will nur ein Wort russisch verstehen. Nur einen mehr als halbblinden Ostiak, den Armen des Tschumplatzes, will man mir mitgeben, wahrscheinlich um ihn für einige Zeit versorgt zu wissen, erbietet sich aber seine Frau während der Zeit zu ernähren. Nach und nach verrathen sich aber die Söhne und beschuldigen einander, sehr gut mit dem Flusse vertraut zu sein. Ich benutzte dies und erzählte, wie weit wir hergekommen, dass wir keine „Kaufleute noch Missionäre" seien, sondern dass wir nur das Land und die Leute, sowie eine Menge anderer Dinge kennen lernen wollen, sagte ihnen, dass der Kaiser der Bruder des unseren sei, uns speciell aufgetragen habe ihm über sie zu berichten, wie grossartig uns die reichen Sultahne der Kirghisen aufgenommen, und schliesslich, dass wir Nichts umsonst verlangten. Mit Freuden sehe ich, dass meine schöne Rede nicht ohne Eindruck bleibt; das verdächtige „Jangu", gleich „Nein", hört man spärlicher und endlich erklärt der Tschumälteste, dass er selbst mitgehen würde, wäre er nicht krank. Statt seiner beredete er seinen Knecht Haiwai, einen Samojeden aus Sadapai, jenseits der Podaráta, uns zu begleiten, und nachdem ich mit ihm (denn sein Herr hat keine Macht zum Befehlen) ebenfalls in längerer Verhandlung Alles geordnet, war die Sache abgemacht. Hat, ein rüstiger Ostiak und Tschumbesitzer, nach dem der Tschumplatz benannt war, sowie der fröhliche Haiwai begleiteten uns. Als Besiegelung galt ein Handgeld, denn der eigentliche Lohn war überhaupt gar nicht festgestellt und besprochen worden.

Das Palaver hatte an 3 Stunden gedauert und mich ziemlich erschöpft, denn man erstickte schier vor Rauch, dazu das Durch-

einanderreden von etlichen zwanzig Menschen in gänzlich ungewohnten Sprachlauten und das permanente Gewinsel von 6 jungen Hunden, die kaum an die Luft gesetzt unter den Zeltmatten wieder hereinkrabbelten.

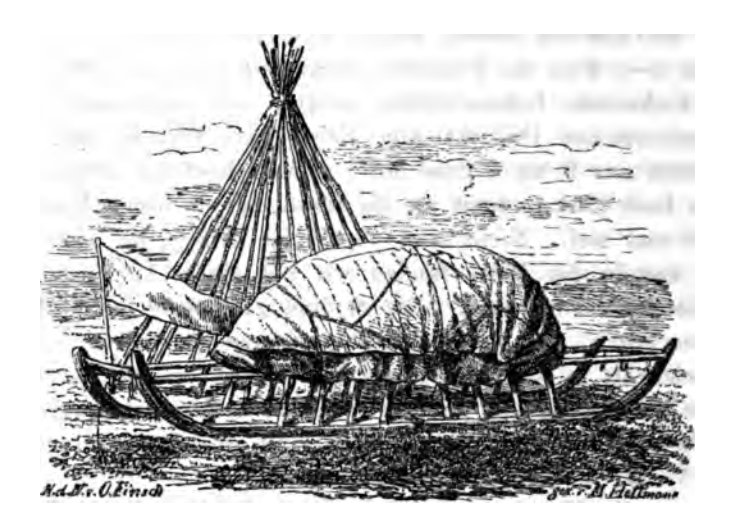
Ich war daher froh als wir gegen 8 Uhr früh endlich aufbrechen konnten und zwar mit 6 Ruderern, die ich noch vermocht hatte uns bis zur Gabelung des Flusses zu bringen. Wir erreichten dieselbe, ostiak. Sort-johán-johórt (jochart) genannt, gegen 10 Uhr früh (20. Juli) und lagerten auf einer durch das Hochwasser gebildeten Insel des rechten Ufers. Dasselbe war durchschnittlich höher und bestand grösstentheils aus dünenartigen Sandhügeln, die noch spärlich mit Lärchen besetzt waren, während das linke, jetzt kaum mehr als 4—5 Fuss das Flussbett überragend, schwarzen Moorboden und abwechselnde Lehmschichten zeigte, und undurchdringliches, kaum mannshohes Dickicht von Erlen und Weiden trug. Der Fluss, jetzt nur 3 bis 4 Fuss unter seinem höchsten Niveau, war ziemlich breit (fast so breit als die Weser bei niedrigem Stande bei Bremen) und tief. Nicht weit vom Ufer betrug die Tiefe 4 bis 5 Fuss und in der Mitte fanden wir mit einem 12 Fuss langen Stock noch keinen Grund. Die Strömung, welche in 3 Minuten 120 Fuss ergab, war in dem rechts abbiegenden Arme weit beträchtlicher als in dem linken, welchen wir gekommen waren.

Die Entfernung von Janburri bis zur Gabelung beträgt in der Luftlinie etwa 30 W., steigt aber durch die Krümmungen auf 50 bis 57 W.

Wenn die Eingebornen die Färbung des Wassers als „weiss" bezeichneten, so zeigte dies ihren schlecht entwickelten Farbensinn, da nur eben von braun und trüb die Rede sein konnte.

Die Insel, im Herbst mit dem rechten Ufer zusammenhängend, wird dann von den mit ihren Renthierheerden von der Tundra zurückgekehrten Eingebornen als Fischereiplatz benutzt, die eine Menge Habseligkeiten hier zurückgelassen hatten. So die Stangen für die Tschums, Fischereigeräth und leere und bepackte Schlitten. Letztere enthalten die grössten Schätze der Besitzer an Federn, Pelzwerk und Winterpelzen und sind, wie die beigegebene Abbildung zeigt, zu zweien rückseits aneinander gebunden. Das erschwert das Fortschaffen allerdings in Etwas, aber das gegenseitige Vertrauen und die Ehrlichkeit, Eigenschaften wie sie in solcher Vollkommenheit bei uns wol selten mehr getroffen werden, sind jedenfalls der

beste Schutz. So wagten es unsere Begleiter nie einen auf einsamer Tundra zurückgelassenen Schlitten, oder gar eine Fuchsfalle,*) anzutasten, so sehr wir auch dieser unverhofften Gabe an Brennmaterial bedürftig waren. Vorsichtsmassregeln zur Verhütung von Diebstählen werden freilich hie und da getroffen und zwar in eigenthümlicher Art. So fand ich bei solchen im Freien deponirten Schätzen einmal einen hölzernen Reif, an dem 2 mit roh geschnitzten Gesichtern verzierte Holzstäbe hingen. Ich war schon im Begriff diese ethnographische Merkwürdigkeit mitzunehmen, als Hat, zufällig herbeigekommen, dieselbe für sein Eigenthum und ein gross-



artiges Heiligthum erklärte: den Reif zu einer Zaubertrommel! Wie die Leute behaupteten war er selbst Schamane (Tatibé) und nach seinem eigenen Geständniss fiel es ihm mit Hilfe dieses Reifens leicht etwaige Diebe an seiner Habe sogleich zu entdecken. Da der blosse Anblick schon alle Versucher abschreckte, so wünschte ich unserer hohen Polizei ähnliche, billige und wirksame Talismane, und empfand eine berechtigte Ehrfurcht vor dem einfachen Geräth.

Mit dem Verlassen des Ob waren Nebelkrähen und Elstern verschwunden, das Thierleben überhaupt ärmer geworden, doch zeigten

*) Nach Schrenk (p. 316) wagen es die Samojeden an der Westseite des Ural nicht mehr Schlitten unbewacht stehen zu lassen, weil sie sehr oft von Syrjänen geplündert werden, die auch die Fuchsfallen vernichten sollen (p. 305).

sich einige neue Vogelgestalten. Der häufigste Raubvogel der Tundra, die Sumpfohreule (Otus brachyotus) hatten wir, in ihren phantastischen und schönen Flugbewegungen, schon wiederholt gesehen. Hier kamen die Terek-Pfuhlschnepfe (Terekia cinerea), die pfeilschwänzige Raubmöwe (Lestris parasitica) und der Temmincks-Strandläufer (Tringa Temminckii) hinzu. Letzterer liess seinen trillernden Lockton aus den dichten Erlengebüschen erschallen und wurde uns zur Beute als Dr. Brehm dass Nest, eine blosse Vertiefung im Sande, mit 4 Eiern fand. Ich verwahrte dieselben in einer Schachtel mit Watte und war, als ich letztere nach 4 Tagen öffnete, nicht wenig überrascht, reizende kleine Dunenjunge in derselben zu finden, welche die Wärme gezeitigt hatte.

Nachdem ich die Leute von Hatje abgelohnt, das heisst Jedem ausser $1^1/_2$ R. noch ein Messer und Tabak gegeben hatte, gingen wir mit unserer eignen Mannschaft stromaufwärts und zwar auf begangenem Treidelpfade, denn schon an der Gabelung hatten wir zuerst die Fusspuren der uns vorausgegangenen russischen Expedition gefunden.

War uns die Einförmigkeit der Uferscenerie am Ob schon langweilig geworden, so musste dies an der Schtschutschja erst recht der Fall sein. Immer und ewig dasselbe: wenig hohe Sand-, Lehm- oder Moorwänden mit Erlen und Weidenvegetation, hie und da offene Tundra oder dünenartige Sandberge, die oft mit Gruppen hübscher Lärchen dicht besetzt sind. Von solchen Hügeln aus übersieht man oft weithin die flache Gegend, die häufig von der Uralkette malerisch begrenzt erscheint; man kann den Lauf des Flusses, durch Sandberge und eine Reihe einzelstehender Lärchen, gleich italienischen Pappeln längs einer Chaussee gekennzeichnet, auf weite Strecken verfolgen. Zu geringem Behagen zeigt es sich dann sehr häufig, dass Einen der Abend kaum zehn bis zwölf Werst entfernt von der Stelle, wo am Morgen das Lager stand, an der entgegengesetzten Seite der Schlinge, finden wird. Denn die Schlingen, nicht Schlangenkrümmungen, in welcher sich die Schtschutschja windet, sind ganz entsetzlich, und ich begriff es vollkommen, wenn der verstorbene Petermann meine Kartenscizzen für übertrieben hielt.

Neben Tagebuchschreiben und Präpariren, bei welchem Letzteren mir Martin Dserwit und Iwan bereits getreulich zur Seite standen, gab es soviel zu thun, dass im Ganzen wenig Zeit zum Schlafen übrig blieb, besonders da ich fast stets die Leute wecken musste.

Ehe man an Schlafen überhaupt nur denken konnte galt es die „Kajüte" wenigstens einigermassen von den Plagegeistern, den Mücken (russ. Camari), zu säubern.

Seitdem ich die Fensterchen hatte anbringen lassen, schien es erträglicher werden zu wollen und ich schrieb vergnügt in mein Tagebuch „ziemlich mückenfrei, da alle nach den Fenstern fliegen; man kann ohne Stiefeln schlafen", aber schon zwei Stunden später musste ich dies wiederrufen. Und so ging es genau als ich schon so sehr gegen die Stiche abgestumpft schien, dass ich anfing zu glauben, sie wirkten nicht mehr so wie früher! Denn in selbiger Nacht, wo Hunderte in der Lotka säuselten, zerstachen sie mir sogar die bisher verschonten Lippen und Augenlieder. Die am meisten erkorenen Stellen sind übrigens Schläfe, Nacken, Handgelenke, Hände und das Fussblatt. Ein gewöhnlicher Strumpf schützt das letztere keineswegs, ebensowenig gewöhnliche Handschuhe die Hände. Selbst die dicken Hirschledernen, wie ich sie trug, waren nicht unanfechtbar. Mit innerem Behagen sah ich zwar, dass es aller Anstrengung unerachtet dem Stachel nicht gelang das Leder zu durchdringen, was bei gewöhnlichen Beinkleidern fast stets geschah, aber die emsigen Mücken wussten die Schwächen des Handschuhs gar bald zu entdecken. Die Näthe können noch so fest sein, sie bieten immer noch Raum genug um einen Mückenstachel einzusenken. Jetzt fühle ich denselben auf der Haut, sehe aber zugleich das Behagen des Angreifers, der anfängt Blut zu lecken. Ruhig lasse ich die Mücke gewähren, die vor Wollust die Hinterbeine abwechselnd ausreckt und sich mit denselben kitzelt. Ihr Hinterleib wird zusehends dicker und röther. Jetzt ist derselbe fast vollgesogen, da trennt plötzlich ein Schnitt mit der feinen Scheere ihren Rüssel! Im ersten Moment scheint sie dies nicht gemerkt zu haben, bis ein Tasten mit den Vorderbeinen verräth, dass sie den Verlust inne wurde und nun emsig nach Etwas sucht, was für immer dahin ist. Ganz ebenso benahmen sich Mücken, denen ich den voll Blut strotzenden Hinterleib abschnitt, während der Verlust eines Beines ganz ignorirt wurde, so sehr beschäftigt sie ihr Blutdurst. Diese Beobachtungen versetzten oft in Heiterkeit, oder mehr Galgenhumor, denn wir begriffen nur zusehr die Machtlosigkeit solchen Heerschaaren gegenüber, von denen schon der alte Gmelin*) mit Recht sagt, „dass sie

*) Reise IV. p. 97 u. sehr beachtenswerth, weil heut noch zutreffend die

ein mächtigerer Feind seien als die räuberischen Kirghisen." Ja! giebt es denn gar kein Mittel dagegen? höre ich fragen! und muss antworten: nein! keins, welches als specifisch zu bezeichnen wäre. Was nützt der breitkrämpige Hut mit dem Schleier: 20 Mücken und mehr sind schon beim Aufsetzen mit unter denselben gerathen. Und dass Rosmarinöl und Aehnliches ebenfalls nichts helfen wurden wir schon am Ala Kul gewahr. Freilich haben wir Birkentheer nicht versucht, würden den Geruch desselben aber jedenfalls selbst nicht ertragen haben, ebenso wenig als wir es in den Netzen aus feinem Pferdehaarsieb aushielten, welcher sich die Eingebornen bedienten. Am besten hilft jedenfalls Rauch, aber nicht der einer Cigarre oder Pfeife, sondern dichter Qualm, in welchem man fast selbst erstickt. Bewunderungswerth ist es, wie sich diese federleichten Wesen, selbst bei mässigem Luftzuge zu halten und dem Wanderer zu folgen vermögen, geradezu unerklärbar aber ihr plötzliches Erscheinen. Wir landen z. B. auf einer weiten, weiten durchaus kahlen Sandbank und hören mit Vergnügen die Meldung „keine Camari!" In der Luft ist Alles völlig mückenfrei! Nach kurzer Zeit lässt sich ein verdächtiges „sssiiii!" hören und damit zugleich die erste Mücke sehen. Erst eine, dann zwei, drei, in den nächsten paar Minuten ist man schon von Tausenden umschwärmt! Ebensowenig als schwacher Wind ficht schwacher Regen die Mücken an, ja vor oder bei Ausbruch eines solchen, sowie überhaupt bei bedeckter, feuchter, warmer Luft ist die Plage gewöhnlich ärger als sonst. Nur kühle Witterung macht die niedlichen Thierchen träge und matt und wenn die Temperatur bis auf 2 Grad über Null sinkt, scheinen sie plötzlich wie verschwunden. Wie ich beobachtet zu haben glaube verkriechen sie sich dann in die Moosdecke*) der Tundra, aus der

---

Stelle in Band I. p. 199. — Siehe auch: Pallas II. p. 222, der als einziges Mittel ein Gefäss mit qualmenden Birkenschwamm auf den Rücken gebunden empfiehlt! und über die Mückenplage in Lappland: Finsch in: Westermann's Monatsheften 1876. — Schrenk (II. p. 376—381) sucht den Nutzen der Mücken für den Haushalt der arctischen Gegenden dadurch zu begründen, dass sie es sind, welche die Renthiere zum Wandern zwingen.

*) „Bei heftigem Regen verbirgt sich die Mücke im Gesträuch und im Grase (Waldregion des Ural), sie macht sich aber nichts aus feinem, wenn auch sehr dichtem Regen und dringt dann gewöhnlich mit verdoppelter Beharrlichkeit ein" (Kowalski [in v. Hofmann p. XIII]).

sie, wie im Frühling,*) der erste Sonnenstrahl wieder zu neuer Thätigkeit erweckt.

Eine höchst unangenehme Beigabe der Camari ist der fatale Geruch, welchen sie beim Zerdrücken hinterlassen und der geradezu eckelerregend wirken kann. Es handelt sich hierbei freilich nicht um zehn oder zwanzig, sondern um Hunderte und Aberhunderte, die theils mit brennenden Fidibussen von der Kajütsdecke gesengt, theils mit den Fingern zerquetscht wurden und wenn man dann ganze Häuflein todter Mücken**) zusammenzukehren hat, kommt man zur Ueberzeugung, dass „Mückenfett" keine Chimäre ist. Die Wirkung des Stiches ist nicht allein individuell, sondern überhaupt sehr verschieden. Bald verschwindet die Geschwulst früher, bald geht sie in Eiterung über, zuweilen ist die Entzündung so arg, dass der Arm bis zum Ellbogen anschwillt. Mit einem Wort die Camari, identisch mit unserer Culex pipiens,***) sind die grösste und nichtswürdigste Plage der arctischen Regionen, schon desshalb weil sie ununterbrochen Tag und Nacht quälen und, wie alle Beobachter†) übereinstimmen, bei Weitem schrecklicher als ihre so sehr berüchtigten Schwestern der Tropen, die Mosquitos!

Da die Expedition keine deutsche Flagge mit erhalten, ich die Anschaffung einer solchen aber bisher verabsäumt hatte, so freute ich mich nicht wenig als es mir und Iwan dennoch gelang in unserer Wäsche entsprechend gefärbte Stoffe zu finden um eine kleine Flagge zurecht nähen zu können. Das Befestigen derselben an der Mast-

*) v. Hofmann beobachtete sie im westlichen Ural zuerst am 14 und 22. Juni, als der Erdboden noch nicht ordentlich aufgethaut war. Die ersten Mücken wurden als Frühlingsboten freudig begrüsst, hatten aber schon nach ein paar Tagen alle Sympathie verloren (Reise p. 183). —

**) „Massen wurden durch untergehaltene brennende Fidibusse verbrannt. Mit einem Zuge war ein Bierglas halb angefüllt mit Mücken, aber es war keine Abnahme zu bemerken, in wenigen Minuten war wieder Alles angefüllt" (v. Hofmann p. 127).

***) Nach den Bestimmungen des Herrn v. Röder in Hoym, der meine Diptera bearbeitete. Ich brachte Mücken von verschiedenen Localitäten am Ob und der Tundra heim und sie alle gehörten dieser Art an.

†) „Vor dem blutgierigsten Thiere des Nordens, der Mücke, hat man auch oben auf den Felsen (des Ural) keine Ruhe. In grösseren Schwärmen habe ich sie weder in den Schilfen des caspischen Meeres und in den morastigen Urwäldern am Jenisseï, noch — in den Tropen gefunden" (v. Hofmann p. 196). Sehr merkwürdig ist der gänzliche Mangel von Mücken auf der Insel Waigatsch (Hofmann p. 152), ebenso fehlen sie auf Spitzbergen (Graf Waldburg).

spitze gab Gelegenheit zu einer bescheidenen Feier, indem ich den Leuten in schöner Rede auseinandersetzte, dass diese Farben die sichtbaren Zeichen einer mit ihrem obersten Gospodin (Herrn) innig befreundeten Macht seien und sie zu einem Hoch auf Ihre Majestäten den Kaiser Alexander und Kaiser Wilhelm aufforderte, in welches Alle entblössten Hauptes begeistert einstimmten. Dass ich zur Feier des Tages „mir was merken liess,“ wie man in Bremen sagt, d. h. eine Flasche ausgab und Extrarationen Tabak vertheilte, verstand sich von selbst. War die Flagge schon als weithin erkennbares Zeichen von practischem Werth, so hatte sie auch andererseits ihre Berechtigung. Unter ihr legten wir im kleinen Ruderboot fast 400 deutsche Meilen zurück und befuhren Gewässer, die vorher von keinen Deutschen besucht worden waren.

Und wo immer der deutsche Forschergeist sich hinwendet, seine eigene Kraft und Gesundheit einsetzend, von keinem anderen Streben beseelt als ein Steinchen aufbauen zu helfen an dem grossen cosmopolitischen Tempel, Wissenschaft genannt, stets wird ihm die deutsche Tricolore ein Panier sein und ihn daran mahnen, wie viele Landsleute unter demselben zu gleichem Streben auszogen und noch ausziehen.

Selbst auf diesem abgelegenen Flusse, abgeschieden von allen Menschen, sollten wir Grüsse aus der Heimath empfangen! In der Frühe des 22. Juli kamen in einem kleinen Kahne 2 Ostiaken an, welche zu unserer Ueberraschung ein Packet mit Zeitungen (St. Petersburger, Deutsche und Kölnische) überbrachten, das uns der freundliche Sassedatjelj in Obdorsk durch diese Expressboten nachgesandt hatte. Wie ausgezeichnet die Briefbeförderung im Allgemeinen in Russland ist, war mir schon in Petersburg klar geworden. Ich erhielt hier einen Brief mit meinem Namen, ohne nähere Adresse, der auf der Rückseite die polizeiliche Bemerkung trug: „man hat herausgefunden, dass im Jahre 1873 ein Dr. Fink in der Stadt Tichwin gewesen ist“ und weiter „man soll noch einmal nachfragen im Hotel Demuth,“ wo mich der Brief denn auch richtig fand. Dank dieser trefflichen Beförderung konnten Berichte, welche ich Major Tichanoff in Maitjerek am 6. Juni zur Besorgung nach Saissan mitgegeben hatte, schon am 12. Juli in der „Weserzeitung“ erscheinen.

Da der Wind sich endlich einmal günstig erwies, so konnten wir das Segel benutzen, d. h. einen grossen Lappen, den die Leute

aus Mückenzelten zusammengeflickt hatten. Das ersparte ihnen viel Mühe und Schweiss, denn die Sonne brannte oft recht ungnädig herab und das Thermometer stieg in der geschützten Lotka bis auf 23°. Zugleich brachte uns das Segeln aber auch ungleich schneller vorwärts, so dass wir schon am 24. Juli, Vormittags gegen 10 Uhr, die russische Expedition ein- und überholten, obwol uns dieselbe 3 Tage früher und auf dem c. 20 W. näheren westlichen oberen Arme vorausgegangen war. Die Einförmigkeit des Flusses und der Landschaft, welche nur zuweilen von einzelnen Schwänen, Gänsen, Enten, häufiger von Möven (Larus affinis) und Seeschwalben (Sterna macroura) belebt war, blieb immer dieselbe. Wie auf dem Ocean eine vorbeitreibende Flasche oder dergl. schon Interesse erregt, so hier verlassene Renthierschlitten und als sich einmal ein verirrter Hund zeigte, der sich übrigens nicht fangen liess, war die Aufregung allgemein. Dieselbe sollte bald grösser werden, denn am Abend des 25. Juli zeigte sich Rauch und mit ihm ein Tschum. Da mussten also Eingeborne sein und die Hoffnung auf Wegweiser belebte sich aufs Neue. Gegen 6 Uhr legten wir bei dem Tschum an, dessen Bewohner zwar erstaunt, aber keineswegs freudig überrascht von so seltenem Besuche schienen. Der Tschumbesitzer, ein Ostiak, mein späterer Freund und Bruder, hiess Dschunschi (oder Dschunje), der hier nebst Familie, bestehend aus anscheinend zwei Frauen, mehreren Kindern und vielen Hunden, die ja bei diesen Völkern gleichsam mit zur Familie gehören, bereits im vierten Sommer, Fischfang betreibend, residirte. Der alte Sohn war, wie gewöhnlich, sehr zurückhaltend und scheu, ich löste seine Zunge aber mit einem Glase Schnaps und so erzählte er bald Alles was er wusste. Die Schtschutschja solle nur noch auf eine kurze Strecke schiffbar sein, dann kämen Stromschnellen, später ein Wasserfall; der Fluss werde noch so fallen, dass die Lotka bei kaum anderthalb Fuss Tiefgang nicht mehr stromab und man durchwaten könne; doch steige er bei den Herbstregen wieder und werde grösser als jetzt. An der Podaratta oder Poderata, denn so und nicht Baidarata oder Baidaratzkeri, wie auf den Karten steht, hörten wir das Wort von Samojeden und Ostiaken aussprechen, war er früher nur einmal gewesen; es sei ein tiefes Wasser, über welches wir ohne Boot nicht kommen würden; den Weg nach dem Meere kenne er nicht, doch weide sein Bruder dort Renthiere an einem Flusse, den er Jorkata nannte. Es ist der Jorkat der Petermann'schen Karte und mündet

östlich in die Kara-Bai. Ob Samojeden an der Podarata leben würden, wusste er nicht zu sagen und bezweifelte es. Schliesslich zeichnete der alte Bursche mit Bleistift eine Karte auf, welche 5—6 Marschtage bis zur Podarata und 4—5 bis Sadapai, einen Platz jenseits dieses Flusses, wo wir Renheerden treffen sollten, verzeichnete. Schwieriger als zu Mittheilungen über die Gegend, war es ihn zu Theilnahme an der Tundrareise zu bewegen. Er schützte ein lahmes Bein vor, welches wie meine Untersuchung ergab allerdings einen schlecht geheilten Bruch des Schienbeins zeigte, berief sich auf seine Hilflosigkeit, wenn ihm ein Zufall zustossen solle, aber die Redegewandheit unseres Hat war es hauptsächlich, die alle seine Bedenken niederschlug. Dass die Verhandlung wiederum meine äusserste Geduld beanspruchte, lässt sich begreifen. Schliesslich stimmte Freund Dschunschi, denn so durfte ich ihn schon nennen, nachdem wir 3 Gläschen Schnaps miteinander getrunken, zu, unter der Bedingung, dass Madame einverstanden sei und ich einen Mann zurücklassen müsse, um beim Fischfange zu helfen. Auch diese Forderung sagte ich zu denn sie war billig, da die Familie, in der Ernte begriffen, die kurze Sommerzeit um Wintervorrath zu sammeln ausnutzen musste. So besiegelten denn ein viertes Glas und 2 Rubel als Handgeld den Bund.

Inzwischen war auch die russische Expedition angelangt und hatte uns, wie die Kosaken schlauer Weise behaupteten, überholt, indem sie ihre Lotka etwas weiter stromaufwärts legte. Da Herr Orlow ebenfalls den Rath des wackeren Dschunschi bedurfte, so entliess ich ihn für heute, hatte mich aber seines Besuches nochmals zu erfreuen. Er war bei den Russen so trefflich bewirthet worden, dass ihm Ruhe noth that. Nachdem er eine Zeit lang getobt, sich halbnackt ausgezogen, mir sein Horn mit Schnupftabak zum Kauen wiederholt aufgedrungen und ähnliche Scherze gemacht hatte, liess ich ihn durch Iwan sanft auf festen Boden befördern, seiner braven Frau nach, die der Zimmermann mehr todt als lebend bereits zum Tschum getragen hatte. Dass ein riesiger Katzenjammer das Resultat solcher Libationen sein musste, war zu erwarten. Madame Dschunschi schien am anderen Tage sehr angegriffen, das Fräulein, die trotz Thusnelda im Hermannliede Bescheid gegeben hatte, hielt ein Paar junge Hunde im Arme, die ihr wahrscheinlich den Jammer vertreiben sollten, und Vater Dschunschi moralisirte über das arge Laster der Trunksucht. Es habe gestern ein böser „Scheitan“ in

ihm gesessen und er rieth mir, ihn bei ähnlichen Fällen doch ja binden zu lassen, seine Hand sei dann mitunter zum Stechen geneigt. Ich konnte ihn vor ähnlichen Zufällen beruhigen, denn bei uns sollte er nicht so viel Schnaps erhalten, das war sicher. Uebrigens hatten die von meiner Seite namentlich an Madame gegebenen Geschenke, Glasperlen, messingene Ringe, Messer u. s. w. aller Herzen mild gestimmt. Mutter Dschunschi willigte nicht nur ein ihren Herrn Gemal ziehen zu lassen, sondern verzichtete auch auf den Ersatzmann, indem sie mit der Fischerei allein fertig werden könne. Old Dschunschi zeigte mir den Inhalt eines Opferkästchens bei seinem Hausgott, der in einem kleinen Hain thronte, und schenkte mir den Gott Njenei njenitsché,*) dem der Schutz der Renheerden gegen Wölfe obliegt, für ein meinerseits geschenktes amerikanisches 25-Centstück. Im Uebrigen enthielt der Opferkasten einige alte Flicken, darunter auch einen von Seide, einen plattirten Flaschenuntersatz, einen Stein und den erwähnten Gott. Ein anderer Gott**) bestand in einem Stück Ast, an welchen 2 Seitenzweige die Arme, 2 Astknorren die Augen darstellen sollen. Später bot Dschunschi, da ihm die Leute erzählt hatten, ich sei bei den Unsern ein grosser Schaman, eine Art Brüderschaft an, zu der aber eine Flasche Schnaps unumgängliches Erforderniss sein sollte, wie auch Hat, unser ostiakischer Führer ernsthaft versicherte. Ich liess mich zu einer halben willig finden, um die Ceremonie kennen zu lernen, welche im Wesentlichen nur darin bestand, dass die zwei weisen Männer eine Art Runenstab in die Erde steckten, ein Beil daran hingen, sich daneben setzten und mit ernsthafter gewichtiger Miene den Schnaps austranken.

Nach den Versicherungen des alten Michael und der Sirjänen gilt diese Ceremonie, Tatibet genannt, als ewiger Freundschaftsbund und das Beil soll an Eidesstatt symbolisch andeuten, dass es Den treffen möge, der diesen Bund zu zerstören wagt. Auch der alte Dschunschi versprach mit mir sterben zu wollen, und ich hatte in der That keinerlei Grund später über ihn zu klagen. Jedenfalls war er mir so treu als mancher sogenannte Freund, mit dem zwar

*) Derselbe, in rohester Weise eine menschliche Figur und einen Wolf darstellend, und zwar aus Holz geschnitzt und mit einem rothen Bande zusammengebunden, befindet sich jetzt im Königl. Museum zu Berlin. — Ganz in ähnlicher Weise bildet Middendorf den „Gott-Renthier“ der Assja-Samojeden ab (p. 1424).

**) Aehnliche, aber etwas bessere, geschnitzte Götzenbilder der Assja-Samojeden stellt Middendorf (p. 1425) dar.

nicht in Schnaps und unter Beilen, aber bei schäumendem Rheinwein und in begeisterten Reden der „ewige" Freundschaftsbund geschlossen worden war. —

Bruder Dschunschi hatte indess Blut geleckt und bat mich inständig ihm doch Schnaps zu verkaufen.

Er besass nämlich Geld und zwar drei Rubel, die er kaum eine Viertelstunde vorher von mir für drei merkwürdige Schaustücke*) aus seinem Opferkasten gelöst hatte. Jetzt wollte er gern die 3 R. für ein Glas Schnaps hergeben, ein Verlangen, das ich selbstredend abschlug. Es zeigte indess deutlich wie leicht die auf der Tundra hausirenden Händler die Eingebornen um ihren mühsamen Erwerb bringen können.

Wir hatten im Laufe des Abends ein Gewitter**) mit Donner und Blitz gehabt — wenn ich nicht irre das einzige, welches wir in diesen Regione nerlebten —, welches uns Kälte und Wind hinterliess, so, dass wir erst am Abend des folgenden Tages weiterkommen konnten, fast gleichzeitig mit den Russen, denen wir auf der Weiterreise noch einige Male begegneten. Der Charakter der Landschaft hatte sich inzwischen etwas verändert und der Strom schlang sich durch sanfte Höhenrücken dahin, die immer noch schönen, zum Theil waldartigen, dichten Baumwuchs, Lärchen, zeigten, bis die letzteren nach und nach immer spärlicher wurden. Sie bildeten aber immer noch Bäume von 20 bis 25 Fuss Höhe***) und erschienen bis auf Schiefstehen und hie und da durch den Wind verbogene Gipfel gesund. Die beifolgende Scizze zeigt solche Lärchen der nördlichsten Baumgrenze, davor das fast mannshohe Erlendickicht, als äussersten Saum Zwerg-

*) Das eine stellte eine Art Wiegenpferd aus Messing dar und schien ebenfalls sehr alt, wie die beiden anderen, welche in rohem Kupferguss, das eine einen Reiter mit Bogen und Pfeil, das andere einen gekrönten Reiter mit Scepter darstellten; sie schienen mir altnordischen Ursprungs. Alterthumsfreunde werden, wenigstens eins davon, im Königl. Museum zu Berlin finden.

**) Es blieb das einzige; wir hörten sonst nur noch ein paarmal Donner von Ferne (z. B. 8. August). Auch Sujew erwähnt die Seltenheit von Gewittern in diesen Breiten (Pall. 3 p. 23); dagegen Hofmann (p. 20) die ungemeine Heftigkeit derselben an der Westseite des Ural.

***) Dieselbe Erscheinung fanden wir, als wir von Norden her wiederum in die Baumgrenze eintraten, und Hofmann bestätigt dasselbe für die Westseite des Ural. Es zeigen sich hier also ganz dieselben Verhältnisse wie im Altai, wo das Ende des Baumwuchses ebenfalls noch stattliche Bäume zeigte.

birken und Gras. Letzteres bedeckt feuchte Niederungen oft in wiesenartiger Ausdehnung und Ueppigkeit.

Das rechte Ufer des Flusses, das viele sich zusehends vergrössernde, hie und da mit Steingeröll bedeckte, Sandbänke zeigte, fiel zum Theil steil ab, und bildete 20—30 Fuss hohe Schluchten, in denen zuweilen noch Schnee und Eis lag. Da wo Tundren angrenzten waren die Weiden- und Erlendickichte mehr verschwunden und die Zwergbirke vertrat die Stelle. Der Fluss wurde zugleich seichter, das Schiff stiess oft auf den Grund und es musste nach gutem Fahrwasser gesucht werden. Am dritten Tage nach unserem Aufbruche vom Tschum Peréja erklärte Dschunschi, das Schiff könne nicht weiter, und wir bezogen am 27. Juli (8 Uhr früh) auf der



offenen Tundra ein Lager, gegenüber der Einmündung des kleinen Flusses Haijaha (samojed. Götzenfluss), von dem wir durch eine grosse Insel mit Dünenbergen getrennt waren, welche die Schtschutschja im weiten Bogen und in zwei Armen umströmt. Ich besuchte diese Insel, um mich über den Lauf des Flusses zu unterrichten, und fand hier die üppigste Flora,*) welche wir bisher im Norden gesehen hatten. Steinnelken, Glockenblumen (Campanula rotundifolia L. var. linifolia), Wicken (Astragalus alpinus L.), untermischt mit Vergissmeinnicht und gelbem Hahnenfuss (Ranunculus lapponicus und reptans)

*) Die ältesten Nachrichten Sujew's (Pall. 3 p. 33) sind nach Ruprecht nicht immer verlässlich, wichtig dagegen: Ruprecht: „Flora boreali-uralensis" (in Hofmann's Reise) und Schrenk II. (p. 483—549)

bildeten förmliche Teppichbeete. Die Insel stand mit einer enormen, im Abtrocknen begriffenen Sandbank in Verbindung, welche sehr viel Eisensand enthielt. Am rechten Ufer fand ich das erste anstehende Gestein. Doch hatte Graf Waldburg schon etwas weiter unterhalb Felsen, welche das Ufer bildeten, beobachtet. Die hier gefundenen Felsarten waren, wie die mitgebrachten Stücke zeigten, ein grauer derber Kalkstein (Marmor), neben dem unmittelbar Diabas anstand, der, wie die ganze Sandbank, mit einem schwarzen Eisenniederschlag förmlich überzogen war. Ganz ähnliche Beschaffenheit zeigten die bisher hie und da einzeln auf Sandbänken angetroffenen Rollsteine, oft grössere Blöcke, die aus Gneiss, Quarzit, Chloritschiefer und Hornstein bestanden.

Ein Besuch des vielleicht 50—60 Fuss hohen Dünenberges am linken Ufer des Haijaha war nicht minder lohnend. Von hier aus schweifte das Auge weit über die Tundra, bis zu einem schwarzen sargähnlichen Hügelrücken, den die Eingebornen Paisauwei-pekudjá nannten. Ausserdem fand ich hier eine ostiakische Hinterlassenschaft, bestehend in theilweis mit Pelzwerk (darunter zum ersten Male ein Stück Eisbärenfell) und Netzen beladenen Schlitten, zwei alten verrosteten Flintenläufen und, was mir besonders lieb war, einen hölzernen Götzen. Derselbe stellte in ganzer Figur einen Samojeden dar, dessen Bauch, ähnlich wie bei afrikanischen Fetischen, in ein Opferkästchen ausgemeisselt war und der einzige seiner Art*) blieb, den ich zu sehen bekam. Mehrere der sonderbaren Kerbhölzer,**) welche z. Th. als eine Art Kalender und Rechnungsbuch dienen, erregten nicht minder meine Aufmerksamkeit. Dschunschi erlaubte erst nach langem Verhandeln einige mitnehmen zu dürfen, da dieselben Erbschafts-Documente, Schuldbücher, sind, indem jeder Kerb eine gewisse Anzahl Renthiere bezeichnet.

Auf einer Lärche bei dieser Stelle stand ein jetzt verlassenes Horst vom Rauhfuss-Bussard (Buteo lagopus), unter demselben lagen

---

*) Schrenk erwähnt einen sehr merkwürdigen Götzen, eine rohe Darstellung eines Vogels (I. p. 437).

**) Schrenk (I. p. 509) erwähnt dieselben ebenfalls und leitet ihren Ursprung auf die Russen zurück; auch die Syrjänen bedienen sich ähnlicher Kerbhölzer als Kalender, um auf der Tundra über Sonn- und Festtage unterrichtet zu sein (Schrenk p. 330). Unsere Eingebornen verzeichneten jeden mit uns zurückgelegten Tag auf einem Kerbholz, den sie am Gürtel trugen. Sehr schöne Kalender aus Mammuth bei den Jakuten (Midd. p. 1541 mit Abbild.).

zahlreiche Reste seiner Mahlzeiten. Sie enthielten u. A. eine nur halbverzehrte Spitzmaus, durch welche das Vorkommen von Diplomesodon pulchellus, Licht., in diesen Breiten festgestellt werden konnte. Der Forscher sollte also allen, selbst den unbedeutendsten Dingen Aufmerksamkeit schenken.

Ich will gleich hier einfügen, dass die russische Expedition weiter auf dem Flusse vordrang als wir und zwar nach ihrer Karte zu urtheilen, etwa 24 Werst. Doch war, wie ich später durch den Kosak Klippikoff erfuhr, die Lotka nur unbedeutend, etwa 7 W. höher hinauf gekommen, da hier Stromschnellen die Weiterfahrt gänzlich sperrten. Die Russen hatten dann den fast eine Woche währenden Aufenthalt mit dazu verwandt, um mittelst eines kleinen Bootes und zu Fuss bis zum Wasserfalle vorzudringen, von welchem uns der alte Dschunschi schon erzählte. Die Höhe desselben, anfänglich auf 17 Faden (c. 120′), später auf 10 Faden angegeben, hatte in Wirklichkeit kaum 16′ (die Länge eines Renthierleitstockes) betragen.

Reisen über die Tundra, sei es nun Sommer oder Winter, sind nur mittelst Renthieren ausführbar und zwar gehören dazu nicht 10 oder 20, sondern eine ganze Heerde. Mit einer solchen gelangte Sujew 1771 bis zur Kara, Castrén über den Ural nach Obdorsk, ohne dieselben wären die grossartigen Uralexpeditionen in den Jahren 1847, 1848 und 1850 unter von Hofmann, Branth, Kowalski, Strashewski nicht ausführbar gewesen. Wenn ich sage, dass eine Sommerreise auf der Tundra schwieriger oder mindestens ebenso schwierig ist, als eine Tour durch eine Wüste, so wird zwar Mancher ungläubig das Haupt schütteln, aber sich von der Richtigkeit meiner Behauptung leicht überzeugen können, wenn er v. Hofmann's Reise nachliest (z. B. p. 168). Die Vorbereitungen dazu müssen schon Monate im Voraus, für N.-W.-Sibirien z. B. auf dem Jahrmarkt in Obdorsk, getroffen werden, um die Heerdenbesitzer willig zu stimmen und eine genügende Anzahl Renthiere zu miethen. Die Ural-Expedition des Jahres 1848 wäre trotz aller Befehle nicht zu Stande gekommen, wenn der Kaufmann Trophimoff in Obdorsk nicht seine ganze Heerde von 300 Stück Renthieren*) mit allem Zubehör frei-

*) Vergl. v. Hofmann p. 117 u. 133. — Dieselben fielen fast sämmtlich der Seuche zum Opfer. Aber der wackere Mann schlug, wie die Miethe für die Thiere, auch jede Entschädigung aus und schrieb an v. Hofmann: „Der Verlust ist für mich empfindlich, aber dabei ist nichts zu thun, es war Gottes Wille! Doch dem

willig zur Verfügung gestellt hätte. Sind aber auch alle Vorbereitungen noch so gut getroffen, der Erfolg bleibt immer noch zweifelhaft und von Umständen abhängig. So kam Sujew nur mit Mühe von der Tour nach dem Sob zurück, weil Wölfe die Renthierheerde überfallen und gänzlich zersprengt hatten. Und die Abtheilung der Ural-Expedition unter Strashewsky musste sich, nachdem alle Renthiere gefallen, unter den grössten Entbehrungen, sich nur von Beeren und Pilzen nährend, zu Fuss bis zum Ob durchschlagen*) (Hofmann p. 167), um nicht in diesen Wüsteneien umzukommen. Denn die Tundra ist eine Wüste, wenn auch nicht aus Sand gebildet, so doch aus Morästen und bleibt auf ihr allerdings der Tod des Verdurstens ausgeschlossen, so gähnt das Gespenst Hunger von allen Seiten. Obwol Dr. Brehm, Graf Waldburg und ich bereits sehr gut wussten was Tundra heisst, so liess uns doch Unkenntniss der hiesigen Verhältnisse eine Fussreise antreten, die wir wahrscheinlich unterlassen haben würden, hätten wir schon damals gewusst, dass auch Seuche ihr Heim auf der Tundra aufgeschlagen hatte und dort wüthete.

Nach wiederholten und sorgfältigen, ebenso ermüdenden als nothwendigen Verhandlungen und Erkundigungen mit unseren Leuten blieb kein Zweifel, dass auch wir Renthiere haben mussten, um an die Kara-Bai zu gelangen. Eben waren die Weisen der Tundra: Dschunschi, Haiwai, Hat und der alte Michael, wieder dabei unter einem Heiligenschein von Mücken (Abb. 34) zu berathen und brachten mir das Resultat der fast zweistündigen Verhandlung. Es war eine auf Papier gemalte Route der Tagemärsche**) bis Sadapai (vom samoj. Sada = Sumpf und Pai = Stein, also wol Steinsumpf), jenseits der Podarata, welches Dokument Alle, zum Zeichen ihres völligen Einverständnisses, mit ihren betreffenden Zeichen contrasignirt hatten. Nach dem Plane sollten Zwei nach Renthieren ausgeschickt werden,

grossen Kaiser zu dienen und meiner entlegenen Heimath zu nützen, wäre mir auch mein und meiner Kinder Blut nicht leid." Gewiss ein schöner Beweis, wie selbst im „kalten" Sibirien warme Herzen in aufopfernder Begeisterung für die Wissenschaft schlagen. Wie wenig solcher Trophimoff's giebt es bei uns!!

*) Ganz ebenso ging es 1849 dem reichen Sirjänen Philipp Onufrieff aus Ishma, der seine ganze Heerde von 8000 Renthieren in kurzer Zeit an der Seuche verlor und mit Hinterlassung seiner sämmtlichen Habe sich nur mit der grössten Mühe an die Ussa rettete (Hofmann p. 183).

**) Dieses, sowie andere ähnliche und nicht minder merkwürdige Aufzeichnungen von Eingebornen sandte ich dem verstorbenen Dr. Petermann nach Gotha.

die in 16 Tagen zurück zu sein hofften. Da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war schon früher Renthiere zu finden, so beschlossen wir in corpore aufzubrechen, denn von meinen Collegen wollte Keiner zurückstehen, obschon dies im Hinblick auf die Sammlungen sehr nützlich gewesen wäre.

Auch die Leute waren plötzlich wie begeistert für die Tundrareise und selbst der alte 70jährige Panajeff hatte sich bereits einen langen Knüppel zurecht gemacht, den ich später führte. Denn ich beorderte den Alten und Iwan, auf die ich mich verlassen konnte, die Lotka nach einer als Tschornejar (d. h. schwarzes Steilufer) bezeichneten Stelle der mittleren Schtschutschja zurückzubringen, hier bis höchstens zum 1. September auf uns zu warten und dann nach Obdorsk zurückzukehren. Alexander Säkoff, der Anfangs vor Furcht sterben wollte, freute sich nicht wenig als ich ihm erlaubte mitgehen zu dürfen und bewies sich, wie ich gleich hier bemerken will, als äusserst tüchtig und brauchbar Man darf also nicht immer nach dem ersten Eindruck urtheilen!

Es galt nun noch allerlei Vorbereitungen zu treffen, Tragsäcke zu nähen und den Proviant einzutheilen. Für uns vier Europäer wurden: 12 Pfund Conservenfleisch,*) 2 Pf. Fleischextract, 3 Pf. Thee, 2 Pf. Kaffee, 4 Pf. Zucker, 60 Tafeln condensirte Suppen, etwas Reis und 1 Sack Zwieback eingepackt. Das war im Ganzen wenig für 4 Mann auf 9 Tage, aber wir rechneten dabei auf Renthierfleisch, Schneehühner und anderes Vogelwild. Das Gewehr, Schiessbedarf (je 200 Schuss), etwaige Reservewäsche musste jeder von uns selbst tragen, dazu die Spirituosen, von denen ich für mich und Martin nur 2 Flaschen sogenannten Cognac mitnahm. — Für die Leute wurden pro Tag pro Mann 2 Pf. Hartbrod gerechnet, im Ganzen nur 150 Pfund, ausserdem Ziegelthee mitgenommen, da sie auf alles Andere verzichteten. Sie hatten ausserdem an Kochgeräth und unseren Pelzen genug zu schleppen, da ein Schlitten, wie mir die Leute sehr richtig erwiderten, nicht brauchbar zum Transport gewesen wäre.

In Voraussicht der mageren Tage wurde noch so gut als irgend möglich gelebt und namentlich am Vorabend der Abreise eine Mahl-

*) Wir hatten im Ganzen 50 Büchsen Fleisch, 75 Büchsen Gemüse und 148 Pfund texanisches Ochsenfleisch in Blechbüchsen mitgenommen und besassen davon noch etwa die Hälfte. Am besten bewährten sich die condensirten Suppentafeln. —

Finsch. Reise n. W. Sibirien Abb. 34.

W. Schäfer.

N. d. N. v. O. Finsch.

gez. v. M. Hoffmann.

Lager auf der Tundra.

zeit abgehalten, die für diese Regionen als lukullisch gelten durfte. Das Menu hätte sich bei uns sehen lassen dürfen: Suppe, geschmorte Schneehühner, Spiegeleier mit Schinken, Schinken mit Sauerkohl (von Bremen), gebratene Fische (Sälgi), gebackene Pflaumen, zum Schluss Kaffee und Thee. Die Theilnahme der uneingeladenen Gäste, der Myriaden von Mücken, welche dutzendweise in die Teller fielen, war die Schattenseite dieses Dinners, bei welchem es sonst ganz heiter zuging. Auch die Leute, durch Fleisch- und Schnapsrationen besonders bewirthet, theilten die fröhliche Stimmung. Haiwai wollte trotz aller Herrlichkeiten um keinen Preis mit nach Europa gehen, während der verständige und bedächtige Hat sich nicht ganz abgeneigt zeigte, aber die Sache vorher überlegen möchte. Zum Schluss wurden olympische Spiele aufgeführt, d. h. die Leute versuchten gegenseitig ihre Kräfte im Ringen und Springen. Der kleine aber gewandte Syrjän Stepan Samúdoroff errang in Allem den Preis und sprang z. B. mit zusammengestellten Beinen in 2 Sätzen, a 12 und 8 Fuss, 20 Fuss hintereinander, was auf weichen Tundraboden schon etwas sagen will.

Am Nachmittag des 29. Juli gegen 3 Uhr traten wir 11 Mann hoch (3 Deutsche, 1 Lette, 1 Russe, 2 Syrjänen, 3 Ostiaken und 1 Samojede) mit unseren Packen die mühselige Wanderung an, in einem Aufzuge der an eine Caravane reisender Schacherjuden erinnerte. Der brave Iwan und der alte Panajeff gaben uns noch ein Stück, unsere Rucksäcke tragend, das Geleit; noch ein paar herzliche Worte und Ermahnungen, und wir marschirten allein vorwärts in unbekannte Regionen, von denen Niemand voraussagen konnte, was sie uns bringen würden. Wir hatten der Baumgrenze den Rücken gekehrt und befanden uns nun auf der Tundra (oder vielleicht richtiger Trundra). Diese sder syrjänischen Sprache entlehnte Wort,*) welches so viel wie „baumloser Ort" bedeutet, ist, ähnlich wie das englische „barren grounds" für die gleichen Strecken in Amerika, sehr bezeichnend, denn in der That charakterisiren sich diese Einöden der arctischen Zone vor Allem durch gänzlichen Mangel an Baumwuchs. Da bei verschiedenen Völkern die Begriffe auch in Bezug auf Gegend sehr verschieden sind, so haben Samojeden und Ostiaken, in Hinblick auf die Weidegründe ihrer Heerden, ebenso

*) So wurde mir das Wort von unseren sirjänischen Begleitern gedeutet; nach Schrenk ist es von dem lappischen Worte „tunturi" abgeleitet und die Samojeden haben keine Bezeichnung.

wenig Unrecht, die Tundra „Sawojá“ respective „Jandajá,“ das heist „guter Ort“ zu nennen. Man muss die Tundra selbst gesehen haben, um sich von ihr ein richtiges Bild zu machen. So weit das Auge reicht, hat es nichts als eine unendliche ockerbräunliche oder weissfahle Moosfläche vor sich, oder die farblos grünen Felder der mit Zwergbirken bewachsenen Strecken, jenem krüppelhaften, am Boden hinkriechenden Pflanzengebilde, das man kaum Strauch nennen kann. Kahle grauliche oder gelblichfahl scheinende Hügelreihen stimmen mit dieser Einöde so recht überein. Nur die vielen kleineren und grösseren, meist mit 1 bis 4′ hohen Strauchweiden (Salix lapponum, glauca, arbuscula und myrtilloides) begrünten Ufern umgebenen klaren Teiche und Seen gewähren mit ihrem Blau eine dem Auge wohlthuende Abwechselung.

Noch bedeutend schneller als das Auge ermüdet der Schritt des Wanderers, denn es werden ihm hier Zumuthungen gemacht, die selbst der an grössere und beschwerliche Fusstouren und militärische Reise- und Kriegsmärsche Gewöhnte sich nicht vorstellen kann. Nirgends findet der Fuss sicheren Halt; überall sinkt er, meist bis über die Knöchel, ein oder muss sich aus den Verschlingungen der Zwergbirkenranken mit Gewalt losreissen. Es gilt bei jedem Schritte das Bein ungewöhnlich hoch zu erheben und diese Gangart ermüdet in ganz ausserordentlicher Weise. Oft giebt es weite Sumpfstrecken zu überqueren, auf denen man bis über die Knie einsinkt, oder man hat mühsam von einem Klumpen Büschelgras auf den anderen überzuspringen, kurzum die Beschaffenheit des Terrains bietet überall so viel Schwierigkeiten, dass man sich wie auf einem Trottoir vorkommt, wenn man stellenweise die kahlen Höhenzüge mit ihrer festen Unterlage benutzen kann.

Gleich der erste Marschtag gab uns einen Vorgeschmack von dem, was uns erwartete. Wir hatten in 7 Stunden siebzehn Kilometer zurückgelegt und kamen daher ziemlich erschöpft und müde an, aber nicht einmal ein Tschum oder selbst nur eine Höhle gewährte uns Schutz, sondern wir waren gezwungen mit einer aus Kieselschiefer gebildeten Felsschlucht des kleines Flusses Talbe oder Talwa-jaha (von Talbe oder Talwa, samojed. Felsschlucht), unweit eines Schneefeldes, vorlieb zu nehmen, die uns wenigstens etwas gegen den heftigen Nordwest-, aber nicht gegen den fein herabrieselnden Regen zu decken vermochte. In einem Lande, wo Birken und Weiden nur als fingerdicke, kaum mehr als fusshoch auf der Erde

hinkriechende Sträucher vorkommen, ist es mit dem Feuer auch eine missliche Sache, und es dauerte daher lange, ehe wir in dem Qualm des nassen Strauchwerkes unsern Thee trinken konnten. Trotz des Pelzes war die Nacht recht unangenehm kalt, denn $4^1/_2{}^0$ R. über Null sind schon Kälte um im Freien zu schlafen, und bereits um 4 Uhr früh weckte ich die Leute zum Feuermachen, so dass wir um 7 Uhr abmarschieren konnten. Der heutige Tag (30. Juli) gestaltete sich wesentlich besser, indem wenigstens der Regen aufhörte, und wurde zu einem überraschend freudigen, als im Laufe des Nachmittags unsere Leute frische Ren- und Schlittenspuren und später zwei Tschums bemerkten. Damit die Bewohner bei Annäherung so Vieler nicht die Flucht ergreifen sollten, wurden sofort zwei Mann als Kundschafter vorausgesandt und wir Uebrigen folgten später langsam mit unseren Packen nach. Bald hatten auch wir die Freude mit dem Glase auf einem Hügelkopfe weidende Ren zu sehen und gegen Abend erreichten wir sie selbst. Der Besitzer derselben, der Ostiak Dsäungiä, kam uns im schönsten Staate, in langer weisser, roth besetzter Malitza, entgegen, um uns in ein paar mit Ren bespannten Schlitten abzuholen, die uns alle Strapatzen vergessen liessen. Ganz abgesehen von der Neuheit des Anblickes ist eine Renthiertroika wirklich ein äusserst stattliches, imponirendes Gefährt und wir freuten uns nicht wenig fürderhin in solchem bequem reisen zu können, hatten uns aber gründlich verrechnet. Dr. Brehm und Graf Waldburg fuhren fröhlich voraus, ich folgte zu Fuss nach und liess mir von Stepan Rapport erstatten, der nichts weniger als ermuthigend lautete. Dass Klippikoff, der Abgesandte der russischen Expedition, sich beim Erscheinen unseres Boten in seiner ganzen Würde als Kosak gezeigt und gleich mit Einsperren u. s. w. gedroht hatte, beunruhigte mich zwar nicht, denn mit dem Burschen wollte ich schon fertig werden. Er war bei unserem Eintreffen natürlich vollständig umgestimmt und küsste mir später den Stiefel. Aber ein ganz anderer Feind war vor uns eingezogen, gegenüber welchem wir völlig machtlos standen: die Renthierseuche! Schon auf dem Wege zum Lager zählte ich an 80 Renthier-Cadaver und bei Ankunft dort, sah es noch trübseliger aus. Graf Waldburg, der doch sonst nicht mit Patronen verschwenderisch umging, knallte nach rechts und links, wie ich gleich dachte, nicht zum Spass. Der Ostiak hatte ihn gebeten, Renthierkälber, welche seinem Lasso unerreichbar blieben, todtzuschiessen. Es waren solche, deren Mütter

der Seuche erlegen und ihr Fell das Einzige was sich noch, aus der von 2000 auf 500 reducirten Heerde, verwerthen liess. Der Preis eines der weichhaarigen, glatten, dunkelbraunen Felle vom Renthierkalbe (Päski genannt) stellt sich von $2^1/_2$ bis 3 Rubel auf der Tundra. Da das Lager bereits im Aufbruch begriffen war so mussten wir folgen.

Kaum hatten Weiber die Tschums wieder aufgebaut, was etwa 15 Minuten Zeit erfordert, so liess der Ostiake einen stattlichen Renochsen zu unserer Ehre schlachten. Ein Hieb mit dem Axtrücken auf die Stirn streckte ihn sofort hin, ein Stich ins Genick machte ihm vollends das Garaus. Dem Nickfang folgte unmittelbar ein Stich ins Herz, wobei das Messer stecken blieb, damit ja kein Blut verloren ging. In weniger als 20 Minuten war die von der Kehle an aufgeschnittene Haut, welche nur noch am Kopfe und den Beinen sitzen blieb, abgezogen. Nachdem Magen und Eingeweide sehr sauber ausgeschlachtet waren, begann sofort die Mahlzeit, zu der die durch Zerschneiden der grossen Schlagader, mit Blut gefüllte Leibeshöhle selbst die Schüssel bildete. Wie die beifolgende Scizze, welche ich sehr zum Verdruss der Eingebornen schnell entwarf, zeigt, sind alle Theilnehmer eifrig beschäftigt lange Streifen Fleisch in das noch rauchende, warme Blut getaucht, zu verschlingen. Denn essen kann man diese, dem Tschuktschen wie Lappen gemeinsame Art des Verzehrens nicht nennen, bei der es gilt einen Fleischstreifen mit (wie der Mann neben dem Hunde rechts*) den Zähnen zu fassen, möglichst weit hinabzuwürgen und dann mit scharfen Schnitt von unten nach oben unmittelbar vor den Lippen als Bissen abzutrennen. Die Stumpfnase kommt den Leuten dabei gut zu statten, aber ich musste die Geschicklichkeit mit dem Messer zu hantiren, welche schon Kindern eigen ist, doch stets bewundern. Als die grössten Delicatessen gelten, wie wir uns hier und später überzeugen konnten, die Gurgel (Luftröhre), die Ohrmuschel, das Fettpolster in der Kniebeuge, die Rachenhaut und Lippen und vor Allem die Markknochen. Sie werden ans Feuer gestellt, nicht zum Rösten, sondern damit durch die Hitze der Knochen zerplatzt und dann wird die lange Markröhre in derselben Weise als das Fleisch verschlungen. Leber, Herz, Nieren und die übrigen inneren Theile, mit Ausnahme der Milz und Lunge,

*) Durch ein Versehen des Zeichners schneidet der Mann links von oben nach unten, was, obschon es vorkommen mag, nicht characteristisch ist. Für die Localität sind die Bäume im Hintergrunde ebenfalls unmotivirt.



Nd F. v. O Finsch. — gez. v. M. Hoffmann

Eine Renthiermahlzeit.

gelten ebenfalls als besonders gut, aber auch die Rippenstücke und anderes Fleisch wird keineswegs verschmäht und abwechselnd mit dem rohen Feist verzehrt, von welchem namentlich das in der Augenhöhle befindliche als besondere Delicatesse gilt. Gleich geschätzt ist das rohe noch blutige Geweih, von welchem oft ein Stück an lebenden Ren zum sofortigen Verspeisen abgeschnitten, der Stummel aber dann sorgfältig unterbunden wird. Auch rohes Gehirn habe ich oft verzehren sehen. Aehnlich wie die Lappen den Magen des Ren mit Blut gefüllt als eine Art Blutwurst verspeisen, so verschmähen die Samojeden den Magen sammt Inhalt, gefroren und dann gekocht oder mit Mehl vermischt, keineswegs, wie Schrenk (I. p. 542) berichtet, der dabei an die Leckerei des „Schnepfendrecks" unserer Gourmets erinnert. Les extrêmes se touchent! Es lässt sich nicht läugnen, dass eine solche Mahlzeit, bei welcher alle Theilnehmer im Gesicht mit Blut beschmiert erscheinen, etwas Ekelerregendes hat, denn man meint eine Schaar Cannibalen vor sich zu haben. Allein die Armuth der Tundra an Brennmaterial, welche ein regelmässiges Kochen ausschliesst (vergl. auch Schrenk p. 539 und Castrén p. 273), bedingt schon an und für sich diese Methode des Genusses, welche nicht blos bei Ostiaken und Samojeden, sondern auch bei Syrjänen und Russen dieser Gegenden gleichbeliebt ist. „Hat man den ersten Abscheu überwunden, sagt v. Hofmann (p. 97), so findet man die Kost schmackhafter als man denken sollte; besonders ist der warme Speck, der fingerdick den Rücken bedeckt, in Blut getaucht, wohlschmeckend und wenn man keine Teller und Gabel hat, so ist diese Methode, sich die Bissen mundrecht zu schneiden, gewiss die bequemste." Und Middendorf konnte von der rohen, noch dampfenden Leber nicht genug bekommen (p. 1455).

Ich stimme mit dem Gesagten vollständig überein und bedaure nur, dass ich nicht aus eigener Ueberzeugung sprechen kann, aber Angesichts der unzähligen gefallenen Renthiere war uns natürlich alle Lust auf Renthierfleisch vergangen. Doch liess ich mir einen Markknochen rösten und fand ihn ausgezeichnet. Unsere Leute konnten sich somit einmal gründlich satt essen und ich glaube nicht zu übertreiben wenn ich sage, dass jeder Mann mindestens seine 4 bis 5 Pfund Fleisch verzehrt hatte.*) Und diese Sättigung war ihnen wol zu gönnen, denn sie verstanden es auf der anderen Seite

*) Was Syrjänen in dieser Hinsicht zu leisten vermögen, davon giebt v. Hofmann (p. 70) ein schlagendes Beispiel.

auch wieder gründlich zu darben. Uebrigens habe ich niemals bemerkt, dass sich Einer überessen hätte, wie dies bei uns so häufig vorkommt, dafür sorgt schon der ausgezeichnete Magen dieser Leute.

Wir hatten uns inzwischen im Tschum eingerichtet, d. h. hingestreckt und wurden hier mit Thee bewirthet. Denn Dsäungiä besass nicht allein solchen, und zwar wirklichen (nicht Ziegelthee), sondern auch sehr hübsche Tassen und sogar Zucker, den eine seiner Frauen in Ermangelung von etwas Anderem erst mit dem Messer, dann allerdings wenig einladend, mit den Zähnen vollends zerkleinerte. Dsäungiä, ein „Reicher," wol bald ein Armer! seines Volkes, war nicht durch Glasperlen, Messingringe und ähnlichen Klimperkram zu gewinnen, nur Schnaps würde seine Wirkung gethan haben, aber in Anbetracht unseres geringen Vorraths konnte ich ihm blos ein Paar Gläschen verabfolgen: Tropfen auf einen heissen Stein! Als alle Weisen ums Feuer versammelt waren, Dsäungiä selbst nackend*) mit lose umgeschlagenem Pelz, so recht eigentlich in seiner häuslichen Gemüthlichkeit, da kam die Verhandlung erst in Fluss, und bereits viele durchsprochene Punkte wurden immer aufs Neue berathen. Dass an ein Abstehen eines Theiles der Heerde nicht zu denken war, konnte man dem Manne nicht verargen. Hatte er doch augenblicklich selbst nur noch unter 500 Renthieren kaum 200 brauchbare Zugthiere und bei der rapiden Zunahme der Seuche brauchte er diese eben zum Transport seiner Schlitten und Habseligkeiten bis zur Schtschutschja selbst. Vor unseren Augen entleerte er Säcke mit getrockneten Fischvorräthen, weil dieselben nicht mehr fortgeschafft werden konnten. Er machte mir daher den Vorschlag, nach diesem Flusse mit ihm zurückzukehren, was drei Tage erfordern sollte, dort werde er alles, was ihm an Zugthieren geblieben, zwischen der russischen Expedition und unserer theilen, die übrige Heerde, junge Thiere und Kälber, todtschiessen, um die Felle zu retten, und dann auf Böten nach dem Ob herabgehen, eine Proposition, die ich unsererseits abschlagen musste. Das Resultat der langwierigen Verhandlung, bei der meine Gefährten längst schliefen, da sie bis früh 2 Uhr währte, war endlich das, dass sich Dsäungiä entschloss,

*) Da Samojeden und Ostiaken in diesen Gegenden keine Hemden oder Unterkleider tragen, so wird nach Ausziehen des Pelzes der Oberkörper völlig entblösst. Dagegen werden die Lenden von ledernen, badehosenartigen Beinkleidern bedeckt und die Beine stecken in langen ledernen Stiefeln (Piwé oder Pimé), die unter der Hüfte an einen Leibriemen befestigt werden.

mir neun Renthiere à 6 Rubel*) nebst drei Schlitten und Geschirre zu verkaufen. Für die meinerseits, namentlich den Damen gespendeten Geschenke überreichte mir der Grosse einen Eisfuchsbalg. Ich hatte während der Zeit übrigens genügend Musse an Ostiakenweibern Pflege und Wartung der Säuglinge, anderer Kinder und junger Hunde Beobachtungen zu machen, die freilich hinsichtlich der Reinlichkeit nicht sehr empfehlend ausfielen, mir aber zeigten, dass auch in diesen Frauenseelen Gram über verschmähte Liebe wurzelt. Dsäungiä besass nämlich 2 Frauen, weil seine Stellung als vornehmer Mann dies fordere, wie er versicherte. Sie waren wie Lea und Rahel, d. h. die eine alt und hässlich, die andere hübsch und jung, und wie bei Vater Jacob, ebenfalls die hässliche seine Favoritin, weil sie ihm bereits vier Kinder geschenkt hatte, während er von der hübschen noch keins besass. Das gab Anlass zu Zurücksetzungen, denn die Ostiaken sind sehr kinderliebend und Kinder in der That Reichthum der Familie, und diese Zurücksetzung zeigte sich auch heut. Als Dsäungiä mit seinen beiden Ehegenossen sich unter das kattunene Mückenzelt zurückgezogen hatte, musste Rahel dasselbe bald wieder verlassen, um ihre Stelle unserem Hat einräumen, der als Schamane auf diesen geschätzten Ehrenplatz Ansprüche hatte. Sie sass nun wol 2 Stunden lang bitterlich aber still weinend, bis Müdigkeit auch ihr die Augen schloss. Zu einer Familienscene kam es übrigens nicht, ebensowenig spielte Eifersucht mit. Denn ich sah noch am Morgen dass Rahel mit Lea ohne Groll verkehrte und ihr das Haar kämmend genau in der Weise diejenigen kleinen Liebesdienste erwies, wie man dies täglich vor jedem Affenhause sehen kann.

Der andere Tag bot uns ein neues grässliches Bild der Verheerung. Dreissig weitere stattliche Ren lagen verendet oder im Verenden um die Tschums. Ich zeichnete mit Betrübniss die beigegebene Scizze (Abb. 36), welche eben nur einen kleinen Theil des Todesfeldes veranschaulicht. Wahrhaft erschreckend ist der furchtbar rapide Verlauf der Krankheit. Anscheinend völlig gesunde kräftige Thiere bleiben stehen, fangen an zu keuchen, zu schnauben

*) Es war dies der gewöhnliche Preis, zugleich aber auch ein schöner Beweis der Uneigennützigkeit der Eingebornen, die aus unserer Lage keinen Vortheil zu ziehen suchten. Die russischen Schmiede dachten niemals so, sondern forderten für Reparaturen enorme Preise und als die Dunganen Kuldscha belagerten, verkauften russische Händler den Belagerten Schafe zum 6- und 10fachen Preise.

auch wieder gründlich zu darben. [illegible] um und sind todt.
merkt, dass sich Einer überessen [illegible] ıaten, meistens aber
vorkommt, dafür sorgt schon [illegible] Thiere rennen zuweilen,
Wir hatten uns inzwi[illegible] ...hen selbst in die Zelte
gestreckt und würden b[illegible] versuchen der Heerde zu
besass nicht allein solch[illegible] convulsivischen Zuckungen
sondern auch sehr k[illegible] nur der mächtig arbeitende
Frauen in Erlange[illegible] errathen. Bejammernswerth
dann allerdings we[illegible] unter Ausstossen eigenthümlicher
Dsäungiä, die[illegible] unter der Heerde umherrennen, um ihre
nicht durch [illegible] er an dem todten Körper derselben noch zu
zu gewöhnen [illegible]. Solche Saugkälber bleiben von der Seuche ver-
in Anbe[illegible] schwächeren Kühe erliegen ihr zuerst. Die gefallenen
[illegible] haben meist einen dickaufgeschwollenen Leib und vielen steht
[illegible] Schaum vorm Maule. Manche bleiben in der Stellung liegen
[illegible] der sie der Tod ereilte, z. B. mit erhobenem Kopfe, gleichsam
[illegible] wie zum Lecken bereit.

Wenn Sidoroff, der nicht aus eigener Anschauung spricht, behauptet, bei der Seuche fallen den Thieren die Hufe, sogar die Zunge ab, so ist das letztere unrichtig und das erstere bezieht sich auf die Klauenseuche,**) welche ebenfalls zuweilen unter den Renheerden wüthet. Die Thiere können bei guter Weide, aber unter Umständen, von dieser noch genesen oder wenigstens lässt sich ihr Fleisch und Fell noch gebrauchen, während an der Seuche gefallene Renthiere durchaus werthlos sind. Die Krankheit, um welche es sich hier handelt, ist nämlich Milzbrand, jene schreckliche Epidemie, welche auch bei uns schon öfters furchtbare Verheerungen unter Hausthieren anrichtete. Den neuesten Forschungen***) zufolge entsteht dieselbe durch ein pathogenes Bakterium oder mikroskopischen, im Blute schmarotzenden Pilz (Bacillus anthracis). Die Lebensfähig-

*) Diese hört man nur von Kühen und Kälbern; „sonst leiden, freuen und balgen sie sich stumm" sagt von Hofmann (p. 58), der selbst von wüthend in der Brunstzeit kämpfenden Bullen nie einen Stimmlaut hörte. Anders scheint sich das wilde Ren in Norwegen zu verhalten. „Mit lautem Schrei ruft der Hirsch Mitbewerber heran, orgelt wiederholt u. s. w." (Brehm's Thierl. 2. edit. 3, p. 123). —

**) Den Verlauf dieser Krankheit beschreiben v. Hoffmann (p. 128), dessen Expedition grosse Verluste durch sie erlitt, und Schrenk (II. p. 383).

***) Vergl. Dr. Zimmermann: „Die Pilze als Ursache von Krankheiten an Thieren und Menschen" in: Natur (K. Müller) 1877, No. 26 p. 359, mit Abbildung; letztere auch: Gartenlaube 1879, No. 4 p. 64. —



N.d.N v. O.Finsch — gez v. M. Hoffmann

An der Seuche gefallene Renthiere. (Tundra.)

keit der Keime desselben soll so enorm sein, dass sie nicht einmal langandauerndes Eintrocknen zu zerstören vermag und dass sie selbst in diesem Zustande, durch einen Zufall mittelst Wunden und dergleichen in die Blutbahn gebracht, sofort aufs Neue ihre zerstörende Wirkung beginnen. Dagegen sollen sie in die Verdauungsorgane eingeführt ansteckungslos sein. Beides widerspricht eben so sehr unseren Erfahrungen, wie die Annahme, dass hauptsächlich Fliegen und Mücken die Träger des Ansteckungsstoffes seien. Denn wären diese Erklärungen richtig, so würde eben kein einziges lebendes Wesen auf der Tundra existiren können. Wir selbst, die wir doch unausgesetzt in einer Atmosphäre lebten, die von Sporenmassen des Bacillus anthracis erfüllt sein musste, die täglich von Hunderten von Mücken gestochen wurden, welche unmittelbar von milzkranken Renthieren auf uns und unsere eiternden Mückenstiche übergingen, wären ja sämmtlich unrettbar verloren gewesen. Und dass Menschen am Genuss vom Fleische milzkranker Renthiere sterben weiss jetzt fast jeder auf der Tundra, wie wir dies als Thatsache nur bestätigen können.

Jedenfalls liegen also andere, wenigstens für das Ren, noch unaufgeklärte Ursachen zu Grunde, dafür spricht das unerwartete periodische Auftreten der Seuche, wie ihr verhältnissmässig neues Erscheinen, soweit es die von uns besuchten Gebiete Nordwest-Sibiriens betrifft. Nach den Aussagen des Fürsten von Obdorsk trat die Seuche im Obgebiet nämlich zuerst vor etwa zwanzig Jahren auf und soll durch Heerden der Syrjänen, von denen nach ostiakischen Begriffen ja nur Uebles kommen kann, jenseits des Ural eingeschleppt worden sein. Und dies ist insofern richtig als nach Schrenk (I. p. 128, II. p. 382) die Seuche im Archangelschen Gouvernement zuerst 1831—1833 auftrat und damals das ganze Kleinland fast renthierlos machte. Nach Hofmann verbreitete sich die Seuche erst 1848 nach Sibirien und es fielen ihr damals 40,000 Stück zum Opfer (Reise p. 160), aber Middendorf gedenkt ihrer bereits 1843 vom Jenisseï und aus dem Taimyrlande (p. 1446, 1456). Damals kannten Ostiaken und Samojeden noch nicht, wie leicht sich die Seuche auch auf Menschen überträgt, und viele von ihnen starben an dem Genusse gefallener Thiere. Nach Sidoroff raffte 1865 die Seuche zwischen Petschora, Ob und Jenisseï hundertfünfzigtausend! Renthiere dahin, und der Fürst gab mir den Verlust im Jahre 1856 im Obdorskischen Kreise auf 10,000 an, darunter allein

7000 ihm gehörige. Es lässt sich daher denken, dass dadurch unzählige Tundrenbewohner verarmten; wir selbst lernten verschiedene kennen, die, vorher reiche Heerdenbesitzer, jetzt arme Schlucker waren. Wenn nach den mir von amtlicher Seite gewordenen Mittheilungen der District Obdorsk nur an fünfzigtausend Renthiere zählt, so sieht es allerdings bedenklich aus, denn ein solcher Bestand kann ja einem einzigen Seuchenjahre zum Opfer fallen. Glücklicherweise scheinen aber, unerklärbar, wie die Seuche selbst, Verhältnisse zu walten, die wenigstens ein völliges Aussterben verhindern. So durchzogen zu derselben Zeit Renthierheerden jene Gebiete, auf denen wir nur dem Tode begegneten, ohne ein einziges Stück zu verlieren, wie die russische Expedition, als sie zum zweiten Male Renthiere erlangte.

Jedenfalls verdient die Seuche vollste Aufmerksamkeit und es würde gewiss nützlich sein, dieselbe regierungsseitig an Ort und Stelle durch gewissenhafte und unterrichtete Veterinärärzte untersuchen zu lassen und sich nicht mit der Erklärung Schrenk's (II. p. 382) zu trösten, der die Seuche als nothwendige Phase im Haushalt des Renthiers hält, damit sich die Weiden wieder erholen können. Mit dem Mangel von Renthieren muss die eingeborne Bevölkerung immer mehr verarmen und in das Stadium von aus der Hand in den Mund lebenden Fischern herabsinken. Ohne Renthiere bleibt die Tundra und das was sie an Pelzthieren u. s. w. besitzt unzugänglich, unverwerthbar, ohne Renthiere verlieren die Eingebornen ihre grössten Hilfsquellen für Tausch, Nahrung, Kleidung, Wohnung u. s. w. In dieser Richtung würde die Regierung durch Einführung frischer Heerden, vielleicht aus Ost-Sibirien, und vorschussweises Uebergeben derselben an strebsame und zuverlässige Eingeborne (denn es giebt solche) unendlich mehr Nutzen stiften, als durch Unterstützung im Fischereigewerbe, in welchem die höhere Intelligenz der Russen doch stets die Oberhand behalten wird, und auf diese Weise jedenfalls am wirksamsten der gänzlichen Verarmung dieser Gebiete entgegentreten.

Dass unsere anfänglich ertheilten Rathschläge von Eingraben der Cadaver, Desinficiren, Isoliren der Heerden u. s. w. von den Eingebornen, und mit Recht, belächelt werden mussten, lernten wir später selbst einsehen. Eine Renthierheerde ist der Weide wegen zum Wandern gezwungen, es lässt sich nicht verhindern, dass gesunde Thiere, was sie so gern thun, zu ihren gefallenen Kameraden

zurücklaufen, sie beschnüffeln und belecken und von Eingraben kann bei schon in $1^1/_2$ Fuss Tiefe gefrorenem Erdboden nicht die Rede sein. Dsäungiä hatte an einem Tage 500 Stück Renthiere verloren, hätten da die Kräfte von vielleicht 8—10 Menschen, selbst im Besitz guter Geräthschaften, nur entfernt ausgereicht Gruben zu graben? Und Verbrennen verbietet sich bei dem gänzlichen Holzmangel von selbst. So müssen die Nomaden eben Alles gehen lassen wie es will, und wenn wir anfänglich ihren stoischen Gleichmuth als Stupidität auslegten, so thaten wir ihnen Unrecht. Auch Gebildete sind unter den gegebenen Verhältnissen dieser Seuche gegenüber machtlos! Als die Heerde herbeigetrieben war, hatten unsere Ostiaken und Samojeden einen Festtag, unter derselben herumzuwählen und mit kundigem Auge und geübter Hand aussuchen zu können. Bald standen neun der besten, anscheinend völlig gesunden, dreijährigen Ren vor drei Schlitten, auf die unser Gepäck geladen war, und erleichtert konnten wir frischen Muthes Nachmittags 4 Uhr (31. Juli) den Weitermarsch antreten. Denn es galt so schnell- als möglich aus der inficirten Gegend, die uns auf Schritt und Tritt die Verheerungen der Seuche zeigte, fortzukommen. Das drohende Gespenst, über kurz oder lang selbst wieder die Bündel aufnehmen zu müssen, schwebte freilich noch wie ein Damoklesschwert über uns, denn wenige Stunden konnten uns sämmtliche Zugthiere rauben. Wirklich verloren wir noch am Abend desselben Tages (31. Juli) ein Ren, was natürlich die Besorgniss nur erhöhte, welche Feódor Kasainoff, der Psalmensänger, durch längere Litaneien und Gesänge die Hülfe der Heiligen erflehend, zu zerstreuen versuchte. Stepan, unser Russe, meinte freilich, dass auch der liebe Gott wol ein Wort mitzureden und in Anbetracht der „schweren Bürden und des vielen für die Ren verausgabten Geldes“ ein Einsehen haben werde. In der That hatten wir alle Ursache zufrieden und dankbar dafür zu sein, dass wir, wie ich gleich vorausschicken will, noch drei Ren lebend nach der Schtschutschja mit zurückbrachten. Wir schritten immer in nordwestlicher Richtung vorwärts, so schnell als es bei dem schwierigen, mühsamen, oft erschöpfenden Wege eben gehen wollte. Von irgend einem gebahnten Pfade konnte ja überhaupt nicht die Rede sein, ausser denen, welche die zahlreichen Lemminge und Eisfüchse für ihren Privatgebrauch getreten hatten. Die Tundrengebiete Nord-West-Sibiriens tragen im Wesentlichen denselben Character und unterscheiden sich von denen Ostfinnmarkens hauptsächlich durch

den Mangel chaotisch aufgehäufter Geröllhalden. Die Tundra Lapplands ist in erster Linie aus Moos gebildet, hier herrscht die Zwergbirke*) vor. Sie bedeckt über Moosen, durch die der Fuss in den feuchten Untergrund einsinkt, die weiten flachen Höhenzüge sanfter Hügelketten, welche auf ihrem Rücken Gerölle aus kleinen Steinen und Flechten tragen, oder an manchen Stellen dünenartige Sandkuppen bilden.

Die kleinen Steine der Hügelgerölle sind mit grauen Flechten überzogen, übrigens meist eckig und kantig, so dass Graf Waldburg ihren Ursprung auf glaciale Ablagerungen zurückführt und annimmt, dass sich die Gletscher**) des Ural einstmals bis hierher ausdehnten. Jedenfalls kann von Hebung früheren Meeresbodens nicht die Rede sein, da wir nirgends nur eine Spur von Muscheln oder anderen Meeresablagerungen finden. Dagegen trafen wir auf der Tour bis zur Podarata wiederholt anstehendes Gestein und zwar Kalk, Diabas und Quarzporphyr (letzteren an der Hügelkette Jangana-Pei.) Die Thierwelt der Tundra ist äusserst spärlich, ja arm. Selten, dass ein grösserer Teich oder See mehr als fünf Paar Trauer- oder Eisenten, oder mehr als zwei Paar Eistaucher (Colymbus glacialis) beherbergt. Die letzteren führten jetzt Dunenjunge mit denen sie sich stets tauchend und schwimmend bis auf die Mitte des Wasserspiegels retteten und hier unnahbar für die Gewehre blieben. Ihr Warnungsruf »A-u, a-u« klingt fast melodisch gegenüber der Stimme der Eisenten, die, an das Jammern eines Kindes, das umgebracht werden soll, erinnernd, sehr häufig die unendliche Ruhe auf das unangenehmste unterbricht. Dazu Töne, die dem Knarren eines schlecht

*) Wie schnell sich die Vegetation in diesen Breiten entwickelt beschreibt v. Hofmann (p. 122). „Der warme Regen, der am 20. Juni während des Gewitters reichlich fiel, brachte in unserer Umgebung eine feenhafte Veränderung hervor. In einigen Stunden entfalteten sich an den Lärchenbäumen die neuen Nadeln und überzogen die jungen Blätter der Betula nana den Boden mit einem grünen Teppich.“

**) v, Hofmann, der diese „aus kleinen, abgerundeten Geröllen“ bestehenden Hügel der Tundra an der Westseite des Ural ebenfalls häufig fand, ist anderer Meinung und nimmt an, dass sie durch Frühlingswasser von den Bergen herabgebracht wurden. „Dass man es hier mit alten Gandecken zu thun habe, dafür spricht kein anderes Zeichen, weder polirte noch geschrammte Oberfläche des Bodens“ (Reise p. 131). Ueber die Geologie des nördlichen Ural vergl. die speciellen Abschnitte in Hofmann u. Schrenk (p. 1—81); sowie Prof. Barbot du Marny in Russ. Revue 1876. p. 236.

geschmierten Schubkarrenrades ähneln, das melancholische, langgezogene »tü-üt«, des Goldregenpfeifers (Charadrius auratus), welchen man fast zu jeder Tagesstunde hört; miauendes „pi-au, mi-au“ des hoch in den Lüften schwebenden Rauhfussbussards (Buteo lagopus) oder der tief schnarrende Ruf „ärrr-räk-äk-äk-äk“ des aufgescheuchten Schneehahnes (Lagopus albus), das sind die Stimmen, welche sich auf der Tundra hauptsächlich bemerklich machen und so recht mit dieser Einöde im Einklang stehen. Gänse zeigten sich nur gelegentlich und von Weitem; ebenso wurde nur selten eine einzelne Möve (Larus affinis) oder Seeschwalbe beobachtet. An den Seeufern waren Zwerg- und Alpen-Strandläufer (Tringa minuta und alpina) und Kampfhähne (Machetes) die häufigsten Erscheinungen, während in den Sumpfgebieten der bellende Ruf der pfeilschwänzigen Raubmöve (Lestris parasitica) sich hören liess, die hier, wie ihre Verwandte, die breitschwänzige (L. pomarina) ihre Brutstätten hatte und zu den Charakterformen der Tundra gehört. Sie ist ein gar schöner Vogel, der im Fluge auffallend an den Edelfalken erinnert, und dabei so zahm, dass sie sich oft auf kaum fünfzehn Schritte nahe kommen lässt. Leider ist ihr Fleisch ungeniessbar, und so mussten wir der geringen Vorräthe halber unsere Aufmerksamkeit in erster Linie Goldregenpfeifern und Schneehühnern zuwenden, die fast täglich unsern Kochtopf füllen halfen. Aeusserst interessant war es den Haushalt der wenigen Raubvögel, welche die Tundra beherbergt zu beobachten, in erster Linie also den Wanderfalken (Falco peregrinus) und rauhfüssigen Bussard (Buteo lagopus), In Ermangelung von Bäumen sassen die jungen Wanderfalken an einen Stein angedrückt im hohen Grase, während die Bussarde meist auf Zwergbirkensträuchlein aus dürren Birkenstengeln einen grossen Horst errichtet hatten. Die mit dichten weissen Flaum bekleideten Jungen, meist 3 bis 4 in einem Nest, hatten übrigens nicht wenig von den Mücken zu leiden. Nicht allein dass Wachshaut und Mundwinkel dicht von solchen besetzt waren, sogar der nackte Schienentheil der Hinterseite der Laufes war nicht vor ihnen gesichert. Die jungen Vögel rächten sich übrigens, denn man sah sie fortwährend schnappen, dabei Mücken erhaschen und verschlingen. Besondere Fertigkeit besassen darin junge Raubmöven (Lestris), welche sich bei unserer Annäherung meist ebenso geschickt leblos zu stellen wussten als junge Bussarde. Nur die jungen Wanderfalken erhoben gewöhnlich ein klägliches Geschreï, ebenso die alten Vögel,

welche die Neststätttte gewöhnlich schon von Weitem durch dasselbe verriethen. Dabei schwebten die alten Bussarde und Wanderfalken häufig über unseren Köpfen, oft in Schussweite. Um die Raubvögelhorste fanden sich meist Reste von Lemmingen, ebensolche in den Magen von Raubmöven, die ausserdem auch Regenwürmer enthielten, während der der Trauerenten ausschliesslich mit Flohkrebsen (Gammariden) gefüllt war. Die Kröpfe von Schneehühnern enthielten nichts als Weidenblätter. Von Kleingevögel beobachtete ich nur Schnee- und lappländische Ammern (Plectrophanes nivalis und lapponica), seltener rothkehlige Wiesenpieper, Alpenlerchen (Otocoris alpestris) und Leinfinken (Fringilla linaria). An grösseren Seen mit üppiger Strauchvegetation zeigten sich einzelne Citronenbachstelzen und an der Podarata die weisse, sowie Blaukehlchen.

Noch ärmer als an Vögeln ist die Tundra an Säugethieren. Zwar soll das wilde Ren (vergl. auch Brandt in Hofm. Reise p. 45) wie unsere Leute versicherten einzeln vorkommen, sich aber doch erst häufiger in der Waldregion des Ural finden. Dagegen ist der Wolf ziemlich häufig und richtet in den Heerden oft grossen Schaden an. Nur einigemale hörten wir Eisfüchse (Canis lagopus)! ich bekam aber auch nicht einen zu sehen. Schon an der Schtschutschja hatten wir Wühlmäuse (Arvicola obscurus, Eversm.), und Lemminge (Myodes obenses) beobachtet und gefangen. Noch häufiger waren die letzteren auf der Tundra. Dieses den Mäusen verwandte Nagethier, so gross wie eine starke Feldmaus, aber fast schwanzlos bildet die Hauptnahrung der Raubthiere der Tundra, und wird im Winter, wie alle Eingeborenen versicherten, ebenso begierig vom Renthier verzehrt.

Trotz der Häufigkeit der Lemminge waren sie in den weitverzweigten unter den Wurzeln der Zwergbirken oder im Moose von Sumpfwiesen angelegten Gängen doch schwer zu fangen und die Hunde der Ostiaken leisteten mir hierbei die besten Dienste. Die Lemminge sind, wie Schrenk (I. p. 305) nachweist, von grösster Bedeutung für die Tundra, denn ein reiches Lemmingjahr ist gleichbedeutend mit einem guten Fuchsjahre. Bekanntlich machen Lemminge jene merkwürdigen Wanderungen, welche namentlich der Art Norwegens (Myodes lemnus) zu einer Art Berühmtheit verhalfen. Sie pflegen dann oft jahrelang eine Gegend zu meiden in der sie sonst zu Tausenden lebten. Nicht minder merkwürdig sind die Wanderzüge des sibirischen Lemmings, die nach Schrenk (I. p. 335.

II. p. 401) Ende Mai bis Mitte Juni in unzählbarer Menge den Ural überschreiten, bis zum Weissen Meere vordringen und im Herbst wieder nach der Ostseite des Gebirges zurückwandern. Von den Insecten kann ich kaum Etwas sagen, da ich im Ganzen nur sehr wenige bemerkte und nur ein paar Käfer und Schmetterlinge von der Tundra*) heimbrachte. Einmal fand ich ein Hummelnest (von Bombus terrestris), dessen wenige mit einem sehr süssen Honig gefüllte Zellen sogleich verspeist wurden, aber eben nur hinreichten um die Lippen zu netzen.

Jedenfalls ist die Insectenwelt recht arm, findet ja aber in überschwenglicher Weise Vertretung durch die Mücken. Die kühlen, auch für uns empfindlichen Nächte, wie die am 1. August, wo das Thermometer nur 3° über Null zeigte, thaten der Plage wenigstens für ein paar Stunden Einhalt, aber schon gewöhnlich gegen 2 Uhr, mit den ersten Sonnenstrahlen, fing unser Märtyrerthum auf's Neue an, denn weder Schleier noch Handschuh geben radicalen Schutz; für die Handgelenke bewährten sich wollene Pulswärmer noch am besten. Wie sehr der Marsch durch diese Quälgeister erschwert wird beschreibt Brehm am besten in der folgenden Stelle.

„Verweilt man nur einen Augenblick lang, vielleicht überlegend, gezwungen zögernd, auf einer und derselben Stelle, so sind sofort Tausende und andere Tausende blutgieriger Mücken versammelt und quälen einen so, dass man, gleichsam in halber Verzweiflung, weiter schreitet, und ob auch beim nächsten Schritte die langschaftigen Wasserstiefeln als unzureichend sich erweisen sollten. Ununterbrochen gezwungen, während des Gehens auch wenigstens eine Hand zu regen, um die höllischen Quälgeister zu verscheuchen, fortwährend durch sie belästigt, gepeinigt und gestört, in jedem Genusse behindert, in jeder Handlung gehemmt, selbst von jedem Gedanken abgelenkt, ermattet man nicht allein leiblich, sondern auch geistig und muss sich zuletzt thatsächlich anstrengen, um nicht zu erschlaffen. Kein Wunder daher, dass man schon nach wenigen Stunden solcher Wanderung todtmüde an jedem Ruheplatz anlangt und zuletzt schwerer und immer schwerer von ihm sich trennt, trotzdem auch auf ihm, falls man nicht sofort ein Schmauchfeuer anzündet, die

*) Es waren: Lepyrus arcticus, Payk., Omaseus transbaicalicus, Motsch., u. Dytiscus lapponicus, Gyll.; an der Schtschutschja unterm 67° n. Br. sammelte ich: Bembidium infuscatum, Dej., Nebria nivalis, Payk., Melanophila appendiculata. Fabr., von Schmetterlingen nur Erebia arachne, Fabr. var. —

Mücken die ersehnte Ruhe und Rast in der empfindlichsten Weise unterbrechen, erklärlich, dass das Durchwandern einer Strecke von zwanzig, vier und zwanzig Werst oder Kilometer unter solchen Umständen als eine Tagereise angesehen werden muss, welche die volle Kraft und Ausdauer eines geübten Fussgängers in Anspruch nimmt.

Gäbe es zur Sommerszeit keine Mücken in der Tundra, man würde sich aussöhnen mit ihrer Eintönigkeit, würde alle Hemmnisse, welche sie in den Weg legt, unentkräftet überwinden, alle Beschwerden und Entbehrungen, welche sie aufbürdet, ertragen und auch ihrer freundlich sich erinnern; die Mücken aber verleiden einem Jeden, welcher die Tundra betritt, sie selbst, wenn nicht für alle, so doch gewiss für lange Zeit.“

Obwol die noch immer tageshellen Nächte wegen Kühle und der daraus resultirenden Mückenlosigkeit am besten zum Marschiren waren, so mussten wir sie doch zur Ruhe benutzen und zwar der Renthiere halber, nach deren Wohlbefinden wir uns ja jetzt zu richten hatten. Geplagt von Mücken und Renthierbremsen verschmähten sie es am Tage zu fressen, sondern thaten dies fast nur Nachts, besonders in den ersten Morgenstunden wenn Thau die Erde bedeckte.

Uebrigens bietet die Tundra keineswegs allenthalben die mit der Renthierflechte (Cladonia rangiferina*) und deren Varietäten) bestandenen geeigneten Weideplätze und so mussten wir auch nach diesen unser Lager einrichten. Dasselbe bestand übrigens nur darin, dass abgekocht wurde und sich dann Jeder in seinen Pelz gehüllt auf die blosse Erde legte, wobei die melancholischen Kirchenlieder unseres Feódor, mit ihrem nie enden wollenden: „Gospodin! gospodin! pomilu! (Herr! Herr! erbarme Dich unser!) als Schlummergesänge dienen sollten.

So sehr uns diese Gesänge auch langweilten, Feódor hielt sich nicht allein selbst für einen Solisten erster Grösse, sondern wurde auch von den Uebrigen als solcher anerkannt und so würde ein Verbot die Leute nur unmuthig gemacht haben.

---

*) Ich sammelte mit etlichen Griffen nicht weniger als 9 Arten und 11 Varietäten; vergl. „Lichenes Finschiani. Enumeratio Lichenum a cl. Dr. Finsch in regione Tundrae Sibiriae septr.-occidentalis lectorum, auctore Müller Arg. (Moskau 1878).

Die Einförmigkeit der Landschaft gewann durch den Anblick des Ural ein freundlicheres Bild, im Uebrigen schritten wir unverdrossen voran, geführt vom alten Dschunschi, dessen ganze Ausrüstung in einem Beile bestand und der es uns, trotz seiner Jahre und des geschwächten Beines, zuvor that. Dafür war er aber auch auf der Tundra gross und alt geworden und kannte nur sie. Wie man am besten thut auf schwierigen Gebirgspfaden ein Kirghisenpferd gewähren zu lassen, so durften wir uns auch auf Dschunschi ganz verlassen, der übrigens bei jedem Halt erst mit Haiwai die einzuschlagende Richtung berieth, die so gut als nach dem Compass dann eingehalten wurde. Welches Leben und Feuer in den alten Burschen kommen konnte zeigte sich bei besonderen Gelegenheiten, so am 1. August. Wir lagerten und die Renthiere weideten, an langen Stöcken befestigt, denn sonst würden sie schon längst zu ihrer Heerde zurückgelaufen sein, was sie sehr gern thun und die sie selbst auf mehrere Meilen stets wiederzufinden pflegen. Ich selbst hatte mich etwas unter das Mückenzelt gelegt und war, nachdem ich eine Anzahl der reizend aussehenden Renthierbremsen (Hypoderma tarandi*) L.) gefangen, eben eingeschlummert, als ich bei meinem leisen Schlafe durch Sprechen gestört wurde. Das musste etwas zu bedeuten haben! ich sprang also auf und ein Blick zeigte mir, dass eins der Renthiere, von denen wir ohnehin nur noch 7 besassen, das Weite gesucht hatte. Es war schon weit, weit entfernt, dennoch erbot sich der Alte es einzufangen. Im Nu hatte er eine Troika eingespannt und fuhr nun dem Ausreisser nach. Ich hielt sein Beginnen für aussichtslos, überzeugte mich aber bald wie geschickt der Alte alle Terrainvortheile zu benutzen wusste. Aber der Vorsprung des Renthieres war zu gross; schon näherte es sich dem Höhenzuge, erreichte den Rücken desselben und verschwand hinter demselben. Bald darauf Dschunschi ebenfalls. Jetzt zeigt sich das Ren wieder; Dschunschi hat es also offenbar überholt und bemüht sich dasselbe uns zuzutreiben. Aber wiederum verschwindet es hinter der Hügelreihe, gefolgt vom Alten. Erwartungsvoll spähen wir mit dem Glase, denn nur mit Hilfe desselben lässt sich die Scene überhaupt verfolgen; 5, 10, 15 Minuten verstreichen, da erscheint die Troika des Alten wiederum; ein

---

*) Nach Herrn von Rödern in Hoym, der meine heimgebrachten Diptern gütigst bestimmte ist, die Art Sibirien eigenthümlich.

Podarata nun und nimmermehr irgend eine Bedeutung für Schifffahrt erlangen wird und die kurze Diagnose Brehm's „schön, weil frisch, lebendig, klar und rein, ist die Bodaratta: schiffbar aber ist sie nicht!" löst die ganze Frage.

Das Landschaftsbild, von welchem meine Scizze nur eine schwache Vorstellung giebt, war in der That recht malerisch. Ganz im Vordergrunde, da wo die Falle für den Eisfuchs steht, saftgrüne Zwergbirken-Tundra, in hohem, aus hellgefärbtem Sand und Geröll bestehendem Ufer, steil abfallend bis zum himmelblauen Flusse der rechts von einer braunen Sandbank begrenzt wird, an welche sich frischgrüne Wiesen, untermischt mit lauchgrünem Erlengestrüpp anlehnen. Weiter zurück markirt sich mauerartig eine hellgefärbte Wand, die vermuthlich vom Ufer (dem linken) gebildet wird, dahinter; vielfach unterbrochen durch blaue Teiche, eine grünfahle Ebene, die Tundra, welche sich bis zum Gebirge erstreckt. Letzteres, den Rahmen des Gemäldes bildend, zerfällt offenbar in eine vorgelagerte niedrigere Bergkette, die sich, namentlich bei gewisser Mittagsbeleuchtung, in allen Conturen scharf von der dahinter lagernden Hauptkette dunkler abhebt. Letztere erscheint heller blau gefärbt und ist mit zahlreichen Schneefeldern weiss gescheckt. Besonders ausgedehnt sind die der hohen Kuppe zur Linken, welche mitunter in einem grünlichen, gletscherartigen Scheine leuchten und wahrscheinlich aus Firn bestehen, da der Ural bekanntlich keine Gletscher aufzuweisen hat. Unsere Leute versicherten, dass diese Schneefelder zugleich die Quellen der Podarata (das in der Schlucht rechts) und Schtschutschja (das auf dem Sattel links) bezeichnen, kannten im Uebrigen aber keinen Namen. Nur den ganz zur Rechten aufsteigenden Kegel nannten sie „Hanoweidscha" (samoj. von „Hanowoi" = Vogel*) und „dscha oder dsah" Sitz oder Horst) so behauptet wenigstens Dschunschi, aber bekanntlich pflegen diese Eingebornen nicht selten selbst Namen zu geben, die sie oft von den unbedeutendsten Dingen herleiten. Solche Beispiele führt von Hofmann in Menge an, wie Chulen-Lar-Sill-Käu, d. h. „Berg am fischreichen See", Mudasi-Jes-Joshem-Johan, d. h. „Bach der Fallen des Mudasi," „Bach der ertrunkenen Renthiere," „Berg bei welchem Menschen starben" u. s. w.

*) Nach Schrenk besitzt die samojedische Sprache kein Wort für Vogel, bezeichnet aber mit „hano" ein jagdbares Thier. Dschunschi nannte den Wanderfalken, den wir wiederholt begegneten „Hanowoi".



N. d. N. v. O. Finsch. gez. v. M. Hoffmann.

Die Podorata mit dem nördlichen Ural.



Auf den mir zugänglichen Karten finde ich keine Bezeichnung für diesen „Hainoweidscha,“*) der jedenfalls identisch ist mit dem von v. Hofmann (p. 138 und 143) erwähnten „Arka-Pae,“ welchen er von einem fast 2000′ hohen westlichen Berge, nahe dem Flusse Njärbe, erblickte. Auch uns erschien derselbe, obschon immer an 40 W. entfernt, nicht unbedeutend zu sein und ich schätzte ihn auf mehr als 2000 F. Von unserem Standorte aus schien er den nördlichsten Berg auszumachen, und dies ist auch insofern richtig als er die nordöstlichste, also jedenfalls eine sehr markirte Erhebung des Ural bildet. Von hier aus zieht sich der Ural nach Nordwest; seine höchsten nördlichsten Kuppen der Minissei (1705′ Peterm.) und Constantinow-Kamen (1491′ Hofm., 1398′ Peterm., unter 68° 29 n. Br.) waren somit vom „Hanoweidscha“ verdeckt für uns nicht sichtbar. Den anscheinend höheren (vielleicht 3000′ hohen) Quellberg der Podarata und Schtschutschja, (die nach Petermann's Karte übrigens aus einem See (Tyjedo) entspringen**) sollen, was der alte Dschunschi ebenfalls behauptete), finde ich nicht auf den Karten benannt. Kowalski, der die Quellen der Schtschutschja im Mai 1848 besuchte, erwähnt nichts von einem See und giebt die Höhe der Quelle zu 1068′, die geogr. Breite zu 67° 58′ 48″ an. Nur 25 Werst über der Wasserscheide, also auf der Westseite des Ural gelangte er zu den Quellen der Kara,***) wesshalb er den Berg wiederholt (p. 211, 239, 243 u. XXIII.) als „Quellberg der Flüsse Kara und Schtschutschja“ anführt. Da der von unserem Lager aus gesehene (links auf meiner Abbildung befindliche) höchste Kegel, ohne Zweifel mit dem von Kowalski hier bezeichneten identisch ist, und nicht mit dem Gnetju (4259′ Hofm., 3395′ Peterm.), wie ich früher annahm, so erlaube

*) Aller Wahrscheinlichkeit ist es der von Schrenk als „Horamagha“ (d. h. Renthierrücken) bezeichnete Berg, welcher ihm vom Gipfel des Gnätju angedeutet wurde, aber selbst unsichtbar blieb (Reise I. p. 451).

**) Nach v. Schrenk entspringt die Schtschutschja (Pyrijaha) aus dem See Pyrijaghando, hier befindet sich auch der Gebirgspass Pyrite-Matulowa, d. h. der Hechtpass, welcher im Herbst von den aus Pustosersk nach Obdorsk ziehenden Sirjänen nicht selten benutzt werden soll. Ausführlicher über die Pässe des Ural (p. 457-461) und den transuralischen Weg Jermaks (Hofm. p. 186). Am häufigsten wird von den nach Obdorsk ziehenden Sirjänen der Pass benutzt, welcher zum Fluss Jelez führt, der in die Uussa fällt und den auch Castrén 1843 zog (p. 276).

***) Dieser Fluss richtiger: „Hara“ oder „Chara-jaha,“ vom samojedischen der „bugreiche, gekrümmte, sich windende“ hat bekanntlich der Bai und dem Meere seinen Namen gegeben; da die russische Aussprache dass h in g verändert, so entstand irrig „Kara.“ —

ich mir, ihn nach dem um die Erforschung des „nördlichen Ural so hoch verdienten Professor an der Universität Kasan „Kowalski-Kuppe" zu benennen. —

In der Frühe des anderen Tages (3. August), der ohnehin zum Rast- und Festtage bestimmt war, kam der Zimmermann zurück. Seine Nachrichten lauteten allerdings nicht so, wie wir sie wünschten, aber immerhin nicht ungünstig für uns. Er hatte einen Ostiaken gefunden, der eben beschäftigt war seinen Gefährten, einen Tschumbesitzer, zu begraben. Dieser, wie sein Knecht und zwei Kinder waren schon Tags zuvor gestorben, Alle am Genuss eines an der Seuche erkrankten Rens, welches der Besitzer, ein Geizhals, noch vor dem Verenden desselben schnell geschlachtet hatte, um es zu verwerthen. Nur die Wittwe und zwei Kinder waren noch am Leben. Der Zimmermann brachte als Beglaubigung ein „Petschaft" des Ostiaken, d. h. ein Stück Holz, welches sein Privatzeichen*) und vier Kerbe, welche letztere die Zahl der Todten bezeichnen sollten, eingeschnitten zeigte. Der Mann hatte versprochen im Laufe des Abends zu kommen, verlangte aber einen Mann von uns, der ihm beim Uebersetzen der Heerde nach dem rechten Flussufer und zugleich die Todten beerdigen helfen sollte. Haiwai wurde daher sofort mit Rengespan zu ihm abgesandt, denn der alte Dschunschi hatte Misstrauen gegen den Mann und hielt es nicht für unmöglich, dass er trotz des gesandten Siegels heimlich fortziehen könne. Der Verdacht war ungerecht gewesen, denn am Abend erschien er wirklich mit zwei Rentroiken, und es entspann sich eine jener langwierigen Verhandlungeu, die ich bereits schilderte. Sie gipfelte in dem Resultate, dass der biedere Sanda, so hiess der Mann, sich gegen ein Entgelt von fünfzehn Rubeln willig zeigte, uns mit zwanzig Ren nach „dem Meere" zu fahren, für welche Zahl, als seine eigenen Thiere, er das Risico übernahm. Die Reise sollte „von einer warmen Zeit zur anderen," also eine Nacht dauern; ich verpflichtete mich nur einen Tag am Meere zu verweilen und in der nächsten „kalten Zeit" wieder zurückzukehren. Ausserdem musste ich in einem beim Sassjedatjelj in Obdorsk zu deponirenden Schriftstück bescheinigen, dass der Mann nur unseren speciellen Wünschen gefolgt sei, um sich in seinem Marsche nach der Schtschutschja

*) Solche Stempel oder Familienzeichen, Klenjo oder Piltimé genannt, gelten als Unterschrift selbst bei Behörden (Schrenk I. q. 510).

aufhalten zu lassen, für den Fall, dass für die ihm grösstentheils nicht gehörende Heerde Nachtheil durch diesen Aufenthalt entstehen sollte. Gegen diese Bedingungen war nichts einzuwenden, denn Sanda war eben kein Heerdenbesitzer, sondern nur ein Hirt, und seine Vorsicht für die ihm anvertrauten Thiere gewiss nur lobenswerth.

Ausser einer den Verhältnissen angepassten mageren Bewirthung, die eben nur in Thee und Zwiebäcken bestehen konnte, erhielt Sanda fünf Rubel als Handgeld, einige Geschenke, und lud uns, da Regen drohte, nach seinem Tschum ein, der nicht weit entfernt sein sollte. Hat, unser braver ostiakischer Führer, der seit heute morgen über Leibschmerzen klagte und nicht mehr gut marschiren konnte, wurde auf einen Schlitten geladen, wir Uebrigen gingen zu Fuss, in Bezug auf das „nahe“ allerdings einer bitteren Täuschung entgegen, denn erst nach zwei Stunden, um Mitternacht, langten wir bei dem Tschum sehr erschöpft von dem heillosen Birken- und Weidengestrüpp an. Ich schlug mein Mückenzelt im Freien auf, wurde aber schon nach kurzer Zeit von einem heftigen Regen genöthigt, mir im Tschum, der bereits von Schlafenden dicht besetzt war, zwischen Menschen und Hunden einen Sitzschlafplatz zu erobern.

Der Morgen (4. August) brachte kühles Wetter und neue empfindliche Verluste an Ren; auch der unseren zwei zählten unter den Opfern, was sich schon durch die Zeichen feststellen liess, mit welchen die Heerdenbesitzer ihre Thiere an den Ohren u. s. w. markiren. Am Nachmittage waren die Vorbereitungen zur Abreise nach dem Meere beendet und um 3 Uhr konnten wir, nur vom Zimmermann, der das vorderste Gespann kutschirte, und Martin Dserwit begleitet, mit sechs Schlitten abfahren. Die ganze Heerde folge uns, denn Sanda hatte sich entschieden alle Thiere, etwa 200, mitzunehmen und dies war jedenfalls das Sicherste, da sich sonst leicht welche verlaufen haben würden. Es gewährte schöne, wechselvolle Bilder, einen kleinen Wald von Geweihen, grunzend und hufeknisternd bald vor, bald hinter, bald neben uns her laufen zu sehen, getrieben von einigen Hunden und dem Sohne Sanda's in einer Troika. Unser Weg führte über Tundra längs Teichen und Seen wie oben geschildert, aber wir hatten die elastischen Sumpfstrecken und entsetzlichen Weiden- und Birkendickichte dies mal nicht selbst zu durchwaten, sondern fuhren bequem in Schlitten, und das war eine sehr angenehme Abwechselung.

Nachdem wir die Nadajaha passirt, machten wir gegen 7 Uhr Halt, denn Sanda erklärte, dass wir unser Ziel erreicht hätten und er überhaupt nicht weiter könne! Das war allerdings eine arge Enttäuschung für uns, denn von der erwarteten schönen Felsenküste,*) belebt mit allerlei Seethieren, dem fröhlichen Getriebe fischender Eingebornen und einem grossen wogenden Meerbusen, war keine Spur zu sehen. Aber so sehr wir auch dem Manne zürnten, wir mussten ihm später doch Recht geben. Wir befanden uns unfern des rechten Podarataufers und traten eine Fusswanderung nach einem wol hundertfünfzig Fuss hohen Geröll-Hügel an, von wo aus wir die ganze Gegend überblicken konnten. Vor uns nach Norden breitete sich eine weite Ebene voller kleiner Lachen, Teiche und Seen aus, die theilweise mit dem Horizont zu verschwimmen schien, an dem sich nur eine höhere, hell leuchtende Düne, eine Sandwand des rechten hohen Flussufers und weiter östlich zwei kleinere Hügel abhoben. Letztere sollten den Ausfluss des Jensorjaha, eines der Podarata ähnlichen Flusses bezeichnen, die Sandwand die Mündung des Flusses Nada- oder Nade-(vielleicht Schade)jaha.**) Der nebelhafte, wie ein grösseres Wasser aussehende Streifen am Horizont, welcher mit den vielen Wasseradern zu verschwimmen scheint, war der karische Meerbusen, den wir schon am letzten Marschtage nach der Podarata erblickt hatten. Er wurde zur Linken von einer niedrigen Bergkette begrenzt, die nach Südwest in die Vorberge des Ural zu

---

*) Sujew's Schilderung (Pall. 3 p. 29—33) hätte diese Vorstellung schon benehmen können. Er erreichte am 19. Juli (1771) die Küste und zog längs oder Angesichts des Meerbusens bis zum 26. Juli längs desselben hin, überschritt verschiedene kleine Ausflüsse, unter denen der Talwotta (Tal-ota) und Oo (Oi-jaha) die grössten waren und kam bis etwa anderthalb Tagereisen vor die Kara. Er beschreibt die Küste theils als flachen Sandstrand, theils aus Lehm und Sand gebildeten Hochufern bestehend. Treibholz fand sich nirgends; am 22. Juli zeigte sich das Meer, welches längs der ganzen Küste sehr seicht schien, mit Treibeis bedeckt; die Fluth stieg aber einen Faden (7'), ein anderes Mal war sie nur sehr schwach. Ausser einigen Fischen und Meeresthieren (Medusen, Muscheln) führt Sujew kein anderes Thier an; fand aber kleine Stücken Bernstein (russ. „Morskaja Ladan," d. h. Seeweihrauch). — Hofmann (p. 142) beschreibt die Beschaffenheit des Strandes, welchen er am Oi-jaha erreichte, ganz ähnlich; erwähnt eines Treibholzstammes (Birke) von der Petschora, der sehr niedrigen Fluth und zweier Möven. — Wie Seebohm an der Petschora hörte, würden beide Arten Eiderenten (molissima und spectabilis) an der Kara-Bai vorkommen.

**) Wie schwierig es ist die Aussprache bei solchen Völkern zu verstehen und wiederzugeben, darüber lassen sich Hofmann (Einleit. p. IV.) und Middendorff



N. d. N. v. O. Finsch — gez. v. M. Hoffmann.

Nördlichste erreichte Stelle an der Jodarata, mit Blick gegen die Kara Bai.



rlaufen schien, zu dem sich der Fluss in vielen grossen Schlingungen
ndete. Vor dieser Berg- oder Hügelreihe liegt Sadapai, und da,
wir uns befanden, führte die Strasse der Renheerden von dort
h der Schtschutschja. Die Sumpfebene vor uns wird nicht von
gebornen benutzt, da sie aus so bodenlosen Morästen besteht,
hier selbst keine Ren weiden können. Nur im Winter nehmen
ojeden zuweilen ihren Weg über dieselbe. Die Podarata ver-
sich allmälich in dem ungeheuren Moraste, dieser in die „Paha"
ja, Pacha, d. h. Bucht), welche weiter westlich liegt, aber nur
en von Eingebornen*) besucht wird. So lauteten wenigstens die
hrichten des Ostiaken, welche ich Angesichts der vor uns in
tur ausgebreiteten Landkarte mühsam erfrug, ohne übrigens, wie
s so häufig der Fall ist, volle Klarheit zu erlangen. Dieses von
s gesehene innerste Ende der Kara-Bai scheint die „Lesnaja-
uba" (samoj. Podaretti-paga) von Sujew (Pall. 3 p. 26), der bis
m Meerbusen „Karskoi Salif," worunter wol aber das eigentliche
arische Meer zu verstehen ist, noch 5 bis 6 starke Tagereisen
chnet. — Wir befanden uns kaum zwei deutsche Meilen (c. 15 W.)
m Meerbusen, von der hellen Sandwand (der weisse Hügel rechts
f der Abbildnng) etwa eine Meile entfernt. Dieselbe wird von
m rechten Steilufer der Podarata gebildet, wie ich später in
dorsk von Herrn Wassiljeff erfuhr; unsere Vermuthung bestätigte
h also. Die russische Expedition war, wie ich gleich hier ein-
gen kann, am 4. August mit dem Rest der Renthierheerde
äungiä's, c. 120 Stück, darunter 60 Zugthiere, nach der Podarata
fgebrochen und hatte dieselbe, an der Stelle erreicht, wo wir jetzt
elten. Da täglich Ren fielen und der Bestand an Zugvieh sehr
schmolzen war, so entsandte man einen Kosaken und einen Ostiaken
das linke Ufer der Podarata. Es gelang ihnen dort Eingeborne
d Ren zu finden, mit denen sie zurückkehrten. Von dieser Heerde
arb kein einziges Thier. Herr Wassiljeff ging mit einem Kosaken

1397) sehr richtig aus; meine Gefährten und ich hörten oft dasselbe Wort ganz
rschieden, selbst wenn wir es uns wiederholt vorsprechen liessen.

*) Die Fischerplätze, welche sowol von Samojeden, als hauptsächlich Pustosersker
ssen besucht werden, liegen an der Kara und Korotaicha, namentlich Tolstoi-
s. Nach Sujew (Pall. 3 p. 32) werden Kunscha (Salmo leucomoenis, Pall.), Omuli
oregonus autumnalis, Pall.), eine kleine Dorsch- (Nawaga, Gadus nawaga) und
hollenart (Kambala, Pleuronectes flexus), gefangen und eingesalzen. Doch ist
eser ganze Fischereibetrieb nicht bedeutend. (Vergl. auch: Schrenk I. p. 580
d 648). —

in zwei zusammengebundenen kleinen Böten den Fluss hinab, etwa 17 Werst weit, gelangte aber wegen heftigen Windes und sehr schlechten Wetters (Schnee und Regen) nicht bis ans Meer, wohin es im Ganzen den Krümmungen nach gerechnet etwa 20 W. sein mögen. Der Fluss windet sich sehr stark und verliert sich dann ins Meer, welches sehr seicht ist. Rechts, da wo wir die beiden Hügel als Ausfluss des Jensorjaha sahen, soll das Meer von Dünen begrenzt, links ein felsiges Cap und eine Bucht als guter Hafenplatz sein. Der Kosak, welcher die Renthiere holte, will von den Felsenhügeln, wol Sadapai, das Meer, und sogar ein Schiff*) gesehen haben. Die Samojeden behaupteten, dass auch im vorigen Jahre ein Schiff hier gewesen sei, und wollen sogar ein Wrack kennen, welches auf seichtem Grunde sitzend, nur im Winter erreicht werden kann. Sie hatten damals die Schiffbrüchigen getroffen, welche kein Russisch verstanden und einen Brief erhalten, den sie in Obdorsk beim Sassjedatjelj ablieferten. Der letztere bestätigte diese Mittheilung besass den Brief aber nicht mehr, sondern hatte ihn dem Gouverneur von Tobolsk eingesandt. Aller Wahrscheinlichkeit dürfte das Schiff eines jener norwegischen gewesen sein, welche zuweilen des Fischfangs halber in den Kara-Meerbusen vordringen.

Obwol wir diesem sehnlichsten Ziele unserer Reise so nahe waren, mussten wir uns doch der Macht der Verhältnisse fügen und die Umkehr beschliessen. Ohne ein Boot, und wegen Mangel an Holz nicht im Stande ein Floss zu bauen, auf welches ich im Stillen immer gehofft hatte, war es nicht möglich, den Fluss hinabzugehen, und einer Fusswanderung geboten der Mangel genügender Provisionen, sowie in ernstester Weise die Unpassirbarkeit des Gebiets selbst Halt. Nicht einmal mit Ren würden wir, ohne grosse Umwege, bis zu der dünenartigen Sandwand gekommen sein. Sanda erklärte dies für geradezu unmöglich, selbst wenn ich ihm hundert Rubel! geben wollte und ich konnte es ihm in Anbetracht des vor uns liegenden Todtenfeldes (an einer Stelle zählte ich allein 23 Renthier-Cadaver) nicht verargen. So mussten wir denn umkehren! Zum Andenken an den nördlichst von uns erreichten Punkt, vermuthlich unter 68° n. Br., nahm ich einen abgeplatteten, runden, brodtförmigen, unten abgeschliffenen, c. 5″ Durchmesser haltenden

---

*) Möglicher Weise war dies der D. „Themse," Capt. Wiggins, welcher um jene Zeit in der Kara-Bai kreuzte und tief in dieselbe eindrang.

Sandstein*) mit, den mir der Ostiake, nach einigem Widerstreben, schenkte. Er lag bei einem Opferplatze, der durch ein paar in die Erde gesteckte rohe Holzstücke und Renthierschädel bezeichnet wurde und bildete das grösste Heiligthum der Stätte, indem er den ververehrten Gott Sisawei-pei, d. h. samojedisch „durchlöcherter Stein", vorstellte, in Anbetracht von 6 runden, wie mit dem Finger eingedrückten Vertiefungen, von denen 4, bei lebhafter Phantasie allenfalls als Augen, Mund und Nase gedeutet werden konnten. Solche durch zufällige Aeusserlichkeiten ausgezeichnete Steine werden zuweilen von Samojeden als Götzenbild benutzt und schon von Schrenk (I. p. 360) sehr richtig beschrieben, der sich desshalb den Tadel Castréns zuzog. Letzterer berühmte Forscher läugnet nämlich derartige Idole aus Stein und zwar desshalb, weil „er nie ein solches zu sehen bekam." Aber auch Middendorff (p. 1462) fand sie bei den Samojeden im Taimyrlande nicht selten, die in Ermangelung von etwas Besserem solche „Naturmerkwürdigkeiten" gern zum Götzen avanciren lassen. Ich darf übrigens hinzufügen, dass der berühmte Götze, trotz der neuen Verhältnisse, sich auch mir bisher äusserst nützlich erwiesen hat und zwar — als Briefbeschwerer!

Nachdem ich noch mit erstarrten Fingern eine Scizze dieser unbeschreiblich öden Landschaft nordwärts aufgenommen, theilten wir den letzten Rest der Feldflasche und wandten uns nun wiederum dem Süden zu. Die empfindliche Kühle der Nacht, welche keine Mücke aufkommen liess, da das Thermometer auf Nullgrad sank und den ersten Reif brachte, war den Renthieren natürlich sehr zuträglich und erleicherte ihnen das Ziehen. Dennoch ging die Fahrt langsam, da wiederholt Renthiere zurückblieben, um nie wieder die Heerde einzuholen und Sanda nebst seinem Sohne genug zu thun hatten, die verwaisten Kälber zu fangen, todtzuschlagen und abzuhäuten. Dabei half ihm Samúdoroff in bereitwilligster, aber nicht uneigennütziger Weise, denn der jedem Syrjänen innewohnende Handelstrieb konnte eine so gute Gelegenheit zu billigen Einkäufen auf der Tundra nicht ungenutzt vorübergehen lassen.

---

*) Dieser feinkörnige Sandstein ist vermuthlich derselbe, welchen v. Hofmann nahe dem Karischen Meere anstehend fand und der von den Eingebornen gern als Wetz- und Schleifstein benutzt wird. Da letzterer nach Schrenk samojedisch „silwa oder silyrtscham-pai" heisst, so dürfte die oben gegebene Erklärung vielleicht falsch sein.

Wenn von Illustrationen, als Ergänzung des Textes, doch in erster Linie Richtigkeit gefordert werden muss, so sind jedenfalls solche gänzlich zu verwerfen, die der Wahrheit nicht entsprechen, indem sie statt eines klaren Verständnisses dem Leser nur falsche Vorstellungen geben, und somit schaden. In diese Categorie gehören die beiden Darstellungen von Renthiergespannen in Albin Kohn's „Sibirien"*) (p. 35 u. 139) u. z. Th. auch das hübsche Bild „Schlittenfahrt bei den Samojeden von Kaborowa" (Globus 1877 p. 116). Wenn hier vier Renthiere breit gespannt sind, so ist dies richtig, entschieden aber falsch, dass sie aufgezäumt sind wie Pferde, je an einem Zügel gelenkt werden und dass der Schlitten von vier Personen**) besetzt ist. Wer selbst Gelegenheit hatte Renthiereinspann in Sibiren zu sehen, weiss dass man weder einspännig und mit Kummetgeschirr in Gabeldeichsel führt (wie auf p. 35 in Kohn), noch mit 3 Thieren längs, deren Leitseite an den Geweihspitzen befestigt sind (wie auf p. 139 „Renthierpost"). Die für ganz Sibirien allgemein übliche Methode***) Renthiere anzuschirren ist ebenso einfach als practisch. Die beigegebene lebensvolle Abbildung nach flüchtig von mir hingeworfenen Strichen durch Herrn Moritz Hoffmann in Berlin mit grosser Meisterschaft und Naturwahrheit ausgeführt, wird dieselbe am besten veranschaulichen, wie eine Tundrareise überhaupt. Das Renthier zieht an einem 2—3 Zoll breiten Schultergurt (ostiak. Alak; samoj. Podjer) aus Leder (im Taimyrlande an einem ähnlichen aber gepolsterten Kummet), der vom

*) Die weite Verbreitung, welche solche Phantasiebilder durch billige Clichés in der Volksliteratur und billigen Zeitschriften finden trägt hauptsächlich dazu bei falsche Vorstellungen einzuprägen. So findet sich z, B. das hier genannte total falsche Bild auch in „Die Natur" (1876 p. 99) mit der Unterschrift „Ein sibirischer Renthierschlitten."

**) Da der Text zu diesem Bilde „Nordenskjöld's Expedition von 1875" behandelt, so frug ich den berühmten Reisenden bei seinem Hiersein, ob man an der Waigatz-Strasse wirklich in dieser Weise mit Renthieren fahre? und er antwortete mir lächelnd: „Das Bild sei nicht nach der Natur, sondern in der Phantasie eines Pariser Künstlers entstanden"!

***) Eine, wenn auch schlecht gezeichnete, aber durchaus richtige Darstellung giebt v. Hofmann p. 57; hier auch ausführliche Beschreibung des Anspannens; ebenso bei Schrenk II. p. 394—397 u. Middendorff (p. 1265); dagegen bleibt das was Heuglin (Reisen n. d. Nordpolarmeer II. p. 129) über die Anschirrung des Ren sagt unverständlich. — Ganz verschieden ist bekanntlich der Renthiereinspann und der nachenartige Schlitten wie ich ihn in Lappland sah; hier wird nur einspännig gefahren.



gez. v. M. Hoffmann

Sommerfahrt über die Tundra

Nacken bis zwischen die Vorderbeine reicht, also mittelst Nacken und Schultern. An diesem Schultergürtel ist ein Zugstrang (ostiak. Alakel; sam. Sa) aus dickem Leder befestigt, der unter dem Bauche und zwischen den Hinterbeinen das Ren bis zum oberen Vorderende der Schlittensohle läuft. Hier ist jederseits ein eiförmiger aus Holz, meist aber sehr sauber aus festetem Elfenbein oder Wallrosszahn gearbeiteter, mit 2 Löchern versehener Zugkloben (ostiak. Lungali; sam. Paatse) angebunden, durch welche der Zugstrang führt und somit von rechts nach links zwei Thieren gemeinschaftlich dient. Sollen mehr als zwei Thiere ziehen, so sind deren Zugstricke wiederum mittelst Zugkloben an dem Hauptzugstrange befestigt. Dies hat den grossen Vortheil, dass sämmtliche Thiere des Gespanns gleichmässig anziehen müssen, indem anderenfalls der Schlitten dem lässigen an die Hinterbeine fährt und es somit zwingt mit den übrigen Schritt zu halten.

Zum Geschirr gehört nun noch ein ca. 4—6 Zoll breiter Rückengurt (ost. Wunderkel; sam. Jondina) aus Rindsleder, der jederseits bis über die Hanken herabhängt und unterseits durch einen schmalen Riemen festgehalten wird. Diesem Rückengurt sind seitlich messingene Ringe (ost. Pälechalselo) angebracht, durch welche mittelst Lederriemen die Thiere untereinander verbunden sind, ebenso wie ausserdem durch den um die Geweihbasis befestigten Zaum. (ost. Pälechuli-Kel.) Der Rückgurt des Leitthieres (des linken der Reihe) trägt ausserdem an der linken Seite eine thürgriffartige, aus Messing oder oft sehr zierlich aus Bein gearbeitete Verzierung (ost. Chalselo), die als Ruhepunkt für den Zugstrick dient. Manchmal sind noch andere Zierathen*) hier befestigt; Ringe die durch die Bewegung an eine Messingscheibe anschlagen und somit ein Schellengeläut darstellen, namentlich bei Staatsgeschirren für Weiber (dann ostiak. Niä-chalselo genannt). Die Aufzäumung ist ebenfalls sehr sinnreich, und ganz abweichend von dem, was man sonst unter Zaum versteht. Der letztere (ost. Och-kel-schan; sam. San) besteht nämlich aus zwei 4—6 Zoll langen Platten aus Bein (Mamuth oder Wallross), und zwei gekrümmten ebensolangen Stangen aus Renthierhorn.

*) Alle derartigen Gegenstände aus Metall erhandeln die Eingeborenen von Russen und Syrjänen, welche letztere namentlich sehr sauber gegossene und abgedrehte Arbeiten aus Messing liefern. Die von mir mitgebrachten, von einem besonders geschickten sirjänischen Meister in Obdorsk gefertigten Geschirrverzierungen kosteten dort per Stück mehrere Rubel.

Diese Beinplatten durch eine zierlich geflochtene Lederschnur verbunden, werden mittelst dieser um die Geweihbasis befestigt. Dabei führt eine Schnur unter dem Kehlkopf weg, während einer der gekrümmten Beinknochen, an welchem der Leitstrik, mittelst eines messingenen Drehklobens (ostiak. Sorneluit oder Uschkelkarti) verbunden ist, an der Basis des linken Geweihs ruht. Durch das Anziehen der Leitschnur, die meist sehr hübsch aus Rindsleder geflochten ist, drückt der krumme Knochen auf die Schläfe und bewirkt so die Lenkung. Gut dressirte und eingefahrene Leitthiere, denn nur das links in der Reihe den übrigen etwas vorausgespannte Ren wird gelenkt, folgen der Leine so leicht als das weichmäuligste Pferd dem Gebiss. Beim Anziehen des Leitseils biegt das Thier nach links, wird ihm dasselbe links an den Leib geschlagen, so wendet es rechts, bei anhaltendem Anziehen bleibt es stehen. Die übrigen Thiere des Gespanns folgen dem Leitthier, auf welches es also besonders ankommt, und dass daher oft verhältnissmässig sehr viel, bis 15 R. und mehr kostet. Die Art des Anspannens gestattet übrigens nicht ein plötzliches Wenden, vielmehr kann dies nur im weiten Bogen geschehen; es sei denn, dass der Kutscher selbst den Schlitten und das Gespann umwendet. Zum Antreiben bedient man sich eines 12 bis 16 Fuss langen, sich nach der Spitze zu allmälich verjüngenden Leitstockes, (ost. Unding-Su; sam. Harej) der oft aus 2 und mehreren Stücken besteht, die sehr accurat nach Art der Billard-Queue eingesetzt und verleimt sind. Die Spitze des Stockes bildet ein Knopf aus Bein, mit welchen die Thiere sanft in die Seiten gestossen werden. Die Basis des Leitstockes endigt in ein fusslanges speerartiges flaches Eisen, (ost. Undi) von roher russischer Arbeit, welches dem Ganzen das Ansehen einer Waffe verschafft. Doch hat dasselbe nur friedliche und practische Zwecke, indem es in die Erde gesteckt dazu dient, das Gespann anzubinden, oder den Schlitten zu hemmen oder in die Schlittensohle gestossen beim Durchfahren von Flüssen als Halt des aufrecht stehenden Kutschers. Der Letztere, welcher gewöhnlich seitlich rechts, mit untergeschlagenen oder herabhängenden Beinen, auf dem Schlitten sitzt, lenkt mit der Rechten und regiert mit der Linken den Leitstock. Den Zug eröffnet gewöhnlich der geschickteste Kutscher mit dem besten Drei- oder Viergespann, welcher vorausfährt um Uebergänge über Flüsse und durch Moräste zu sondiren, überhaupt den besten Weg zu suchen. Ihm folgt gewöhnlich eine Troika mit einem Kutscher,

an dessen Schlitten die Zugthiere des nächstfolgenden mittelst eiserner Ketten oder Riemen befestigt sind u. s. w., so dass ein Zug, (sam. Arjum od. Arjish) oft aus 10 Schlitten und mehr besteht. Mit einem solchen Zuge geht es natürlich nicht schnell vorwärts, da die Thiere im Sommer sehr bald ermüden, schweisslos, mit geöffnetem Maule wie gehetzte Jagdhunde röcheln und sich gern niederzulegen pflegen. Es muss daher alle viertel oder halbe Stunden, eine oder ein paar Minuten angehalten werden, damit die Thiere verschnaufen können. Ueberdies treten sie häufig über den Zugstrang oder derselbe klemmt sich zwischen den Hufen, was den Zug immer zum halten bringt, zumal wenn, was nicht selten geschieht, eins der Thiere stürzt, also leicht in Gefahr kommt, erwürgt zu werden.

Das Renthier läuft im Anspann mit gesenktem Kopfe, der gewöhnlich seitlich gehalten wird, weil sonst die Geweihe oft in einander haken. Es geht dabei niemals Galopp, sondern einen leichten Trab, der bei den langen Schritten des Thieres, welches dabei die Hinterbeine weit auseinander wirft, sehr fördert. Wir hatten im leichten Schlitten, ohne Gepäck und je mit 3 Ren fahrend, bei kühler Witterung zu der Strecke von etwa 10 Werst 4 Stunden gebraucht, was als befriedigend betrachtet wurde. Natürlich kommt es ganz auf die Beschaffenheit des Weges an. Auf sandigen, steinigen oder Lehmboden sind 12—15 W. schon eine Tagereise und dabei dürfen für 2 starke Renochsen nicht mehr als 4 Pud (c. 130 Pfund) geladen werden. Auf Moos- oder Zwergbirken-Tundra gleitet der Schlitten sehr leicht dahin und dann können bei 6 Pud Fracht, 24—25 Werst im Tage zurückgelegt werden, namentlich wenn eine genügende Anzahl Zugthiere zum Wechseln vorhanden sind. Diese Angaben, welche sich auf unsere eigenen Erfahrungen, sowie die von Schrenk und Hofmann stützen, stehen sehr in Widerspruch mit Kohn (Sibirien p. 139), der die Schlittenladung zu 25 Pud (8 Centner) angiebt, was entschieden übertrieben ist, denn dafür würden schon die Schlitten viel zu schwach sein. Ganz anders verhält es sich natürlich im Winter, wo das Ren, frei von Mücken, Bremsen und Hitze, so recht eigentlich zur Geltung kommt und wahrhaft unübertrefflich zu sein scheint. Man kann dann auf 2 Renochsen bis 15 Pud (480 Zollpfund) Ladung rechnen. Nach meinen Erkundigungen soll das Ren bei guter Bahn leicht in der Stunde 15—20 W., in einem Futter über 100 Werst zurücklegen,

und Schrenk (p. 398) führt Beispiele an, dass Eingeborene die Tour von Pustosersk bis Mesén (550 W.) in 24 Stunden, ja selbst 200 Werst in 12 Stunden mit denselben Renthieren machten. Vergleichungsweise mag angeführt sein, dass in Lappland gute Renthiere zu der Strecke Karaschok - Alten, 27 D. Meilen, 18 Stunden brauchen, also in der Stunde nur ca. $10^{1}/_{2}$ Werst zurücklegen. Für die ca. 500 W. lange Strecke Obdorsk - Bereosoff werden bei Winterbahn mittelst Renthierpost gewöhnlich 3 Tage gerechnet. Nach Schrenk kann man um zurückgelegte Distanzen abzuschätzen, ziemlich sicher rechnen, dass Renthiere im Anspann durchschnittlich in der Stunde 7 W. zurücklegen. — Zum Einspann benutzt man in Sibirien meist verschnittene Hirsche, sogenannte Renochsen und zwar nicht vor dem vierten Sommer, allein bei den fatalen, durch die Seuche bedingten Verhältnissen, mussten auch Kühe und selbst zweijährige Thiere genommen werden. Dass das Ren übrigens das einzige für diese Strecken brauchbare Zug- und Fahrthier ist, braucht wol nicht erst erwähnt zu werden. Desshalb ist dasselbe für die Tundra unersetzbar und ohne seine Hilfe würde dieselbe eine für den Menschen ebenso unzugängliche Wüstenei bleiben, als die Sahara ohne das Dromedar!

Gegen 4 Uhr früh (5. Aug.) kamen wir von unserer „Meerfahrt" zurück nach dem Lager, wo sich inzwischen ein neuer Grabhügel erhoben hatte. Er deckte das dritte Kind der Wittwe, einen hübschen 4 bis 5 jährigen Knaben, der wie sein Vater und seine beiden Geschwister am Genusse eines an der Seuche erkrankten Ren gestorben war. Obwol die schwergeprüfte Frau keine Thränen vergoss, so konnte man in ihren Zügen doch Schmerz lesen, allein im Kampfe um's Dasein war sie verhindert, sich ihrem Schmerze so hinzugeben, als wie dies civilisirten Völkern möglich ist, die leider solchen Stoicismus zu leicht als Stupidität deuten. Auch Middendorff, (p. 1464) der die Samojeden so ausgezeichnet kennt, erwähnt, dass bei einem Todesfalle Niemand weinte, fügt aber hinzu: „das ist indess keine Gleichgültigkeit"! Diese ostiakische Wittwe, der Niemand zur Seite stand, hatte daher genug mit ihren geringen Habe und ihren wenigen Renthieren zu thun, denn Keiner half ihr dieselben anschirren, eins schlachten, Keiner den Schlitten bepacken u. s. w. Die letzte Obliegenheit machte ihr freilich weniger Mühe mehr, nachdem sie bei unserem Aufbruch, Nachmittag gegen 4 Uhr. auch ihr Haus, den Tschum, hatte zurücklassen

müssen, da sie nicht genügend Zugthiere zum Transport desselben besass.

Auch wir mussten selbstredend wiederum zum Wanderstabe greifen und zogen über eine öde Tundra weiter, in der die Hänge der Geröllhügel hie und da eine wahrhaft überraschende Blumenflor zeigten. Rothe und violette Wicken, rosafarbene Steinnelken, und blaue Glockenblumen wucherten oft in bouquetartiger Fülle, und contrastirten umso mehr gegen die melancholischen weissflockigen Torfblumen (vermuthlich Dianthus u. Eriophorum) und die baumwollenartigen Blüthenkätzchen der Weide. Auch die Vogelwelt bot uns zwei neue Erscheinungen: einen Flug Morinell-Regenpfeifer (Charadrius morinellus), die sich anscheinend schon zum Zuge geschart hatten und eine Schneeule (Nyctea nivea). Der herrlich weisse Vogel sieht im Fluge so gross aus, dass einer unserer Mannschaft „Lebedj“ (ein Schwan! ein Schwan!) ausrief. Der Vogel, ein höchst eleganter Flieger, rüttelte hie und da an einer Stelle, stiess dann zur Erde herab und flog, anscheinend mit Etwas in den Fängen nach einer Hügelkuppe. Offenbar hatte er einen Lemming erbeutet, den ihm eine freche Raubmöve aus den Klauen zu reissen versuchte. Die Eule liess ihre lachende, wie „huahaha“ klingende Stimme hören, und vertheidigte sich, das Gefieder sträubend, so dass sie grösser erschien als ein Uhu. Leider war meine Mühe, die Anstrengung und der vergossene Schweiss bei der Verfolgung vergebens, denn es gelang mir nicht, mich an das scheue Thier anzuschleichen. Der Vogel scheint übrigen selten, denn wir sahen im Ganzen nur 3 oder 4 Exemplare; Hofmann gar nur eins (p. 150). — Die Ostiaken und Samojeden, bei denen die Flügel der Schneeeule (sam. Chaninschu oder Haninschu) zu Fächern sehr beliebt sind, fangen sie in Sprenkeln (sam. Hanschubpia d. h. dem Vogel sein Baum.) Diese Fallen bestehen in einer in die Erde gesteckten an 11 F. hohen Stange. Sie ist oben zugespitzt und trägt eiu 11 F. langes elastisches Schnellholz, welches mittelst eines Stellholzes und eines Knotens ganz in der Weise festgehalten wird, wie unsere Sprenkel, und ebenso mit einer Schlinge versehen ist. Da auf der baumlosen Tundra, nicht blos Schneeeulen, sondern Raubvögel (Bussarde, Wanderfalken) überhaupt, diese Stangen gern zum Ruhepunkte wählen, so fallen sie nicht selten zur Beute. Wie die Schneeeule, so zeigten sich übrigens die meisten Vögel der Tundra ziemlich scheu, obwol ihnen hier Niemand mit dem Gewehre nachstellt, Nur Raubmöven waren meist sehr dummdreist und einmal beobachtete ich einen Schnee-

spornammer (Plectrophanes lapponica), der zutraulich auf dem schlafenden Martin umhertrippelte und Mücken fing, aber dies war ein noch junger Vogel.

Nach ermüdendem 5stündigem Marsche, welcher uns immerhin nur höchstens 12 Werst weit gebracht hatte, langten wir Abends gegen 9 Uhr beim Tschum an, und legten uns mit den Uebrigen an unserer gewohnten Stelle schlafen, die uns Frau Sanda nicht eben mit Freuden (denn ihr Hausgötze und die zahmen Füchse wurden entschieden beeinträchtigt) einräumte. Es war wegen der Fremdlinge wiederholt zu Zwistigkeiten zwischen den Eheleuten gekommen und auch ohne die Sprache zu verstehen, hatte ich deutlich gemerkt, dass Ostiaken-Frauen keineswegs die unterthänigen Sclavinnen spielen, wie dies fast alle Bücher erzählen. Vater Sanda hatte unserthalben offenbar schon viel Aerger gehabt und machte demselben einmal dadurch Luft, dass er seine bessere Hälfte mittelst eines Fusstrittes beruhigte, was in der That half. Die Nachtkühle zeigte sich schon so empfindlich, dass wir uns freuten überhaupt im Tschum unterkommen zu können. Freilich war der kaum 13 Fuss im Durchmesser haltende Raum recht eng, da er ausser der Feuerstelle 16 Menschen Schlafstätten gewähren musste. Dass dieselben auf ein Minimum reduzirt waren und dass ein solches Nachtlager im Ganzen nicht zu den angenehmen gehörte, darf vorausgesetzt werden. Die Ruhe wurde, abgesehen von dem üblichen Fuchsgeheul, in dieser Nacht noch durch das Gejammer unseres Hat unterbrochen, dessen Zustand sich seit dem Abmarsch von der Podarata so verschlimmert hatte, dass er nicht mehr zu Fuss gehen konnte, sondern gefahren werden musste. Er stöhnte und ächzte in bejammernswerther Weise und klagte fortwährend über Kälte und Schmerzen im Leibe. Wir hatten ihm wiederholt Rhabarber, Natrum bicarbonicum und selbst Opium eingegeben, sowie Auflegen eines heissen Steines verordnet. Aber es ist schwer bei diesen Leuten zu erfahren, wo eigentlich das Leiden steckt. Drückte ich ihm die Magengegend und liess fragen, ob es ihn hier schmerze, so hiess es: Ja! ebenso wenn ich den Leib befühlte. Aber soviel bekam ich immerhin heraus, dass der meiste Schmerz in der rechten Seite sass. Dieselbe erschien zugleich merklich angeschwollen und dies musste die ernsthafteste Besorgniss erregen. Auch das Gefühl der Kälte, sowie die stete Unruhe waren sehr bedenkliche Zeichen, denn der Mann hatte kein Fieber, sein Puls zählte kaum 60 Schläge

und doch hielt er die Füsse fast unmittelbar in die Flammen, ohne Schmerz zu empfinden. Von Müdigkeit überwältigt, schlief ich, aber nur für wenige Stunden, endlich ein. Als ich in der Frühe (6. August), 6 Uhr, erwachte, fiel mein erster Blick auf Hat's Lagerstelle: sie war leer! Ich eilte sofort aus dem Tschum um mich nach Hat umzusehen. Da sass er zusammengekauert an einem Schlitten mit gesenktem Haupte, anscheinend schlafend. Ja, schlafend! den ewigen Schlaf: — er war todt!! — Ich liess die Leute wecken und nahm ein Protokoll auf, welches den Russen, Ostiaken und Samojeden übersetzt und von ihnen mit ihren Zeichen unterschrieben wurde, um es später beim Sassjedatjelj in Obdorsk abzugeben. Ohne Verweilen ging es an die Bestattung des Todten nach der Weise seines Volkes. Leider konnte ich dem braven Manne keinen Bretterkasten, keinen umgestürzten Renthierschlitten und ähnliche Auszeichnungen aus Mangel an Material gönnen, nur die ärmlichste Classe war uns möglich. Mit den schmalen Brettern einer Schlittensohle wurde in dem an Geröll reichen Sande eine kaum fusstiefe Grube ausgescharrt, zu welcher Arbeit unser Russe und die Syrjänen mit harten Worten angehalten werden mussten. Sie glaubten sich offenbar bei dem Begräbnisse eines Heiden zu verunreinigen, und Feódor hielt es für viel wichtiger, die Sterbelitanei der orthodoxen Kirche abzusingen, wahrscheinlich um, nach seiner Ansicht, die arme Seele noch zu retten. Haiwai, der Samojede, und die drei Ostiaken, darunter unser christlicher Alexander, den ich noch besonders dafür belobte und belohnte, hoben den Todten, ohne ihn anzufassen, mit Stricken auf und legten ihn in die Grube auf ein Renthierfell, welches ich nebst einer Matte aus Birkenrinde zu diesem Zwecke, beides für 1½ Rubel, gekauft hatte. Das Beil, der Gürtel mit dem Messer, der Theekessel, die Schnupftabackdose, kurzum Alles was Hat besessen, wurde mit in die Grube gelegt, nachdem die Gebrauchsgegenstände vorher ruinirt worden waren. Nur den Taback theilte man, doch so, dass auch der Todte seinen Antheil mitbekam. Dann wurden zwei Bretter von einem Renthierschlitten, über diese die Birkenmatte gelegt, und dann ein Bischen Erde und Sand darüber gescharrt. Von dem Reste des Schlittens zündeten die Eingebornen ein Feuer an, über welchem sie, als Liebesmahl, Renfleisch kochten, bei dem es, ich will nicht sagen fröhlich, aber ganz wie gewöhnlich zuging. Ich hatte keinen der Leute zu trösten, denn Keiner nahm wirklichen Antheil an dem

Todten, selbst nicht Haiwai, der Hat's bester Freund gewesen, mit dem er jede Cigarette getheilt hatte. Frau Sanda und ihre Tochter brachen inzwischen den Tschum ab, nachdem sie vorher die Stelle, wo Hat gelegen und die beim Begräbniss thätig gewesenen Personen, welche sich auf einen Schlitten stellten, angespukt und später mit einem Feuerbrande und einem heissen Stein, auf welchen sie Wasser gossen, beräuchert hatten. Offenbar diente diese Ceremonie einem sanitären Zweck, als Desinfectionsmittel, dagegen war das Fortwerfen der als Grabscheite benutzten Schlittensohlen durch die Männer anscheinend auf Aberglauben beruhend. Man eilte so schnell als möglich der Stelle des Unglücks zu entfliehen, denn die Ostiaken, obwol sie keine Furcht vor Todten haben, lieben es doch nicht, an solchen Plätzen zu verweilen. Wir warfen noch eine Handvoll Erde auf das Grab, in welches wir mit Wehmuth und Schmerz einen unserer besten Leute gebettet hatten, einen stets willigen, unermüdlichen und kundigen Mann, den wir auch als Mensch schätzen gelernt und liebgewonnen hatten. Wie alle unsere Leute einstimmig versicherten, war er der Renthierseuche und zwar ganz in derselben Weise innerhalb 3 Tagen erlegen, als Sanda's Leute, obschon er kein Fleisch von kranken Thieren gegessen hatte. Aber er war beim Abziehen inficirter Renthiere behilflich gewesen und da er, wie alle Ostiaken, das blutige Messer öfters mit den Lippen zu halten pflegte, letztere aber wund und eiterig waren, so hatte er sich wahrscheinlich in dieser Weise die Blutvergiftung zugezogen, von welcher ihn schwerlich der berühmteste Arzt zu retten im Stande gewesen wäre.

Auf unsere Leute schienen der Unglücksfall wie die Erlebnisse der letzten Tage überhaupt Eindruck gemacht zu haben, der sich in einer ziemlich gedrückten Stimmung zu erkennen gab. Es hatte auf der ganzen Fusswanderung, mit Ausnahme des Tages als wir die Podarata erreichten, eine Stille geherrscht, die ich mit Singen und einem Gesicht, das so heiter als möglich, allein nicht zu bemeistern vermochte; jetzt schien bei Manchem förmliche Muthlosigkeit gekommen. Selbst Martin Dserwit, der sonst immer voran war, und oft in meine Gesänge einstimmte, verhielt sich so auffallend ruhig, dass es mir gar nicht gefallen wollte, und der unverdrossene Psalmsänger Feódor schwieg ganz. Ich liess den Leuten, welche keinen Thee, keinen Zucker, nur wenig Brot mehr hatten und sehr geneigt waren, wegen Kleinigkeiten untereinander

zu streiten, daher gründlich zu Gemüthe reden, dass unsere Lage noch keineswegs hülflos sei und wir mit jedem Schritte besseren Verhältnissen zueilten; erinnerte sie daran, dass ich der Mutter Gottes in Kasan bereits eine Kerze geopfert habe und noch eine opfern werde, was denn auch von allen Orthodoxen für sehr gut und später als wirksam gehalten wurde. Schliesslich liess ich ihnen sagen, dass wir alle unsere, allerdings nur noch sehr bescheidenen Vorräthe mit ihnen theilen würden. Dies schien im Verein mit dem Apell an die heilige Jungfrau, die, wie der in kirchlichen Dingen sehr erfahrene Feódor versicherte „uns doch unmöglich im Stiche lassen könne", nicht ohne Wirkung, denn mit offenbar neuem Muthe wurde immer in südöstlichster Richtung weiter marschiert. Noch am nämlichen Tage gab uns übrigens der Himmel ein sichtbares Zeichen, welches alle Rechtgläubigen als die sofortige Hilfe der Gottesmutter ansahen. Es regnete zwar nicht Manna, auch kamen keine Wachteln, wie den Juden in der Wüste, aber Graf Waldburg stiess auf eine Familie mausernder Gänse (Anser albifrons) von denen 6 zum Opfer fielen. So bekamen denn die Leute einmal etwas Anderes zu geniessen als Renthierfleisch, auf welches sie in den letzten Tagen fast ausschliessend angewiesen waren, da sie aus Bequemlichkeit, um weniger tragen zu müssen geringere Brotvorräthe als bestimmt mitgenommen hatten. Es herrschte daher eine ziemlich heitere Stimmung als wir gegen 3 Uhr Nachmittags an dem grossen schönen, eigentlich aus zwei untereinander verbundenen Wasserflächen, bestehenden See Junehan-to (To sam. See) lagerten.

Der Platz für ein Lager wird natürlich mit Rücksicht auf Weide für die Renthiere ausgewählt. Da letztere in dieser Jahreszeit hauptsächlich gern die Blätter der Weiden und Zwergpappeln fressen, welche sich in besonderer Ueppigkeit in den Niederungen der Seen und Teiche finden, ausserdem das hohe Sumpfgras lieben, so wählt man gewöhnlich solche Stellen nahe einem Teiche. Die eigentlichen Flechtweiden sind in diesem Theile des Landes, der so oft von grossen Heerden durchzogen wird, ziemlich spärlich geworden, da das Renthier mit den Hufen vielmehr zertritt und verwüstet als verzehrt und die Renthierflechten (Cladonien) überhaupt sich sehr langsam erneuern. Schrenk (p. 558) sucht daher zu beweisen, dass die Renthierseuche eine nothwendige Phase der Renthier-Oekonomie ist, da durch zu grosse Vermehrung der Heerden

die vorhandenen Weiden doch niemals ausreichen würden. Im Verlaufe dieser Betrachtungen hält Schrenk auch die arctische Mückenplage für ein nothwendiges Uebel, weil dasselbe die Heerden zum steten Wechsel der Weideplätze veranlasst. So plausibel diese Erklärung auch klingt, so scheint sie doch nicht genügend, namentlich weil sie unbeantwortet lässt, warum in anderen Gebieten Sibiriens, wo man keine Renthiere hält, die Mückenplage dennoch so erschreckend herrscht.

Eine Eigenthümlichkeit der Tundren des östlichen Ural ist übrigens der verhältnissmässig sehr geringe Schneefall im Winter, der meist verweht wird und so die Renthiere leichter zur Weide gelangen lässt. Diese von den Eingebornen behauptete Thatsache bestätigt Kowalski (p. XVIII), nach dessen Beobachtungen die Ostseite des Ural überhaupt milder ist als die Westseite.

Sobald die Karavane an dem Lagerplatze angelangt ist, werden zuvörderst die Renthiere ausgespannt, d. h. man nimmt ihnen zuerst den Schultergurt und dann den Zaum ab und zwar dem Leitthier zuletzt. Letzteres würde nämlich, zuerst von der Zugleine befreit, unbedenklich mit sammt dem Schlitten der Heerde folgen, zu der jedes Zugthier sofort eilt, nachdem es sich erst tüchtig geschüttelt. Das Aufbauen des Tschum, eine Prärogative der Weiber, geschieht schneller als das einer Jurte und erfordert oft kaum mehr als 12—15 Minuten Zeit. Es werden zuerst 4 oben mit Stricken befestigte Stangen, etwa 16 Fuss lang, im Viereck auseinandergespreitzt und an diese dann im Kreise die übrigen Stangen gelehnt. Das luftige Gerüst wird dann, ähnlich wie bei der Jurte, mit grossen aus Birkenrinde zusammengenähten Matten bedeckt, von denen die obersten mittelst Oesen an Stangen aufgehoben und befestigt werden. Solche Tschum pflegen bis 5 Jahre auszuhalten, gewiss der beste Beweis für die Trefflichkeit des Materials.

In der That ist Birkenrinde fast unverwüstlich, wie wir an Resten in Gräbern sahen und die Manuscripte beweisen, welche Pallas aus den Ruinen von Ablaïkit erwähnt. Die innere Einrichtung eines solchen Wanderzeltes*) ist ganz wie ich sie bereits beschrieb, aber bei Weitem ärmlicher. Rings an den Seiten auf

---

*) Aufbau und Einrichtung ausführlichst beschrieben bei Schrenk (I. p. 325 bis 329) und Castrén p. 272.

den blossen Erdboden ausgebreitete Renthierfelle dienen als Lagerstätte, die meist nichts weniger als eben und bequem ist, denn nicht selten machen sich ansehnliche Steine recht empfindlich bemerkbar. Der Thür gegenüber pflegt die Hausfrau ihre beste Habe, zierlich genähte Säcke, vielleicht einen mit Blech beschlagenen Holzkasten aufzustellen und hier erhält, sorgfältig verhüllt, auch der oder die Schutzgottheit des Tschums ihre Stelle. Sanda führte als solche einen mit rothem Wollband umwickelten alten Cavalleriesäbel mit sich; Madame eine Puppe, wie ich sie früher beschrieb. Bei dem Holzmangel in der Tundra spielt das Feuer leider eine sehr untergeordnete Rolle. Doch gelingt es meist soviel Brennmaterial aufzutreiben um wenigstens abkochen zu können; jedes nur irgend entbehrliche Stück Holz muss natürlich dabei herhalten. Mit den Mahlzeiten sah es überhaupt recht spärlich aus, da auch unsere Vorräthe nach und nach in bedenklicher Weise zusammenschrumpften. Neben Thee, Reis und Suppentafeln musste daher die Jagdbeute aushelfen, und Goldregenpfeifer und Schneehühner bildeten unsere tägliche, indess nicht ausreichende Kost. Die Tundra ist in der That zu arm um eine grössere Gesellschaft nur annähernd zu ernähren, denn die von mir notirte grösste Jagdausbeute eines Tages betrug nicht mehr als 10 Schneehühner. Es ist dabei zu berücksichtigen, dass wir nicht eigentlich jagen, sondern nur das uns zufällig aufstossende Wild schiessen konnten. Selbstredend musste Jeder seinen eigenen Koch spielen, d. h. röstete sich an einem Stäbchen den eben gerupften und ausgeweideten Vogel selbst. Gelang es ein gutes, tüchtig glimmendes Kohlenfeuer zu erlangen, so waren diese unter wechselndem Umdrehen über dasselbe gehaltenen Vögel in 15—20 Minuten, aussen schön gebräunt, innen noch saftig und blutig, in der That ganz deliciös und mundeten besser als im feinsten Hôtel.

Die Familie Sanda, sowie unsere Leute, lebten meist von rohem Renthierfleisch, obwol die letzteren seit den Todesfällen doch mit gewissem Unbehagen an diese sonst so sehr beliebte Kost gingen. Wie im Kriege selten Jemand an Sparen denkt, so auch hier angesichts der Seuche. Da letztere eben unberechenbar war, so suchte man ihr die besten gesunden Thiere noch zu entreissen. Täglich wurde mindestens eins, zuweilen zwei Ren geschlachtet und nur die besten Theile verzehrt, was in Anbetracht der Umstände den Leuten keineswegs zu verargen war.

Die Landschaft, welche wir im Laufe des 6. und 7. August durchwanderten, gehörte zu der trostlosesten und langweiligsten der ganzen Reise. So weit das Auge reichte nichts als einförmige Zwergbirken-Tundra oder kleine flache Hügel mit anstehendem Granit und Granitit, die zuweilen derart mit losen Steinen und Felsstücken besät waren, dass letztere von Weitem täuschend einer weidenden Renheerde ähnelten. Nur Teiche und Seen, von grünen Sumpfwiesen umgeben, gewährten einige Abwechselung, sowie der Anblick einer Bergreihe, welche die Eingebornen als „Jangana-Pai“ bezeichneten. Ich habe schon bei der Podarata erwähnt, dass hier unter gewisser Beleuchtung, ein der Hauptkette des Ural vorlagernder Parallelzug erkennbar war und glaube, dass derselbe mit dem hier gesehenen Jangana-Pai identisch ist. Hofmann erwähnt einer gleichen Parallelkette an der Ostseite des Ural, weiter südlich, ostiak. Nöll-Joute-Kä-u genannt, die vielleicht ebenfalls hierher gehört. Dass die Westseite des Ural eine ganz gleiche, durch eine 4—6 Werst breite Zwergbirken-Tundra vom Hauptstock getrennte Parallelkette aufzuweisen hat, wissen wir durch Schrenk (p. 389) und Hofmann. Letzterer nennt sie „Jenga-Paë“ (p. 131), d. h. samoj. „abgesonderter Fels“ (Gebirge), und ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesen Namen für gleichbedeutend mit „Jangana-Pai“ halte. Diese südöstlich streichende, anscheinend aus gewaltigen Granitmassen bestehende Bergkette liess nur ein paar Mal eine der höchsten Spitzen des Ural (hier unter c. 67 45, also wol den 3822′ hohen Chaiudy-Pai) hervortreten und verlieh dann der Gebirgskette Conturen, welche denen des Riesengebirges, mit der Schneekoppe und Schneegruben, nicht unähnlich waren. Mit der Jangana-pai-Reihe hatten wir zugleich die Wasserscheide (100 Mtr.)*) nach Graf Waldburg zwischen Podarata und Schtschutschja überschritten und die „grosse Strasse“ erreicht, welche die vom Ural nach der Schtschutschja ziehenden Renheerden einschlagen und die wahrscheinlich dieselbe ist, welcher die über den Hechtpass nach Obdorsk reisenden Syrjänen folgen, obwol unsere Leute darüber nichts wussten, sondern es nur vermutheten. Eine Strasse in unserem Sinne war es nun nicht, aber immerhin ein durch mehrere Schlittenspuren und unzählige Renhufe bezeichneter Weg, dessen Verlauf das Auge bei

*) Ueber die Höhenbeobachtungen von Graf Waldburg siehe dessen Kartenscizze No. 4.

gewisser Beleuchtung auf eine ziemliche Entfernung verfolgen konnte. Für uns Fussgänger gewährte die Strasse wesentliche Erleichterung und wir begrüssten sie daher mit grosser Freude. Immerhin blieben schwierige Passagen, namentlich durch die Sümpfe der Niederungen, welche von Weitem so täuschend üppig grünen Wiesen ähneln, aber viele Anstrengungen erfordern, denn man muss sich nicht allein Schritt für Schritt durch den Morast arbeiten, sondern wird nicht selten unerwartet von einem tiefen Wässerchen aufgehalten, welches zu überschreiten ein kühner Sprung oft nicht ausreicht.

Die Thierarmuth blieb sich immer gleich und selbst auf so grossen Wasserflächen, wie dem See Junehan-to, spähte das Auge vergebens nach wilden Gänsen, Schwänen u. s. w. Die Eingebornen hatten sich auf dieselben schon sehr gefreut und hofften bei der jetzigen Mauserzeit leichte Beute zu machen. Während derselben, in welcher die alten Vögel durch das schnelle Ausfallen der Schwungfedern flugunfähig sind, pflegen in manchen Localitäten hunderte und tausende erlegt zu werden, wie dies Schrenk z. B. von der Kolva (I. p. 263—267 u. 580) beschreibt. Offenbar sind die Tundraseen arm an Wasserthieren und in Folge dessen auch an Vögeln. Flohkrebse (Gammariden) scheinen, wie erwähnt, die Hauptnahrung der Tauchenten (Trauer-, Sammt-, Eis-, Reiherenten) zu bilden, denn von Conchylien fanden wir nur einmal die kleine, nur 2 Mm. hohe Planorbis borealis, Lovén. — Fische scheinen ebenfalls sehr spärlich in diesen Seen. Nach Sujew würden „Stichlinge und Cyprinus rivularis, Pall.,“ vorkommen. Ich selbst fand nur einmal einen Hechtkopf am Ufer, aber nach der Aussage unserer Leute sollen in einzelnen Seen auch Puschian und Moxun vorkommen und in solchen zuweilen auch gefischt werden.

Am Abend des 7. August lagerten wir an einem hübschen namenlosen See mit einer grünen Insel, an dessen entgegengesetzten Uferhügeln sich die ersten Lärchen zeigten, die obwol klein keineswegs verkrüppelt erschienen und als die ersten von baumartigem Gepräge mit Freuden begrüsst wurden. Auch die Weiden- und Zwerg-Pappel-Dickichte waren üppiger geworden und hatten allmälig einen mehr strauchartigen Character angenommen. Dagegen verblühten die Blumen schon stark und das Laub der Birken fing sich an hie und da gelb zu färben, wie die Moltebeere (russ. Moroschka,

30*

Rubus chamaemoros), die übrigens noch sauer und unreif war, während Rausch- und Moosbeere*) bereits genossen werden konnten.

Da sich mehrere der Fahrthiere wundgerieben hatten, die ganze Heerde überhaupt der Ruhe bedurfte, so beschloss Sanda, den folgenden Tag Rasttag zu halten und wir mussten ihm wohl oder übel folgen. Wir blieben also am 8. August liegen und ich hatte alle Zeit im Stillen ein Familienfest (meinen Geburtstag) zu feiern, zu dessen Ehre die letzte Cigarre angebrannt wurde. Zu jagen und sammeln war doch unmöglich, da die Milliarden Mücken nicht erlaubten den Rauch des Tschum zu verlassen. So ein Tag gewährt übrigens gute Gelegenheit, die Gebräuche der Ostiaken zu beobachten, wie es mir überhaupt Zeit scheint der liebenswürdigen Familie unseres Herbergsvaters Sanda zu gedenken. Ich erwähnte bereits, dass Madame Sanda, die ihr Alter übrigens ebensowenig anzugeben wusste als „ihr Alter", sich uns im Ganzen wenig geneigt zeigte und uns weit entfernt von Unterwürfigkeit eher mit einer vornehmen Geringschätzung behandelte. Sie mochte die renthierlosen „Bondellooper" nicht für voll ansehen und hatte von ihrem Standpunkte aus Recht. Als Schwester von Iwan Taischin aus fürstlichem Geblüte war sie wie dieser früher reich gewesen, bis die ganze Heerde ihres Gemals erlegen war. In welchem Jahre dies geschehen wusste sie, bei der allgemeinen Unwissenheit der Ostiaken in Zeitbestimmungen und Rechnen, nicht anzugeben, erinnerte sich aber, dass ihr Sohn damals so alt als das Kind der Wittwe gewesen war, es konnte also 10 bis 12 Jahre her sein. Dieser hoffnungsvolle Sohn, ein netter, schwarzäugiger Bursche, von vielleicht 14 bis 15 Jahren, der eben so gern ein Stückchen Zucker als Zeitungspapier zu Cigaretten annahm, stieg in unserer Achtung, als wir hörten, dass er bereits Ehemann sei. Das kleine, vielleicht zwölfjährige Mädchen, welches ich bisher für seine Schwester gehalten hatte, war seine Frau und ihm im vorigen Jahre für zwanzig Ren gekauft worden. Und warum sollte dieses Paar nicht einen Hausstand begründen? Verstand es doch Alles, was ein Ostiake wissen muss. Der junge Sanda wusste mit Ren so gut umzugehen als sein Vater; er stellte bereits mit Geschick Fallen und geberdete sich am Feuer, halbnackt im Pelz

*) Die hauptsächlichsten essbaren Beeren der Tundra sind nach Schrenk (p. 543 u. 591), ausser der Moltebeere: die Alpenmoosbeere (Arctostaphylos alpina), Wasserbeere (Empetrum nigrum), Strickbeere (Vaccinium Vitis Idae) und Blaubeere (Vaccinium uliginosum).

sitzend, wie ein Weiser seines Volkes. Und die kleine Frau! Gerbte sie nicht Renfelle eben so gut als ihre Schwiegermutter? Half sie ihr nicht beim Aufbau des Tschum? Spannte sie nicht die Ren ein und bepackte die Schlitten? Kurzum, dem Paare fehlte um einen eigenen Hausstand zu begründen nichts als Renthiere, ein Tschum und — Kinder. Vorläufig waren sie noch Diener der Eltern, Frau Sanda übrigens mit ihrer Schwiegertochter sehr zufrieden, die ihr in allen Stücken fleissig und gehorsam half. Jung Sanda kümmerte sich übrigens wenig, ich kann wol sagen, so gut als gar nicht um sein Frauchen. Keines der erhaltenen Stückchen Zucker und Zwiebäcke theilte er mit ihr, nie half er ihr die Ren einspannen oder anschirren. Nur einmal warf er ihr ein Herz zu, es war aber nicht das seine, sondern das eines eben geschlachteten Ren. Es fiel auf den eben nicht reinen Erdboden, sie entriss es einigen herbeistürzenden Hunden und gab es der Schwiegermutter, mit der sie es, blutig und roh wie es war, verzehrte. Immerhin mochten sich die jungen Leute lieben, aber wir konnten eben, wie dies immer der Fall ist, nicht in die Herzen sehen und Mutter Sanda, die als gute Tschummutter mit strenger Hand das Regiment führte, duldete keine sentimentalen Schwärmereien.

Wie ich mich nicht erinnere das weibliche Geschlecht, sowol bei Samojeden*) als Ostiaken jemals in wirklichem Müssiggange oder Nichtsthun gesehen zu haben, so herrschte auch in Sanda's Tschumwesen stete Emsigkeit. In derselben Weise mag das Leben unserer Ur-Urahnen verflossen sein, lange, lange vorher ehe fleissige Ritterfrauen und Edelfräuleins mit höchsteigener Hand an der Spindel Faden drehten und grobes Hausleinen webten. Auch bei unseren Altvorderen hatte das schöne Geschlecht offenbar mehr zu thun und war im „Kampfe ums Dasein“ stärker mit Arbeit belastet, als dies heutigen Tags der Fall ist.

Dass die feinere Küche ostiakische Damen nicht sehr drückt, ist schon aus der Einfachheit der Lebensweise erklärlich. Es kann sich ja überhaupt nie um mehr handeln als einen Kessel über das Feuer zu setzen, was übrigens Jeder selbst besorgt, sobald es ihm gelüstet. Fehlt ostiakischen Frauen aber auch die Küche, so ist doch sonst Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden und Frau Sanda kam nur selten dazu ihrem Lieblingsfuchse ein halbes Stündchen

*) Auch Middendorff (p. 1423) hebt den unermüdlichen Fleiss und die Emsigkeit samojedischer Frauen besonders hervor.

opfern zu können. Nicht nur, dass die Frauen bei der Zubereitung des Wintervorraths an getrockneten Fischen u. s. w. hervorragend helfen, sondern auch die Anfertigung von Hausgeräth und Kleidung lastet allein auf ihnen. Sie bereiten ebensowol das Material an Zwirn und gegerbten Fellen, als sie Kleider und Schuhwerk für sich und die ganze Familie anzufertigen haben, sie flechten die hübschen Grasmatten und nähen die Matten aus Birkenrinde für das Haus, den Tschum, zusammen u. s. w.

Zum Gerben bedienen sie sich gerader und gebogener, höchst primitiver Eisen (ost. Wol, sam. Morró; abgeb. bei Middend. p. 1419), das Hauptinstrument bleibt aber immer ein ordentliches, grosses scharfes Messer (ost. Kjäschi), dessen Klinge $1^1/_2$ Zoll breit und an 6 Zoll lang zu sein pflegt. So geschickt als mit der hier unbekannten Scheere schneiden sie mit dem Messer braunes und weisses Renthierfell in Streifen, aus denen sie in oft sehr hübschen, fast eleganten Mustern,*) Besätze für Pelze (vergl. z. B. Abb. 46), Kopfkissen, Arbeitsbeutel u. s. w. zusammennähen. Als Unterlage beim Schneiden dient ihr „Arbeitskästchen" (ost. Jeschenabschiko), ein solider, aus einem Stück Holz gestemmter Kasten, dessen eines verdünnte und gebogene Ende sehr häufig mit hübsch durchbrochener Schnitzarbeit versehen ist.

Bekanntlich bildet getrocknete und vom Fett gereinigte Renthiersehne (ost. Lon) das Nähmaterial und zwar ein Material, wie man es sich besser und feiner nicht wünschen kann. Die Sehne vom Rückgrat (Schesch-lon) wird zu gröberen, die der Achilles (Ferse) (ost. Chur-lon) zu feineren Faden (Werim-lon) verarbeitet. Letzterer kann so fein gemacht werden, dass er zu Stickarbeiten geeignet ist, wie die Ostiakinnen in der That solche in ihrer Weise ausführen, d. h. aus Renthierhaar Verzierungen auf Leder nähen, die oft sehr hübsch sind, und z. B. bei Handschuhen, Augenschirmen zur Anwendung kommen. Bei der Unmasse von Renthieren, welche jetzt geschlachtet wurden, waren die weiblichen Glieder der Familie Sanda unablässig beschäftigt das nützliche Material zu sammeln und zu bereiten. Dazu bedarf es freilich weder eines Spinnrades oder einer

*) Die Photogr. No. 1. („Weiber- und Kindergeräthschaften") im Verlage von G. Behrens in Braunschweig herausgegeben, zeigt in No. 22, 23, 24 solche Kunstnäharbeiten, in No. 38 einen Nähkasten. Ohne die Hilfsmittel und Vorlagen, wie sie unsere civilisirten Verhältnisse bieten, dürfte es unseren Frauen schwer werden aus eigener Invention ähnliche hübsche Muster zu erfinden.

Spindel, sondern die Manipulation ist eine sehr einfache. Die Sehnenfasern, welche sich unendlich fein spalten lassen, was mit den Zähnen geschieht, werden durch den Mund resp. die Zähne gezogen und dann zwischen den flachen Händen oder auf der Backe zu einem Faden gesponnen, der an Haltbarkeit das beste Hanfgarn übertrifft. Zum Aufwickeln bedient man sich sehr einfacher Weifen aus Holz. Fast noch mehr als die Garnfabrikation war jetzt die Zubereitung von Renthierbeinen im Gange, hauptsächlich wol desshalb, weil sich hier das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden liess. Es handelte sich nämlich darum, die am Knie abgeschnittenen Beine abzuziehen, deren Felle zu den hübschen Beinlingen verarbeitet werden, ein Geschäft, in welchem die Weiber grosse Routine besitzen. Die Haut wird rings um den Huf eingeschnitten, mit den Zähnen gefasst und so mit einem Ruck losgetrennt. Es bleibt dann der ersehnte Knochen übrig. Ein Schlag mit dem Messerrücken zertrümmert ihn, das saftige Mark liegt frei und wird sofort — hinabgeschluckt. Auch das Würmchen der Wittwe, ein vielleicht 2 Jahr alter Säugling, kannte diese Markknochen schon sehr gut, streckte begehrend die Händchen aus, sobald es einen solchen zu sehen bekam und fing an zu schreien, wenn ihm derselbe verweigert wurde. Neben der Mutterbrust war rohes Fleisch die Hauptnahrung dieses Säuglings und sein Gesichtchen meist so niedlich mit Blut beschmiert, als das seiner Frau Mama, die bezüglich der Reinlichkeit eben nicht sehr besorgt schien, destomehr aber für den Putz ihres Sprösslings. Hemdchen oder andere Wäsche kennen ostiakische Kinder nun freilich nicht, sondern ihnen genügt als Hauptkleidungsstück, wie den Herren Eltern, ein Pelz. Unsere Wittwe hatte denselben aber so hübsch mit Perlen und Klimperkram verziert und war ebenso stolz auf das Kind und dessen Staat, als wie es unsere Mütter zu sein pflegen. Letztere würden aber wol oft Ohnmachtsanfälle bekommen, wenn sie sehen sollten, wie selbst kleine Ostiakenkinder mit Messern hantiren, ohne das es ihnen Jemand wehrt. Ich sah einmal ein vielleicht vierjähriges Kindchen an einem Bastgeweih herumschnitzeln, das schon ziemlich erhärtet den Kräften des Kleinen viel zumuthete, aber mit grösster Beharrlichkeit blieb es bei der Arbeit und verzehrte die abgeschittenen Späne mit noch grösserem Behagen. Eine ähnliche reizende Episode erzählt Schrenk (I. p. 538). In Folge solcher Uebungen lernen diese Kinder aber auch das Messer, das für ihr ganzes Leben wichtigste Instrument, bereits führen, wenn unsere

Kinder kaum allein mit dem Löffel zu essen verstehen und ich habe nie gesehen, dass sich ein ostiakisches Kind geschnitten hätte.

Neben Renthierfleisch kam gewöhnlich ein grosser Theekessel auf die Abendtafel, aus dem unglaubliche Quantitäten Ziegelthee getrunken wurden. Dann ging es „zu Bett," sofern ich die Leute nicht noch über Allerlei ausfragen liess, was gewöhnlich der Fall war. Ein Mann musste übrigens zur Heerde um diese zu hüten, was stets mittelst eines Renthier-Dreigespanns geschieht. Obwol wir nie einen Wolf (samoj. Wunga oder Wünga sarnick [Schr.], ost. Hartacha) auf der Tundra zu sehen bekamen, so soll er doch keineswegs selten sein und oft viel Schaden in den Renthierheerden verursachen. Dem alten Dschunschi wurden in einer Nacht einmal 30 Renthiere zerrissen und versprengt. Solche versprengte und anderen Heerden zugelaufene Ren werden gewöhnlich als ein Geschenk des Himmels betrachtet, geschlachtet und verzehrt. Wie bei den Lappländern scheint also auch bei den Ostiaken das Ren die einzige Versuchung, an welcher die Ehrlichkeit Schiffbruch leidet. Aber die Syrjänen behalten solche zugelaufene Renthiere, die sie mit ihren Zeichen stempeln und sich auf diese Weise oft ganzer Heerden von Samojeden bemächtigen, wie Schrenk durch Beispiele (z. B. p. 514) belegt. Nach der Versicherung unserer Leute würden Syrjänen und Samojeden öfters junge Wölfe aufziehen und sie so zähmen, dass sie gemeinschaftlich mit den Hunden bei der Heerde den Dienst versehen, eine Fabel, an die sie selbst nicht glauben, denn bei strengerem Inquiriren ergab es sich, dass Keiner einen so zahmen Wolf gesehen hatte. Wie die Menschen gegen die Wölfe ihre gewichtigen Schutzgötter besitzen, so haben die Wölfe unter sich ihren „Scheitan" und machen ihre Prophezeihungen. Bei grosser Kälte und Hungersnoth im Winter rennen sie nämlich nach den Kamene (Steinen, d. h. dem Ural) und scharren einen Hügel von Schnee zusammen. Auf diesen springt nun der weiseste der Wölfe und nach der Seite wohin der meiste Schnee abrollt, läuft mit ihm die ganze Meute, denn dort werden sie Beute finden. — Nach der Versicherung der Eingebornen belästigt die Wölfin übrigens da wo sie ihre Jungen hat die Heerden nicht, sondern hält sich möglichst verborgen und unbemerkt.

Ist die letzte Pfeife ausgeraucht, das Zeltfeuer ziemlich verglimmt, so strecke auch ich mich zu den Uebrigen hin und träume auf dem harten Lager oft so schön, als im besten Bett. Einer

dieser Träume steht in meinem Tagebuch verzeichnet und ich will ihn hier mittheilen. Mir träumte ich läge unter dem schwarzen Firmament, an dem einzelne kleine helleuchtende Sterne blitzten, während eine ebenfalls leuchtende Hand immer neue Sterne schuf, Das war schön und merkwürdig; aber noch viel merkwürdiger, dass erwachend der Traum fortdauerte und Wirklichkeit zu sein schien. Ich war mir der offenen Augen bewusst, sah aber immer noch die schwarze Nacht mit den flimmernden Sternen! Freilich nur ein paar Augenblicke, denn dann erkannte ich mich in dem dunklen Tschum, die Sterne als kleine Löcher, die flammende Hand als ein grösseres Loch in demselben, draussen war es bereits Tag!

Die Umgebung zeigte mir übrigens die reine Wirklichkeit und die Familie schon bei der Morgentoilette. Dieselbe besteht weniger im Kämmen des langen Haares, welches auch die Männer in zwei Zöpfe flechten, sondern vom Kamm wird nur gelegentlich Gebrauch gemacht. Und doch war er ausnahmlos sehr nöthig, sowol bei unseren Leuten, als in der Familie Sanda. Denn ich sah wiederholt zu, wenn Vater Sanda Jung Sanda, Frau Sanda junior Frau Sanda senior unter dem Kamm hatte u. s. w. Es herrschte da eine anerkennenswerthe Gegenseitigkeit der Hülfsbereitschaft und nur die kleine Frau musste die Säuberung ihrer Haare selbst vornehmen, denn ihr braver junger Mann war auch hierin ungalant. Aber die kleine Frau wusch sich wenigstens regelmässig täglich einmal, und zwar regelrecht mit Wasser, nicht in der etwas lässigen Weise der reichen Frau Dsäungiä, welche nur einen Mundvoll nahm, und denselben dann über die Hände entleerte. Dass Handtücher überflüssig sind wird man im Voraus nicht anders von diesen Leuten erwarten, wenigstens Handtücher in unserem Sinne. In ihrer Weise besitzen sie solche, und zwar sehr practische, wenn dieselben auch nicht gewebte sind. Mittelst einer Art Hobel (ost. Woldab), d. h. eines der Länge nach ausgehölten Stückchen Holzes mit einem Querspalt, in welchen die Klinge des Messers als Hobeleisen eingesetzt wird, schaben sie nämlich Lärchen- und Weidenholz. Die Späne bilden eine äusserst feine, elastische, weiche Masse, die schwammartig Wasser aufsaugt und sich daher zu Auftrocknenzwecken vortrefflich eignet. Dieses Material (samoj. Piau-worro; ost. Wotleb) führen die Weiber stets in ihren Arbeitssäckchen oder den erwähnten Nähkasten bei sich. Es dient zum Abtrocknen von Gesicht, Händen und Geschirr, soweit letzteres überhaupt in Frage kommt, und zu

vielen anderen Zwecken. So pflegen die Männer, wenn sie ein Nasenloch ganz voll des beissenden Schnupftabaks geladen, die Oeffnung mittelst eines Pröpfchens von diesem geschabten Holze zu verstopfen, um so dem Hochgenusse in höchster Potenz zu fröhnen, und die Weiber verstopfen — aber ich will nur dies eine Beispiel nennen, da die Hauptverwendungsmethoden eben unnennbar sind.

Doch wir müssen uns wieder auf den Weg machen! Der Aufbruch eines ostiakischen Lagers, den Middendorff ganz ähnlich von den Assja-Samojeden beschreibt (p. 1451), gewährt zwar stets wiederkehrende, aber dennoch immer gern wiedergesehene belebte Bilder, wenn die Geduld des Reisenden dabei auch immer aufs Neue auf die Probe gestellt wird, denn gewöhnlich vergehen 1½ bis 2 Stunden, ehe sich der Zug wirklich in Bewegung setzt.

Zunächst gilt es die Heerde herbeizutreiben und einzukreisen, wobei die ungemeine Zahmheit und Dressur des sibirischen Renthiers so recht zur Geltung kommt. Ohne diese ausgezeichneten Eigenschaften würde es drei in leichter Troika fahrenden Hirten nicht möglich sein eine Heerde von mehr als 2000 Stück flüchtiger Ren zusammenzuhalten, wobei selbstredend Hunde unentbehrlich werden. Sie gehören einer fast klein zu nennenden, spitzähnlichen Rasse an, sind meist weiss oder schwarz, oder bunt gefärbt und entwickeln, neben ungemeinem Eifer und Ausdauer eine Klugheit, die hinter der unserer Hirtenhunde nicht zurücksteht. Bei Sandas kleiner Heerde genügte die Aufsicht von ihm oder seinem hoffnungsvollen Sohne schon vollständig und bei dem Ruf „Hau, hau, hau, he, he, hee"! pflegten sich die oft weit entfernt weidenden Thiere langsam nach dem Lager in Bewegung zu setzen. Ist die ganze Heerde beisammen, so wird dieselbe mittelst einer Schnur, welche 3—4 Menschen etwa 3 Fuss hoch halten vollends eingeschlossen, wie dies meine Abbildung No. 40 veranschaulicht. Innerhalb dieses Kreises suchen nun zwei oder mehr Leute die zum Einspann bestimmten Fahrthiere heraus. Die letzteren merken die Absicht offenbar, und suchen sich ihrem Schicksale zu entziehen, allein es giebt nie ein wildes Durcheinanderrennen, wie ich dies in Lappland sah. In den meisten Fällen lassen sich die Renthiere*) mit den Händen greifen und folgen am Ohr oder dem Geweih erfasst willig, um zunächst

*) Ueber das Einfangen und Einspannen vergl. auch Schrenk (I. p. 322, 323) u. v. Hofmann (p. 56—59).

in die Schnur eingebunden zu werden, welche den Kreis umgiebt. Nur selten versucht es ein Renthier den letzteren zu durchbrechen, obwol es ja für alle eine Kleinigkeit wäre, über den Strick zu setzen und sich ihrer Pflicht zu entziehen. Uebrigens wissen die sehr gut dressirten Hunde Flüchtlinge bald einzuholen und zurückzutreiben, wenn sie nicht schon vorher mit dem Lasso (sam. Tynze) gefangen wurden. Letzterer, aus schmalen Streifen Rindsleder zierlich geflochten und an 70—100 Fuss lang, hängt wurfbereit stets am linken Arme des Heerdenbesitzers und die Eingeborenen wissen ihn sehr gut zu handhaben. Die durch ein, oft zierlich bearbeitetes, Stück Bein laufende und mit letzterem geworfene Schlinge fängt sich am Geweih und trifft in den meisten Fällen ihr Ziel. Die Abbildung No. 35 zeigt einen Eingeborenen in wurfbereiter Position ein Kalb einzufangen, ebenso No. 40. Während die Männer noch mit Einspann beschäftigt sind und die Thiere in den Schulterriemen knüpfen, haben die Weiber schon den Tschum abgebrochen und nebst den übrigen Habseligkeiten auf die Schlitten geladen. Kaum hat Frau Sanda, die wie ihre Schwiegertochter ebenso geschickt als Papa zu kutschieren versteht, ihren Platz eingenommen, so setzt sich die Karawane, Arjisch, in Bewegung. Obwol sie nur 18, mit 45 Zugthieren bespannte Schlitten zählte, also verhältnissmässig klein war, so gewährte es doch hübsche Bilder, die lange Reihe dahin ziehen zu sehen. Freilich geht es meist im Schritt, also ziemlich langsam, aber in feuchten Sumpfniederungen, wo der Schlitten leicht gleitet, setzt sich der Park oft in Trab und holte uns Fussgänger daher bald ein, selbst wenn wir viel früher aufgebrochen waren. Angesichts der täglich wiederkehrenden Verluste an Zugthieren und der grossen Erschöpfung der letzteren, durften wir an Aufsitzen überhaupt nicht denken. Die hinter, vor und neben uns trabende Heerde kam uns immerhin sehr zu Statten, da sie besser als irgend Etwas Federwild, namentlich Schneehühner (Lagopus albus), aufscheuchte. Letztere (sam. Hondjé, ost. Sucha Sowa, oder Schochà) führten jetzt flugbare, rebhühnergrosse Junge und gingen in Ketten, die ohne die treibenden Ren uns wol oft unsichtbar geblieben sein würden. Im Ganzen wenig scheu, steigt das Schneehuhn plötzlich auf um bald wieder einzufallen. Hat man sich nun auch die Stelle noch so gut gemerkt, so wird es dem einzelnen Schützen selten gelingen, die Kette wieder aufzujagen, denn im Verstecke, beziehentlich sich im Gestrüpp der Zwergweiden etc. unbemerkt zu drücken,

leistet das Schneehuhn wahrhaft Erstaunliches. Oft scheint eine ganze Kette, die man eben vor sich hinfallen sah, wie in die Erde versunken.

Ich habe vorher des Einspannens gedacht, dabei aber eine Hauptsache, den Schlitten, zu beschreiben vergessen. Wie das Geschirr keine Schnalle oder anderes Eisenwerk aufzuweisen hat, ebenso der Schlitten, dessen einzelne Theile durch hölzerne Pflöcke oder mittelst Wurzelfasern verbunden sind. Das Ganze zeugt von durchaus solider, in einzelnen Theilen sogar geschickter Arbeit, da es elastisch und biegsam sich allen Unebenheiten des Tundrabodens anschmiegt, und trotz oft heftigen Knarrens und Knisterns beim Fahren, doch selten bricht. In diesem Falle wissen sich die Eingeborenen leicht zu helfen, indem sie stets ein Beil, einen Drillbohrer und etwas Holz, sowie Lederriemen bei sich führen, die im Verein mit dem Messer in den meisten Fällen für Reparaturen ausreichen. In weniger als einer halben Stunde sind daher, erforderlichen Falls, mittelst hölzerner Keile, neue Sohlen unter den Schlitten befestigt. Von den letzteren, russ. Narte genannt, bedient man sich einer leichteren Sorte (ost. Jör oder Jornogel, sam. Chan oder Haan) mit niedriger Vorder- und höherer Hinterlehne (wie auf der Abbildung No. 39 dargestellt) zum Schnellfahren für eine Person, während grössere und schwerere zum Transport der Habe dienen. Solche Packschlitten, samoj. Gnatu, sind ohne Lehnen, dabei aber länger und niedriger. Die Länge beträgt etwa 10 Fuss, die Höhe 1½ bis 2 Fuss, die Spurweite vorn 3, hinten 3¼ Fuss. Ausser den genannten Schlitten führen die Eingeborenen meist noch andere mit, welche mit einem sargförmigen Kasten versehen sind, (vergl. Abbildung No. 40) in welchen sie feinere Pelzwerke, Brotvorräthe oder überhaupt Sachen verwahren, die vor der Nässe geschützt werden sollen. Von dem samoj. Sabu, d. h. „unrein" genannten Schlitten, wie ihn Schrenk (p. 473) erwähnt, der (II. p. 392 bis 394) überhaupt die ausführlichste Beschreibung des Schlittens giebt, brachte ich nichts in Erfahrung, obschon sich einer in unserem Zuge befand, der entschieden diese Bezeichnung verdiente. Er enthielt aber nicht die Habe der nach Schrenk für unrein geltenden Weiber, sondern in einem Kasten ein Nest junger Füchse, die im Verein mit den faulenden Fleischresten sich für die Geruchsnerven schon von Weitem bemerklich machten und auch sonst wegen ihres Jammergekläffes nicht eben als angenehme Beigabe der Familie



N. d. N. v. O. Finsch

gez. v. M. Hoffmann

Aufbruch eines Lagers.

Sanda gelten konnten, Sowol gewöhnliche (sam. Tona) als Eisfüchse (Canis lagopus, sam. Sirnohó, ost. Na-ulebg) nehmen die Eingeborenen mit Vorliebe aus dem Nest um sie auf — und später abzuziehen. Ehe das letztere geschieht entlässt man sie indess ihrer Haft, d. h. bindet sie gegen Beginn des Winters im Freien an, damit sich das Haar besser entwickelt. So lange die Thiere klein sind, werden sie gewöhnlich zärtlich von den Weibern gepflegt und erlangen dann bis zu gewissem Grade Zahmheit. Ausser einem kleinen Eisfüchslein besass Frau Sanda noch einen anderen, der besonders verhätschelt wurde und in der That ein werthvolles Besitzthum der Familie bildete. Er zeichnete sich nämlich durch besondere Färbung aus, da er nicht allein den Bauch, sondern auch den Rücken schwarz zeigte, obwol seine übrigen 5 Geschwister alle normal, wie unser gewöhnlicher Fuchs, gefärbt gewesen waren. Ist der Preis von echten Schwarzfüchsen*) ein geradezu fabelhafter, oft ein paar hundert Rubel betragender, so auch alle anderen abweichenden Färbungsstufen die zu Schwarz hinneigen. Daher war auch dieses Füchslein nicht unter 20 Rubel feil und der alte Sanda würde ihn im Tausche nicht für weniger als 10 Renthiere weggegeben haben.

Man denke sich also den Lärm, als es eines schönen Morgens hiess: Reineke, die kostbare Perle der Familie, ist fort! In der That hatte sich das brave Thier von dem lästigen Stricke befreit und stillschweigend gedrückt, trotz seiner grossen Zahmheit, der eben nur noch die Anhänglichkeit des freiwilligen Wiederkommens fehlte.

Der Fall fand natürlich bei den Eingeboren und unseren Leuten unendlich vielmehr Theilnahme, als seiner Zeit der Tod Hats und Frau Sanda forderte unverzüglich von mir, als dem Chosain (Wirth, Hausherrn) Schadenersatz, weil ihr Fuchs durch unsere Gesellschaft in seiner Bequemlichkeit gestört und desshalb ausgerissen sei, und Vater Sanda wäre am liebsten an Ort und Stelle geblieben, um noch tagelang den Liebling der Familie zu suchen. Ich erklärte ihm

*) Der Schwarzfuchs ist bekanntlich eine zufällige, nicht localisirte Varietät des gemeinen Fuchses und findet sich im ganzen arctischen Kreise. Sein Balg wird allenthalben, namentlich aber in Sibirien, sehr hoch bezahlt. Werthvolle Notizen über Fuchs u. Schwarzfuchs, namentlich auch die Resultate der Kreuzungen giebt Hofmann (p. 38, 148, 155) u. Brandt (l. c. p. 14); hier auch über Wolf (p. 13) u. Eisfuchs (p. 15).

aber, dass wir in diesem Falle allein weiter gehen würden, er sein Geld also einbüsse. So musste das junge Ehepaar allein zurückbleiben, was den Leutchen gewiss nicht unangenehm sein mochte: waren sie doch einmal so ganz allein und sich selbst, ihrer Liebe, überlassen! Hoffentlich hat Jung Sanda weniger den Eiszapfen gespielt als es sonst den Anschein hatte. Seine kleine Frau suchte wenigstens als sie spät Abends zurückkamen ihr Gesicht mehr als sonst zu verhüllen und hatte mit ihrer Schwiegermutter gar viel heimlich zu wispern und zu zischeln, vielleicht aber auch nur wegen des Fuchses, der wie zu erwarten, sich nicht mehr gemeldet hatte. Wie selten ein Unglück allein kommt, so auch hier: unser einziger sogenannter „silberner" Theelöffel, (er hatte 30 Kopeken gekostet), war verloren gegangen. Ich sagte zwar „nitschäwo"! (das macht nichts) aber die Leute packten all ihre Sachen aus, was insofern gut war, dass dabei die Unschuld unserer Syrjänen zu Tage kam, auf denen der Verdacht ruhte sie hätten den Fuchs in der Stille seines Balges beraubt um Sanda die Mühe des Aufziehens zu ersparen. Madame Sanda wollte sogar mit Abpacken der Schlitten beginnen, um auch ihrerseits zu zeigen, dass sie das Werthstück nicht besitze, hätte ich die Sache nicht gewaltsam unterbrochen und den Aufbruch befohlen. Uebrigens fand sich der Löffel zu aller Beruhigung wieder.

Wir marschirten den ganzen Tag (9. August) und waren wiederum in die Baumgrenze eingetreten, welche auf etwa $67\frac{1}{2}^{0}$ n. Br. beginnt. Diese zuerst von Norden her angetroffenen Bäume*) waren keineswegs verkrüppelt, wie sie das Ende des Holzwuchses meist auf Hochgebirgen bietet, sondern hübsche bis 20 Fuss hohe Lärchen, die, wenn auch nicht zu Wäldern, so doch oft bosquetartig an den Seen vereint standen oder in sperrigen Reihen die Rücken der Hügelzüge schmückten. An Brennmaterial war also weiterhin kein Mangel, desto mehr aber an Lebensmitteln. Es wurde daher freudig begrüsst, als der Alte erklärte, er werde noch im Laufe des Abends Brod aus einem Versteckplatze an der Schtschutschja holen, von der wir nur sehr wenig entfernt sein konnten, wie die Beschaffenheit

*) Die Baumgrenze geht nach Kowalski an der Ostseite des Ural weiter nördlich als auf der westlichen (Hofm. Reise p. XXXI u. 194). Wichtige Mittheilungen giebt auch Schrenk I. p. 258, 272, II. p. 465 und p. 438—482 („Ueber die Grenzen der Holzgewächse im nordöstlichen Theile des Archangelichen Gouvernements.")

der bewaldeten Höhenzüge vor uns andeutete. Zugleich bat der alte Dschunschi ihn zu entlassen, da er von hier aus am nächsten zu seinem Tschum habe. Nach längerer Verhandlung und nachdem er einen von ihm und Sanda gemeinschaftlieh gezeichneten Kartenplan vorlegte, hatte ich keinen Grund den guten Alten länger zu halten, so schwer ich mich auch von ihm trennte. Hatte er nicht immer freiwillig den Kessel aufgesetzt, Vögel gerupft, Brennmaterial gesucht, mir ein Extrafeuer gemacht! In der That es lag kein Grund vor über diesen trefflichen Führer zu klagen, und ich kann gleich hier einfügen, dass man den Eingeborenen, sofern man ihr Vertrauen erworben, wiederum vertrauen darf, denn so verdächtig ihre Angaben auch manchmal schienen, sie erwiesen sich zuletzt doch immer als richtig. So entliess ich denn meinen Bruder Dschunschi reich beschenkt, dem in meiner Erinnerung ein so freundlicher Platz bewahrt bleibt, als dem alten Peter Hansen, der einst mein Pfadfinder durch die Tundren Lapplands war. Auch Dschunschi wird in den langen Winternächten seiner nordischen Heimath noch manchmal von den weitgereisten Fremden und dem freundlichen „Chosain" erzählen, wenn er demselben auch nicht ein „danke" sagte, da seine Sprache eben dieses Wort nicht kennt.

Der Morgen des 10. sah uns schon zeitig in Bewegung, denn der Alte, den ich wie immer zu seinem Verdruss um 4 Uhr weckte, war diesmal pünktlich aufgestanden, weil Haiwai für ihn die Nachtwache bei der Heerde übernommen hatte. Der schöne, blaue, wol eine halbe Meile lange See, Janboto (d. h. der Flache), an dem wir nächtigten, spielte von heftigem Winde bewegt mit weissen Wellenköpfen und die Landschaft gestaltete sich zu einer weit lieblicheren als bisher. Im Laufe des Tages passirten wir noch an verschiedenen namenlosen Seen vorbei, die sich in südöstlicher Richtung von der Podarata bis zur Schtschutschja zu erstrecken scheinen und meist durch klare, in sauren Moorwiesen dahinfliessende Bäche verbunden sind. Sie haben zum Theil hohe, steilabfallende Sandufer die von weitem denen der Schtschutschja ähnlich sehen. Wir lagerten gegen Mittag an einem solchen, wo der Tchum aufgeschlagen wurde, in welchem die Familie des Ostiaken zurückbleiben sollte, um mehr Fahrthiere aus der inzwischen arg reducirten Heerde für unseren Transport nach der Schtschutschja zu gewinnen. Wir fuhren gegen 3 Uhr ab und standen kaum eine halbe Stunde später an dem steilen Ufer des langersehnten Flusses. Aber er war

nicht wieder zu erkennen; aus dem stattlichen breiten Flusse war ein brausendes Gebirgswasser geworden, welches beiderseits von hohen Ufern begrenzt, oberhalb schäumend über und zwischen Felsen herabschoss und eine Stromschnelle bildete. Hier herrschte ein fröhliches Getreibe und Gespiel lustiger Möven (Larus affinis) von denen wol 30 und mehr mit Fischfang beschäftigt waren. Sie stellten kleinen Fischen (Coregonus Merkii) nach, die stromaufwärts strebten und sich bemühten die Stromschnelle zu überwinden, auf der die Möven gleichsam wie zum Spass, schwimmend herabtanzten, um wieder zurückzufliegen und das Spiel aufs Neue zu versuchen.

Der aus Sand und Geröll bestehende Strand, am rechten Ufer eine breite Bank bildend, war mit unzähligen grösseren, oft blockartigen Rollsteinen (Chloritschiefer, Kieselschiefer, Granit, Porphyr u. s. w.) dicht besät, die sich zuweilen häuften und alle Einwirkung von Eisenniederschlägen zeigten. Der Eluss war übrigens stark gefallen und zwar, nach den Berechnungen von Graf Waldburg, 2 Meter.

Sanda führte auf einem Schlitten ein Cano mit, ohne welches der Uebergang über das reissende Wasser wol nicht möglich gewesen wäre. Das Hinübertreiben der Herde gewährte ein eigenthümliches belebtes Bild. Die Renthiere, welche bekanntlich ausgezeichnet schwimmen und selbst über die grössten Ströme (Ob, Jenisseï) setzen, wurden unter Zurufen und mit Hülfe der Hunde gewaltsam ins Wasser gejagt und bald sah man nur noch einen Wald von Geweihen schwimmen, der, durch die Strömung fortgerissen, mächtig abtrieb. Nach dem Gepäck folgten wir, so dass der Uebergang eine beträchtliche Zeit in Anspruch nahm, denn das kleine Boot vermochte nur zwei Mann zu fassen. Doch wusste es Sanda trotz der Heftigkeit der Strömung, nur seinen stockdicken Leitstab als Ruder gebrauchend, trefflich zu hantiren.

Wir befanden uns nun am rechten Ufer, weit oberhalb der Stelle, wo wir den Fluss verlassen hatten, an einer äussersten Biegung seines obersten Laufes und sollten der äussersten südwestlichen Biegung des mittleren Laufes, und zwar wiederum dem rechten Ufer zustreben, um an einer Stelle,*) Tschornii - jar (russ. d. h. schwarzes Steilufer) genannt unsere Lotka zu finden.

*) Ich habe dieselbe auf der Petermann'schen Karte (1877. taf. 12) samojedisch „Nada Tübe“ d. h. todtes Land genannt, wie ich dies von Herrn Wassiljeff hörte, allein wol irrthümlich, denn ich finde in dem samojedischen Vocabulär Schrenk's

Die Hoffnung, das Ende unserer Wanderung schon in wenigen Stunden zu erreichen, belebte die Stimmung gar sehr, erwies sich aber leider als eine eitle. So weit es die Kräfte der Thiere gestatteten, konnten wir jetzt wieder streckenweis aufsitzen und dies that wohl. Denn die Tundra, welche wir zu passiren hatten, war für den Fussgänger höchst ermüdend. Die Moosdecke ruhte nämlich auf grossen Maulwurfshaufen vergleichbaren Hügeln, die dem Fuss selten festen Halt gewährten, der stets in die Vertiefungen



zwischen den Mooshügeln tief einsank, so dass man sich eben so sehr oder noch mehr als in reiner Sumpf- oder Gestrüpptundra anstrengen musste. Der brave Spitz, ein Renthierhund, dessen Eifer die Heerde zusammenzutreiben oft in das Gegentheil ausartete und der desshalb an den Schlitten gebunden war, hatte offenbar dieselbe Wahrnehmung gemacht. Wenigstens sah ich ihn plötzlich zu meiner Ueberraschung auf der Schlittensohle stehend mitfahren, ein Kunst-

kein solches Wort, dagegen für „todt" und „Land" ganz andere Wörter verzeichnet; schwarz heisst auf samoj. „pari".

stück, welches ihm Niemand gelehrt hatte und das er stets wieder ausführte, wenn ihn plötzliche Schwankungen des Schlittens von seinem Stande herabwarfen. So mag die Weisheit dieses Ostiakenhundes, zierlich zu Papier gebracht, unseren als leuchtendes Beispiel dienen! Wir stiegen fortwährend aufwärts! Kaum hatten wir einen Höhenzug, hinter welchem wir jedesmal die Schtschutschja zu erblicken hofften, erreicht, so zeigte sich eine Senkung, hinter der sich wiederum eine neue Höhenreihe erhob. Aber die Landschaft war schön und nur die Ungeduld, mit der wir dem Flusse zustrebten, und die Ungewissheit in Bezug auf die Entfernung, liess uns dieselbe nicht nach Gebühr würdigen und geniessen. Alle Senkungen hatten nämlich zur Rechten und Linken reizende kleine Seen aufzuweisen mit tief einschneidenden hohen Landzungen, die wie die Ufer mit schönen Baumgruppen von Lärchen und Weidengebüsch besetzt waren. Das Ganze erinnerte an einen herrlichen möglichst wild gehaltenen, aber von Menschenhand angelegten Park innerhalb des arktischen Gürtels.

Gegen 8 Uhr hatten wir die Höhe des 70 Meter hohen Plateaus erreicht. Die Hügelreihe des Jangana-pai wie die Landschaft hinter uns war verschwunden, vor uns lag eine gewaltige Ebene, theilweise mit anscheinend dichtem Walde besetzt. In alleeartig stehenden Lärchenreihen glaubten wir den Lauf der Schtschutschja zu erkennen, aber ganz in der Ferne über drei Seen weg, bezeichnete eine nicht schwarze, sondern hell leuchtende Stelle, anscheinend ein steiles Flussufer unser Ziel, Tschornejar. Wir schätzten die Entfernung auf mindestens 15—20 Werst. Es hiess aber sich in Geduld fassen, denn schon der Ren halber musste zunächst Halt gemacht werden. Wir hatten wieder Nacht bekommen und sahen beim Zertheilen der Wolken zuerst wieder, wenn auch matt, Sterne, also fast ungefähr an demselben Tage als Sujew (30. Juli a. St.), Schrenk (8. August) und Hofmann (10. August) dies für diese Breiten notiren. Der Ostiake fürchtete umsomehr, dass sich in der Dunkelheit Ren verlaufen könnten, als überall Bäume und Gestrüpp standen, welches sie dem Blicke leicht entzog. Die Bäume waren auf diesem letzten Halt, bei dem fein herabrieselnden Regen, unser grösster Trost. Nicht nur Zweige und Aeste, sondern ein ganz trockener Lärchenstamm von 8 Fuss Länge prasselte in hellen Flammen, hätte aber bald noch ein Todesopfer gefordert, indem der Russe Stepan, welcher ihn auf der Schulter

herbeischleppte, beim Herunterwerfen den Ostiak Alexander so unglücklich an den Kopf traf, dass Mann und Baumstamm gleichzeitig zur Erde fielen. Glücklicher Weise ist ein Ostiakenschädel äusserst solid, und so war Alexander eben nur etwas betäubt worden, obschon er noch anderen Tags „Kopfschmerzen" hatte, was mir sehr begreiflich schien.

Mit dem Abend- und zugleich Mittagessen sah es sehr dürftig aus: wir verzehrten die letzte Büchse mit Fleisch (unseren eisernen Bestand!), und wenige verschimmelte Brodrinden wurden aus den Säcken als letzter Rest hervorgeholt. Aber Taback war noch vorhanden; es wurde flott geraucht und Feódor, der Schuster, sang mit mächtiger Stimme seine schönsten Psalmen in die Nacht hinein. Wir erwarteten nur die Tagesdämmerung. Schon um Mitternacht weckte ich den Alten; gegen 1 Uhr (11. August) standen 6 mit 20 Ren bespannte Schlitten bereit. Die übrige Heerde blieb hier unter dem Schutze des jungen Sanda, des verehlichten Bräutigams, zurück, den ich zur festeren Begründung seines Hausstandes mit anderthalb Rubel belohnte, und zwar in Silber, ein Reichthum, wie er ihn gemünzt noch nicht zusammen gesehen hatte. Die Eingebornen dieser Strecken sind mit Silbermünzen wenig vertraut und wissen meist ein 15 Kopekenstück von einem 20 Kopekenstück nicht zu unterscheiden; im Verkehr eignet sich daher am besten Kupfergeld, doch nehmen sie auch Banknoten.

Das kühle Wetter und die Beschaffenheit des Weges waren den Ren günstig; wir konnten meist im Trabe fahren. Zu Fuss wäre die noch vor uns liegende Strecke Weges jedenfalls die allermühsamste geworden. Nachdem wir, von der Höhe herabgekommen, die zur Seite rechts liegenden Wälder passirt hatten, welche, wie sich beim Näherkommen zeigte, übrigens keineswegs geschlossen waren sondern aus sehr vereinzelten, aber wol an 30 Fuss hohen Lärchen bestanden, nahm uns eine auf Morast ruhende von offenen Sümpfen häufig unterbrochene Tundra auf, deren Weiden und Birkengestrüpp so dicht und üppig war, dass es brusthoch reichte und die Renthiere fast verdeckte. Es führte hier allerdings zum Theil ein gelichteter Weg durch, aber in dem morastigen, mit Bächlein durchzogenen Untergrunde hätte man oft versinken können. Dies würde überhaupt der Fall und die Tundra gänzlich unpassirbar sein, wäre dieselbe nicht schon in geringer Tiefe von einer Spanne bis zu einem Fusse mit Grundeis bedeckt, wie unsere Unter-

suchungen in vollkommener Uebereinstimmung mit denen Schrenk's (I. p. 532) sicher feststellten. Dieser nie aufthauende Boden giebt diejenige Festigkeit, welche es ermöglicht, im Sommer mit Schlitten fortzukommen.

Verschiedene Paare Raubmöven und viele Schneehühner mit schönen flugbaren Jungen belebten diese Gestrüppe, von denen meine Gefährten eine hübsche Anzahl erlegten. Ich bewahrte aber meine letzten Patronen zu Freudenschüssen bei Ankunft am Flusse resp. der Lotka auf.

Gegen 4 Uhr hielt ich mit M[illegible]tin Dserwit und dem Zimmermann, der das erste Viergespann [illegible]nkte, an dem steil abfallenden Ufer. Da lag sie vor uns die l[illegible] ersehnte Schtschutschja! wir konnten eine weite Strecke ihres [illegible]ufes von einer Krümmung zur andern übersehen, aber so weit [illegible] Auge reichte — keine Lotka! kein Zeichen von der Anwesenheit unserer Leute! — Ich machte mich sofort mit Martin nach [illegible] str[illegible]aufwärts liegenden Krümmung des Flusses auf, aber auch [illegible] [illegible]ine Spur! Das war allerdings nicht erfreulich, aber der gut[illegible]h und die Zuversicht, welche mich auf der ganzen Tour begleite[illegible]n, verliessen mich auch jetzt nicht. Wir kehrten also um und w[illegible]ndten uns der anderen Krümmung stromabwärts zu. Längs dem Ufer vorauseilend, allerdings nicht so schnell als ich wünschte, denn manche tiefe durch Schmelz- und Regenwasser entstandene Einschnitte waren zu passiren, konnte ich Pläne schmieden und Gedanken nachhängen, die in Bezug auf Iwan und Panajeff nicht ohne Besorgniss waren. Für uns fürchtete ich weniger! Hatten wir nicht noch 5 Ren zum Schlachten? Liess sich nicht schnell ein Floss herstellen, auf dem wir in vielleicht 3 Tagen menschliche Niederlassungen erreichen mussten? Also nur frisch vorwärts! Ich kam endlich der Biegung näher und sah eine wol 12 bis 15 Fuss hohe ganz schwarze Uferwand, denn es war Torf: das eigentliche Tschornii-jar!! Einige herabgefallene grosse Torfklumpen konnte die Einbildung zu einer Lotka gestalten, das Fernglas bestätigte die Täuschung. Auch hier, wie auf dem breiten, durch das Fallen des Flusses enorm vergrösserten Sande des niedrigen linken Ufers keine Spur! Ich ging noch weiter voraus, um auch die Krümmung des letzteren überblicken zu können, da plötzlich lag sie vor mir die traute Lotka, unser „Bismark!“ Ich konnte sie deutlich an ihrem Maste mit blossem Auge erkennen, vergewisserte mich aber vollends durch

das Glas und mein Freudenschuss krachte durch die Luft. Die Gefährten hatten ihn gehört und kamen auf den Schlitten nach. Auf der Lotka herrschte tiefe Ruhe; wir verabredeten die Schläfer durch eine dreimalige Salve zu erwecken. Sie blieb wirkungslos; das Fahrzeug schien ausgestorben! Unsere Leute waren inzwischen angekommen und ihr vereintes Indianergebrüll erweckte endlich Leben. Eine Thür öffnete sich und der alte Michael Panajeff kroch heraus, ganz nackend, denn er schläft nackend im Pelz, wie alle Ostiaken, was beiläufig nach Middendorff (p. 1418) aus rein practischen Gründen geschieht. Bald darauf erschien auch Iwan und wir wurden in unseren zwei kleinen Böten an das linke Ufer übergesetzt, ebenso der brave Sanda, der nur ein Gespann zurückbehielt und die übrigen 16 Ren freiliess, die unverzüglich den Heimweg antraten und zur Heerde zurücktrabten.

Iwan und der Alte hatten uns natürlich nicht so früh zurückerwartet, ihre Sache aber gut gemacht. Nicht ohne Schwierigkeiten waren sie mit dem Schiffe über die seichten Stellen des Flusses herabgekommen, seit fünf Tagen hier eingetroffen und hatten angefangen, sich möglichst bequem einzurichten. Dahin gehörte zunächst, nach echt russischer Sitte, der Bau einer Badestube, zu welcher bereits Materialien: Steine und Baumstämmchen herbeigeschafft waren.

Dass wir die glückliche Ankunft festlich feierten ist selbstverständlich. Konnten wir doch in Genüssen: Wein, Cognac, Schnaps, Cigarren u. s. w. schwelgen, und uns wieder einmal ordentlich satt essen; die Lotka kam uns in der That vor wie ein Hôtel ersten Ranges. Auch die Leute waren in der heitersten Stimmung; ich liess ihnen (sechs Mann) zwei Flaschen Schnaps geben. Trotzdem auf Jeden also sehr wenig kam, und das Zeug (Wasser mit Spiritus) ohnehin sehr schwach war, zeigten sich bei Allen deutlichste Symptome von Trunkenheit; aber die Leute hatten nichts im Magen und seit lange keinen Schnaps zu kosten bekommen. Alexander Säkoff weinte vor Rührung und wäre dem guten „Chosain" am liebsten um den Hals gefallen. Nachdem ich noch die Geschäfte mit dem alten Sanda geordnet, der uns, ebenfalls nicht mehr nüchtern, aber reich beschenkt, verliess (u. A. vom Grafen mit einer Talmigolduhrkette, die ihm stolz um den Hals befestigt wurde, der ich meinerseits eine Flasche für die „Fürstin" seine Gemalin beifügte), legte auch ich mich zur Ruhe, denn Schlaf bedurften wir

am nöthigsten. Wir schliefen bis Abends 9 Uhr, 12 Stunden hinter einander, standen auf, nur um zu essen, legten uns abermals nieder uud schliefen bis zum anderen Morgen (12. August) wieder 12 Stunden. Und diese Ruhe war uns wahrlich zu gönnen, denn nicht ohne Befriedigung durften wir auf die letzten Wochen zurückblicken. Waren wir doch die ersten Deutschen, unser „Bismark" die erste Lotka, welche hier einen bisher so gut als unbekannten Fluss aufwärts gegangen und in ein wissenschaftlich neues Gebiet eingedrungen war! Die auf unserer vierzehntägigen Wanderung zu Fuss zurückgelegten Distanzen wurden durch Graf Waldburg mittelst des Schrittmessers bestimmt. Sein über die Reise von Jamburri bis zur Podarata und zurück, zusammengestelltes Itinerar ergiebt folgende Daten, denen ich, soweit es die Schtschutschja und Podarata betrifft, zur Vergleichung die Entfernungen nach der Karte der russischen Expedition (Orlow) beifüge:

18.—20. Juli Jamburri, linken unteren Arm der Schtschutschja aufwärts, bis zu Hat's Tschum 30 W., bis Gabelung (Sort-johánjohórt; 3,60 Meter Höhe nach Graf Waldburg) 20: 50 Werst (57: Orlow); 20.—24. Juli von der Gabelung bis Dschunschi's Tschum (14,10 M. Höhe) 120 Werst (90 nach Karte, 80: Orlow; in Luftlinie 40—53); 25.—27. Juli von Dschunschi bis äussersten Punkt (c. 67° 45') oberhalb der Einmündung des Hai-jaha (23,79 Meter Höhe) 30 (20 nach Karte; 17: Orlow), im Ganzen von Jamburri bis zur oberen Schtschutschja (Haijaha) 200 W. (in Luftlinie: 90), zu Fuss über Tundra von Schtschutschja bis Podarata: 29. Juli bis zum Talbéjaha: 17; 30. Juli bis Dsäungiä: 10; 31. Juli bis kleinen See: 11; 1. August den Bach Jensorjahà überschritten bis zu einem See (in 150 Meter Höhe); 2. August den Bach Nadajaha überschritten bis zur Podarata (c. 67° 55) 18; in Gesammt von Schtschutschja bis Podarata: 72; 3. August von Podarata bis Sánda's Tschum: 7; 4. August von Sanda's Tschum bis nördlichsten Punkt (ca. unter 68°) an der Podarata (0,07 M.) 10 W.; und 5. August zurück: 10 W.; von Sanda's Tschum bis Nachtlager wo Hat starb: 12; 6. August Wasserscheide gegen Schtschutschja (100 Meter Höhe), die grosse Renthierstrasse nach dem Ural erreicht; den Höhenzug Jangana-Pai passirt: 29; 7. August bis zu einem grossen See (unter c. 67° 35'), hier erste Lärchen sichtbar: 11; 9. August über Baumgrenze bis (c. 67° 30') 18; 10. August bis obere Schtschutschja bei Stromschnellen übergesetzt: 17; bis

Finsch-Reise n. W. Sibirien. Karte IV.

71 72

ARTE des GEBIETES

zwischen

ÜNDUNG & KARARAI

Hügel, mit Blick nach Tschornii-jar: 15 W.; 11. August bis Tschornii-jar: 15; in Gesammt von Poderata bis mittlere Schtschutschja (Tschorni-jar): 122 Kil.; 13. August stromab bis zur Gabelung: 40; 14. und 15. August durch den oberen rechten Arm, von Gabelung bis in den kleinen Ob: 34 (27: Orlow, 20 Luftlinie).

Wir hatten im Ganzen an 410 W. (c. 60 d. M.) zurückgelegt, davon 210 W. (30 d. M.) innerhalh 12½ Tage grösstentheils zu Fuss (denn das Fahren auf Renthierschlitten kam uns nur etwa 52 W. zu gut), also im Durchschnitt etwa 17 W. (2½ d. M.) im Tage, und was das auf Tundraboden sagen will, versteht nur der zu beurtheilen, der jene Gegenden aus eigener Anschauung kennt. „Wenn ein Mann von kräftigem Körperbau und starker Gesundheit einige Tage nach der Reihe im Stande ist 30, 40, ja wol auch mehr Werst auf gutem Wege zurückzulegen, so wird er gewiss nicht einmal die Hälfte davon auf dem schwankenden Boden der Tundra durchwandern“ sagt Kowalski (Hofm. p. XXXII.) u. damit nur die vollste Wahrheit!

Und wie sieht es mit dem Canalproject aus? Ja! ich hätte dasselbe fast vergessen gehabt, so wenig wollte es mir einleuchten, werde auf dasselbe aber noch im nächsten Kapitel zurück kommen. „Tschornii jar“ ist nicht nur eine durch das erwähnte, aus Torf gebildete, schwarze Steilufer sehr ausgezeichnete Stelle, sondern scheint auch sehr häufig von den Eingebornen besucht zu werden. Dafür sprechen nicht allein Fischereigeräthschaften und Zeltstangen, sondern auch zwei auf offener Tundra stehende Götzenhäuschen mit einer Opferstätte, sowie ein grosser heidnischer Begräbnissplatz am linken Ufer. Das letztere ist mit undurchdringlichen Dickichten von Zwergweiden und Erlen besetzt, die aber bereits Schulterhöhe erreichen und deren krüppelige, sich am Erdboden ausbreitende Aeste und Stämme schon mehr als armsdick werden. Zwischen diesen Strauchdickichten sind einzeln, oder namentlich auf dünenartigen Sandhügeln reihenweis, schöne durchaus gesunde Lärchen vertheilt, darunter viel junger Nachwuchs. Die Eberesche findet sich ebenfalls vor.

Als wir am Morgen des 12. August erwachten lag eine zweite Lotka neben der unseren. Es war die der Orlow'schen Expedition, geführt von einem Ostiak und zwei Kosacken, welche den Auftrag hatten, bis zum 27. August n. St. hier zu warten, bis wohin die Herren zurück zu sein hofften. Die Leute waren seit sieben Tagen

stromabwärts unterwegs und hatten noch mehr Mühe als Iwan gehabt, das Schiff herab zu bringen.

Es traf sich gut, dass der soeben angekommene Ostiak Besitzer des hiesigen Fischereiplatzes war, den er im Herbst vor dem Zugehen des Flusses, was Anfang October geschieht, alljährlich mit seinen Landsleuten zu besuchen pflegt. Ich liess daher durch ihn gleich einen Fischzug veranstalten, der eine überraschende Ausbeute derselben Art kleiner Fische lieferte, welchen die Möven an der Stromschnelle so eifrig nachstellten.

Sidoroff erwähnt dieses Fisches bereits in seinem Vortrage (l. c.) in folgender Stelle: „Eine kleine Art von Häringen, ähnlich den Nordseehäringen, zeigt sich im Obi- und Taasbusen während der ersten Tage des Juli und zieht den Obistrom hinauf bis an den Hechtfluss (Stschutschja) in ausserordentlichen Mengen; sie sind sehr fett, werden aber nicht gefangen, höchstens benutzt man sie zur Fütterung der Hunde. Während des ganzen Sommers zieht Schwarm auf Schwarm den Hechtfluss hinauf bis an die Quellen desselben im Gebirge. Im Herbst kehren sie ins Meer zurück, dann sind sie aber mager."

Dieser „Häring", russ. Seld, plur. Sälgi oder Seljdj genannt, ist nun zwar kein solcher, aber eine der Zwergrenke (Coregonus albula)*) verwandte Art, und zwar: Coregonus Merki, Günth. — Er erreicht eine Länge von 7 bis 8 Zoll, hat ein weisses, keineswegs fettes, Fleisch von sehr feinem, an Forelle erinnernden Geschmack und würde sich trefflich als feiner Conservefisch eignen. Er bildet einen Haupttheil der Fischereien und zwar nicht eben als „Hundefutter," sondern, wie an der Ussa, für die Eingebornen selbst, denn der gute Dschunschi bereitete z. B. seinen Wintervorrath fast nur aus Sälgi. Ueberdies dient er als Köder beim Fange von Hecht und Quappe (Lota vulgaris; russ. Nalim), welches die beiden hauptsächlichsten Ertragfische der Schtschutschja sind. Nelma soll gar nicht, Moxum, Tschokur und Puschian wenig vorkommen. Unsere Leute fingen von letzteren beiden Arten nur je ein Exemplar und schienen noch darüber überrascht. —

In den ersten Stunden des 13. August stiessen wir vom Ufer

*) Schrenk (I. p. 464) u. Hofmann (p. 163) erwähnen diese Art und ihrer in derselben Zeit stattfindenden grossartigen Wanderungen aus der Ussa; doch steigt dieselbe nach Schrenk nicht aus dem Meere auf.



N. d. N. v. O. Finsch. gez. v. M. Hoffmann.

Ostjakischer Begräbnissplatz.
(Schtschutschja.)

und traten unsere Thalfahrt an, nachdem ich noch den beiden Kosaken einige Vorräthe zurückgelassen hatte. Es war wie an den beiden vorhergehenden Tagen schlechtes Wetter: Nebel, feiner Regen, in der Lotka kaum 7 bis 8 Grad warm, kurzum wie im October bei uns. Glücklicherweise begünstigte uns der Wind, wir konnten das Segel auf weite Strecken benutzen und erreichten schon gegen Abend die Gabelung des Flusses, wo wir am 20. Juli gelagert hatten. Die von uns damals errichteten Pfähle zum Messen des Wasserstandes fanden wir in bester Ordnung. Sie zeigten uns, dass der Fluss mindestens 3 Fuss gefallen; grosse Sandbänke hatten sich gebildet, Flussarme (Protoki) waren zu todten Wassern (Staristi = Altwassern) geworden oder theilweis ganz trocken gelegt und statt am rechten Ufer, mussten wir jetzt grösstentheils dem linken folgen, weil das erstere für die Lotka oft zu seicht war. Und doch fand sich der Fluss noch im Fallen begriffen; sein Wasser erschien auch jetzt unrein, trüb bräunlich oder gelblich. Wir gingen diesmal den kürzeren rechten Arm, ostiakisch Sort-johan-johort, samojedisch Pereja janderiti genannt, hinab. Die Uferdickichte, jetzt schon baumartige Weiden und Erlen, hie und da mit stattlichen hohen Lärchen untermischt, bargen ein reicheres Thierleben. Zahlreiche Pieper und Bachstelzen belebten den Strand, Minirschwalben (Cotyle riparia) das hohe Ufer; in den Dickichten fanden wir den Zwergammer (Emberiza pusilla), den Weidenlaubvogel (Phyllopneuste trochilus) wieder, Nebelkrähen und Elstern liessen sich sehen. Sie alle führten flügge, vermauserte Junge und nur Enten und Schwanenmütter waren noch ängstlich um ihre Dunenjungen besorgt. Anstatt des fast melodischen Lockrufes des Polartauchers (Colymbus glacialis) hörten wir wieder die rauhe Stimme des rothkehligen (C. septentrionalis), nach der sein russischer Name „Gagar“ ein Klangbild ist. Mit dem Sonnenschein des 14. August haben sich auch Mücken wieder eingestellt, allerdings minder in Zahl, aber um so zudringlicher und ungestümer, namentlich hatten sie es jetzt auf die Augen abgesehen.

Noch am Abend erreichten wir den ersten Tschumplatz eines Ostiaken, der uns mit frischen Fischen versah. Für zehn grosse, je drei- bis vierpfündige Hechte forderte der Mann 60 Kopeken (c. 14 Sgr.), vorausgesetzt, dass uns dies nicht zu theuer sei(?). In Ermangelung anderen Fleisches waren zwei junge, noch mit Dunen bekleidete Schwäne sehr willkommen, welche Dr. Brehm erlegt hatte.

Sie wanderten ohne Bedenken in den Kochtopf, erwiesen sich aber minder gut und ausgiebig als Gänse, denn die Brust lieferte kaum ein paar Loth Fleisch und nur die Schenkel lohnten die Mühe des Abklaubens. Die alten Schwäne hatten sich bei dieser Gelegenheit, wie stets leider schleunigst geflüchtet und sehr zu ihrem Heile, denn wahrscheinlich hätten wir sie nicht so rücksichtsvoll behandelt als s. Z. Hofmann (p. 25), der ein Schwanenpaar, Junge führend, antraf, welches sich nur auf wenige Schritte von letzteren entfernte.

Da es für Haiwai von hier aus am nächsten nach dem Tschumplatze seines Herrn, Sergotscha, war, so entliess ich den braven Burschen, dessen Name ich nach Schrenk's Vocabular mit „Götterhund," aber vermuthlich falsch übersetze, wenn auch jedenfalls etwas götterhaftes (Hai oder Haj, sam. Gott) dabei ist. Auch Haiwai, stets unverdrossen, willig und dienstbereit, dabei, wie Johan der muntere Seifensieder, nie verstimmt, hatte alle Ursache mit dem „Chosain" zufrieden zu sein und ruderte fröhlich seiner Heimath zu. Zugleich überbrachte er für Hat's Wittwe, den Hat bis zu diesem Tage zukommenden Lohn. Ob die 25 R., eine für hiesige Verhältnisse recht anständige Summe, dazu beigetragen haben werden, die arme Frau in Etwas zu trösten? Vielleicht! vielleicht auch nicht! denn wer vermöchte dies zu beurtheilen? Jedenfalls wissen sich diese Naturkinder besser in das Unvermeidliche zu fügen als manche civilisirtere Völker. Als ich mich z. B. nach dem voraussichtlichen Schicksal der Wittwe von der Schtschutschja erkundigte, hiess es allgemein: „das wäre sehr einfach! sie würde zum Jahrmarkt nach Obdorsk gehen und sich dort einen anderen Mann suchen." Und hoffentlich wird ein solcher, der noch jungen, ganz stattlich aussehenden Frau geworden sein.

Dass Haiwai übrigens über die empfangenen Gelder mit seinem Zeichen quittirte und den Betrag für Frau Hat sorgfältig extra einschnürte, war bei der Gewissenhaftigkeit dieser Leute selbstverständlich. So musste ich ihm auch, sowie Sanda für den der Wittwe gegebenen Antheil, versprechen dem Sassjedatjelj in Obdorsk darüber zu berichten und bei diesem Protocoll aufnehmen zu lassen.

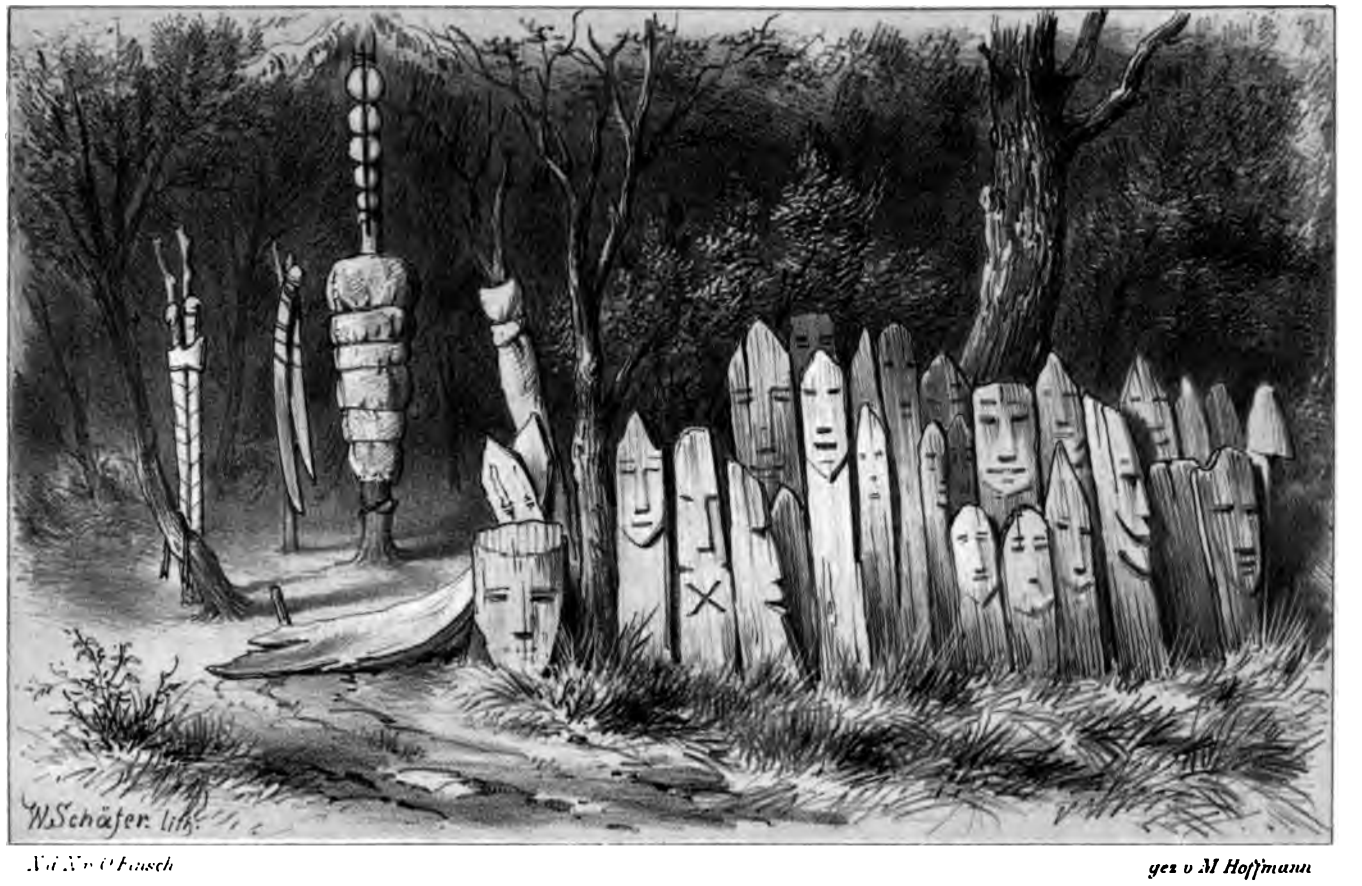
Durch eine Art See, der mittelst einer schmalen canalartigen Wasserstrasse den oberen rechten Mündungsarm der Schtschutschja mit dem kleinen Ob verbindet, gelangten wir in der Frühe des 15. August in letzteren und erreichten diesmal zuerst den Fischer-

platz Haljatur,*) an welchem es jetzt viel weniger reinlich aussah. In Folge der ergiebigen Fischerei hatten sich die Abfälle sehr gehäuft und machten sich, besonders für die Geruchsnerven recht empfindlich bemerkbar; es ist daher nicht immer angenehm in unmittelbarer Nähe solcher Plätze speisen zu müssen. Der alte Kosak freute sich übrigens sehr uns wiederzusehen und schenkte uns zum Willkommen gleich einen prächtigen Moxun. Auch an den übrigen Fischerplätzen wurden wir mit gewohnter Freundlichkeit aufgenommen und erhielten mancherlei wichtige und interessante Mittheilungen über Land und Leute. So namentlich von Pawle Nicolajewitsch Roslakoff in Chalispagor, Constantin Nikitin Popoff in Wulpasl und vor Allem dem verständigen Starschina Jórka Mamrún (oder Mamrúk) in Jotlóch, einem Ostiaken aus fürstlichem Geblüte und Nachkommen jenes Mamrúk Obdorski, der vom Czaar Boris Feódorowitsch 1601 als erster Fürst der Ostiaken eingesetzt wurde. Wir erreichten den aus etlichen Tschums und russischen Fischerhütten bestehenden Platz, der in einer Bucht der flachen Insel Bjestschim-janni liegt, in der Frühe des 18. August und mussten wegen heftigen Gegenwindes bis zum anderen Tage liegen bleiben. Der alte Michael, welcher den Starschina kannte, hatte denselben zu einem Besuche in unserer Lotka veranlasst und so erschien er denn. Zu meiner grossen Verwunderung brachte er sogar seine Frau Uening, eine hübsche Dunkelblondine, von fast europäischen Gesichtszügen, und seine beiden kleinen Söhne Kolin und Ogom mit. Alle waren im besten Staate von Renfellen, der, wenn auch nicht in zierlichen Formen, so doch ganz hübsch kleidet. Frau Mamrun sah in ihrem weissen, mit braun gemusterten Kanten besetzten Pelze, dem Kragen von Eisfuchs und einem bunten Kopftuche ganz niedlich aus und wusste sich ganz gut zu benehmen. Sie kamen übrigens nicht mit leeren Händen, sondern Jedes hatte für den „Chosain" ein Geschenk bereit. Mamrun gab mir ein Messer für Männer, seine Frau ein solches, wie es die Weiber führen, beide mit von ihm selbst gefertigten, zierlich eingelegten Heften, der 7jährige Kolin einen grösseren, der 5jährige Ogom einen ganz kleinen Kinderbogen. Ich

*) Die Stationen, die wir auf der Rückreise berührten, waren folgende: 1. Haljatúr; 2. Pratótschka; 3. Chalispagór; 4. Wulpásl (jetzt sehr vergrösserter Fischereiplatz); 5. Jotlóch (Jochot), russ.-ost. Fischerplatz auf der Insel Bjestschimjáni; 6. Wespúgl (Wespogl, Wespógol), vis-à-vis Kniäski-Jurty, auf derselben Insel; 7. Obdorsk.

erwiederte diese Gaben so gut ich konnte mit Messern, einer versilberten Tabacksdose, einem Pfund Pulver, einer Scheere, Glasperlen und einer Flasche Rosenliqueur, letztere an Frau Mamrun. Die gute Frau trank aber ebensowenig als ihr Mann, der auch nicht einmal rauchte oder schnupfte; es giebt also auch wirkliche Temperenzler unter den Ostiaken. Die Bewirthung bestand daher nur in Thee mit Zwiebäcken und Stücken Zucker für die Kinder, anstatt Bonbons. Mamrun wusste ganz anders Auskunft über sein Volk zu geben als Seine Durchlaucht (Sjwétlost) der Fürst. Besonders desshalb weil er, wie seine Vorfahren, noch Heide war. Obwol unbekannt mit Lesen, Schreiben und der russischen Sprache, begriff er, als offener Kopf, die Zwecke unserer Reise vollkommen und theilte uns nicht allein über Sitten und Gebräuche Alles mit, was er wusste, sondern hielt auch in Glaubenssachen nicht zurück, wie ich später mittheilen werde. Jorka, früher ein reicher Heerdenbesitzer, hatte seinen Reichthum schon 5 mal an der Seuche verloren und besass jetzt nur ungefähr 100 Renthiere, war also ein fast armer Mann. Doch wollte er wieder neue Renthiere anschaffen, ohne welche er vollends verarmen müsse. Seine Klagen gegen den Fürsten brachte er übrigens sehr bescheiden an. Nach ihm soll der Fürst oft unrecht richten und ihm dadurch sein Amt als Aeltester schwer machen. Ausserdem sei der Fürst ein arger Trunkenbold und darin hatte Jorka gewiss Recht. Lag der Fürst doch augenblicklich betrunken in Jorkas Tschum und ich habe ihn später in Obdorsk wiederholt in diesem Zustande gesehen.

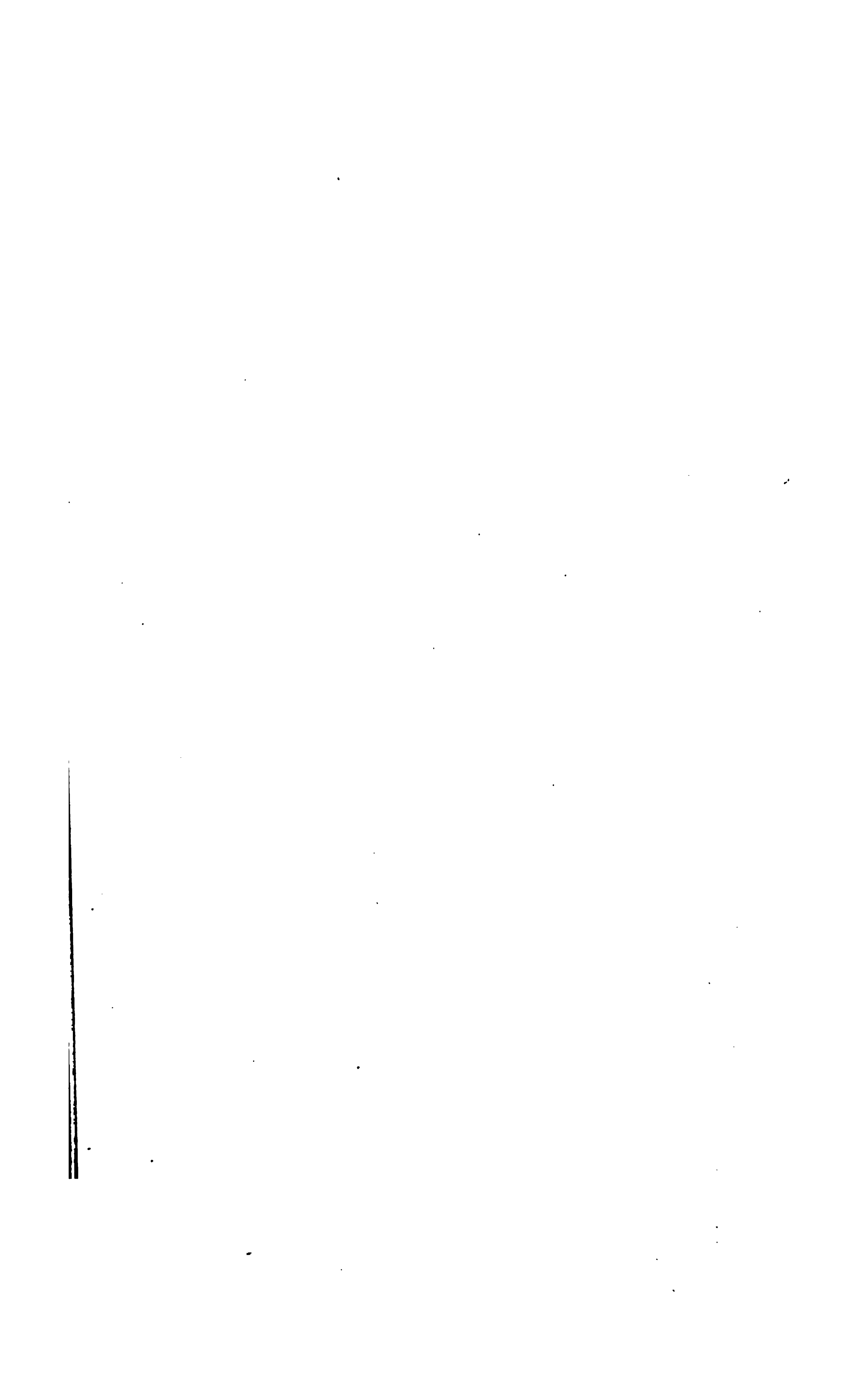
Da der Wind nachgelassen hatte, so konnten wir frühzeitig (19. August) aufbrechen und legten schon nach wenigen Stunden bei Wespogl oder Wespugl, einer Fischerniederlassung am linken Ufer des grossen Ob, gegenüber Kniäski-Jurty, an. Es war uns gesagt worden, dass sich dort ein „bolschoi Scheitan," grosses Götzenbild, finden solle und bald kam Dr. Brehm mit der Nachricht zurück, dass er es gefunden habe. Kaum hundert Schritt in dem die Niederlassung umgebenden, aus schlanken hohen Weiden bestehen-Wäldchen (siehe Abbild.) war ein mumienartiges, c. 4 Fuss langes Bündel in rothem Zeuge mit Bändern umwickelt, über diesem vier metallene Teller befestigt. Die zwei grossen oberen aus Zinnguss waren europäischen Ursprungs und sollen in England als Spielzeug für Kinder dienen. Beide trugen um den Rand das A B C in englischen Lettern; ausserdem der eine Brustbilder von Victoria und



N. d. N. v. O. Finsch

gez. v. M. Hoffmann

Götzenhain am unteren Ob.



Albert, der andere von Oscar und Josephine mit den betreffenden Namensüberschriften. Weit interessanter waren die beiden anderen Teller von etwa $3^1/_2$ Zoll Durchmesser. Sie schienen von Silber und zeigten in der Mitte ein Renthier, auf dem fast zollbreiten Rande einen Mann in langem Pelz mit Bogen zum Schiessen bereit, vor demselben einen Hund der einen Wolf verfolgt. Die sehr roh gezeichneten Figuren waren getrieben und ciselirt. Der zweite Teller stellte in der Mitte ein Elen, im Uebrigen ähnliche Figuren dar. Offenbar waren es Antiken, für die ich leider vergeblich hohe Summen bot, aber die Leute verkauften sie um keinen Preis. Als ich später die Jahreszahl 1832 und 1833 auf diesen Tellern bemerkte, wurde ich bezüglich ihres antiken Werthes stuzig. Allein der erfahrene Radloff in Kasan belehrte mich später, dass solche Teller oft aus viel späterer Zeit Jahreszahlen tragen, die mit Punktirung eingravirt seien und dies war auch bei diesen der Fall. Sie waren daher unzweifelhaft alt und wahrscheinlich Funde aus sogenannten Tschudengräbern,*) dienten aber ursprünglich nicht als Teller, sondern als sogenannte Spiegel. Ich sah bei Radloff eine Menge Abbildungen solcher „Spiegel," nach Gräberfunden, die z. Th. noch von Messerschmidt's Reise herrühren. Neben diesem wunderlich geschmückten Stamme waren andere mit Säbeln, Gläsern, Säcken, Alles in Lappen eingebunden, verziert. Vor diesem anscheinend wichtigsten Theile des Hains standen an ein Gerüst gelehnt wol 80 aus Baumstämmen gefertigte Götzenbilder, oft bis 4 Fuss und darüber lang, und am Kopfe mit einem roh geschnitzten menschlichen Gesichte versehen, ganz ähnlich wie Schrenk die von ihm auf Waigatz gefundenen samojedischen abbildelt (Taf. II.). Manche waren zum Theil noch mit der Rinde bekleidet und viele schienen sehr lange hier gestanden zu haben, denn sie verfaulten bereits. Ich liess Agram einen unserer ostiakischen Ruderer rufen, um von ihm an Ort und Stelle Aufklärung zu erhalten, wozu er ohne Zögern bereit war. Das mumienartige Bündel enthielt Opfergaben, dem grossen, „da oben thronenden" Geiste „Oort" dargebracht, und auch die Säbel, ja die Götzenbilder selbst stellten solche vor, eine

*) Ueber tschudische Reste an der Westseite des nördlichen Ural, an der Petschora u. s. w. giebt Schrenk mancherlei wichtige Nachrichten (I. p. 369—379), der die Tschuden für ein Volk finnischer Abstammung erklärt. Hofmann (p. 187) erwähnt alte Malereien, Elen u. s. w. darstellend, am Ufer der Wischera, ähnlich den erwähnten.

weitere Bedeutung hatten sie nicht. Ebenso waren die hie und da an den Bäumen befestigten Köpfe und Schwänze von Fischen, als Erstlingsgaben der Fischerei zum Opfer dargebracht worden. Wahrscheinlich wird es in manchem heiligen Haine unserer Vorfahren auch nicht viel besser ausgesehen haben und wenn ich an die Votivgaben mancher Wallfahrtsorte denke, wo oft reihenweise Beine, Arme u. s. w. aus Silber, Wachs u. s. w. als Zeichen dankbar erfüllter Gelübde hängen, dann finde ich dieses „blinde Heidenthum," wie es in beliebter Weise meist gescholten wird, noch lange nicht so dumm. Dass diese Götzen eben nur ähnlichen Zwecken gedient haben mochten und keine wirklich verehrte Bilder waren, wie z. B. „Moschter" in Kiochát, ging auch daraus hervor, dass mir die Eingebornen, nach einigen Verhandlungen vier der schönsten Exemplare verkauften. Die Verkäuflichkeit schien also ganz von der Heiligkeit der Bilder abzuhängen, ähnlich wie an Wallfahrtsorten. Man kann z. B. tausende Nachbildungen der Muttergottes in Mariazell, Chartres oder Kasan für weniges Geld kaufen, während die Originale für keinen Preis feil sein würden.

Ein verschmitzter russischer Junge erzählte uns, dass das Gesehene übrigens nicht die Hauptsache sei. Das Innere des Waldes berge noch den eigentlichen Schatz, den wahren „bolschoi Scheitan," zu dem aber ein wahrer Irrpfad führe und den wir ohne Führer weder hin- noch zurückfinden würden. Er kannte die Stelle wol, war aber selbst durch einen Rubel nicht zu bestechen, uns dieselbe zu zeigen, so sehr fürchtete er sich vor den in Aussisht stehenden Prügeln; denn auch den hier fischenden Russen musste es daran liegen, im besten Einverständniss mit den Eingebornen zu bleiben. Wir mussten also ohne den Anblick dieses grossen Götterschatzes von dem lieblich gelegenen Wespugl scheiden, das schon Sujew vor mehr als 100 Jahren (12. Juli 1771) besuchte, ohne aber den Götzenhain gefunden zu haben, der voraussichtlich schon damals existirte.

Um 2 Uhr gingen wir mit der Lotka weiter, auf der eine fröhliche Stimmung herrschte; brachte uns doch jeder Ruderschlag Obdorsk näher, wo die Mehrzahl unserer Leute Frau und Kinder überraschen konnte. Um 6½ Uhr begrüssten uns die Thürme des Städtchens zum zweiten Male; diesmal nicht in der Klarheit der Sommerhelle des arctischen Kreises. Trübe Wolken hingen in der Luft, welche grell gegen den vom Untergange der Sonne magisch

beleuchteten Ural abstachen. Aber dennoch winkte uns das Städtchen bei Weitem freundlicher als das erste Mal; war es doch für uns ein Petersburg, Moskau, Berlin, in dem wir lang entbehrte Genüsse erwarten durften. Fröhlich und unter heiteren Liedern legten sich unsere Ruderer in die Riemen, wobei heitere Weisen erschallten, namentlich das Lied mit dem hübschen Refrain „drilja, drilja, Konopé!" Ein Boot mit sirjänischen Frauen, die vom Beerenlesen zurückkehrten, begleitete uns und begrüsste alle vom alten Michael bis zum Ostiak Säkoff herab, und fröhliche Scherze und Spässe wechselten hinüber und herüber. Bald bogen wir in den Polui ein, und um 9 Uhr legte der „Bismark" nach nur 34tägiger Abwesenheit an dem wolbekannten Strande vor Anker, dicht neben der Lotka des Herrn Poljakoff, der uns schon vom Decke herab begrüsste und mit dem wir den Abend vergnügt verlebten.

XIII. Kapitel.

Ostiaken u[illegible] Samojeden.

Vorbemerkung. — Anthropologisches. — Virchow über die Schädelbildung. — Ostiaken ähneln Mongolen und Lappen. — Middendorff über Samojeden. — Sind ein Mischlingsvolk. — Castréns Sprach[illegible]ungen bestätigen dies. — Ahlqvist's das Gegentheil. — Ostiakisch verwandt [illegible]garisch. — Sprachliches. — Aeussere Erscheinung. — Unrichtiges älterer Besc[illegible]iber. — Schwierigkeit Ostiaken und Samojeden zu unterscheiden. — Characteristik des Ostiaken-Typus. — Individuelle Abweichungen. — Aehnliche Verhältnisse bei Samojeden. — Vermischung zwischen beiden Völkern. — Abbildungen derselben. — Portraits. — Geschichtliches. — Frühe Kenntniss dieser Völker. — Jugrien. — Alte Jugren sind heutige Samojeden. — Unter russischem Scepter. — Verschiedene Benennungen. — Ostiaken oder „Handocho". — Samojeden oder „Hasowa". — Verschiedene Ableitung des Wortes „Samojed". — Geographische Verbreitung der Ostiaken. — Zahl derselben. — Wogulen. — Verbreitung und Zahl der Samojeden. — Heissen Juraken am Jenisseï. — Jassak. — Ursachen der Verminderung. — Trunksucht. — Gute Eigenschaften. — Ungemeine Ehrlichkeit. — Keine Bettler. — Verträglichkeit der Kinder. — Weniger Rohheit als bei uns. — Schädliche Einflüsse von Cultur und Christenthum. — Mission. — Schwierigkeiten derselben. — Christenthum nur äusserlich. — Samojedische Ansichten über dasselbe. — Heiligkeit der Eidesform desselben. — Verschlechterung der Sitten und des Wesens. — Frohe Gemüthsart. — Geistige Fähigkeiten. — Falsche Beurtheilung. — Die geringe Bildung reicht aus. — Poesie. — Musikinstrumente. — Geduldspiele. — Ein zuverlässiger Berichterstatter. — Aeusseres Leben. — Objectivität selten, aber nöthig. — Middendorff's Anleitung dafür. — Hohe Stufe der Vollkommenheit in Geräthschaften. — Der Choltipon. — Bogen und Pfeil äusserst practisch. — Kunstarbeiten. — Originalität der Muster. — Weibliches Arbeitsgebiet. — Stellung der Frau. — Irrige Urtheile. — Frauen werden gut behandelt. — Frau ein „Schatz". — Schamhaftigkeit. — Reinlichkeit. — Nahrung. — Erwerb. — Fischerei. — Jagd. — Renthierzucht. — Die Syrjänen, die Juden der Tundra. — Urtheile über dieselben. Renthierbestand. — Kleidung. — Der Männer. — Der Frauen. — Schmuck. — Nessel. — Toilettkünste. -- Kinder. — Kinderpuppen. — Harte Erziehung. — Krankheiten. — Wunderkuren. — Geburt und Namengeben. — Volljährigkeit. — Heirath und Hochzeit. — Kalym. — Ehegesetze. — Pietät gegenüber Ver-

storbenen. — Todtenhaine. — Grabstätten. — Götzenplatz für Todte. — Begräbnissfeier. — Liebesmahle. — Jenseits und Schattenreich. — Zaubertrommel. — Eine Schamanenvorstellung. — Schamanenweisheit. — Christliche Schamanen. — Mamrun's Götterlehre. — Schamanenthum. — Civilisirter Schamanenglaube. — Glauben. — Höchstes Wesen. — Uebrige Götter. — Götterbilder. — Tiljan. — Hahe. — „Fetischdienst." — Opferdienst. — Lonch. — Sjadaei. — Resumé.

Wie die Eingebornen Nordamerikas, die verschiedenen, oft sehr zahlreichen Stämme der sogenannten „Rothhäute", dem Untergange bereits verfielen, oder doch stetig entgegengehen, ähnlich so verhält es sich in Bezug auf die Eingebornen Sibiriens. Castrén, Radloff u. A. erwähnen einzelne Volksstämme, von denen kaum mehr als Ueberbleibsel noch existiren, während andere bereits als gänzlich untergegangen zu betrachten sind, wie z. B. die Tubinzen und Kotten. Ein ähnliches Schicksal mag die spärlichen Reste samojedischer und ostiakischer Stämme, welche Castrén hie nnd da am oberen Ob und Jenisseï gleichsam wieder entdeckte, getroffen haben und Alles was der unerschütterlich eifrige und bewunderns-würdig rastlose Forscher über sie sammelte, bildet daher für alle Zeit einen unvergänglichen und unersetzbaren Schatz der Wissenschaft. Wenn die beiden hervorragendsten Stämme der Eingebornen Nordwest-Sibiriens, die Ostiaken und Samojeden, vorläufig auch noch für lange Zeit vor ähnlichen Schicksalen bewahrt scheinen, so lässt sich doch nicht läugnen, dass sie z. Th. in einer Auflösung begriffen sind, die so gern als „Aussterben" bezeichnet wird. Weit entfernt mit Castrén,*) Radloff oder ähnlichen berühmten Forschern nur annähernd in die Schranken treten zu wollen, scheint es mir immerhin nicht unwichtig, die von mir gemachten Wahrnehmungen zusammenzustellen, die ja bei der Kürze unseres Aufenthaltes überhaupt nicht so eingehend und umfassend sein konnten als ich dies selbst so sehr gewünscht hätte. Mancherlei Vergleichungen, Beweise und Berichtigungen machen es indess nothwendig, hier und da Berichte von Vorgängern zu benutzen. Im Uebrigen kann ich mich aber in den Hauptsachen auf eigene Beobachtungen und Er-

---

*) M. Alex. Castrén's „Reise-Erinnerungen aus den Jahren 1838—1844" herausgegeben von A. Schiefner, 1853, und „Reiseberichte und Briefe aus den Jahren 1845—1849", herausgegeben von demselben 1856.

kundigungen stützen, die meinem Berichte den Stempel des Originalen bewahren. Derselbe dürfte ganz besonders dadurch erhöht werden, dass ich mich bemühen werde so streng als möglich objectiv zu bleiben und unbeirrt um die Urtheile Anderer die Verhältnisse nur so zu schildern versuche, wie sie sich mir darstellten. Auf diesem Wege, ohne vorgefasste Meinungen und von allen Speculationen absehend, dürften meine Mittheilungen, trotz ihrer Unvollkommenheit, vielleicht dasjenige Interesse erlangen, welches sie werth macht, ihnen ein bleibendes Andenken zu sichern.

Ich beginne meine Betrachtungen mit einer anthropologischen Scizze und zwar auf Grund der Untersuchungen von Herrn Professor Virchow, der so gütig war das von mir mitgebrachte Material (17 Schädel, sämmtlich aus heidnischen Grabstätten) unter Vorbehalt einer „ausführlichen Beschreibung" wissenschaftlich zu besprechen.*)

Darnach ergeben die Schädel von der oberen Schtschutschja „eine mässig grosse, stark brachycephale, mässig hohe, leptorrhine Form", die von der mittleren Schtschutschja (Tschornejar): „im Mittel eine „ausgezeichnet brachycephale leptorrhine und schwach prognathe Rasse". Die vom unteren Ob (Chalispagor) scheinen „für die Annahme einer grösseren Vermischung der Stämme" zu sprechen, da unter 4 Schädeln „einer leptorrhin, einer mesorrhin, einer platyrrhin und einer hyperplatyrrhin" ist.

Diese Annahme der Stämmevermischung erhält im Resumé weitere Belege. Darnach gewährt ein Schädel von der Schtschutschja (No. 6) „ein gutes Bild des finnischen Typus," während ein

*) „Westsibirische Schädel (Samojeden, Ostiaken)" in: „Berliner Gesellschaft für Anthropol., Ethnol. und Urgeschichte" (Sitzung vom 21. Juli 1877 p. 56–67; Messungen p. 71 und 72). Wie aus den hier von mir gemachten Mittheilungen über die Bestattungsweise (p. 57) hervorgeht, lässt dieselbe bezüglich des Geschlechtes des Todten niemals den geringsten Zweifel. Wenn daher Herr Prof. Virchow, meinen Angaben entgegen, einen weiblichen Schädel (No. V) als männlich, einen männlichen (No. IV) umgekehrt als weiblich bezeichnet u. s. w., weil seine craniologischen Untersuchungen diese Aenderung als richtiger erscheinen liessen, so müssen, nach meiner Ansicht, die letzteren den Thatsachen unbedingt weichen. In dem Grabe der Frau (No. V) fand ich, wie immer, nur Frauengeräth und bewahre u. A. noch eine Glasperle, die sich in der Augenhöhle fand, die allein genüget haben würde, meine Geschlechtsangabe als unzweifelhaft zu beglaubigen.

anderer (No. 3) von derselben Localität mit 2 anderen (A u. B), letztere fast zweifellos Ostiaken angehörend, „ungleich positivere Anhaltspunkte zu Vergleichung mit ostsibirischen Völkern, namentlich mit Golde vom unteren Amur, als mit irgend welchen westlichen Schädeln" geben. „An ihnen treten schon in der Bildung der Schädelkapsel, jedoch viel stärker in der Bildung des Gesichts und namentlich der Nase auffällige Merkmale mongolischer Rasse hervor. Es sind dies die ersten Schädel finnischen oder ugrischen Ursprunges, an welchen ich dies bemerkte, und wenn es sich hier nicht um besondere Mischungsverhältnisse handeln sollte, so würden wir in den Ostiaken ein wirkliches Uebergangsglied zu den centralasiatischen Mongolen erkennen müssen. Während diese Merkmale an den Schädeln vom Ob selbst in stärkerem Maase hervortreten, zeigen die Schädel von der Schtschutschja vielfach Annäherungen an die westfinnischen, namentlich lappischen Formen."

Bezüglich der Schädel selbst muss ich nun bemerken, dass es nicht möglich war mit positiver Sicherheit anzugeben, welche Ostiaken oder Samojeden angehörten, da beide Völker in den genannten Localitäten vorkommen und ihre Bestattungsweise durchaus übereinstimmt. Wenn es auch immerhin wahrscheinlicher ist, dass sämmtliche Schädel ostiakische sind, so schliesst diese Annahme samojedische keineswegs aus, und man wäre berechtigt diejenigen welche mongolischen Typus verrathen als solche anzusprechen. Dazu würden also z. B. die Schädel A. u. B.*) von Chalispagor gehören, allein ich habe allen Grund anzunehmen, dass gerade diese echte Ostiaken waren, wie umgekehrt Schädel von finnischem Gepräge (z. B. No. 6) aller Wahrscheinlichkeit samojedischen Ursprunges sein dürften.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls stellt diese craniologische Untersuchung Virchow's die schon von v. Middendorff vor mehr als 30 Jahren

*) Dass die blosse Untersuchung von Schädeln nicht immer mit Sicherheit auf die Rasse schliessen lässt, davon geben 2 Schädel aus alten Gräbern bei Tjumén Zeugniss, welche Graf Waldburg hier von Herrn Lehrer Kanonikoff erhielt. Herr Professor Virchow würde nach der blossen craniologischen Untersuchung nicht auf den Gedanken gekommen sein, sie für finnische zu halten, hätte ihn die Vergleichung mit der Abbildung eines Wogulenschädels nicht dazu veranlasst. Vergl. auch Dr. Europaeus: „Schädeltypus der Ostiaken und Wogulen" in: Zeitschr. für Ethnolog. 1876.

ausgesprochene These fest: „Die Samojeden sind ein Mischlingsvolk, entstanden durch die Vereinigung finnischer und mongolischer Völker." Castrén's linguistische Forschungen haben diese These vollkommen bestättigt, ja selbst bezüglich der finnischen Sprache zu ähnlichen Resultaten geführt. So sagt Castrén (II. p. 401) „der finnische Sprachstamm schliesst sich am nächsten an den Samojedischen und Türkischen an, hat aber zugleich eine entschiedene Verwandtschaft mit dem Mongolischen. Aus dieser Sprachverwandtschaft kann mit Sicherheit geschlossen werden, dass die Finnen vormals am Altai wohnhaft gewesen sind."

Ist dieser Satz richtig, so würde sich darnach zugleich die Abstammung der Ostiaken erklären, die nach dem übereinstimmenden Urtheile wol aller Forscher „echte Finnen" sind. Dies bestätigen auch briefliche Mittheilungen, welche ich der Güte von Professor Ahlqvist und Stud. Bergroth in Helsingfors verdanke. Der Letztere schreibt mir „was die Völker am unteren Ob betrifft, so gehören die Ostiaken und Wogulen zum finnischen Volksstamme, allein die Samojeden zu einem ganz anderen." Aehnlich Professor Ahlqvist: „Castrén nimmt wol eine Verwandtschaft zwischen Samojeden und Finnen an, aber doch nur eine fernere, welche sich auf das in beiden Sprachgruppen massgebende Agglutinationsprincip gründet. In dem Sprachmaterial, und auch in den Biegungsformen, aber sind die samojedischen Sprachen mit den finnisch-ugrischen ebenso wenig und sogar noch weniger verwandt als z. B. Russisch mit Portugisisch oder Schwedisch mit Persisch." Fügen wir noch hinzu, dass nach Ahlqvist: „die Ostiaken der Sprache nach den Magyaren sehr nahe verwandt sind, so wäre der gegenwärtige Stand der Kenntniss der Sprachverwandtschaft characterisirt, die indess bezüglich des Samojedischen noch nicht völlig sicher gestellt zu sein scheint. Nach Rittich (Geogr. Mitth. Ergänzungsheft No. 54) gehören die Ostiaken zur ugro-finnischen Gruppe des ural-altaischen Stammes der mongolischen Rasse, die Samojeden als nächstverwandte, aber besondere Gruppe ebenfalls hierher. Ostiakisch ist übrigens eine ganz wohlklingende, vocalreiche Sprache, in welcher schon dem Laien die dem Englisch th ähnliche Aussprache des t auffällt, welches sehr häufig wie tl klingt und wie ich aus Castrén (p. 133) ersehe, in der That characteristisch ist. Wie die Russen kein h, so können die Ostiaken, wenigstens nach unseren Erfahrungen, kein f aussprechen und gebrauchten statt dessen stets p. — Dass Samojedisch, übrigens

ebenfalls sehr wohlklingend, eine ganz verschiedene Sprache ist, und als Umgangssprache zwischen den beiden Völkern dient, die sich sonst ja nicht verstehen würden, erwähnte ich bereits. Trotz dieser auch dem Laien auffallenden Verschiedenheit erklärt sie Castrén, sich oft widersprechend, wiederholt (vergl. p. 69—74, 199 u. 394) als mit Finnisch verwandt. — Sowol Ostiakisch als Samojedisch zerfallen wiederum in Dialekte und Dialektnüancen. Für erstere Sprache führt Castrén (p. 120) 3 Hauptdialekte an, für Samojedisch (p. 462) ebenfalls 3 und c. 12 Dialektnüancen, die v. Middendorff*) erläutert und zurückzuführen versucht (p. 1411—1414). Nach Hofmann (p. 49, 50) ist der sogenannte laepinsche Dialekt, welchen die Ostiaken bei Bereosoff sprechen, ungefähr gleich mit Wogulisch, und so verschieden von dem obdorskischen Ostiakisch, dass Vertreter beider Dialekte sich nicht verstehen können.

Was die äussere Erscheinung anbelangt, so sind die Beschreibungen Sujew's (Pall. 3**), welche noch heut so häufig als Quelle dienen, nur als individuelle aufzufassen, geben aber als Gesammtbild eine durchaus falsche Vorstellung, wie schon Castrén (p. 306) berichtigte. Wenn der Reisende nach der ersten Bekanntschaft mit fremden Völkern, nach dem ersten Individuum, zugleich den Typus des ganzen Stammes erkannt zu haben glaubt, so verschwindet dieses zuerst eingeprägte Bild immer mehr, je mehr derselbe Stammesgenossen zu sehen bekommt. So ging es uns mit den Tataren, mit den Kirghisen, Ostiaken und schliesslich mit den Samojeden! Dabei beeinflusst natürlich die Nationaltracht das Urtheil sehr. Wie Middendorff seine samojedische Wäscherin eines Tages nicht wieder erkannte, weil — sie sich gewaschen hatte, so sprach ich Herrn Sobrin als Samojeden an, obwol ich kaum eine Woche

---

*) „Sibirische Reise" Band IV. Theil 2. „Die Eingeborenen Sibiriens" (1875).

**) Ostiaken (p. 39). „Von Gestalt sind sie mehrentheils mittelmässig und kleinlich, schwach von Kräften und besonders dünn und mager von Beinen. Ihre Gesichter sind fast durchgängig unangenehm, bleich und platt, doch ohne irgend eine characteristische Ausbildung. Das gemeiniglich röthliche oder ins helle fallende Haar verunstaltet sie noch mehr." Samojeden (p. 63) „sind im Ansehen und der Sprache von den Ostiaken gänzlich verschieden; sie haben fast das Ansehen der Tungusen, runde, breite und platte Gesichter, aufgeworfene breite Lippen, eine breite offene Nase, wenig Bart und schwarzes borstiges Haar." Schrenk, der nur wenige Ostiaken antraf, fand ihre Gesichtsbildung wenig von der der Samojeden verschieden (p. 439), bemerkt aber das meist blonde oder braune Haar; aber auch Castrén bestätigt als Regel schwarzes Haar.

das Ostiakenland verlassen hatte. Aber freilich war er der erste Ostiak, welchen ich — in schwarzem Visitenanzuge zu sehen bekam. Von den Ostiaken entwarf ich an Ort und Stelle als annähernd allgemein gültig folgende Kennzeichen: Haar weich, meist schwarz; Stirn vorspringend; Brauen dünn behaart; Augen meist dunkel, etwas geschlitzt;*) Nase klein, auf dem Rücken meist etwas eingedrückt oder eingebogen, mit runder, knopfartig vorspringender Kuppe, die bei kleinen Kindern oft das einzige von der Nase sichtbare ist; Nasenflügel breit, mit grossen Nüstern; Mund gross, breit; Lippen dick, meist wulstartig vorspringend, namentlich die untere, welche scheinbar zuweilen die Nase überragt; Kinn klein, rund; Bart schlecht, spärlich, meist auf Backen beschränkt, aber dünn, zuweilen Stoppeln am Kinn, selten Schnurrbart. Auffallend ist die Kleinheit der Füsse, die Middendorff namentlich auch für die Samojeden als characterisch betrachtet. Was die Hautfarbe anbelangt, so war dieselbe durchgehends, soweit nicht äussere Einflüsse eingewirkt hatten, kaum von solcher bei Russen unterschieden, vielleicht etwas fahler; doch sah ich namentlich bei Mädchen zart geröthete Wangen.

Die Statur bleibt meist unter der mittleren und klein; doch konnte ich keine Messungen anstellen, weil die Eingebornen sich nicht dazu herbeilassen wollten, indem sie Derartiges als identisch mit Conscription hielten, vor welcher sie heillose Angst haben. Dass die Ostiaken, obwol schwächer aussehend als Russen, bezüglich ihrer physischen Kräfte ebensoviel als diese leisten, haben wir zur Genüge erfahren. Bei der ärmlichen Lebensweise, den vielen Mühen, Entbehrungen und Strapatzen, mit welchen Ostiaken stets zu kämpfen haben, ist es nicht zu verwundern, wenn sie fast durchgehends mager sind. Nur einen zur Corpulenz hinneigenden Stammesgenossen notirt mein Tagebuch. Es war ein Neffe des Fürsten, der noch jung offenbar an Fettsucht litt, wenigstens keine normale Konstitution besass.

---

*) Nach darwinistischen Grundsätzen dürfte es nicht schwer werden den Beweis zu führen, dass die schmalen, blinzelnden Augen durch Angewöhnung, in Folge der Mücken, des Rauches und des Schneeblendens, entstanden. Auch wir konnten selten die Augen so offen halten als gewöhnlich und fanden die Gewohnheit bereits als ziemlich constant bei den dortigen Russen und Kosaken. Schon Middendorff spricht sich ähnlich aus (p. 1455).

Bezüglich der individuellen Abweichung will ich nur einige Notizen meines Tagebuches anführen:

„Ugorskia-Jurty. Typus ganz verschieden; hier ein paar Männer mit grossen, herabgebogenen Nasen, die ganz an gewisse nordamerikanische Indianer erinnerten; Männer, sehr oft ganz weiblich aussehend.“

„Parawatzky-Jurty. Ein Mann mit blauen Augen; einer mit grauen, beide Haare schwarz; Weiber scheinen mehr gleichmässigen Typus zu bewahren, der namentlich bei jungen etwas Mongolisches verräth: runde Kürbisköpfe; dunkle Augen; Brauen stark gebogen; Nase klein, stumpf; stark vorspringende Backenknochen; Haut so weiss als bei unserem Landvolk; einzelne gar nicht hässlich.“

„Tachty. Hier mehrere Männer mit blauen Augen und dunklem Haar; einer schwarze Haare und blaue Augen; einer mit rothbraunem Haar; andere schwarzes Kopfhaar und blonden Bart; einer ganz blond; letzteres aber selten.“

„Bolschoi Ustram. Frauen mit hübschen runden Waden und durchgehends mit kleinen Füssen; eine Frau sehr braun, andere so weiss als wir; ein Mann mit blauen Augen; Indianertypus mit gebogener Nase selten.“

„Kniäski-Jurty. Wol 20 Männer, darunter 3 Indianergesichter und einer fast japanisch; einer blond mit hübschem blonden und starken Schnurrbart.“

„Pratotschka. Hier wieder indianer- und japaner-artig aussehende; ein sehr hübscher, übrigens ganz typischer Mann hat schwarzes Haar, blaue Augen und guten blonden Schnurr- und Kinnbart.“

„Tobelko. Ein ganz typischer Mann kennt sein Alter, behauptet 25 Jahre alt zu sein, sieht aber aus wie 18; spärlich hervortretender Bart; langes schwarzes Haar; kleine dunkle, nicht geschlitzte Augen; wenig vorspringende Backenknochen; Hautfarbe bräunlich mit gerötheten Wangen.“

„Tobelko. Hübsche Blondine mit dunklen Augen und hübsche 14jährige Brünette, im Aussehen an Japanesin erinnernd; beides Geschwister von demselben Elternpaare u. s. w.“

Die Beobachtung Kowalski's, dass beim weiblichen Geschlechte, namentlich Mädchen und jüngeren Frauen, der „mongolische Gesichtstypus“ stärker hervortritt als bei Männern, kann ich nur bestätigen.

Obwol wir mit Samojeden minder häufig zusammentrafen und verkehrten, so lauten meine Notizen über sie doch ganz ähnlich. Im Ganzen schien bei ihnen ein Hinneigen zu mongolischem Typus, namentlich in Folge der mehr geschlitzten Augen, mehr bemerkbar, ihre Färbung schien dunkler, mehr ins Bräunliche, das Haar vorherrschend schwarz. Doch notirte ich u. A. von zwei samojedischen Mädchen in Jamburri: „hübsche Brünette mit an Japanische erinnernden Zügen; Blondine ist ihre Schwester; beide von denselben Eltern, die beide dunkelhaarig. Vermischung hier nicht wol anzunehmen. Warum auch sollten bei Samojeden nicht ähnliche Verschiedenheiten zwischen Geschwistern vorkommen als bei uns? Warum muss gerade bei diesen Völkern stets Kreuzung mit anderen die Ursache solcher Verschiedenheit sein?"

Dass diese Vermischung, wenn auch nicht gerade in dem vorliegende Falle, stattgefunden hat, wie schon Sujew berichtet, und noch stattfindet, wer wollte das läugnen? Middendorff giebt (p. 1406 und 1407) hierüber, sowie über die Gesichts- und Schädelbildung (p. 1402, 1410, 1440, 1444 und 1448) überhaupt, sehr klare Darlegungen, die durch z. Th. treffliche Abbildungen vollends verständlich werden. Letztere illustriren aber in erster Linie Samojeden (Juraken) und deren Verschiedenheiten, die in dem Kanin-Samojeden*) (Taf. XIV, ganz finnisch) und dem Timan-Samojen (T. XIII, mongolisch) gipfeln, während von Ostiaken nur die halb russificirten verkommenen Jenissei-Ostiaken vom Sym (Taf. I, II) dargestellt sind. Die hier beigegebenen Bilder (Abb. 44 und 45) dürften die ersten gelungenen von Ostiaken**) des unteren Ob sein.

*) Sie wurden von dem im Portraitfach unübertrefflichen Meister Mitreuter in Petersburg nach der Natur gleich auf Stein gezeichnet und sind wol die besten Darstellungen von Samojedentypen, welche bis jetzt existiren. Sie wurden schon 1853 in Castrén's Werk zuerst publicirt. Die in Hofmann's Werk gegebenen Samojedentypen sind, mit Ausnahme der von Bermeleeff gezeichneten Köpfe, zu glatt und elegant gehalten und büssen dadurch an Naturwahrheit ein. — Dass die in Albin Kohn's: Sibirien (Spamer 1876) gegebenen Abbildungen von Samojeden (p. 39), Juraken (p. 45) und Ostiaken (p. 27) weder als Rassetypen noch Kostümbilder gelten können, sondern sich ungefähr so verhalten wie ein Maskenanzug zur Wirklichkeit, bedarf nicht erst des Nachweises, denn Jeder der nur eine schwache Ahnung von Zeichnen hat, wird die Angabe „nach Original-Photographien" wol kaum glauben. Ganz ähnlich verhält es sich, soweit mein Urtheil reicht (Ostiaken p. 199, Kirghisen p. 285), mit den Rassebildern in Lankenau's: „Das heutige Russland."

**) Von den Ostiakenköpfen in Hofmann giebt nur der des Mannes ein richtiges



1.





2.



W. A. Meyn lith.

Ostiaken. (Obdorsk.)

(Nach Photographien von Lutik in Tobolsk.)

Sie wurden nach Photographien, welche Herr Lutik aus Tobolsk in Obdorsk aufnahm, von Herrn W. A. Meyn in Berlin auf Stein übertragen. Und zwar mit vollkommenster Portraitähnlichkeit, was ich desshalb bezeugen kann, weil ich die Originale persönlich gut kannte.

Die beiden oberen Köpfe (Fig. 1. Taf. 44) sind Portraits von Marka, der in Obdorsk das hohe Amt eines „Zehner", d. h. Büttels, bekleidete. Unter ihm präsentirt sich, durch das Schielen des linken Auges etwas entstellt, Herr Jatjúwa, ein Vollblut-Ostiak und Sohn Kurrmäk's, der als Schaman berühmt sein soll, obschon er mit im Hofstaate des „allerchristlichsten" Fürsten eine bedeutende Rolle spielt. Das Portrait auf Taf. 45 (rechts) stellt Prinz Pangi, einen Bruder des Kniäs dar, dem der Eifer des Photographen unmotivirter Weise eine Zaubertrommel in die Hand gab. Er ist selbstredend wie das ganze fürstliche Haus getauft, doch dürften ihm vermuthlich die dumpfen Töne des Penser noch immer lieblicher klingen als Kirchenlitaneien.

Die Dargestellten können als typische Ostiaken gelten und zeigen wie erheblich die individuellen Abweichungen schon zwischen wenigen Personen sind, welche durch ein Gruppenbild Lutik's, den Fürsten und sein Gefolge darstellend, noch vielmehr zur Geltung kam. Hier zeigt unter ca. 10 Personen fast jede eine andere Physiognomie, was umsomehr überrascht, als nahe Verwandte des Fürsten darunter sind. Auch der mir persönlich bekannte Samojede (No. 45) stellt eine durchaus typische Figur dar und ähnelt in etwas seinem Stammgenossen Peika vom Tas in Middendorff (Juraken, Taf. III).

Wie diese Portraits zeigen können nach unseren Anschauungen weder Ostiaken noch Samojeden als „schöne Menschen" gelten, allein es giebt unter ihnen auch Individuen die selbst wir als „hübsch" bezeichnen dürfen. Namentlich würde eine feine Garderobe bei manchen Mädchen wunderbare Umwandelungen hervorbringen. Hinsichtlich der Geschichte der Ostiaken und Samojeden mag bemerkt sein, dass schon die ältesten Schriftsteller gewisse Kunde dieser Völker besassen. So gedenkt Plano Carpini bereits 1246 der Samojeden und Marco Polo (1270—1295) hörte bereits von Pelzhandel

---

Bild. Die Ostiaken in Castrén (1856) haben nur als Costümbilder Werth, sind aber in den Physiognomien verfehlt.

im Norden, der jedenfalls den der Ostiaken betrifft. Gewiss ist, dass schon im 15 Jahrhundert Verkehr zwischen den Russen und den genannten Völkern bestand, denn sie belagerten bereits 1499 Laepina, welches damals ein Hauptverkehrscentrum des Tauschhandels gewesen zu sein scheint. Nach Lehrbergs Untersuchungen wären die alten Jugren oder Ugren gleich mit den heutigen Ostiaken und Wogulen, was auch Hofmann (p. 49, 50) für die laepinschen Ostiaken als ziemlich sicher annimmt. Aber Schrenk's*) gelehrte Untersuchungen lassen keinen Zweifel, dass unter dem alten Jugrien das Gebiet zwischen Obdorsk bis Tass zu verstehen ist, die Jugrer also die heutigen transuralische Samojeden sind. Jedenfalls erstreckten sich die Wohnsitze der Ostiaken in früheren Zeiten viel weiter südlich. Das heutige Tjumén hat wahrscheinlich seinen Namen einem „Tschumplatze" zu verdanken, wie Demiansk (Djemjansk) seinem einstigen Herrscher, dem Ostiakenfürsten Njemjan. Als Jermak 1581 in blutiger Schlacht die Macht des Tatarenreiches unter Chan Kutschum gebrochen hatte, verfielen zugleich die ihm verbündeten Ostiaken der russischen Oberhoheit. Wie wir gesehen haben wurden sämmtliche Häuptlinge bis auf Einen abgesetzt, der 1601 durch kaiserliche Urkunde den erblichen Fürstentitel erhielt. Die cisuralischen Samojeden waren schon 1525 Russland zinspflichtig geworden; die transuralischen östlich von Obdorsk erst nach Unterwerfung der Ostiaken; doch zahlten bereits 1614 die Samojeden im Taimyrlande Tribut. Uebrigens war dies nicht ganz widerstandslos geschehen und namentlich scheinen die sibirischen Samojeden einzelne Male ziemlich wehrhaft gewesen zu sein, da sie wiederholt, zuletzt 1746, gegen Pustosersk anrückten und dasselbe, wenn auch erfolglos, belagerten. Ausführlichere Mittheilungen über die Geschichte der Samojeden und Quellenangaben macht Schrenk (I. p. 293). —

Nach demselben Forscher nannten die Tataren ihre nördlichen Nachbarn Uemtäk (= Barbar), woraus corrumpirt und russificirt Ostiak (Ostjak, Ostiäk, Ostjäk) entstand. Die nördlichen Ostiaken, mit denen wir hauptsächlich zusammenkamen, nennen sich selbst Handocho (Chandocho, russ. Kandycho), welches soviel als „Mensch" bedeuten soll, obschon meine Nachfragen dies nicht ergaben, da die Eingebornen irgend eine Erklärung des Wortes nicht zu geben

*) „Ueber die Jugren und das Jugrische Land" in: Reise nach dem Nordosten des europäischen Russland u. s. w. II. (p. 222- 258) 1854.

vermochten. Nach Castrén bedeutet „Chondy-chui“ Konda-Volk, wie „As-chui,“ wie sich Ostiaken auch zu nennen pflegen Ob-Volk. Die Wogulen nennen die Ostiaken wie sich selbst Manssi, ebenso wie die Laepinschen Ostiaken, welche ja äusserst nahe mit den Wogulen verwandt sein sollen, sich selbst. Von den Samojeden werden sie dagegen Habi, wie ich es hörte, nach Sujew Tahe genannt.

Der heut allgemein als Samojeden bezeichnete Volksstamm nennt sich selbst Hasowo (Chasowo) oder Njänäz (an der Petschora), was wie Schrenk (p. 616) überzeugend nachweist keineswegs „Mensch“ bedeutet, sondern einfach ein Eigenname ist. Die transuralischen Samojeden hiessen früher bei Ostiaken „Orghoj,“ woraus Ugrer oder Jugren entstand, eine Benennung, welche man fallen lassen musste, als sich die Identität mit den westlichen Samojeden herausstellte. Ueber die verschiedenen und so sehr abweichenden Erklärungen dieses Wortes verweise ich auf Schrenk (p. 616—622), nach dem die Ableitung „Selbstfresser“*) (aus Syrojästzi = Rohfresser) am richtigsten ist. Bei den nördlichen Ostiaken heissen die Samojeden übrigens heutigen Tags „Hui“ oder „Worcho,“ bei den Syrjänen „Jaron.“

Nach der ethnographischen Karte des asiatischen Russlands von Wenjukoff ist das Verbreitungsgebiet der Ostiaken ausserordentlich ausgedehnt, indem es südlich fast bis nach Tobolsk und Tomsk, nördlich bis über den 65 Breitengrad hinausreicht, längs dem Ob sogar bis über den 67°, und sich vom Ob bis über den Jenisseï ausdehnt. Nördlich von diesem Gebiete geht das der Samojeden bis zu den Küsten des Eismeeres, östlich sich bis zur Pjäsina erstreckend. Der unvermeidliche Fehler derartiger graphischer Darstellungen ist der, dass sie in Betreff der Volkszahl meist ganz irrige Vorstellungen erwecken. Denn statt das ganze ungeheure Gebiet mit einem Farbentone zu coloriren, wäre es richtiger nur die Hauptsitze zu markiren, die dann gleich Oasen in einer Wüste sich darstellen würden. Für die Ostiaken bildet jedenfalls die an 40 Werst breite Niederung des Ob gegenwärtig die eigentliche Heimath. Sie gehen hier als Fischer bis zur Mündung, als Ren-

*) Nach den mir von Russen gewordenen Erklärungen wäre die Schreibweise Samojedin = Einer der sich selbst genügt, oder Eisamlebender, am richtigsten, allein Schrenk weisst das Irrthümliche nach, obschon diese Schreibart selbst in Kanzleischriften angenommen wurde.

thierhirten bis zum Ural und treffen häufig mit den Samojeden zusammen, so dass die Grenzen beider Stämme keine allseitig strenge sind.

Nach Castrén, der (p. 118 und 125) eine sorgfältige Aufzählung aller Wolloste, Stämme und deren Eigennamen giebt, leben am Irtisch (der sogenannten Djenschtschikow'schen Abtheilung) 2982 Ostiaken, in der Surgut'schen Abtheilung (am Ob von Ssamarowa bis fast nach Tomsk) 4492, in der Kondin'schen (Bereosoff, Sosva, Laepina, Kasym) 6853, in der Obdorsk'schen (zwischen Bereosoff und Obdorsk) 4330, zusammen also 18,657 Ostiaken, wozu noch 904 am Jenisseï kommen, so dass die Gesammtzahl knapp 20,000 beträgt. Das war 1845! Rittich, der (1868) Castrén's Angaben nur wiederholt, führt für das Gouvernement Tobolsk 24,027 Ostiaken an, indem er zugleich 4257 Wogulen*) einrechnet, fügt aber noch 3000 im Gouvernement Tomsk und 500 im Gouvernement Jenisseïsk hinzu, so dass an 23,000 herauskommen. Lengenfeldt giebt 25,000 Ostiaken an. Dass alle diese officiellen Angaben nicht ganz genaue sind braucht wol nicht erst erwähnt zu werden; denn bei diesen Nomadenvölkern ist eine exacte Statistik eben nicht möglich. So bewohnen, nach den Angaben des Sassjedatjelj, den Bezirk Obdorsk 5382 Ostiaken, beiderlei Geschlechts, wovon 1376 (davon 488 im Bezirk Kuschowat) Steuer zahlen. Die Ostiaken am Irtisch, welche Castrén (p. 50—58, 119—122) schildert, sind natürlich am meisten russificirt und in Häusern wohnend, fast sesshaft, ihre Niederlassungen aber sehr sporadisch vertheilt. So ähnlich die Ostiaken am Ob, über die wir wiederum Castrén (vergl. Note p. 342) die beste Kunde verdanken. Sie halten hier aber z. Th. schon Renthiere wie am Wach, ernähren sich im Uebrigen aber meisst von der Jagd, welche sie zur vagirenden Lebensweise zwingt. Am ärmlichsten sind die wenigen Reste der Ostiaken am Jenisseï, wovon nach Castrén, der am besten über sie berichtet (vergl. p. 221, 280, 292, 360 etc.), nur 904, nach Middendorff gar nur 650 existiren.

*) Lengenfeldt giebt die Zahl derselben gar nur auf 3000 an; sie sind also jedenfalls derjenige finnisch-ugrische Stamm, welcher seinem Untergange am schnellsten entgegen eilt. Wir selbst trafen mit Wogulen nicht zusammen; ich verweise daher auf die trefflichen Schilderungen bei Hofmann (p. 50, 197 u. 198) und ganz besonders die von Ahlquist (Mélang. Russ. du Bull. Hist. Philol. de l'Acad. St. Petersb. Tom. III. [1859] p. 635—659). Vergl. auch v. Helmersen: Beitr. zur Kenntn. d. Russ. R., 5 Bändchen (1841), p. 45—47.

Letzterer Forscher, der mit ihnen am Sym und der Kureika zusammentraf, nennt sie „die jämmerlichsten und verkommensten Eingebornen, welche er in Sibirien sah“ (p. 1399, vergl. auch 1434 und 1438), thut aber damit dem Gros des Stammes Unrecht. Denn die am reinsten erhaltenen Theile desselben zwischen Bereosoff und Obdorsk, über welche ich hauptsächlich zu berichten habe, lernte er nicht kennen. Die Ostiaken bilden somit heutigen Tags den zahlreichsten Stamm der Eingebornen Norwest-Sibiriens. Weit geringer sind dagegen die Samojeden vertreten, obwol ihr Verbreitungsgebiet bedeutend grösser ist, da es sich von der Pjäsina im Taimyrlande westlich über den Ural ins Archangel'sche Gouvernement, südlich bis zum Tschulym erstreckt. Doch erreicht dasselbe in Sibirien, wie Middendorff anführt, nie die Küste des Eismeeres und nur für kurze Zeit sehen wir die Samojeden in Europa bis zu dieser und selbst auf die Insel Waigatsch vordringen (vergl. Hofm. p. 142). Die im Süden ledenden Samojeden sind sehr spärlich am Tym und anderen Nebenflüssen des Ob im Tomsk'schen Gouvernement vertheilt. Castrén kostete es 1845 oft Mühe sie an der Sprache, die ganz mit der am Tass übereinstimmt, herauszufinden und seither dürften sie sich noch mehr mit Ostiaken und Russen assimilirt haben. Castrén's Mittheilungen (vergl. Note p. 342) sind daher heut noch die besten, welche wir über die südlichen Splitter des Stammes besitzen. Das Gros desselben wohnt am oder im Mündungsgebiete des Ob, von hier aus westlich bis zum Ural, östlich über die ganze Halbinsel bis zum Jenisseï und noch weiter bis zur Boganida nomadisirend. Ueber die verschiedenen Hauptstämme derselben am Jenisseï (die Chantaj, Tagwy oder Awam und Assja) giebt Middendorff die beste Kunde (p. 1438—1448). Er traf sie zuerst in Ingarskoje unter $67^{2}/_{3}{}^{0}$ n. Br.; sie heissen hier J u r a k e n und sind nach Schmidt (p. 15) identisch, sowol mit den Samojeden, welche im Sommer vom Tass bis zum Jenisseï kommen, als den cisuralischen. Ueber letztere verdanken wir Schrenk die ausführlichsten Nachrichten, der (p. 625) die Eintheilung und Namen der Stämme, sowie die Zahl derselben mittheilt, die sich im Gesammt auf 4495 Seelen, beiderlei Geschlechts, beläuft. Am Jenisseï giebt es (nach Midd.) nur 2100, am oberen Ob 3977 (nach Castrén), am unteren Ob, nach den mir vom Sasjedatjelj gewordenen officiellen Ziffern, 5997 Samojeden beiderlei Geschlechts, darunter 1357, welche Steuer entrichten. Die Gesammtzahl der Samojeden beläuft sich

daher auf c. 16,500. Rittich giebt für das Gouvernement Jenisseïsk 6000, für das Gouvernement Tobolsk 4000 an, was incl. der europäischen Samojeden an 14,500 ergeben würde. Lengenfeld's Angaben: 20,000 für Sibirien und 35,000 Samojeden „und Zigeuner!" (p. 45) für das europäische Russland sind daher offenbar falsch. Noch mehr wenn Lankenau (das heutige Russl. p. 137) zusammen nur 12,000 Samojeden und Ostiaken annimmt. Ueber die Ausdehnung des Wandergebiets fehlte es dem Sassjedatjelj an genauem Material. Er wusste eben nur mitzutheilen, dass die Samojeden seines Bezirkes (Obdorsk) in sogenannte Kamenije (Steinbewohner) und Njisowije (Niederungsbewohner) zerfallen. Erstere ziehen mit ihren Heerden bis in die Nähe der Kara-Bai, letztere nomadisiren zwischen Tass und Pura. Ob sie auch die Halbinsel Jalmal (= Landende) besuchen wusste der Sassjedatjelj nicht, ebenso war ihm die Zahl der am Tass nomadisirenden Samojeden unbekannt, obwol sie in Obdorsk steuerpflichtig sind. Ich erwähne diese Angabe desshalb, weil Schrenk die Horde Harjuzi hier wohnen lässt, aber Schmidt traf Glieder derselben am Jenisseï. Nach allen uns in Obdorsk gewordenen Nachrichten scheint Jalmal gänzlich unbewohnt oder wird doch höchstens in seinem südlicheren Theile gelegentlich von Nomaden besucht.

Ostiaken und Samojeden sind militärfrei, bezahlen aber eine Steuer (Jassak), die früher in Pelzwerk, jetzt in Geld eingefordert wird, und für Samojeden Alles in Allem 3 R. 75 K., für Ostiaken 3 R. 12 K. für jede arbeitsfähige Mannsperson beträgt. Davon zieht die Krone vom Samojeden 1 R. 43 K., vom Ostiaken 86 K. ein; das Uebrige wird für Bedürfnisse zur Bestreitung der Unkosten (Post, Local, Heizung, Beleuchtung) der Localbehörde erhoben.

Wie fast alle oder alle uncivilisirten Völker, nicht blos in Sibirien sondern überall, der Civilisation weichen, dieselbe entweder annehmen oder untergehen müssen, so auch die Ostiaken und Samojeden, obschon sie, zurückgedrängt in unwirthliche Gegenden und gewöhnt an ein hartes Leben, Entbehrung und Mühen, ihrem Schicksal anscheinend länger widerstehen dürften, als andere, glücklicher situirte Völker. Herr Poljakoff,*) der sehr trübe in die Zukunft der Ostiaken blickt, führt als Ursachen des Ruins derselben

*) „Die Bewohner des Ob," nach dem Russischen von Kretschmann in: Russ. Revue VII. 1878, p. 44—63.

vorzugsweise die Unterdrückung und Uebervortheilung Seitens seiner Landsleute an, was er ja besser wissen muss. Wenn er aber zugleich die geringere Fähigkeit zur Fortpflanzung und die ungemeine, $^{2}/_{3}$ bis $^{3}/_{4}$ Procent betragende Sterblichkeit der Kinder als Hauptfactoren des Aussterbens nennt, so scheint dies doch mehr eine Annahme, als durch Statistik bewiesene Thatsache. Sujew (Pallas) äusserte sich schon vor 100 Jahren ähnlich, ohne dass seine Voraussage bisher in Erfüllung ging. Jedenfalls ist der Schnaps, wie bei allen ungebildeten Völkern, die Hauptursache des materiellen und physischen Ruins auch dieser und Herr Poljakoff hat gewiss Recht, wenn er zunächst seine Landsleute anklagt, die das Feuerwasser einführten, beliebt, bei Vielen unentbehrlich zu machen wussten. Immerhin ist das Laster des Branntweintrinkens bei Ostiaken und Samojeden nicht ärger als bei einem grossen Theile des niederen sibirischen Volkes, was, wie die (p. 60) aus Gmelin citirte Stelle zeigt, „diesen Heiden" hierin noch heut zu keinem guten Vorbilde dient. Aber während der niedere Sibirier sehr oft Gewohnheitssäufer ist, bleibt der Eingeborne Gelegenheitstrinker, aus dem einfachen Grunde, weil er meist viel zu arm ist. So kann er sich nur bei besonderen Gelegenheiten einen Rausch antrinken, benutzt dieselben dann aber gründlich, gerade so wie es in diesem Falle der Russe thun würde und wie es in den civilisirtesten Ländern geschieht. Die professionirte Kaste der Trunkenbolde, wie man sie namentlich in Holland und England, von den Irländern gar nicht zu sprechen, findet, habe ich bei Ostiaken und Samojeden nie angetroffen. Dabei sind die Leutchen äusserst gutmüthig und gehen, wie Castrén humoristisch schildert, selbst in der grössten Trunkenheit nie weiter als sich höchstens freundschaftlich an den Haaren zu zausen. Und dieser Zug lässt, wie ich bereits erwähnte, auf ein friedfertiges und gutes Gemüth schliessen. In der That stimmen alle Beobachter überein, dass sowol Ostiaken als Samojeden durchaus gute Eigenschaften besitzen. Unter denselben stehen unbedingte Ehrlichkeit, Friedfertigkeit und Gasfreundschaft oben an. Castrén sagt (p. 122) mit Recht: „in sittlicher Hinsicht wird der ganze Ostiakenstamm wegen seiner strengen Rechtlichkeit und Rechtschaffenheit, seiner ausserordentlichen Dienstfertigkeit, wegen seines Wohlwollens und seiner Menschenliebe gepriesen." In ähnlichem Sinne äusserte sich der Geistliche in Obdorsk über die Samojeden, von denen Castrén aus eigener Erfahrung schöne Züge berichtet

(p. 176 und 235), die Russen und Syrjänen tief beschämen, von denen er wiederholt der lieblosesten Behandlung ausgesetzt war. Wenn nachweislich in Zeit von 50 Jahren bei Ostiaken und Samojeden je ein Mord aus Leidenschaft verübt wurde, so kann man fast sagen, dass dieses Verbrechen bei ihnen unbekannt ist. Wie tief die Ehrlichkeit wurzelt lernten wir auf der Tundra bereits kennen und Middendorff weiss nicht blos von verlassenen Schlitten und Fuchsfallen zu berichten, die unangetastet blieben, sondern sogar von einem Fasse Schnaps (p. 1430). Bei Diebstählen handelt es sich also wol nur um Rennthiere und auch diese bereiten der Behörde selten Mühe, da die Eingeborenen derartige Fälle unter sich schlichten. Als Regel gilt dann, dass der Dieb für ein gestohlenes Ren zwei wieder ersetzen muss. Neben dem ausgesprochenen Wohlthätigkeitssinne*) (Castr. p. 230) findet sich auch Kinderliebe sehr entwickelt, die, wie Schrenk anführt, so häufig Adoption im Gefolge hat. Ebenso ist Gastfreundschaft ein Hauptzug, sowol bei Samojeden als Ostiaken. Leider trägt derselbe mit zum allmäligen materiellen Verfalle bei, denn es ist allgemein Sitte, dass sich der Arme vom Reichen oder Wohlhabenderen mit ernährt, so lange dieser nur noch Etwas geben kann. Diese Hilfsbereitschaft wird als so selbstverständlich betrachet, dass sie jede Dankesäusserung ausschliesst. Castrén sagt (p. 200) von den Samojeden: „in ihrer Sprache giebt es nicht einmal das Wort „danken!" aber gieb einem Samojeden einen Schluck Branntwein so geht er für Dich in den Tod. Ich habe in der That angefangen zu glauben, dass das besagte Wort von einem S . . . . t erfunden ist, der für den billigsten Preis sich einer Verpflichtung entledigen wollte." Trotz zahlreicher Blinder und anderer Hilfsbedürftiger sind wir nie angebettelt worden.

Middendorff macht auch auf die hohe Ehrfurcht vor dem Alter und die Sanftmuth der Kinder aufmerksam. Wir selbst sahen letztere niemals sich in der rohen Weise balgen, wie dies so oft bei uns der Fall ist und die Verträglichkeit ostiakischer Kinder war oft geradezu überraschend. Stets pflegten sie kleine Geschenke an

---

*) Schrenk theilt (p. 516) ein beherzigenwerthes Beispiel mit, wo ein Samojede, den Russen fast um seinen ganzen Besitz an Renthieren betrogen hatte, dennoch russische Waisen unterstützte. Man sieht dass die höchste Moral der christlichen Lehre „liebe Deinen Nächsten als Dich selbst" sich auch bei Ungetauften findet.

Esswaaren unaufgefordert untereinander zu theilen und niemals entstanden jene widerlichen Streitigkeiten, welche Eltern bei uns zunächst mit dem Citat „der Klügere giebt nach" zu schlichten versuchen. An Artigkeit und gutem Betragen könnten daher diese Naturkinder vielen der unseren als Beispiel dienen, wie im Allgemeinen bei Ostiaken und Samojeden viel weniger Rohheit herrscht als bei uns. Wenn diese einfachen Leute, mit deren blossem Namen der Gebildete fast unwillkürlich den Begriff von roh verbindet, unsere Zustände sehen sollten, in denen, trotz aller Cultur und Aufklärung durch Wort und Schrift, die grössten Scheusslichkeiten und Bestialitäten, häufig selbst von „gebildeten" Menschen begangen werden, wo, meist unter dem Entschuldigungsgrunde der Trunkfälligkeit, Messer und Gewaltthätigkeiten aller Art an der Tagesordnung sind, sie würden uns mit Recht zurufen: „wir Wilden sind doch bessere Menschen!"

Ob diese sittlichen Handlungen „mehr aus Instinct als aus Rechtsbewusstsein" entspringen, wie Castrén annimmt, würde unseren Richtern ziemlich gleichgültig sein, die ja eben nur nach Thatsachen rechnen. Auf Grund der letzteren bestätigt sich nun auch hier die betrübende Wahrnehmung, dass die Moral auch dieser „Wilden" da am niedrigsten steht, wo sie am meisten mit Europäern in Berührung kamen. So erklärt Castrén, dass die Ostiaken um Obdorsk, die „in der tiefsten Wildheit leben," die sittlichsten sind, und v. Middendorff (p. 1432) bestätigt dasselbe für die Samojeden. Wenn die unlauteren Elemente, welche gemeiniglich an der Spitze der Civilisation zu marschieren pflegen, an diesem Verschlechterungsprozesse nun auch hauptsächlich schuld sind, so ist es doppelt beschämend, dass das Christenthum hier, wie anderwärts, nicht im Stande war, diese schädlichen Einflüsse wieder auszurotten, obwol es schon seit Generationen eingeführt wurde. Wie es mir scheinen will hat sich die Mission der orthodoxen Kirche überhaupt meist mit der Taufe begnügt, hie und da eine Kirche errichtet, für die Schule im Ganzen aber fast nichts oder nur sehr wenig gethan. Dies ist z. B. aus Schrenk ersichtlich, der (p. 242—245) einen geschichtlichen Abriss der Mission in der Grosslandstundra giebt. Sie wurde unter der Oberleitung des Archimandrit Venjamin 1822 begonnen und bekehrte bis 1830 fast alle westlichen Samojeden; nur 500—600 entzogen sich der Taufe und flohen theilweis über den Ural. Es geschah dies nicht in Folge gewaltsamer Massregeln

Seitens der Mission, aber die Vernichtung der verehrtesten Opferplätze hatte die Eingebornen in Furcht gesetzt. So wurde 1826 der heilige Hain bei Mesén zerstört und zwei Jahr später der berühmteste Opferplatz am Götzencap auf Waigatsch, wobei mehrere Hundert, seit 1556 hier deponirte, Götzenbilder den Flammen verfielen. Am mittleren Ob wurden 1712 die Ostiaken und Wogulen bekehrt; 1727 begann man damit bei Obdorsk. Letzteres ist gegenwärtig der Sitz der Mission, welche für das ganze ungeheure Gebiet des Tobolsk'schen Gouvernements nur einen Missionair aufzuweisen hat. Derselbe, ein Mönch, besucht im Sommer die Fischereiplätze bis zum Nadym und ist wiederholt bis zum Tass vorgedrungen. Auch dieser Sendbote sucht nur durch Ueberredung zu wirken, indem er die Leute in den Tschums besucht, ihnen von Gott und Christus erzählt und sie auffordert sich taufen zu lassen. Diejenigen, welche dies nicht wünschen, pflegen gewöhnlich schleunigst den Tschum zu verlassen, wie im Allgemeinen grosse Furcht vor Missionären und Getauftwerden herrscht. Middendorff führt (p. 1432) Beispiele von Bedrückungen Seitens der Geistlichen an, welche auf das Missionswesen tiefe Schatten werfen. Im Obdorsker Gebiete dürften derartige, nichts weniger als christliche, Uebergriffe wol kaum vorkommen. Zur Zeit des Jahrmarktes, welcher die meisten Eingebornen nach Obdorsk führt, ist hier die Mission besonders thätig. Man ladet dann hervorragende Eingeborne ins Missionshaus ein und sucht sie zur Taufe zu überreden. Da nach derselben gewöhnlich Thee servirt wird, so soll es nicht selten vorkommen, dass sich Eingeborne aus Höflichkeit bereit erklären, ja mitunter Solche, die sich bereits früher hatten taufen lassen. Die mir vom Psalmsänger der Obdorsker Kirche gewordenen Nachrichten dürften am besten zeigen, dass die Eingebornen über die Heiligkeit und Zweck der Taufe nur höchst oberflächliche Begriffe oder vielmehr gar keine Vorstellung erhalten haben. Wenn man die höchst mangelhafte Einrichtung der Missionsschule in Obdorsk gesehen hat, in welcher überhaupt nur 8 Ostiakenkinder Unterricht erhalten, wird man sich darüber nicht sehr verwundern und es ganz erklärlich finden, dass die Eingebornen das Zeichen des Kreuzes als das ganze Christenthum betrachten. Wer ein Kreuz auf der Brust trägt und das Kreuzschlagen versteht ist eben Christ; mehr braucht er nicht!

Die Unwissenheit über das Wesen der christlichen Kirche ist daher erklärlicher Weise ganz ausserordentlich, aber nicht lediglich

Schuld der Eingebornen. Man darf sich daher nicht verwundern, wenn selbst die seit mehr als einem Jahrhundert getauften Eingebornen im Tomsk'schen Gouvernement noch jetzt heimlich Götzendienst betreiben und ihren Schamanen mehr als den Priestern glauben (Castrén p. 168, 171). Auch unser Alexander Säkoff, ein bereits in zweiter Generation bekehrter Ostiak, wusste von Christus nur soviel, dass dessen Bild in der Kirche von Obdorsk hänge, und dass der Heiland „irgendwo um Obdorsk" gelebt haben müsse, hatte aber von der Jungfrau Maria noch nichts gehört und kannte unter den Heiligen nur den in der orthodoxen Kirche so sehr verehrten Heiligen Nicolaj, den die Samojeden Mikola nennen, was sehr an das ungarische „Miklos" erinnert. Das Bekehrungswerk bietet übrigens im Norden in vieler Hinsicht bedeutend mehr Schwierigkeiten als anderwärts, hauptsächlich in Folge der nomadisirenden Lebensweise der Eingeborenen. Auch die Satzungen der orthodoxen Kirche selbst eröffnen unüberwindliche Hindernisse. Vor Allem ist es den hauptsächlich auf Fleischnahrung angewiesenen Tundrabewohnern nicht möglich die so strengen Fasten (jährlich an 200 Tage!) zu halten; dann schreckt sie das Verbot der Vielweiberei, ab. Schrenk, der (p. 410—15) diese Punkte eingehend erörtert theilt das Geständniss eines Samojeden mit, welches zugleich für alle Stammesgenossen als Ausdruck ihrer Ansichten über das Christenthum gelten kann. „Es sei die christliche Religion," so meinte dieser Heide, „im Ganzen genommen eine so schlimme nicht; allein das Unbrauchbare derselben wären die Fasten, und dann," meinte er, „könne ihm ferner auch nie und nimmer Einer weissmachen, dass Gott der Einzige zugleich auch Drei wäre, so wenig wie er glauben könne, dass ein Todter wieder lebendig wird".

Auf Grund dieser Anschauungen darf man sich nicht wundern, wenn Proselyten, die ja nur unter Erwachsenen gemacht werden, im Ganzen nur spärlich fallen. So hatte der Missionär im Jahre 1875 nur 52 Personen bekehrt, und nach den statistischen Angaben Schwanebach's giebt es im Gouvernement Tomsk noch an 29000, in dem von Tobolsk an 9000 Heiden.

Wie sich mit Rechtlichkeit stets Wahrheitsliebe paart, so auch bei diesen Eingebornen, denen Meineid fast unbekannt ist. Der Schwur bei einer Bärentatze oder einem Stück Bärenfell, welche der Eidleistende umfasst oder in welches er einen Einschnitt macht und wobei er sagt: „möge mich der Bär fressen, wenn ich falsch

geschworen“ hat volle gesetzliche Gültigkeit und wird selbst vor Behörden angewandt. Poljakoff theilt (p. 52) die hübsche Legende mit auf Grund welcher die Ostiaken den Bären (ost. Otschne, sam. Hajbide), den Sohn Turoms, des Erschaffers des Weltalls, für den göttlichen Repräsentanten der Gerechtigkeit auf Erden halten. Nach Schrenk (p. 408) hat der Eid, welchen Samojeden bei einem Häufchen Schnee oder Erde leisten, wovon sie ein Stückchen wegschneiden und dabei sprechen: „schwöre ich falsch, so mag ich sterben und der Schnee (oder die Erde) soll mein Gebein decken“ dieselbe Gültigkeit. Castrén bestätigt dies (p. 200) und erklärt „die Eidesleistung als eine religiöse Handlung der Ostiaken von höchster Bedeutung“ (p. 296).

Immerhin hat die Wahrheitsliebe der Eingebornen in mancher Hinsicht gelitten und ist erschüttert worden. Die trüben Erfahrungen, welche sie mit den fremden Eindringlingen so häufig machten, zwangen sie dazu. Gewohnt fast stets übervortheilt zu werden, griffen auch sie zu dem entsittlichenden Mittel der Lüge, namentlich da wo es in ihrem Vortheile liegt Jagderträge und Vorräthe an Pelzwerk zu verheimlichen. Aber Rachsucht, wie Albin Kohn, auf Grund einer ihm gewordenen Episode, welche einen betrogenen Ostiaken bis zum Morde reizte, annimmt, kennen sie nicht, sonst würden unzählige Mordthaten vorkommen. Ueberhaupt habe ich allen Grund die ganze tragische Erzählung (p. 32) als eine erfundene zu betrachten, denn einen so eclatanten Fall, der kaum vor mehr als 12 Jahren passirte, würde man uns nicht vorenthalten haben. Jedenfalls wissen die Eingebornen Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten; dies erfuhren wir zur Genüge. Denn als sie unsere Versicherung, dass wir keine Kaufleute, Missionäre oder Beamten seien, von denen sie nicht ohne Grund voraussahen betrogen, getauft oder höher besteuert zu werden, bestätigt fanden, als sie sahen, dass wir keine Geschenke erwarteten und Alles bezahlten, da schwand ihre Zurückhaltung und wir hatten eigentlich nie Grund zu klagen. Die Bedrückungen seitens der Europäer haben auch das Wesen der Eingebornen verändert und ihm jenen Stempel des verschlossenen Hinbrütens, der Trägheit und Theilnahmlosigkeit verliehen, der so leicht als Stumpfsinn gedeutet werden kann, und welchen man geneigt ist, auf Rechnung ihres mühseligen armen Lebens zu bringen. Bei längerem Verkehr mit den Eingebornen merkt man indess, dass es ihnen keineswegs an

Frohsinn fehlt. Selbst auf anstrengenden Tundrareisen pflegten unsere Ostiaken stets monotone Weisen vor sich hinzusummen und unsere Bootsmannschaften zeigten sich sehr häufig als ein fröhliches Völkchen, das harmlos mit einander scherzte und recht herzlich zu lachen verstand. Nur ein paar Mal kam es zu Wortstreit, der aber nie in Thätlichkeit ausartete. Uebrigens fand ich die Ostiaken in ihren Gesprächen minder laut als Lappen. Die unverdrossene Heiterkeit unseres Haiwai habe ich bereits erwähnt. Ueberhaupt scheinen die Samojeden im Allgemeinen lebhafter, namentlich behender. Die unverkennbare Zaghaftigheit, Furcht und Scheu beim ersten Begegnen, eine nothwendige Folge der Verhältnisse, schwindet beim längeren Zusammenleben und entspringt keineswegs aus Angst. Wenn auch die Eingebornen keine Helden in unserem Sinne sind, so wohnt ihnen immerhin Muth inne, denn solcher gehört am Ende dazu um es im Kampfe mit dem Könige der hiesigen Wälder, dem Bären, aufzunehmen. Mit gleich unvollkommenen Waffen würde mancher Nimrod bei uns wahrscheinlich zurückstehen.

Dass Menschen, welche so viele, höheren Gesittungszuständen ebenbürtige, gute Eigenschaften besitzen, nicht ohne geistige Fähigkeiten sein können, durfte von vorn herein angenommen werden. Allein die Beurtheilung ist durch die einseitige Benutzung der älteren Quellen, denen man so häufig nur das Absonderliche, weil am interessantesten, entnahm, sehr getrübt worden und hat irrige Anschauungen bis jetzt weiter verbreiten helfen. Wenn die ersten Russen, welche mit Samojeden zusammenkamen, die letzteren wegen ihrer Gewohnheit rohes Fleisch zu verschlingen verabscheuten, so darf man sich nicht wundern, dass sie Isbrants Ides als eine Art Canibalen vorkamen. Virchow's Bemerkung über einen Schädel: „Die Kieferbildung erinnert an den Schimpanse", wird hoffentlich spätere Schriftsteller nicht veranlassen, die ohnehin so oft falsch beurtheilten Ostiaken und Samojeden, auch in geistiger Beziehung auf die Entwicklungsstufe menschgewordener Affen herabzuwürdigen. Derartige aus dem Zusammenhange herausgerissene Auslassungen erster Autoritäten, werden nur zu gern von gewissen popularisirenden Schriftstellern benutzt, um subjectiven Ansichten als Relief zu dienen. Solche der Erfahrung entbehrende Subjectivität ist daher mit Urtheilen wie „der Ostiak steht auf der denkbar niedrigsten Stufe u. s. w." leicht bei der Hand. Wenn auch nicht geläugnet werden kann, dass diese Eingebornen bisher

keine Versuche machten, ihre Lage zu verbessern und sich nicht bemühten höhere Bildungsstufen zu erreichen, so wird man dies bei richtiger Würdigung der Verhältnisse nicht anders erwarten können. Die climatische und physikalische Beschaffenheit des Landes weist dem Erwerbe nun einmal unabweisliche Grenzen an und grössere Unternehmungen würden bei der notorischen Mittellosigkeit der Eingebornen doch unausführbar bleiben. Es sind also vorwiegend zwingende practische Gründe, welche den Eingebornen die Bildung gesitteterer Nationen nicht als räthlich erscheinen lassen.

Das Leben des Ostiak erfordert ja keine höhere Bildung und die seinige genügt den Ansprüchen, welche das Leben an ihn stellt, vollkommen. Im Sinne seiner Denkweise erscheint es vollkommen gerechtfertigt, wenn er das Jahr mit dem für ihn wichtigsten Ereignisse dem Kalben der Renthiere, also im April, anfangen lässt, und sich im Uebrigen um die Monate und Tage nicht sehr kümmert. Doch sind letztere, nach Schrenk, den Samojeden sehr wohl bekannt, die ausserdem auch Tageszeiten, Himmelsgegenden und die vorzüglichsten Sternbilder unterscheiden, wie dies ja bei dem steten Leben unter freiem Himmel sehr erklärlich ist. Auch die Ostiaken sind gute Beobachter der Natur und richten sich bei ihren Wanderungen z. Th. nach den Sternen. Ihr Wegweiser ist, wie mir Jorka Mamrun erzählte, vor Allem der Polarstern. Das herrliche Bild des grossen Bär benannten sie nach dem mächtigsten Thiere ihrer Wälder dem Elen, „Loss." Das Nordlicht, für welches Schrenk kein samojedisches Wort anführt, heisst bei den Ostiaken „Sornituht," d. h. Gottesfeuer. Sie kennen es wol und hören bei dessen Erscheinen zuweilen ein schwaches Geräusch, wie von einem schwachen Winde, aber kein derartiges Getöse, wie Sidoroff angiebt. Nach solchen Nordlichtern soll Witterungswechsel erfolgen. Beiläufig erwähnt bemerkt Kowalski, der einen Winter in Obdorsk zubrachte, nichts über Geräusch der zahlreich von ihm beobachteten Nordlichte.

Castrén eifert übrigens schon aus praktischen Gründen dagegen (p. 116) den Eingebornen eine Bildung aufzudringen, welche sie nur in den seltensten Fällen verwerthen können. Wie die bei Castrén petitionirende Ostiaken-Deputation sehr richtig geltend machte, dass schriftgelehrte Leute auf der Tundra verhungern würden, so erklärte mir der Starschina Jorka Mamrun in ähnlicher Weise, dass er aus demselben Grunde seine Knaben nicht lesen und schreiben

lehren lassen werde, obwol er meine empfehlenden Gründe dafür vollständig begriff. Aber er musste es eben besser verstehen was für die Tundra und das Leben eines Ostiaken passt als der Fremdling und jedenfalls konnte ich der Versicherung, dass er auch ohne Lesen und Schreiben dem grossen Kaiser ebenso treu diene und seine Kinder in derselben Richtung erziehe, nicht widersprechen.

Dass Ostiaken und Samojeden auch eine gewisse Poesie besitzen wissen wir durch Castrén (p. 174—184) und Schrenk, der in dem Abschnitt „Volkslieder und Mährchen der Samojeden" (II. p. 332 bis 366) eine hübsche Blumenlese mittheilt. Die Samojeden scheinen hierin erfindungsreicher; wenigstens gelang es mir nicht bei den Ostiaken irgend ein Mährchen aufzutreiben, aber Poljakoff theilt ein solches mit (p. 54), welches sogar eine „Verfasserin" hat. Es giebt also auch Blaustrümpfe unter den Ostiaken! Den Volksliedern fehlt es übrigens auch nicht an Instrumenten zur Begleitung. Die eigenthümliche Davidsharfe, welche der ostiakische Name „Chotang," d. h. Schwan (russ. Lebed), nach Pallas „Dernoboi," in der Form so treffend bezeichnet, lernten wir bereits kennen. Es ist ein flacher Kasten mit Resonanzboden, dessen vorderer Theil sich schwanartig in einem langen Halse aufwärts biegt, an welchem mittelst hölzerner Wirbel 8—10 Saiten (nicht 30, Pall.) aus Messingdraht gespannt sind. Die Photographie No. 2 (136) stellt einen solchen „Schwan" dar, ebenso der Holzschnitt (auf p. 106) bei Hofmann. Der Schwan ist zuweilen mit Schnitzereien verziert, namentlich endet der Hals häufig in einen Vogelkopf, und jedenfalls ein Erzeugniss ostiakischen Kunstgewerbes, welches manchem Dorfkünstler bei uns Mühe machen würde. Die Eingebornen verstehen übrigens prächtig zu verleimen und besitzen dafür ja das beste Material: Hausenblase. Noch mehr Geschick erfordert die lange Schlagzither, ost. Naresjuch („Dombra" nach Pallas p. 66), ein 3—4 Fuss langer flacher, 8—10 Zoll breiter Kasten, dessen Resonanz, wie beim Schwan, durch hineingelegte Glas- und Metallstückchen erhöht wird. Sie ist über einem Stege mit 5 selbstgefertigten Darmsaiten bespannt, die von sinnreich aus Flügelknochen von Enten verfertigten Wirbeln angezogen werden. Die Naresjuch bildet Hofmann (p. 106) ab; ebenso die Photographie No. 2 (137) links neben dem Schneeschuh. Beide Instrumente werden mit den Fingern gespielt und erzeugen ganz wohlklingende Töne. Einfacher ist das dritte Musikinstrument, eine Art Geige, ähnlich der russischen

Balaleika und jedenfalls dieser nachgebildet. Sie ist mit 3 Saiten bespannt und wird, mit einem Haarbogen gestrichen, von Frauen gespielt, daher der Name Niä-Naresjuch, d. h. Frauengeige.

Die Tanzkunst der Eingebornen soll noch erwähnt werden. Ausser diesen Musikinstrumenten brachte ich noch zwei Geduldspiele mit, welche zeigen, dass Ostiaken ihre freie Zeit nicht immer nur verträumen, sondern auch Unterhaltungen besitzen, die Nachdenken und somit gewisse Geistesanstrengung erfordern. Es sind dies eine Art Blockspiel, ost. Chut-juch mudra, d. h. ein aus Klötzchen zusammensetzbarer Würfel, wie er bei uns in jeder Spielwaarenhandlung zu haben ist, und das „Fünfpferdespiel" (ost. Wuet-laudimbi-juch). Bei letzterem handelte es sich darum, 2 an einem Faden gereihte, durchlöcherte 4eckige Holzscheibchen, die durch einen Knoten getrennt sind, nach einer Seite zu bringen ohne den letzteren zu lösen. Wenn es wahr ist, dass reiche Ostiaken in diesem Spiele oft bis 5 Pferde als Preis aussetzten, so würde ich im Falle einer Wette verloren haben, denn ich vermochte, zum Ergötzen der Eingebornen das Kunststück nicht nachzumachen. Beide Spiele scheinen importirt, ebenso das Damenspiel (vergl. Schrenk p. 440). Gehören derartig begabte Individuen nun auch zu den Ausnahmen, so traf ich doch mit manchem Ostiaken zusammen, den man auch bei uns einen „vernünftigen Mann" nennen würde. Vor Allem erwähne ich hier Jorka Mamrun, der sich so aufgeweckt als irgend ein schlichter Landbewohner bei uns erwies. Er begriff den Zweck unserer Reise vollkommen und ihm verdanke ich die besten Nachrichten über sein Volk, welche ich überhaupt erhielt. Ich hatte mir von Russen so viel erzählen lassen und darunter soviel Unglaubliches gehört, was sich bei schärferen Nachfragen meist als auf Hörensagen beruhend erwies, dass ich vollkommen die mancherlei irrigen Mittheilungen Reisender begriff. Denn auch Sujew (Pallas) hat ja offenbar viel aus solchen unzuverlässigen Quellen geschöpft. Ich freute mich daher ungemein einen Mann ausfragen zu können, der jedenfalls über sein Volk die beste Auskunft zu geben wusste und damit nicht zurückhielt, wenn auch die Schwierigkeit der doppelten Uebersetzung Manches unklar liess und, wie immer, grosse Geduld erforderte.

Wie das innere Leben dieser Naturmenschen durch einseitige und subjective Beurtheilung zu dem entsprechenden irrigen Vorstellungen geführt hat, so auch das äussere. Sehr beherzigenswerth für jeden Frischangekommenen, der so leicht geneigt ist Vergleiche

anzustellen, die in den meisten Fällen zum Nachtheile der Eingebornen ausfallen, sind daher die Worte des ausgezeichneten Beobachters v. Middendorff (p. 1417), der dringend anräth sich mit den Verhältnissen doch ja erst eingehend bekannt zu machen, als zu tadeln und immer wieder zu tadeln. „Ehe man es sich versieht ist aller Dünkel aus dem eingebildeten Europäer wie fortgeblasen und es fällt Einem wie Schuppen von den Augen, dass uns in jenen primitiven Zuständen Vollkommenheiten ihrer Art vorliegen, welche in ihrer Art durch tausendjährige Verbesserungen entwickelt wurden, bis sie, in der eingeschlagenen Richtung keiner weiteren Verbesserung zugänglich, in die Periode der Versteinerung eingetreten sind. Der dünkelhafte Europäer, der es nicht unterlässt anfangs Alles besser einrichten zu wollen, als die einfältigen Ureingebornen Nordasiens, giebt nach kurzen, herben Lehren, welche die Eigenartigkeit der Natur und der Lebensverhältnisse jener Gegend ihm, dem vereinzelt dastehenden Kulturmenschen, einzuprägen nicht unterlassen, alles Meistern auf, und er kann, wenn er nicht zu Grunde gehen soll, nur dadurch sich erhalten, dass er selbst sich in einen nomadischen Asiaten umwandelt."

Wie der West-Europäer die erste Tarantass als ein plumpes, die niedrigste Stufe des Wagenbaus repräsentirendes Gefährt verächtlich ansieht, bei längerer Bekanntschaft aber als äusserst praktisch anerkennen und schätzen lernt, so geht es ihm auch in Beurtheilung von allerlei Geräth und Hantirung der Eingebornen. Der Anfangs mitleidig belächelte Renthierschlitten entpuppt sich bei eigener Erfahrung, wie wir gesehen haben, als ein in seiner Art unübertreffliches Machwerk. Ebenso geht es mit den 24 Fuss langen Canos, die aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen, an den mittelst Wurzelfasern jederseits ein Seitenbord befestigt ist. Zum Verschmieren der Ritze dient Harz und als Anstrich wird Siegelerde mit Fischfett vermischt angewendet. Die trefflichen, äusserst leichten und elastischen Ruder, die Schneeschuhe, Waffen u. s. w. lassen an sauberer Arbeit nichts zu wünschen übrig und würden manchen Handwerker bei uns beschämen. Selbst der Tschum (ost. Chornhot, sam. Mä), bald mit Birkenrinde (Lung-chornhot), bald mit Fellen (Tal-chornhot) gedeckt, erscheint in seiner Art als eine durchaus vollkommene Wohnung und überragt in mancher Hinsicht die rohen Blockhütten russischer Fischer, die sich nicht immer die Mühe geben ein einigermassen wasserdichtes Dach herzustellen, ob-

wol es ihnen an Material und Hilfsmitteln nicht fehlt. Jedenfalls werden sie von den oft hübschen Balken- und Plankenhäusern der Eingebornen weit übertroffen. Dass Ostiaken und Samojeden nicht so stumpfsinnig und geistlos sind als sie scheinen, lehren namentlich ihre mannigfachen Fanggeräthe. Die stattlichen Fischkörbe (Reusen [vergl. Photogr. No. 3, 118]) erwähnte ich bereits (p. 378), ebenso die haltbaren Taue aus präparirten Wurzeln der Arve (ost. Lärr, sam. Jabso), deren Fabrikation die Russen von den Ostiaken lernten. Ausserdem wissen sie aus Gras haltbare Schnüre (Tornkel), zum Zusammenbinden der Pfähle eines Fischwehres, zu verfertigen und die bald aus durchlöcherten, umbundenen oder in Birkenrinde eingehüllten Steine, welche als Netzsenker (ost. Soib-käu) dienen, sind so verschieden als die hölzernen Schwimmer. Das nationale Fischnetz der Ostiaken, der Choltipon (Kaldan, Kolydan), dessen sie sich hauptsächlich bedienen, würde schwerlich für hiesige Verhältnisse durch ein besseres zu ersetzen sein und doch ist seine Construction so einfach. Ein 14 Fuss langer Querstab, der in der Mitte durch einen Stein beschwert ist, hält ein sackartiges Netz, dessen Ende der Fischer an 2 dünnen Leinen offen hält. Sie verrathen ihm sogleich wenn ein Fisch ins Netz gegangen ist; er zieht die Schnüre, welche mit der stärkeren Zugleine gemeinschaftlich durch einen Ring laufen, zu und mittelst der letzteren das Netz in sein kleines Cano.

Obwol das Feuergewehr bei Ostiaken und Samojeden mehr und mehr in Aufnahme kommt, so hat es bei Weitem noch nicht Bogen und Pfeil verdrängen können. Dies liegt theils an dem theueren Preise der Feuerwaffen, theils daran, dass, mit Ausnahme für Grosswild (Elen, Ren, Bär), Bogen und Pfeil praktischer sind. Dies wird Einem besonders bei Betrachtung der Eichhörnchenjagd klar. Die tausende Felle derselben, welche im Pelzhandel Sibiriens den ersten Platz einnehmen, wurden zum grossen Theil mit Bogen und Pfeil erbeutet. Diese Methode hat, abgesehen von der Billigkeit, da das Geräth ja eigenes Fabrikat ist, den Vortheil, die Bewohner des Waldes nicht durch Schiessen zu erschrecken und der mit breitem stumpfen Knopfe endende Pfeil liefert die Beute unlädirt in die Hände des Jägers. Wie ich bereits bemerkte sind die Ostiaken keine berühmten Bogenschützen, was Schrenk (p. 316) für die Samojeden bestätigt. Die mancherlei Fallen für Eichhörnchen, Hermelin, Marder, Füchse u. s. w., darunter vor Allem der sinnreiche

Bogen-Selbstschuss, welcher auf den Wechsel gestellt, den schlauen Reineke in die Hände des noch schlaueren Ostiaken liefert, bekunden nicht nur die genaueste Kenntniss der Eigenart jedes Wildes, sondern auch das tiefere Nachdenken des Erfinders und Verfertigers. Wie oft bemühten wir uns nicht vergeblich solche Fanggeräthe aufzustellen, zur grossen Freude der Eingebornen über unsere Ungeschicklichkeit. Sie mochten sich darüber gerade so amüsiren, als wir uns, wenn ein neugieriger Ostiak von der verkehrten Seite durch den Feldstecher zu gucken versuchte.

So geschickt nun auch Samojeden und namentlich Ostiaken als Holzarbeiter sind, was soweit geht, dass sie am oberen Ob sogar allerlei Geräth für Russen verfertigen (vergl. Castrén p. 193), so habe ich sie doch nirgends die Schmiedekunst ausüben sehen. Allein wie Castrén (p. 193) versichert verstehen sie sehr wol Pfeilspitzen und nothwendige eiserne Utensilien zu schmieden und verfertigen sich sogar Blasebälge und anderes Handwerksgeräth selbst. Dies gilt aber für die Ostiaken am mittleren Ob; die am unteren sind sicherlich keine Schmiede. Poljakoff nimmt an, dass die Ostiaken schon vor Ankunft der Russen die Bearbeitung des Eisens kannten. Irdenes Geschirr sieht man bei den Eingebornen nur selten und soweit meine Erfahrung reicht verstehen sie nicht solches herzustellen, was sich ja für die Tundra ohnehin von selbst verbietet. Doch fand ich auf der Rückreise von der Podarata bei einem einsamen Tundrasee einmal etliche Topfscherben, die ich Professor Virchow übergab, der sie der Mühe des Abbildens werth hielt (vergl. die cit. Abhandl. p. 73). Poljakoff erlangte unläugbare Beweise, dass den Ostiaken früher die Bearbeitung von Thon nicht fremd war. Aber „Lehmgötzen," wie Kohn anführt, giebt es nicht.

Wer die roh mit der Axt gezimmerten Götzenbilder gesehen, wird kaum glauben, dass die Ostiaken und Samojeden auch wahre Kunstwerke zu machen verstehen. Die aus Bein verfertigten Kloben und Verzierungen zum Renthiergeschirr sind nicht allein sehr accurat und sauber gearbeitet, sondern zuweilen elegant und geschmackvoll in der Form. Doch stehen die Obbewohner in Elfenbeinarbeit ohne Zweifel hinter denen des Jenisseï, namentlich Dolganen und Jakuten zurück und ich habe niemals eine jener schönen Tabakspfeifen aus Mammuth gesehen, wie sie Middendorff (p. 1452) darstellt. Aber andere von mir mitgebrachte Gegenstände bekunden ebensoviel Fleiss als Ausdauer, und dürfen in Anbetracht der unvollkommenen Werk-

zeuge in ihrer Art als Kunstwerke betrachtet werden. So ein Stück Renthierhorn, welches aus dem Ganzen herausgearbeitet, einen drehbaren Keil enthält und in höchst practischer Weise zum Anbinden resp. Halten von Hunden und Füchsen dient (Vergl. die Abbildung No. 25). Dann eine ebenfalls aus einem Stücke Holz geschnitzte fünfgliedrige Kette (ost. Leüdi-juch), zum Aufhängen der Wiege. Ferner ein Weiberruder (ost, Niä-lop), welches im oberen durchbrochenen Theile lose, aus dem Ganzen herausgearbeitete, Querhölzchen enthielt, die beim Rudern klappern, und welches zugleich Zeugniss dafür ablegt, dass auch der Ostiak der Angebeteten seines Herzens Opfer zu bringen weiss, die ihm jedenfalls mehr Mühe kosten, als dem deutschen Jüngling „die Blumen, womit er seine Liebe schmückt". Zugleich zeigt dieses Ruder (links auf Taf. I. der Behrens'schen Photographien dargestellt) eingravirte Kreuze. Sie finden sich als Verzierung öfters auf Birkenrinde-Gefässen (ost. Son, solche für Wasser Jingel) und ihre Form ist nicht den Russen entlehnt, die bekanntlich diese ganz dem eisernen entsprechende, Form des Kreuzes nicht kennen. Ueberhaupt zweifle ich, nach genauen Vergleichungen mit der russischen Ornamentik, nicht, dass die hübschen Muster der Eingebornen eigenthümliche sind. Sie kommen am meisten auf den Rindengefässen vor, ganz besonders aber in Näharbeiten, entwickeln sich also vorzugsweis auf dem weiblichen Arbeitsgebiete. Wie zierlich und kunstvoll solche Arbeiten, denen auch Middendorff (p. 1423) Bewunderung zollt, sein können habe ich bereits erwähnt, sowie die stete Rührigkeit und den Fleiss ostiakischer und samojedischer Weiber hervorgehoben, die in der That in vielen Dingen eine grosse Fertigkeit besitzen. Ihre treffliche Methode mit Hirn und Eigelb sämischgahres Leder zu bereiten, fand Middendorff (p. 1418) bei seiner Rückkehr aus dem Samojedenlande in Dingler's Polytechnischem Journal als eine neue Erfindung gepriesen. Auch die sauber aus einer steifen Grasart (ost. Päzlang) geflochtenen Matten (ost. Tachar oder Noré), welche zuweilen schwarze, mittelst Kochen in Weidenrinde gefärbte Muster zeigen, sind bemerkenswerthe Arbeiten ostiakischen Frauenfleisses.

Hinsichtlich der Stellung der Frauen der Samojeden und Ostiaken lässt sich nicht läugnen, dass dieselbe eine untergeordnete ist, und dass, wie bei allen derartigen Naturvölkern, die Frau der geplagtere Theil ist.

Aber Schilderungen wie die folgende von Kostrow*) malen doch etwas zu stark schwarz und trüben die unbefangene Beurtheilung.

„Die unreine, arbeitüberladene Frau, die ihr ganzes Leben lang Sklavendienste zu verrichten hat und dafür verachtet, geschlagen, getödtet wird, (ein Ostiake soll seine Frau zu Tode geprügelt, ein Samojede die seinige sogar verzehrt haben, wie Castrén und Pallas berichten) muss arbeiten, wie ein Pferd, und mag sie nun gut oder schlecht, tugendhaft oder lasterhaft sein — es ist Alles gleich, sie wird weder besser noch schlechter behandelt, sie hat das ganze Haus zu verpflegen, und ihr einziges Verdienst und ihre Hauptpflicht besteht in der Sorge um die Nachkommenschaft."

Dass es mit dem „Zutodeprügeln und Aufessen" der Frauen nicht so schlimm sein kann, haben wir schon aus der geringen Mordstatistik ersehen, und in der That basirt diese Anschuldigung, welche die Moral und den Character eines ganzen Volksstammes schwer verläumdet, auf einem von Castrén (p. 238) mitgetheilten Falle, in welchem es sich um die That eines Wahnsinnigen handelt. Der andere Fall wird ebenfalls von Castrén (p. 56, nicht von Pallas) mitgetheilt, spielt unter den civilisirteren aber roheren Ostiaken des Irtisch und darf, wie das von Poljakoff**) (p. 50) erwähnte Beispiel aus Obdorsk, unter die Ausnahmen gelten, die bei uns eine weit erschreckendere Statistik liefern würden. Es ist daher jedenfalls unrichtig, auf solche Ausnahmen eine Regel zu begründen, selbst wenn auch Castrén (p. 56) in Bezug auf die im Allgemeinen schlechter behandelte Ostiakenfrau am Irtisch Recht hat. Nach meinen Beobachtungen, die Middendorff's (p. 1460) nur bestätigen, erfreuen sich die Frauen der Ostiaken und Samojeden am unteren Ob keiner schlechten Behandlung, und dass sie in häuslichen und Familienangelegenheiten nicht gänzlich willenlos sind, haben uns Frau Säkoff und Dame Sanda gezeigt. Wiederholt habe ich Weiber gemeinschaftlich mit Männern essen, sogar Schamanenvorstellungen beiwohnen sehen und wie Frau Mamrun ihren Gatten bei seiner Visite begleitete, so führt Middendorff ähnliche Beispiele unter Samojeden an (p. 1446). Immerhin gelten die Frauen in gewissen Dingen (vergl. z. B. Schrenk p. 474, Midd. p. 1463) als unrein und

*) „Die Frau bei den Völkerstämmen im Gouvernement Tomsk" in: Montags-Blatt der St. Petersb. Zeit. 1876. No. 36.

**) Aber Poljakoff bemerkt ausdrücklich: „Das hier angeführte Beispiel bildet keine Ausnahme".

es lastet mancher Aberglaube auf ihnen. So dürfen sie nach Schrenk und Middendorff nicht bei (gewissen!) religiösen Festen theilnehmen, es gilt als böses Omen, wenn eine Frau die Schlittenspur kreuzt u. s. w. Aber auch bei uns sind die Männer in vielen Dingen exclusiv und unsere alten Waidmänner halten beim Pürschgange die Begegnung mit einem alten Weibe auch nicht für günstig. Und man vergleiche (p. 348) das abergläubische Benehmen eines sibirischen Bauern!

Dass die Frau übrigens nicht in der Weise als unreines Wesen gilt, wie dies Sujew (Pall. p. 71) mittheilt, geht schon daraus hervor, dass sie bei Ostiaken und Samojeden in der Götterlehre figurirt, aus der ehrenvollen Bestattungsweise, ihrer Befähigung im Schamanendienst und dass sie keineswegs bei allen religiösen Festen ausgeschlossen ist, wie Castrén und Kowalski (p. XXVIII) beweisen. Mit der Arbeitsüberbürdung des weiblichen Geschlechtes sieht es bei Weitem nicht so schlimm aus, vielmehr herrscht eine den Verhältnissen entsprechende Arbeitstheilung, wobei die Männer keineswegs in der Weise unbeschränktes Bärenhäuterthum führen können, wie dies von unseren Urvätern erzählt wird. Wer die Verhältnisse unserer niederen Arbeiterklasse kennt und gesehen hat, wie sich in ärmeren Gegenden die Frauen plagen müssen, der wird über das was man ihren Schwestern am unteren Ob zumuthet nicht im mindesten erstaunen. Aber es verbietet sich in beiden Fällen von selbst Vergleiche mit der clavierspielenden, romanlesenden und toilettemachenden Damenwelt der gebildeten Stände anzustellen. Der Ostiake wie Samojede kann eben nur eine Frau brauchen die zu arbeiten versteht und ihm Kindersegen gewährt; in beiden Fällen wird sie ihm, wie Middendorf ausdrücklich bemerkt, zum Schatz, der seinen Hausstand mehrt und das Wort Jesus Sirach „ein häusliches Weib ist ihrem Manne eine Freude und macht ihm ein fein ruhiges Leben“ ist unbewusst auch bei diesen Stämmen bekannt. Zunächst wol aus praktischen Gründen, aber auch das Gemüth wird dabei nicht ganz ausgeschlossen sein. Wir sahen Mann und Frau sich recht herzlich küssen, freilich in angeheitertem Zustande, denn sonst würden sie sich vor uns genirt haben, da diese Leute ungemein schamhaft sind. Wie bei uns gilt dies besonders vom weiblichen Geschlechte. Wir haben hier nie Unschicklichkeiten oder irgend wie gesehen, dass sich Männer zweideutige Freiheiten erlaubten. Auch das gemeinschaftliche Schlafen giebt keine Veranlassung zu

solchen und wenn sich auch die Männer nur mit einer kurzen Hose bekleidet nackend im Pelz hinlegen, eine Methode die Middendorff (p. 1418) praktisch erläutert, so verhüllen sich die Frauen umsomehr. Namentlich sind Ostiakinnen ängstlich besorgt ihre blossen Füsse den Blicken preiszugeben, was Middendorff (p. 1430) für Samojedinnen bestätigt. Immerhin will ich nicht verschweigen, dass ich ostiakische Frauen und Mädchen über die ziemlich unzweideutige Vorstellung, welche ein Russe beim Scheine des Tschumfeuers mit einer aus Kartenblatt geschnittenen Gliederpuppe zum Besten gab, sich herzlich amüsiren sah. Die Andeutungen waren etwas plumper und deutlicher als bei uns, aber ich habe Derartiges viel stärker auf deutschen Bauernkirmessen vor allen Tanzenden produciren sehen, unter viel lebhafterem Jubel seitens der weiblichen Anwesenden und unseren Possen und Operetten fehlt es auch nicht an oft nur zu deutlichen zweideutigen Anspielungen, von den Tingeltangels ganz zu schweigen. Jedenfalls besitzen die Ostiakinnen also Schamgefühl und Frau Mamrun verschloss ihrem Gemal erröthend den Mund, als der alte Panajeff auf eigene Faust eine indiscrete Frage in Betreff des Verhältnisses vor der Verheirathung stellte. Middendorff bestätigt von Samojeden (p. 1464) ebenfalls, dass bei ihnen der Kuss als Zeichen innerer Theilnahme gilt.

Wie uns verschiedene Einblicke in das häusliche Leben und das Innere des Hauses oder Tschums bereits gelehrt haben, sieht es zwar ärmlich aus und geht nicht hoch her, allein im Ganzen fanden wir es doch viel besser als wir es nach Reiseberichten erwartet hatten. Sujew schildert die Ostiaken als so unreinliche Menschen, dass sie sich fast niemals waschen, was Kohn (p. 33) weiter ausschmückt und nach Poljakoff (p. 49) riecht man einen Ostiaken schon von weitem an seinem unerträglichen Gestanke! Diese Ansichten scheinen mir mindestens sehr übertrieben und auf Ausnahmefällen basirend. Denn wenn sich auch nicht läugnen lässt, dass es bei den Fischerplätzen, namentlich gegen Ende der Saison, nicht sonderlich appetitlich aussieht, so liegt dies in den Verhältnissen, die Castrén (p. 307) sehr richtig beurtheilt und desshalb die Ostiaken wegen ihrer Unreinlichkeit mit Recht in Schutz nimmt. Dass dagegen sowol das Blockhaus als der Tschum des Ostiaken einen ganz ordentlichen, öfters sogar reinlichen Eindruck machen, habe ich wiederholt angeführt. Schon die umherziehende Lebensweise beugt allzugrosser Anhäufung von Unrath vor und das Fischereigewerbe

zwingt auch unabsichtlich zur öfteren Berührung mit Wasser, die im Winter allerdings um so seltener sein mag. Allein gegenüber sibirischer Kälte soll Schmutz das wirksamste Präservativ bilden, was Beachtung verdient.

Dass hochfeine Nasen von der Gegenwart eines Ostiaken ebenso unangenehm berührt werden können als von der einer Theerjacke, mag wahr sein, aber dieser Geruch haftet eben nur an den Kleidern, wie Russ an denen eines Schornsteinfegers. Fellkleidung ist leider nicht zu waschen*) und eine Folge derselben auch das unläugbare Vorhandensein eckelhafter Schmarotzerthierchen, welche bei unseren Altvorderen wol einst ebenso zahlreich häusten als bei Ostiaken und Samojeden und erst mit der Civilisationsstufe „Wäsche" aufhören oder doch in Schranken gehalten werden konnten. Sehr praktisch gegenüber dieser Plage, sind die oft zierlich gearbeiteten Rückenkratzer aus gebogenem Renthierhorn (vergl. Abbild. p. 1462 bei Middend.). Aber ich will nicht verschweigen, dass ich wiederholt die Zähne, in der Weise wie dies Affen thun, anwenden sah, was in dem Mangel feinerer Vertilgungsinstrumente Entschuldigung finden mag.

Einfach wie der Haushalt ist auch die Ernährungsweise. Neben Fischen, deren verschiedene Bereitungs- und Trocknungsweise Sujew (Pall. p. 47) genau beschreibt, bildet Renthierfleisch und allerlei Wild die Hauptnahrung. Manche Arten gelten an gewissen Localitäten als unrein; so z. B. Seetaucher (Middend. p. 1463). Als besonderer Leckerbissen gilt nach Poljakoff der mit Zirbelnüssen gefüllte Magen von Eichhörnchen und wahrscheinlich mit vollem Recht. Mehl resp. Brod bildet jetzt einen unentbehrlichen Nährstoff sowol bei Ostiaken als Samojeden und wird, wie Poljakoff (p. 49) anführt, häufig mit Fischrogen und Blut vermischt gegessen. Im Uebrigen spielen Vegetabilien, mit Ausnahme der verschiedenen Beerenfrüchte, die meist mit Fischfett vermischt verzehrt werden, keine grosse Rolle im Haushalte dieser Stämme. Als eine Art Leckerei sah ich Weiber schwarzes Birkenharz kauen, etwa wie bei uns Gummibonbons. Dass es nicht die Schuld der Eingebornen ist, wenn sie kein Getreide bauen, sondern die der climatischen Ver-

*) Sujew (Pall. p. 45) berichtet übrigens von der Seifenfabrikation der Ostiakinnen, doch erfuhr ich hierüber nichts, erinnere mich auch nicht Seife mehr als ausnahmsweise in Gebrauch gesehen zu haben.

hältnisse*) beweisen alle einschläglichen Beobachtungen. Albin Kohn macht (p. 41) den Eingebornen also ohne Grund Vorwürfe hierüber und hätte wissen können, dass auch die weiter nördlich, z. B. an der Petschora, lebenden Russen ihr Getreide weiter südlich her eintauschen. „Das Getränk des Ostiaken ist der Branntwein“ sagt Poljakoff (p. 49), indem er den Zusatz vergisst „bei feierlichen Gelegenheiten,“ denn für gewöhnlich muss der Ostiak eben mit Wasser vorlieb nehmen. Wie sehr der Tabak bei Ostiaken und Samojeden beliebt ist habe ich bereits erwähnt: sie sind sowol leidenschaftliche Raucher als Schnupfer. Den aus zerriebenen Blättertabak selbst bereiteten Schnupftabak sollen sie nach Sujew mit Asche von Birkenschwamm versetzen und verstärken. Sehr häufig habe ich gesehen, dass sie aus ihrem Schnupftabakshorn eine gute Portion in den Mund schütteten und kauten. Nach Poljakoff mischen sie auch Schnupftabak in Branntwein, um denjenigen sinnlosen Rausch zu erzielen, der als höchste Stufe unter dem Namen Koreita-Unda bekannt ist.

Zum Feuermachen wird Stahl und Stein verwendet, sowie ein trefflicher Schwamm (ost. San), den sie von Birken selbst bereiten.

Den hauptsächlichsten Erwerb dieser Völker haben wir bereits kennen gelernt; er besteht in Fischerei, Jagd und Renthierzucht. Dabei betreiben die hauptsächlich am Ob wohnenden Ostiaken vorzugsweis die erstere, während die Samojeden sich mehr mit letzterer beschäftigen. Im Grunde wird aber fast keins dieser Gewerbe ausschliessend wahrgenommen. Jeder Fischer ist, entsprechend der Saison, auch Fallensteller und der letztere kann, wenigstens soweit es die Tundra betrifft, wiederum nicht gut ohne Renthiere auskommen. —

Bezüglich der Fischerei habe ich das Hauptsächlichste bereits bemerkt und nur noch hinzuzufügen, dass dieselbe auch mit Stromwehren und hölzernen Haken, hauptsächlich zum Fange der Quappe

*) Nach Schrenk (p. 28—32) reicht die Grenze des Weizen im europäischen Russland bis $62^2/_3$°, der Felderbse bis 63°, des Hafers bis $63^1/_4$°. Doch wird noch unter $65^1/_2$—66° bei Mesén etwas Roggen und Gerste angebaut, allein die Ernte reift nicht jedes Jahr. Hofmann (p. 164 u. 197) fand bei Ust-Ussa ebenfalls unter 66° Samojeden mit spärlicher Cultur von Roggen und Gerste beschäftigt, die in günstigen Jahren ein 10- resp. 7fältiges Korn lieferten, allein eine wenig mehlreiche und kleine Frucht. Auf der Westseite des Ural sind, wie wir gesehen haben, die Verhältnisse ungünstiger und es ist ein Irrthum wenn Lankenau (p. 152) noch bei Bereósoff Korn und Gerste gedeihen lässt.

(ost. Panne), betrieben wird, muss des Näheren aber auf Sujew (Pall. p. 82 und 83) verweisen. Von der Jagd konnten wir der Jahreszeit halber aus eigener Anschauung natürlich nur die Geräthschaften*) kennen lernen, die sehr mannigfach sind. Wir hörten indess, dass namentlich die Ostiaken der Waldregion unternehmende und ausdauernde Jäger sein sollen, die im Winter auf Schneeschuhen, einen kleinen Schlitten mit Vorräthen nachziehend, dem Wilde weit folgen und oft mehrere Tage in den Wäldern verweilen. Wie sie es trotz der bittern Winterkälte möglich machen im Freien zu nächtigen ohne zu erfrieren lehrt Hofmann (p. 32). Doch sind die Ostiaken wol mehr Trapper als Jäger, die selbst das Elen in Fallgruben zu fangen verstehen, es aber auch bei Thauwetter, wenn der Schnee das schwere Thier nicht mehr trägt, auf leichten Schneeschuhen verfolgen und erlegen. Den Bär, „das schöne Thier, den Nagelgreis, den Pelzvater," wie ihn die Ostiaken auch nennen, suchen sie im Winterlager auf, berücken ihn aber auch mittelst Selbstschüsse und anderer Fangapparate. Ueber die Jagden**) im Urman (Urwald) theilt Herr Poljakoff Einiges mit und giebt zugleich Daten über die Ergebnisse. So hatte ein Ostiak in 25 Jahren 200 Elen, 200 Hirsche und 300 Zobel erlegt, ein anderer mit einem Gefährten zusammen in $2^1/_2$ Monat 2 Elen, 6 Ren, 1 Zobel und 225 Eichhörnchen. Castrén (p. 224) giebt die Jahresausbeute eines Jägers zu 150 Eichhörnchen, 4 Zobel, einige Füchse, Wölfe und Ren an und Middendorff erwähnt eines anderen, dessen Winterertrag nur 20 Eichhörnchen betrug und der nahe am Verhungern war. Man ersieht hieraus, dass der Jagderwerb in manchen Jahren sehr precär sein kann, wie überhaupt der Wildreichthum bei Weitem nicht so gross ist als man voraussetzt. Ich darf hinzufügen, dass wir wiederholt Eingeborne trafen die in ihrem Leben noch keinen Bären gesehen, geschweige denn erlegt hatten.

Unter den mancherlei auf Jagd bezüglichen Aberglauben will

---

*) Abbildungen der am meisten gebräuchlichen Fallen giebt Hofmann (p. 30 bis 43).

**) Am ausführlichsten sind wohl die Berichte v. Middendorff's (Band IV. p. 1369—1394) und bezüglich des Ural die Hofmann's (p. 18, 30—43 und 165). Die Syrjänen an der Petschora sind eifrige Jäger und Hofmann lernte einen kennen, der in einem Winter 10,000 Schneehühner erbeutete. Die Möglichkeit des Absatzes nach Petersburg sichert hier also einen hübschen Gewinn. — Ueber die Jagd vergl. auch Pallas p. 87—89. —

ich nur den von Sujew erwähnten anführen, wonach Niesen am Morgen vor der Jagd Unglück bedeutet, also gerade umgekehrt, wie er vieler Orten bei uns herrscht.

Aehnlich wie die Kirghisen keine Viehzüchter in unserem Sinne sind, so auch nicht die Ostiaken und Samojeden der Tundra in Betreff ihres einzigen Heerdenthieres des Ren, das seinen russischen Namen Olenj mit dem Edelhirsch gemein hat. Um so zahlreicher sind die Benennungen, welche es von den Eingebornen*) erhielt, die für alle Alters- und Geschlechtsstufen eigene Namen besitzen und schon damit beweisen wie wichtig dieses Thier ihnen ist. „Dem Samojeden bietet das Renthier für seine Existenz nicht weniger als Alles" sagt Schrenk, dem wir zugleich wol die beste Schilderung (I. p. 303 und 582, II. p. 366—398) über dasselbe verdanken, auf die ich hier verweise, da ich aus eigener Erfahrung doch nicht ausführlich genug berichten könnte. Durch Schrenk erfahren wir zugleich, dass die unternehmenden Syrjänen die eigentlichen rationellen Renthierzüchter sind und die Eingebornen längst überflügelt haben.

Die Syrjänen (Ssyränen, Syránen, Siränen, Sirjanen), welche sich selbst Komi, d. h. Kamabewohner, nennen, sind bekanntlich ein finnischer Stamm der alten Permier, der an der Westseite des Ural in den Gouvernements Olonetz und Archangelsk (hier Ishma-Mort, d. h. Ishma-Mann genannt), hauptsächtlich aber längs der Petschora siedelt. Pustosersk, Ishma und Ust-Ussa bilden die Hauptplätze des Syrjänenvolkes, welches Lengenfeldt wol übertrieben auf 90,000 Seelen angiebt. Sie sind längst gute, z. Th. als Altgläubige, fanatische Christen und haben in dem langen Umgange mit Russen ihre Sprache stark mit der der letzteren vermengt. Den Syrjänen wohnt ein ungemeiner Unternehmungsgeist inne; „sie sind ausgezeichnet fähig Gewerbe und Handel zu treiben, voll Energie und von einem lebhaften Character" sagt Kowalski (p. XX) hinzufügend, dass der Syrjäne in Betreff der Ehrlichkeit eigene Begriffe habe und als geborener Kaufmann sich nicht scheue im Handel hinter's Licht zu führen. In der That scheinen sie nirgends besonders gut beleumundet, aber Hofmann, der viele hochherzige und edle Züge über sie mittheilt (z. B. p. 137), vertheidigt sie.

*) Samojed. heisst das Ren Tia, ost. Kalang, syrjän. Kjar; der Renhirsch: Jenichab, ost. Ramchobte; der verschnittene Renhirsch (Ochse) sam. Haapt; die Renkuh sam. Jadjé, ost. Nengkalang; das Kalb nach der Geburt sam. Suju (sugbi), ost. Päschi.

„Es mögen sich die Syrjänen wol viele Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen, aber viel trägt zu den Klagen der Neid bei, weil sie durch Thätigkeit, Berechnung und Umsicht rasch vorwärts kommen, die Nomaden überflügeln oder sie nöthigen ebenfalls thätiger zu sein" (p. 103). Ganz entgegengesetzt lauten Schrenk's Erfahrungen (p. 223), der ausserdem viele unwiderlegliche Beispiele anführt (z. B. p. 514 u. 552), die Castrén bestätigt (p. 226), wie arg die Nomaden von ihnen bedrückt und betrogen werden. Namentlich scheint es zweifellos, dass sie sich, meist durch schändlichen Wucher und die berüchtigte „Kabala" (oft gänzlich unberechtigte Schuldforderungen) in Besitz der Renthierheerden der Nomaden zu bringen wussten. Wie sie dies zu rechtfertigen suchen erzählt Castrén (I. p. 265). Erst gegen 1800 mit diesem Erwerbe angefangen, waren bereits zu Schrenk's Zeit (1837) von 86000 Ren der Grosslandstundra 76000 in Besitz von c. 88 syrjänischen Grosszüchtern, von denen einzelne 6—8000 Stück besassen. Zum Vergleich mag angeführt sein, dass sich die 79,000 Renthiere in norwegisch Lappland auf 1200 Besitzer vertheilen. Es schien mir nothwendig der Syrjänen zu gedenken, weil sie seither sich auch mehr und mehr in Sibirien ausbreiten und sesshaft machen, übrigens z. B. für den Handel Obdorsks unentbehrlich sind. Ob sie bereits auch hier als Renthierbesitzer auftreten blieb mir unbekannt. Die wiederholten Verheerungen durch die Seuche mögen überhaupt diesen Erwerbszweig erschüttert haben. Wie ich bereits anführte, scheint der Bezirk von Obdorsk im Ganzen nicht sehr mit Renthieren gesegnet, da er nach den mir gewordenen officiellen Mittheilungen nur 50,000 Stück besitzt.

Dass die Ostiaken am Ob in gleicher Weise unter dem Druck der meist leichtsinnig aufgebürdeten Schuldenlast seufzen, erörtert Poljakoff (p. 48).

Wie sehr das Ren fast ausschliessend sämmtliches Bekleidungsmaterial für die Eingebornen, vom Scheitel bis zur Sohle liefert, habe ich bereits erwähnt. Ostiaken und Samojeden kleiden sich beinah oder ganz gleich, wie die Abbildung 45 zeigt, welche allerdings Staatsanzüge, die Eingebornen also viel vortheilhafter dargestellt als sie gewöhnlich erscheinen.

Das Hauptbekleidungsstück der Männer ist die Maliza (Mal'za, sam. Maltscha) ein weiter sackartiger Pelz, der bis auf die Knöchel herabreicht, mit der Haarseite nach innen getragen wird und unten



W. A. Meyn. lith.

Samojede. Ostiak.

(Nach Photographien von Lulik in Tobolsk.)

mit einem breiten Besatz aus weissem Renthier- oder Hundefell versehen ist. Die Oeffnung für den Hals ist so eng, dass der Kopf sich nur durchzwängen lässt, dafür schliesst aber der Halskragen (sam. Ik), welcher weit bis in den Nacken hinaufreicht, trefflich. Die Aermel sind an der Basis so weit, dass die Arme ohne Mühe an den Körper gezogen werden können, haben aber eine sehr enge Oeffnung und enden gewöhnlich mit dem Handschuh (ost. Chandoposs, sam. Owaj), aus dem gröberen und rauhen Beinfell des Renthiers verfertigt. Ein Querschlitz an der inneren Seite der Handwurzel gestattet in höchst practischer Weise den freien Gebrauch der Hände. Da die Fleischseite des sämischgahren Leders der Nässe nicht widersteht, so erhält die Malitza meist einen Stoffüberzug. Dieses, auch für die Russen der dortigen Gegend, unentbehrliche Kleidungsstück kostet 20—30 R. Im Winter wird über der Malitza, im Sommer ohne dieselbe, ein nur bis an die Knie reichender ähnlicher Pelz, Parka, sam. Sawoka oder Sowok, getragen, der die Haarseite nach aussen kehrt und in eine Kapuze endet; welche bei Ostiaken seitliche, meist ohrenartige Zipfel trägt. Die Parka ist gewöhnlich aus braunem Renthierfell, unten mit breitem weissen Besatz (vergl. Behrens Photogr. No. 2) und häufig mit den hübschen buntfarbigen Mustern besetzt, wie sie die Abbildung des Samojeden (No. 45) zeigt. Zuweilen, besonders als Sommertracht, ist bei der Parka die Haarseite nach innen gekehrt und sie trägt dann aussen einen Ueberzug aus Stoff und buntfarbigen Tuchbesatz, wie der Ostiak (Abb. 45). Eine Parka kostet 10 bis 18 R. Im Winter sichert ein dritter, sehr weiter, bis an die Knöchel reichender, mit Kaputze und Handschuhen versehener Oberpelz, am unteren Ob russ. Gus oder Gusch (d. h. Gans) genannt, vollständig gegen die strengste Kälte. Er besteht äus den langhaarigsten und dicksten Fellen des Ren, wird mit der rauhen Seite nach aussen getragen und dient namentlich bei Reisen. Die Parka umschliesst ein lederner mit Schloss versehener und reichlich mit Messingknöpfen beschlagener Gürtel (samoj. Nisowoi oder Ni, ost. Pochlem anteb-kel), an dem mittelst messingener Kettchen, gleich einem Wehrgehenk, das Messer (samojed. Har), in reich mit Kupfer- oder Messingstreifchen beschlagener Scheide (ost. Kjäschi-sotob) hängt. (Vergl. Abb. 45 u. Behrens Photogr. No. 2. 78.)

Bei den Eingebornen am Ob sind durch die Russen lange malitzaartige Kaputzenmäntel aus grobem Tuch, meist schwarz, aber

auch roth und grün, eingeführt worden (vergl. Jatjuwa auf Abb. 44) und in Aufnahme gekommen, ebenso buntgemusterte, meist grossblumige Kattunkittel. Beide dienen bereits häufig als Sommerkleidung. Die Ostiaken verfertigen auch aus der Haut von Quappen (Lota vulgaris) eine Art wasserdichter Regenmäntel. Die kurze Hose (vergl. Abbild. p. 1421 bei Middend.) aus gegerbtem Renthierleder habe ich bereits erwähnt, ebenso die bis zur Basis der Schenkel reichenden Beinstrümpfe, Pimé oder Piwi, die an den ledernen Leibriemen befestigt werden. Sie sind aus parallel zugeschnittenen Längsstreifen vom Beinfell des Renthiers doppelt zusammengenäht, so dass sie innen und aussen Haar tragen. Diese Streifen wechseln oft in hübscher Farbenzusammenstellung ab und sind mit schmalen, bunten, eingenähten Tuchstreifchen zierlich besetzt. Die Sohle der Pimi besteht aus dem wirblig gekrausten Fell vom Fesselgelenk des Ren, der breite Rand um den Fuss aus weissem groben Fell. Im Sommer werden auch einfach lederne Pimi, mit einer Sohle aus Robbenhaut, getragen (Photogr. 1. 21).

Als Kopfbedeckung dienen im Winter eng anschliessende Kappen (sam. Sowa) von beiden Seiten aus dem weichen Fell des Renthierkalbes verfertigt, deren Ohrenklappen in lange schlipsartige Streifen auslaufen, die um den Hals geschlungen werden können. Diese von den Russen Tarbuschok genannten Kappen (vgl. Abb. 45 rechts) sind sehr praktisch und werden durchgehends auch von Russen und selbst Russinnen getragen. Im Sommer lassen die Eingebornen den Kopf meist unbedeckt, sehen mit ihrem ungekämmten Haar, wie Jatjuwa (Abbild. 44) zeigt, oft recht wild aus. Doch pflegen die Ostiaken dasselbe meist mit rothem Wollband in zwei steife Zöpfe zu wickeln, die seitlich bis auf die Schultern herabreichen. Die Samojeden schneiden dagegen das Haar meist rings um den Nacken, sowie vorn ab, so dass es in ähnlicher Weise über die halbe Stirn herabhängt, wie dies jetzt bei unserer jungen Damenwelt beliebt ist.

Ganz in ähnlicher Weise als bei den Männern ist auch die Weiberkleidung beschaffen und ein Unterpelz (sam. Jandy) und Oberpelz (sam. und ost. Pany, Paniza) bilden die Hauptbestandtheile. Nur sind die Weiberpelze, aus leicht begreiflich praktischen Gründen vorn offen, und werden mit schmalen Lederriemen zugebunden. Reiche Frauen pflegen den Pelz mit einem geflochtenen Bande zu umgürten, dass vorn ein grosser durchbrochener Messingring fest-

hält. Diese Ringe (vergl. Photogr. No. 1. 7, 8) werden von Syrjänen verfertigt und stehen im Werthe von 2 bis 3 Eisfuchsbälgen. Die Abbildung 46 bringt ostiakische Damen, darunter links meine Freundin Niä Kutscha zur Darstellung, aber in Staatskleidern, denn für gewöhnlich machen sie in ihren abgeschabten, schmierigen Pelzen einen keineswegs lieblichen Eindruck. Aber auch bei diesen armen Stämmen ist das schöne Geschlecht bemüht, sich möglichst herauszuputzen, wie ich dies bei Frau Mamrun bereits erwähnte. Besonders sind abwechselnde grellfarbige (rothe, gelbe, grüne) Tuchstreifen mit Pelzstreifen als Verzierung der Paniza beliebt (vergl. die mittlere Figur auf Abb. 46); der untere breite Besatzstreifen besteht meist aus schwarzem und weissen Hundefell, denn nur die reichsten Frauen können sich feinen Fuchs- oder gar Bieberpelz (amerikanischen!) gönnen, da letztere für die meisten unerschwinglich sind. Für die Ostiakinnen spielen die grossen buntgemusterten Tücher (ost. Ochsan) (vergl. Abb. 46 linke Figur), welche sie sich selbst mit langen Frangen aus Nesselgarn besetzen, eine Hauptrolle. Sie dienen zugleich als Schleier um practisch das Gesicht gegen Mücken aber auch gegen Männerblicke zu schützen. Wie allgemein angegeben wird, besitzen die Ostiaken hierin gewisse Gesetze. So soll die Schwägerin nicht vor dem Schwager, die Schwiegertochter nicht vor dem Schwiegervater ihr Gesicht zeigen dürfen. Allein es ist begreiflich, dass sich diese Regel nicht immer durchführen lässt, wie ich aus der Familie Sanda bezeugen kann. Im Winter dient eine, in der Form den bei uns üblichen Kapotten entsprechende Kappe (sam. Sawok oder Niä-sawu, ost. Mil) als Kopfbedeckung. Sie ist aus Renthier- oder Vielfrassfell gefertigt, mit Eisfuchs besetzt und hinterseits mit einem Behange aus Messingketten versehen, an denen irgend welche Metallstücke befestigt sind, die bei vornehmen Frauen aus kupfernen oder messingenen Schaustücken bestehen, von denen eins den Werth eines Eisfuchses (1 bis 2 Rubel) und mehr repräsentirt, während arme mit etlichen Messingknöpfen, Fingerhüten oder ähnlichen Klimperkram vorlieb nehmen. Eine solche von mir mitgebrachte Weiberkappe trägt etliche eiserne Kistenscharnire als Behang, die ihren Zweck Geklimpel und Gebimmel beim Gehen zu erzeugen, ebenfalls trefflich erfüllen. Dies Geräusch, welches eingeborne Damen schon von Weitem verräth, wird noch durch verschiedene Ketten, Ringe und anderen Metallschmuck verstärkt, welcher quer an den beiden Zöpfen befestigt ist,

wie die Figur rechts auf Abb. 46 zeigt. Die Zöpfe (ost. Oochsawu, sam. Gusch) werden mit rothem Wollband umwickelt und sind häufig falsch oder angestückt, um möglichst bis auf die Erde herabzuhängen. Ostiakische Damen haben also mit denen der gebildeten Welt wenigstens eine Mode gemein, die des falschen Haarschmuckes. Ein gutes farbiges Costümbild ist die bei Hofmann (p. 115) dargestellte Samojedin, obschon im Typus verfehlt. Pelzkappen mit Behang und Zöpfe (9. 10) veranschaulicht auch Behrens Photogr. No. 1.

Ohrgehänge (ostiak. Palepochel-choram), aus etlichen Metallknöpfen, Fingerhüten oder dergl. bestehend, die mittelst Lederstreifchens über das Ohr gehangen werden, verschmähen Ostiakinnen ebensowenig als Fingerringe. Letztere (ost. Sorne-luit) sind aber selbst für die Aermste zu erschwingen, da sie nur aus Messing bestehen und das Stück einen Kopeken kosten. Daher ist es keine Verschwendung wenn jeder Finger mit soviel Ringen geschmückt wird, als er aufnehmen kann.

Glasperlen, als Halsketten und zu sonstiger Verzierung, namentlich eigenthümliche mit allerlei Metallstückchen und alten Münzen besetzter Halsschmuck (ost. Jernas-roch, vergl. Photogr. No. 1. 13) sind als Schmuck ebenfalls hoch beliebt. Auch die hemdartigen Kleider aus buntfarbigen Baumwollenzeugen, welche die Ostiakinnen bei Bereosoff und weiter aufwärts hie und da im Sommer tragen, haben oft sehr hübsche Stickereien und Besätze aus Glasperlen. Diese Sommerkleider sind oft eigenes Fabrikat, und zwar aus der Nessel, welche bei Ostiaken als eine Art Culturpflanze gelten kann, d. h. soweit sie sich wild findet.

Es ist die Hanfnessel (Urtica cannabina Pall., ost. Urtorn oder Urpodn), eine von unserer verschiedene Art, welche sich viel höher entwickelt und die von den Frauen zubereitet zu sehr haltbaren Stricken und sogar zu Zeug verarbeitet wird. Diese Benutzung der Nessel, deren Cultur ja auch bei uns neuerdings sehr und mit Recht empfohlen wird,*) findet hauptsächlich am Irtisch und mittleren Ob statt.

Tätowirung im Gesicht habe ich nur bei einem Weibe (vergl. p. 343) gesehen, dagegen mehrmals Längsstriche, die auf den Händen

*) Vergl. E. Müller „Deutsche Brennesseln" (Berlin, C. Voigt 1878) und Auszug im Daheim 1878 p. 112.



N. d. N. v. O. Finsch. gez. v. M. Hoffmann.

Ostiaken Weiber.



und an der Handbeuge eingeätzt waren, bemerkt. Jedenfalls ist Tätowirung nicht so gebräuchlich als dies Sujew (Pall. p. 47) angiebt. Nach Middendorff dient sie bei Samojeden zuweilen als eine Art Curmethode, ähnlich unseren Schröpfköpfen.

Die Pimi der Frauen (ost. Niä-pimi) sind wie die der Männer, nur zierlicher und hübscher besetzt, ebenso das kurze Beinkleid (ost. Katsch, vergl. Behrens Photogr. No. 1, obere Figur) aus fein gegerbtem Renthierleder, welches indess vorderseits gleich mit einem Brustlatz versehen ist, der mit einem Bande um den Nacken gehalten wird. Den eigenthümlichen Gürtel*) (sam. Taschi-pime, ost. Worrob genannt) aus einem Streifen Renthierleder, welchen sowol Ostiakinnen als Samojedinnen noch unter dem Beinkleide tragen, dient im Verein mit einem Bäuschchen geschabten Weidenholzes (ost. Wotleb) durchaus practischen Zwecken und erntete den Beifall von Aerzten, die ich mit dieser Einrichtung bekannt machte. Für Solche, die nicht das unten angegebene Griechisch Semilasso's verstehen, mag erwähnt sein, dass Sujew (Pallas p. 42) diese eigenthümliche Mode ziemlich richtig beschreibt, ebenso Gmelin von den Tungusinnen.

Die wenigen Utensilien, welche ostiakische und samojedische Frauen, als Nähkasten, Flickenbeutel (ost. Jornchir) und andere Säcke (vergl. Phot. No. 1. 22. 23. 24), habe ich bereits erwähnt, will aber noch hinzufügen, dass sie als eigentliches Toilettgeräth kaum mehr als einen grossen Kamm, wie er bei uns bei Pferden benutzt wird, höchst selten aber ein Stück Spiegel besitzen.

Die Kleidung der Kinder und Säuglinge erwähnte ich bereits, ebenso die Wiege. Letztere ist mit trockenem Holzmulm angefüllt und enthält einen Einsatz aus Birkenrinde in welchem das Kindchen auf Renthierhaar und Moos (Sphagnum) gebettet ist, was in Anbetracht der Reinlichkeit als durchaus practisch erscheint.

Puppen (ost. Agan) dienen wie bei uns als beliebtes Kinderspielzeug. Sie sind mehr oder minder gelungene Miniaturbilder in

---

*) *Μιτ ἐρλαντερ πουβερτητ τραγεν μηδχεν ουνδ φραυεν βεστηνδιγ εἰν βηυσχχεν γεσχαβτες Fειδενὁλζ* (Wotleb) *ἰν δερ σχειδε* (ost. Non, sam. Pozi), *Fελχες ἀλλε φευχτιγκειτ αὐφσαυγτ ουνδ ναμεντλιχ Fηρενδ δερ μενστρουατιον δεν μανγελ φον Fησχε ἐρσετζενδ, ηὖσσερστ πραχτισχ ουνδ ῥειvλιχ Fιρκτ. Δαμιτ διεσες βηυσχχεν δουρχ διε βεFηγουνγ νιχτ ἐραυσφηλλτ, ἡλτ ἐς εἰν ζFισχεν δεν Βεινεν δουρχλαυφενδερ σχαμγυρτελ φεστ, δερ μιττελστ εἰνες ἀχενς ἰν εἰνεμ λειβριεμεν βεφεστιγτ Fιρδ.*

Frauentracht bei denen in origineller Weise Oberschnabel von Enten, namentlich die bunten der Eisente, das Gesicht vorstellen sollen. Knaben üben sich schon in früher Jugend im Bogenschiessen und ernten damit den Beifall ihrer Eltern ebenso als die „kleinen Soldatenspieler" bei uns.

Wie schwierig es Angesichts der climatischen Verhältnisse, namentlich im Winter, ist Kinder im zartesten Alter durchzubringen, lehrt uns Middendorf am besten (p. 1496), der aus eigener Erfahrung spricht. Dass eine ziemliche Anzahl Kinder sterben ist im Voraus anzunehmen, ebenso aber auch, dass die, welche durchkommen, eine um so kräftigere Constitution besitzen müssen. In der That erinnere ich mich kaum einen Krüppel gesehen zu haben, wie, entsprechend der abgehärteten Lebensweise (Pallas sagt „unnatürlichen Nahrung!"), Ostiaken uud Samojeden sich der besten Gesundheit erfreuen und ein sehr hohes Alter erreichen. Wenigstens sieht man häufig Greise; freilich kennt kaum Einer sein Alter genau. Am häufigsten sind Augenentzündungen, denn den Augen wird durch Rauch, Mücken, Schneeglanz und das von Jugend an beständige Stieren ins Feuer derartig zugesetzt, dass sich Middendorff mit Recht über die ausgezeichnete Sehkraft verwundert. „Klagt ein Alter, er sehe nichts mehr, so will das gewöhnlich sagen, dass er noch immer schärfer unterscheidet als unser eins." Als Präservative besitzen die Eingebornen verschiedenartige Brillen. Eine solche, ost. Semkarti genannt, welche ich mitbrachte, besteht aus Fensterglas, das sehr solid in Pelzwerk gefasst ist, und wird bei schneidendem Winde getragen. Sehr practisch ist auch eine Art Stirnbinde, Sem-lobes, d. h. Augenschutz genannt, aus Fuchsfell, dessen lange Haare vor dem Auge herabhängen und dasselbe im Frühjahr vor dem blendenden Schnee schützen. Am Staare Erblindete trafen wir übrigens mehrmals. Sie erfreuten sich der Theilnahme ihrer Stammesgenossen, arbeiteten aber auch, d. h. halfen als Ruderer. Syphilis, deren abschreckende Zeichen uns beim ersten Begegenen mit den Eingebornen (p. 343) so unangenehm berührten, wird stromabwärts seltener und auf der Tundra trafen wir sie gar nicht. Nach Schrenk, der die hauptsächlichsten Krankheiten (p. 547—550) eingehender bespricht, tritt Syphilis oft gleich secundär auf und wäre nach der Versicherung der Eingebornen unter ihnen nicht ansteckend, wofür Gmelin ebenfalls Belege beibringt.

Dass bei dem fast gänzlichen Mangel von Aerzten allerlei Aber-

glaube und Hokuspokus von Schamanen als Heilmittel gelten, darf nicht verwundern. Wie es scheint wird nur eine Kurmethode bei Reissen und ähnlichen Uebeln angewendet, die darin besteht, dass man auf der kranken Stelle kleine Stückchen Schwamm abbrennt. Das Besprechen von Krankheiten ist daher ebenso im Schwunge als allerlei Sympathie bei uns. Bruder Dschunschi trug z. B. einen Bärenzahn (ost. Otschne-peng) am Gürtel befestigt, wie wir dies noch öfter sahen, der ihm, als probat gegen Rückenschmerz um keinen Preis feil war. Ich liess ihm den kostbaren Talisman und den Glauben an denselben ohne zu lachen, denn ich dachte an Rheumatismusketten, Königstrank, wunderthätiges Wasser und hunderterlei ähnliche Erzeugnisse civilisirten Schamanenthums. Weitere Betrachtungen über diesen Gegenstand würden zu der Ueberzeugung führen, dass wir eigentlich in vieler Hinsicht mehr bemitleidenswürdig sind als Ostiaken und Samojeden!

Da wir hinsichtlich der Gebräuche nur die traurige Gelegenheit hatten einem Begräbniss beizuwohnen, so könnte ich es ganz unterlassen dieselben zu berühren. verdienten die trefflichen Originalmittheilungen Jorka Mamruns nicht unbedingt Wiedergabe. Sie weichen freilich in manchen Stücken von den üblichen Beschreibungen ab, dürfen aber deshalb vollen Werth beanspruchen, da wol fast alle Reisenden nur auf Grund eingegangener Erkundigungen berichten.

Für Wöchnerinnen ist abseits von den übrigen Hütten eine besondere kleine Erdhütte errichtet (vergl. Kap. XIV), in welchen sie ihre Zeit zubringen. Sie diente zugleich auch zum Aufenthalte während der mensualen Unpässlichkeit, in welchen Perioden Frauen, wie bei den Juden, als unrein gelten. Sie müssen sich dann gewissen Räucherungen unterwerfen (Schrenk), wozu wol aber schwerlich „Bibergeil“ verwendet werden dürfte, wie Sujew (p. 71) und Poljakoff (p. 54) behaupten. Auf der Tundra wird, sofern es möglich ist, ein besonderer Tschum (sam. Sjamai mja d. h. unreines Zelt: Schrenk) als Wochenstube hergerichtet und die meist leichte Geburt*) geschieht unter dem Beistande erfahrener Weiber. Nach-

*) Ueber die schon von Sujew (Pall. p 72) mitgetheilte Sitte der samojedischen Frauen unter den Schmerzen der Geburtswehen eheliche Sünden zu beichten, welche Schrenk (p. 480) ausführlicher beschreibt, brachte ich nichts in Erfahrung. Hier, wie in ähnlichen Fällen, würde es gut sein zu erfahren aus

dem das Kindchen gebadet und zwar in lauem Wasser, wird es auf weiches Renthierhaar gebettet und kommt somit gleich beim Eintritt in die Welt mit seinem steten Begleiter durch dieses Leben, dem Ren, in Berührung. Bald nach der Geburt wird dem Kinde ein Name gegeben und zwar nach irgend zufälligen Dingen, die auf die Geburt selbst, auf besondere Zeichen des Kindes, Menschen, Thiere seiner Umgebung Bezug haben, z. B. schwarz, krumm, lahm, Wald, Erle, Zweig, Wolf u. s. w. (vergl. solche Namen bei Lépéhin, Reise IV. p. 255). Auch die Mädchen erhalten Namen; aber Eheleute pflegen sich gegenseitig nur „mein Mann" und „meine Frau" anzureden, ost. Imi, sam. Niä (Weib), ost. Tahe, sam. Hasowaw oder Niänzaw (Mann). Drei bis vier Tage später wird zu Ehren des neuen Weltbürgers ein Fest gegeben, d. h. ein oder mehrere Renthiere geschlachtet, an welchem die Mutter theil nimmt. Sie gilt also nicht zwei Monate lang als unrein, wie Schrenk (p. 480 und 481) dies von den Samojedinnen erwähnt. Wie mir gesagt wurde soll es nichts Ungewöhnliches sein, dass ostiakische Mütter ihr Kind bis ins fünfte Jahr stillen und Middendorff bestätigt dies bei Samojeden. Mit erlangter Volljährigkeit geben die Eltern ebenfalls ein Fest, wobei je nach den Vermögensverhältnissen ein bis fünf Renthiere geschlachtet werden.

Das wichtigste Ereigniss im menschlichen Leben, die Verheirathung, wird auch bei Samojeden und Ostiaken gebührend gefeiert. Wie bei fast allen Völkern Asiens ist die Ehe ein bürgerliches Uebereinkommen und die Frau wird durch einen an den Vater zu zahlenden Brautpreis, Kalym, ost. Tanj, erworben. Nach europäischer Anschauung wäre diese Sitte zugleich ein Beweis, wie gering das weibliche Geschlecht bei diesen Völkern geachtet ist. Kostrow steht sogar nicht an von einem Verkauf des heirathsfähigen Mädchens an den „Meistbietenden" zu sprechen, indem er eine Stelle (p. 298) bei Castrén übertreibend wiedergiebt, in welcher dieser Gelehrte die Stellung der Frau bei den Ostiaken als sehr niedrig schildert. Wäre dieser Sachverhalt nun auch wirklich so, man würde Ostiaken und Samojeden umsoweniger einseitig zu verurtheilen berechtigt sein, als sogar beim gewöhnlichen Russen in Sibirien das Kaufen der

welchen Quellen die Berichte über derartige Gebräuche stammen, da die im Ganzen sehr schlecht unterrichteten Russen den Eingebornen viel aufbürden, wie ich mich öfters überzeugte.

Frau gang und gäbe ist, wie Albin Kohn mittheilt und wenn man weiss, welchen erniedrigenden Gebräuchen sich die christliche Syrjänenbraut (vergl. Castrén I. p. 248) zu unterwerfen hat, wird man die einfachen Naturkinder vollends in Schutz nehmen. Man muss die Verhältnisse eben nicht mit europäischer, sondern mit der durch jahrhundert lange Gewohnheit und Vererbung geschliffenen Brille des Asiaten ansehen. Bei dem patriarchalischen Leben des Nomaden, welches Eltern und Kinder möglichst lange unter einem Zelte vereint, scheint es durchaus zweckmässig, wenn die ersteren für ihre Kinder wählen, da sie ja nur beabsichtigen können, möglichst gut für sie zu sorgen und ihren neuen Hausstand aufs Beste auszustatten. Dass dabei wenig nach Liebe gefragt wird ist selbstverständlich und so erklärt es sich, dass oft schon Kinder verlobt werden. Uebrigens sollte man nicht vergessen, dass auch bei uns tausende von „Vernunftheirathen“ geschlossen werden. Wenn jene Nomaden die täglichen Anzeigen von Heirathsangeboten lesen könnten, sie würden wahrscheinlich diese Sitte höchst verwerflich finden. Ohne Swacha, d. h. eine Heirathsvermittlerin, kommt beim gewöhnlichen russischen Volke selten ein Ehecontract zu stande (vergl. Hansteen p. 22). Wie der Erzvater Abraham für seinen Sohn Isaac den treuen Bethuel als Brautwerber zur schönen Rebecca sandte, so in ähnlicher Weise lässt das ostiakische Familienoberhaupt für seinen Sohn werben. Die in fast allen Heirathsofferten vorkommende, oft sehr deutlich ausgedrückte Stelle „Vermögen erwünscht“ hat beim Ostiaken ebenfalls Klang, nur mit dem Unterschied, dass hier gefragt wird „was für das Mädchen zu zahlen ist, nicht, „welche Mitgift es erhält.“ Schliesslich kommt es ja doch auf Eins heraus und wenn wir von Schrenk (p. 476) und Middendorff erfahren, dass auch die Aussteuer der Braut oft recht beträchtlich ist, so handelt es sich weniger um einen Kauf als um einen Tausch, der bezwecken soll, das neue Paar gut versorgt zu wissen. Besonders bevorzugte Mädchen locken wie bei uns Freier weit und breit heran und v. Middendorff sagt (p. 1459): „laut tönt der Ruhm eines solchen Mädchen und beweist deutlich, dass der Samojede die geistigen Vorzüge eines Weibes höher zu schäzten weiss, als mancher Europäer.“ Da Ostiaken und Samojeden, wenigstens bei gewissen Festlichkeiten, das schöne Geschlecht zu sehen bekommen, so ist persönliche Neigung keineswegs gänzlich ausgeschlossen. Als ich Jorka mein Kompliment über seine treffliche Wahl bezüglich des stattlichen Aussehens seiner

Frau machte, frug er „ob dies bei uns etwa anders sei?“ Also auch Schönheit ist keineswegs eine missachtete Eigenschaft.

Wahrscheinlich findet zwischen den beiderseitigen Eltern schon vorher eine Verständigung statt, denn in den meisten Fällen erhält der Freiwerber gleich bei seinem Eintreffen vom Brautvater ein Geschenk, einen Fuchsbalg, und die Verhandlungen wegen des Kalym nehmen ihren Anfang. Ist derselbe festgestellt, wobei es natürlich nicht ohne Feilschen abgeht, so fährt der Brautvater mit Verwandten zu den Eltern des Bräutigams um den Kalym in Empfang zu nehmen. Dieser ist natürlich sehr verschieden und richtet sich nach den Vermögensverhältnissen. Während Vater Sanda seine Schwiegertochter für 20 Renthiere erstanden hatte, zahlte Jorka für schön Uening 150 Renthiere, 60 Kreuzfüchse (Crestovatik), verschiedene andere Füchse, Tuch u. s. w. im Gesammtwerthe von 700 Rubel! Und Middendorff erwähnt den Brautpreis einer Samojedin, der in 5 Blaufüchsen, 45 Eisfüchsen, 5 Wölfen, 90 Ren und 8 Arschim rothem Tuch bestand. Von dem Kalym erhalten die Verwandten der Braut Etwas. Letztere bekommt am Hochzeitstage, d. h. dem Tage an welchem der Kalym voll erlegt wurde, von ihren Eltern und Verwandten Geschenke, erscheint also nicht ganz mit leeren Händen. Dass der Abschied aus dem elterlichen Tschum nicht ohne Thränen abgeht lässt sich denken und zuweilen muss der Freiwerber Gewalt brauchen. Lebt die Mutter der Braut noch, so führt diese letztere in festlichem Zuge nach dem Tschum des Bräutigams, wo die Verwandten des letzteren versammelt sind, um das Hochzeitsmahl zu beginnen. Die Mutter bleibt in der ersten Nacht mit im Tschum des Schwiegersohnes und führt ihre Tochter am anderen Tage wieder mit nach Haus, von wo sie der Schwiegersohn nun für immer abholt. Wie bei russischen Bauernhochzeiten die Zahl der ausgetrunkenen „Eimer,“ d. h. Schnaps, den Maassstab des Reichthums und der herrschenden Fröhlichkeit anzeigt, so auch bei Ostiaken und Samojeden. Was letztere dabei zu leisten im Stande sind, wird von Castrén, der einer Hochzeit beiwohnte und dieselbe ausführlich beschreibt (p. 215—223), höchst drastisch geschildert. „Bei unserer Ankunft war das Fest bereits so weit vorgeschritten, dass alle gut bewirthet waren. Einige lagen bereits ohnmächtig auf dem Felde. Sie lagen dort mit entblösstem Haupte; dieses war in den Schnee gesunken und der Wind beschneite das Angesicht. Aber sieh! da kommt ein

Ehemann, taumelt von der einen Leiche zur andern, erkennt seine Gattin und legt sich an ihre Seite in den Schnee. Hier wird ein armer Schlucker auf den Schlitten gebunden und fährt heimwärts. Noch ärger sah es im Zelt aus! Hier lagen und sassen nebeneinander Männer, Weiber, Greise, junge Mädchen. Unter der Zahl der zu Boden Gestreckten befand sich auch der Bräutigam; dagegen war die Braut weniger betrunken als die übrigen Mädchen u. s. w." Dass trotz der erlaubten Polygamie dieselbe nur von den Reichsten ausgeübt werden kann, erwähnte ich bereits. Castrén lernte nur einen Fall kennen, dass ein Ostiak 3 Frauen besass.

Ueber die Ehegesetze der Samojeden, wonach der Bruder die Schwägerin, der Schwiegervater die Schwiegertochter heirathen kann, welches aber aufs Strengste eine Heirath innerhalb des eigenen Stammes verbietet, giebt Schrenk, wie über die Hochzeitsgebräuche überhaupt ausführliche Kunde (p. 476—480, vergl. auch Castrén I. p. 299). Nach Schrenk wäre Untreue von beiden Seiten etwas Alltägliches, da der Samojede keine Eifersucht kennt und Poljakoff sagt: „eheliche Treue ist dem Ostiaken ein fremder Begriff, doch fordert er von der Frau die grösste Treue." Ich selbst muss mich in dieser heiklen Angelegenheit jedes Urtheils enthalten, habe aber nach den spärlich eingezogenen Erkundigungen Grund anzunehmen, dass es mit den Ausschreitungen nicht so arg sein wird. Das harte Leben setzt von selbst wohlthätige Schranken und das Klima wird jedenfalls sinnliche Begierden stark unterdrücken helfen.

Weit mehr widersprechend als in Bezug auf die Hochzeitsgebräuche sind die Nachrichten über die Bestattungsweise. Hauptsächlich wol desshalb, weil sie meist auf Erkundigungen beruhen. Selbst Castrén, der heidnische Grabstätten aus eigener Anschauung beschreibt (z. B. I. p. 271), verfällt in Widersprüche und sagt a. a. O. „mehrere samojedische, tatarische und finnische Völker hängen ihre Todten, namentlich Kinder, in die Kronen der Bäume." Diese Notiz, sowie die irrthümlichen Angaben Sujew's (Pall. p. 75) lassen es erklärlich und verzeihlich erscheinen, wenn Compilatoren vollends auf Irrwege geriethen. So dichtet Albin Kohn (p. 29), der diese auf Samojeden bezüglichen Nachrichten willkürlich auf die Ostiaken überträgt, diesen an: „dass sie ihre Todten nicht begraben, sondern an einem Baumaste festbinden und dem Vielfrass und Adler preis geben," indem er zugleich aus dieser Gewohnheit

den Schluss zieht, dass die Ostiaken keine Verwandte der Tschuden sein können.

In Wahrheit bildet die grosse Pietät für ihre Todten gerade einen Hauptzug des Characters der Ostiaken und Samojeden, welche letztere in Bezug auf Leichenfeier und Bestattungsweise ganz gleiche Gebräuche beobachten. Wie Castrén bei Lumpokolsk am mittleren Ob einen ostiakischen Begräbnissplatz in einem schönen Haine belegen antraf, während der russische Gottesacker gänzlich verwahrlost war, so fanden wir dies wiederholt da, wo Russen und Eingeborne nebeneinander wohnten. Diese Pietät ist jedenfalls ein neuer Beweis der guten Eigenschaften, welche diese Völker auszeichnet und sichert ihnen volle Achtung aller Gebildeten. Die Plätze für die Todtenäcker sind meist sehr hübsch, fast poetisch gewählt, sei es im Walde oder auf den schmalen dünenartigen Hügelstreifen der Tundra, welche noch mit Bäumen bestanden, soweit es der nordischen Natur möglich, anmuthige Haine bilden. Diese erhöhten Stellen gewähren meist einen Ueberblick über Tundra, Fluss und See, also derjenigen Gefilde in welchen der Todte sein Leben zubrachte. Solche bevorzugte Plätze stehen bei den Eingebornen in hohen Ehren und hierher pflegen sie ihre Verstorbenen von weit her hinzuführen.

Wenn die Nachrichten von v. Hofmann (p. 60), Schrenk (523) und Middendorff, wonach Ostiaken und Samojeden ihre Todten wirklich begraben, d. h. in die Erde einscharren, vollständig richtig sind, so betrifft dies doch nur die Ausnahmen oder gewisse Districte, wie z. B. den Laepin'schen (Kowalski p. XXVII). Ueberhaupt konnten nicht alle Reisenden aus eigener Anschauung berichten. So fand Kowalski nur 2 mal heidnische Grabstätten. Als Regel kann die Bestattung in einem Kasten über der Erde gelten, wenigstens für die Bewohner des unteren Ob und der Tundra. Der gefrorene Boden macht, wie ich bei Hat's Tode zeigte, das Graben einer Gruft ohnehin kaum ausführbar und selbst im Hochsommer, wo dies eher möglich gewesen sein würde, fand ich ganz frisch aus Planken errichtete Todtenkasten. Castrén behauptet also unrecht, dass die Verstorbenen nur im Winter über, im Sommer aber unter der Erde begrahen werden. Eine solche heidnische Grabstätte stellt meine Abbildung 42 dar, welche ich in dem ausgedehnten Todtenhaine bei Tschornii-jar an der mittleren Schtschutschja zeichnete und die die erste Wiedergabe einer solchen sein dürfte. Es ist das besonders

reich ausgestattete Grab eines Reichen und besteht aus fussbreiten und $1^1/_2$ Zoll dicken Planken aus Lärchenholz, welche die Eingebornen mittelst Spalten durch Keile herstellen und mit Hobel und Axt behauen. Drei Paar in die Erde eingerammte Streben, welche oben mit Querhölzern, seitlich mit Stützen verbunden sind und die Querbretter zu Kopf und Füssen halten den Kasten zusammen, an welchem sich kein Nagel befindet. Die Länge desselben beträgt 5 bis 6 Fuss, die Breite am Kopfende vielleicht 2 bis 3 Fuss. Das Fussende ist schmäler und niedriger, wodurch das Ganze ein sarcophagartiges Aussehen erhält. Der Kasten ist mit Matten aus Birkenrinde bedeckt, unter welchen bei diesem noch rother Fries als Zeichen besonderer Wohlhabenheit lag, und mit dünnen, längsgespaltenen Baumstämmen beschwert. In einem solchen Grabeskasten findet man den Todten, in seine besten Pelze gehüllt, in ausgestreckter Stellung auf Moos und Renthierhaaren gebettet und mit einem Renthierfelle bedeckt, also mit denselben Materialien, welche ihn beim Eintritt in die Welt zuerst aufnahmen. Neben ihm liegen seine Lieblingsgeräthe, als: Beil, Messer, Horn und Dose für Schnupftaback, die Tabakspfeife, der Theekessel u. s. w.; aber niemals habe ich Esswaaren in den Gräbern gefunden. Was nicht inwendig Platz findet wird auf oder neben das Grab gelegt. So zeigt unsere Abbildung am Kopfende den Renthierleitspeer, am Fussende die abgeschittene Spitze eines Kahns, an der Seite einen Schneeschuh, unter dem das Beil liegt. Am oberen Querholz hängt die Glocke des Leitren, an dem Baume links Rengeschirre, daneben liegen umgestürzte Schlitten, die wie die meisten dem Todten mitgebenen Geräthschaften durch Zerbrechen unbrauchbar gemacht wurden. An den Streben des Grabes selbst sind Schädel der beim Todtenmahle verzehrten Renthiere befestigt. Ausserdem findet man bei den Gräbern Jagd- und Fischereigeräth, als: Bogen, Pfeile, Netzsenker, Schwimmer und dergl., kurzum diejenigen Utensilien, welcher sich der Verstorbene hauptsächlich bediente. So besteht das Grabgehäuse im Hintergrunde aus einem halbdurchschnittenen grossen Boote, und zeigt an, dass der Entschlafene hauptsächlich als Fischer thätig war. Vorn rechts bezeichnet eine umgekehrte Wiege die Ruhestatt eines Kindes, dem, wie der dabei befindliche an einem abgehackten Bäumchen befestige Schädel beweist, ebenfalls ein Renthier geopfert wurde. Einzelne Male fand ich eine Kinderleiche in dem eigenthümlichen sargartigen Kasten, welche die Eingebornen zum Aufbewahren

von Mundvorräthen benutzen. Gewiss ein hübsches Zeugniss von Elternliebe, welche ein ziemlich werthvolles Geräth ihrem Lieblinge widmet. Zuweilen fand ich die dem Kinde mitgegebene Wiege in einem nahen Baume aufgehangen, was wol zu der, auch von Schrenk (526) mitgetheilten, Angabe veranlasste, dass Kinderleichen aufgehängt werden. Dass Frauen die specifischen Geräthschaften des täglichen Lebens, als: Nähkasten, Nähzeug, Geschirr aus Birkenrinde, Gerbeisen, Schuppenschaber, hölzerne Löffel u. s. w. mit ins Grab erhalten, wird man von selbst voraussetzen können. Es verdient aber bemerkt zu werden, dass Frauen mit eben der Sorgfalt bestattet sind als Männer und man kann hieraus den Schluss auf eine ebenbürtige gleichberechtigte Stellung ziehen. Wäre das weibliche Geschlecht so verachtet als dies gewöhnlich angenommen wird, man würde sich jedenfalls nicht so viel Mühe mit ihrem Begräbniss machen. Schrenk begegnete wandernden Samojeden die mit dem Leichnam der Hausmutter auf einer weiten Reise nach der Meeresküste begriffen wanre. In der beschriebenen Weise waren alle heidnischen Grabstätten beschaffen, die wir antrafen. Es sind dies eine recht grosse Menge, denn bei Chalispagor zählte ich allein etliche 50 Gräber. Wie man also mit zweifelloser Gewissheit das Geschlecht der Verstorbenen bestimmen kann, so ersieht man auch aus der Bestattungsweise die Beschäftigung und den Wohlstand derselben. Jemehr zerbrochene Renthierschlitten und Renthierschädel sich beim Grabe befinden, um so reicher und angesehener war der Begrabene selbst. Die wenigen wirklichen Gräber, d. h. mit Brettern zugedeckte Gruben, bezeichneten also offenbar Ruhestätten von Armen, denen man keinen Sarg zu gönnen vermochte und hier fehlen auch meist Schlitten und anderes Geräth. So fand ich in einem solchen wirklichen Grabe den Todten auf seinem Schlitten liegend eingescharrt; doch war das Grab innen mit Brettern ausgekleidet. — Der mit Pelz und Lappen umwickelte Kopf des Todten liegt nach Süden, die Füsse nach Norden, so dass die sonst regellos verstreuten Gräber meist einerlei Richtung einhalten. Das Klima conservirt übrigens Todte und Grabstätten ausserordentlich, denn wenn auch letztere mit der Zeit einfallen, so bedecken sie doch die Gebeine. Ueberwuchernde Zwergbirken helfen sie befestigen und bezeichnen die Stelle noch nach einer Reihe von Jahren, in welcher die meist sehr lüderlich angelegten Gräber der Russen keine Spur mehr hinterlassen. Nach den Querschnitten solcher auf Gräbern

gewachsenen, von mir mitgebrachten Zwergbirken bestimmte Professor Nördlinger das Alter der letzteren auf 40 Jahr. Auf den gänzlich holzarmen Tundren des Taimyrlandes fand Middendorff (p. 1465) Todte unter und zwischen Geröllsteinen begraben und zwar in hockender Stellung zusammengeschnürt, „also genau so, wie es zur Steinzeit in Europa gehalten wurde."

Ich muss noch einer besonderen Einrichtung gedenken, die bisher übersehen worden zu sein scheint. In der Nähe der von mir besuchten Begräbnissplätze fand ich fast stets ein Götzenhäuschen. Bei Tschornii-jar standen auf der offenen Tundra des rechten Ufers zwei. Sie stellten hübsche Miniaturmodelle von ostiakischen Winterhütten, etwa in der Grösse eines Hundekobens dar, waren mit Birkenrinde gedeckt und mit einem Baumstamme beschwert, um sie vor Wind zu schützen. Die Thür war mit einem angestemmten Holzstück verschlossen. Das Innere enthielt je eine nach Ostiakenart gekleidete Puppe, sowie ein Inventar an Hausgeräth, als: Löffel, Schalen, Messer u. s. w. Eine Feuerstelle und ein Renthierschädel bewiesen, dass auch hier eine Opfermahlzeit gehalten worden war. In wie weit diese Sitte mit dem Begräbniss in Verbindung stehen mag, vermochte ich nicht zu ermitteln, vermuthe aber, dass diese Götzen und Götzenhäuschen, wie die Geräthschaften eine Mitgabe der Todten darstellen. Vielleicht bezieht sich diese Sitte auch auf die von Castrén (I. p. 296) gemachte Mittheilung (vergl. auch Pall. p. 59), nach welcher gleich nach dem Tode ein Bild des Verstorbenen gefertigt und drei Jahre lang mit denselben Ehren als früher der Lebende behandelt, d. h. gespeist und gekleidet und dann „ins Grab hinabgesenkt," wird. Kowalski (p. XXVII) äussert sich ähnlich und Poljakoff sagt (p. 52) „die Frau des Verstorbenen macht sich zum Zeichen der Trauer eine Puppe und schläft in der Nacht mit ihr; am Tage hat sie dieselbe vor sich und ergötzt sich an ihr." Ich habe Grund anzunehmen, dass die genannten Reisenden in Bezug auf diese Geschichte nicht nach eigener Beobachtung, sondern nur nach Hörensagen berichten. In den vielen heidnischen Gräbern, welche ich untersuchte, fand ich niemals eine derartige Puppe, bemerkte auch sonst keine Anzeichen, welche auf solche Sitte schliessen lassen. Ueber die Begräbnissfeierlichkeiten lasse ich Jorka Mamrun sprechen.

Erlauben es Zeit und Verhältnisse, so werden schon bei einem ernstlichen Erkrankungsfalle eines hervorragenden Familiengliedes

die nächsten Verwandten herbeigerufen; jedenfalls aber nach dem Ableben. Entsprechend der geringen Vorliebe für Waschen, unterlässt man dies auch beim Verstorbenen, dem indess die Haare sorgfältig gekämmt und die besten Kleider angezogen werden. Die alten Kleider erhalten arme Leute. In der ersten Nacht darf das Feuer im Tschum nicht erlöschen. Gleich nach dem Tode wird der Grabkasten errichtet, wobei die Verwandten zu helfen pflegen. Sobald derselbe fertig ist, was ein bis höchstens drei Tage erfordert, schreitet man zur Bestattung selbst. Das Tuch womit man das Gesicht des Verstorbenen bedeckt hatte, wird gelüftet, alle nahen Verwandten nehmen Abschied von ihm, indem sie ihn küssen, dann wird der Leichnam zur letzten Ruhestatt getragen oder mit Renthieren oder auf einem Boote gefahren und in den Grabkasten gelegt. Hier findet ein Liebesmahl statt, d. h. man schlachtet je nach dem Range des Verstorbenen eins oder mehrere Renthiere, zündet ein Feuer an, kocht und verzehrt das Fleisch derselben. Dass bei diesem Mahle auch Schnaps getrunken wird, bewiesen mir zerbrocheue Flaschenreste, welche man öfters bei den Grabstätten findet. Es wird daher beim Schluss vermuthlich ganz heiter hergehen, wie dies auch in vielen Gegenden Deutschlands der Fall ist, wo die Gäste nach dem Begräbniss im Kretscham fröhlich zechen und nicht selten, wie unweit Bremens, ein Tänzchen machen. Am Jahrestage des Todestages wird ähnlich wie bei den Kirghisen (vergl. p. 106) ein Erinnerungsmahl abgehalten und dabei ebenfalls möglichst viel gegessen und getrunken. Bei diesen Todtenopfern pflegen die Samojeden am Jenisseï häufig soviel Renthiere zu schlachten, dass das Erbe bedeutend geschmälert wird, wie Middendorff (p. 1457) berichtet, der hier zugleich über die Erbregulirung Mittheilungen macht.

Die Renthierschädel bei den Gräbern rühren übrigens nicht ausschliessend von solchen her die an Ort und Stelle geschlachtet wurden. Sehr häufig pflegen die Erinnerungsmahle nämlich in den Tschums abgehalten zu werden und man bringt von hier aus die Schädel als Wahrzeichen nach dem Begräbnissplatze. Diese Versicherung Jorkas erklärt den Umstand, dass man an demselben ausser Schädeln selten mehr als zertrümmerte Markknochen findet. Es scheint mir daher auf unrichtigen Angaben zu beruhen, wenn Sujew (Pall. p. 55), Schrenk (p. 525) und Kowalski (p. XXVII) von Ostiaken und Samojeden behaupten, die 3 Renthiere, welche den

Todtenschlitten ziehen, werden getödtet und bleiben mit Geschirr und Allem liegen in der Stellung wie sie sonst den Schlitten zogen. Wäre dies der Fall so hätte ich ohne Zweifel Spuren dieses Gebrauches bemerkt, da ich ja eine grosse Anzahl Gräber zu sehen bekam.

Auch der grausamen Tödtungsart der Renthiere beim Begräbniss (Durchbohren mittelst spitzer Hölzer: Sujew, Schrenk; Verstopfen von Nasenlöchern, Mund, Ohren u. s. w. mittelst Holzkeilen: Hofm. p. 28) liegen keine eigenen Beobachtungen, sondern nur aufschneiderische Berichte von Syrjänen etc. zu Grunde, wie ich auf das Bestimmteste versichern darf. Die Sitte der Todtenmahlzeit zeugt zugleich von dem Wohlthätigkeitssinn, denn ein guter Theil des Fleisches kommt Hilfsbedürftigen zu Gute.

Von sichtbaren Trauerzeichen Seitens der Hinterbliebenen brachte ich nichts in Erfahrung, kann aber auf Grund letzterer versichern, dass Kostrow's Angabe, die Ostiakenfrau raufe sich das Haar aus und kratze sich mit den Fingernägeln das Gesicht auf, bis das Blut an den Wangen herablaufe, unrichtig ist.

Die eigenthümlichen Bestattungsceremonien haben ohne Zweifel eine religiöse Basis und die Sitte den Todten allerlei Geräth mitzugeben hängt offenbar mit dem Glauben an ein Fortleben der Seele zusammen (vergl. auch Schrenk p. 526) und hat sich selbst bei christlichen Ostiaken erhalten. So fand ich auf dem Kirchhofe bei der Ostiaken-Niederlassung Käoschka, der übrigens weit besser gehalten war als die meisten russischen, die Todten zwar unterirdisch begraben, aber einen Holzkasten über dem Grabe errichtet. An diesem fehlte selbstredend das Kreuz nicht, aber es lagen allerlei Geräthschaften dabei, darunter, als besonders characteristisch für die hier pferdehaltenden Ostiaken, Krummholze von Deichselpferden!

Poljakoff beschreibt übrigens (p. 52) dreierlei ostiakische Himmel, deren höchster frei ist von „Abgaben, Beamten, von allem Dem, was sie um ihren Wohlstand gebracht hat.“ Die hübsche Sage von dem berühmten Tatibé Uriër (Schrenk I. p. 527, Castrén I. p. 262), der auf seinem Renthierschlitten und mit seinem Weibe (also wiederum ein Beweis der Achtung des letzteren!) lebend gen Himmel fuhr, spricht ebenfalls für ein Fortleben. Dennoch glauben Ostiaken und Samojeden nicht an ein solches, denn wenn auch Säkoff und Jorka auf Befragen meinten, die Sachen werden dess-

halb mitgegeben, damit der Todte „drüben" etwas zum Anfange habe, so läugneten Beide doch ein zukünftiges Leben und meinten, man folge in dieser Sitte nur einem uralten Gebrauch (vergl. auch Schr. I. p. 526). Jorka glaubte nicht an ein Wiedersehen im Jenseits, dagegen aber an ein Schattenreich, in welchem der Mensch nach dem Tode in gewöhnlicher Hantirung wandle. Wie Castrén für die Samojeden annimmt (I. p. 264), würde dieses Scheinleben nur so lange dauern als der Leib noch nicht verwest ist, dagegen die Tatibés nach dem Tode in unsterbliche Itarmas oder Tadebtsjo verwandelt werden, in Geister, die den Tatibés hilfsbereit sind. Einer der letzteren, den ich befragte, wusste von diesem ewigen Leben als Kastenprivilegium nichts, läugnete ein Jenseits, glaubte aber an ein Schattenleben, in welchem er wie bisher Schamane spielen werde. In demselben ist der Mensch nur am Tage todt, aber während der Nacht geht er, wie vorher, seinen Geschäften nach; desshalb legt man ihm sein Geräth zur Hand. Böse Menschen verüben auch im Schattenleben Böses, und umgekehrt die Guten. Solche böse Geister pflegen daher Nachts oft Schaden in Tschums anzurichten, belästigen die Wittwe, zumal wenn sich dieselbe wieder verheirathete und müssen dann durch Schamanen gebannt werden. Also ganz der Geisterbann von dem unsere Kinderwärterin unter Anführung von Personen soviel Haarsträubendes zu erzählen wusste.

Die Bekanntschaft mit dem erwähnten Tatibé oder Schamanen brachte uns die erwünschte Gelegenheit einer Zaubervorstellung beizuwohnen. Der Djadja hatte den Mann, einen Samojeden aus dem Archangel'schen, unter den Fischerleuten in Pratotschko ausgespürt und nach einigen Verhandlungen willig gemacht uns, auch ohne Schnaps, seine Künste zu zeigen. Wir sassen noch beim frugalen Mahle, als aus dem nahen Tschum dumpfe Klänge von Zeit zu Zeit hörbar wurden: man spannte die Zaubertrommel! Dieses für einen Schamanen unumgänglich nothwendige Instrument, sam. Penser, besteht aus einem, 1 bis $2^1/_4$ Fuss im Durchmesser haltenden Reif, über welchen auf einer Seite Haut von Renthierkalb gespannt ist. Innerhalb des Reifens sind als Handhabe, kreuz- oder triangelförmig, 2 Querhölzer angebracht und an diese Ringe oder anderes Messinggeräth befestigt um das Geräusch zu erhöhen. Als Schlägel dient ein mit Fell überzogener kurzer Stock, den der Zauberer zwischen dem Zeige- und Goldfinger hält (vergl. Abb. 47) und der mit einem Lederriemen an der Trommel befestigt ist. Um letztere

N. d. N. v. O. Finsch.

gez. v. [illegible]

Vorstellung eines Schamanen.



zu spannen wird sie über das Feuer gehalten. Als wir in den Tschum eintraten fanden wir denselben bereits dicht mit Zuschauern: Samojeden, Ostiaken, Syrjänen, Russen, Frauen, Mädchen und Kindern gefüllt, die uns mit lautem dreimaligen Gellen empfingen. Wir erhielten auf ausgebreiteten Renthierfellen Ehrenplätze, gegenüber dem Tatibé, und konnten somit das ungewohnte interessante Schauspiel am besten geniessen, welches durch die wechselnden grellen Lichteffecte des Tschumfeuers würdig des Pinsels eines Salvator Rosa war. Ich begnügte mich, soweit es überhaupt anging, wenigstens einige Striche festzuhalten. Der Tatibé trug einen beschmutzten weissen mit Goldtressen besetzten Kittel, da wie er versicherte, die mit Klimperwerk aus Eisen besetzten Lederröcke nicht mehr „Mode" seien. Neben ihm zur Rechten sass in gewöhnlicher Tracht sein Gehülfe, ein Ostiake, der Alles, was der Meister mit näselnder Stimme sang, wiederholte. Die Vorstellung begann damit, dass der Tatibé die Zaubertrommel rührte und nach einiger Zeit erklärte, die Geister seien erschienen und ständen hinter ihm. Selbstredend waren sie eben nur seinem geistigen Auge sichtbar, denn seine natürlichen hielt er geschlossen. Hierauf liess er uns und zwar in Samojedisch eröffnen, dass er wahrsagen und dabei nichts als die „reine Wahrheit" verkünden werde. Die Orakelsprüche folgten in einzelnen Sätzen, wurden unter dumpfer Trommelbegleitung abgesungen und mit einigen kräftigen Schlägen und dem dreimaligen Refrain „jehehée!" geendet. Die von mir genau aufgezeichneten Aussprüche des Sehers waren folgende: 1. die Reisenden werden vom grossen Kaiser (von Russland) Orden erhalten; 2. werden nächstes Jahr wieder kommen; 3. werden dann von der Ussa nach den Quellen der Schtschutschja gehen; 4. wird Etwas passiren auf dieser Reise ob gut oder schlecht weiss ich nicht; 5. Arbeit an Podarata (wol Canalproject!) wird nicht gelingen, kein Holz, kein Feuer; 6. die Vorgesetzten zu Haus werden vom Chosaïn (mir) Rechnung fordern, es wird aber Alles glücklich und er zufrieden sein; 7. drei Aelteste zu Haus werden nächstes Jahr Reise nach der Ussa bestimmen; 8. werden ohne Krankheit nach Haus kommen und Alles glücklich finden; auch die Reise nächstes Jahr wird glücklich und er (der Schamane) der Begleiter sein; 9. da ist noch eine Expedition auf Podarata, wenn die zurückkommt und deren Berichte mit unseren übereinstimmen, werden wir von den beiden grossen Kaisern (Alexander und Wilhelm) grosse Beloh-

nungen erhalten; 10. jetzt ist es aus und ich weiss nichts mehr zu sagen!"

Wie aus diesen Worten erhellt, hatte der Mann ohne Zweifel von unseren Leuten Mancherlei erfahren und so machte ihm seine Prophezeiung nicht sonderlich Mühe. Jedenfalls fühlte ich mich von derselben mindestens ebenso befriedigt als von derjenigen, welche ich mir s. Z. von einem berühmten „Professor der Magie" in San Francisco für 2 Dollar erkaufte. Während von den Wahrsagungen des „Professors", der sich übrigens als hanseatischer Landsmann entpuppte, nichts eintraf, kann ich nach Verlauf von mehr als 2 Jahren mit Vergnügen bezeugen, dass sich manches vom Schamanen Gesagte erfüllt hat. Was mich anbetrifft, so wurde meine Abrechnung von den erwähnten „Aeltesten" (Stari), d. h. dem Rechnungsführer der Geogr. Ges. Herrn Georg Albrecht wirklich geprüft, richtig befunden und ich erhielt dafür den Ausdruck der Zufriedenheit. Aber meine Gefährten erlangten seither, wenn auch nicht in Folge der Reise und von den genannten hohen Potentaten, in der bezeichneten Richtung thatsächliche ehrenvolle Auszeichnungen. Glücklicher Weise blieben Art. 2 und 3 unerfüllt, denn ich glaube Keiner von uns verspürte sonderlich Lust wiederum zu einer Sommerfahrt in die Mückenregion, wenn uns dadurch auch leider das voraussichtlich längere Zusammensein mit dem weisen Magier verloren gehen musste.

Schon damals in mehr als prophetischer Gewissheit hierüber suchten wir den seltenen Mann wenigstens für den Abend bei uns zu fesseln, was mit Hilfe einer Flasche sogenannten Xeres, höllisches wahrscheinlich in Bereosoff gebrauten Zeuges, sehr leicht gelang. Natürlich honorirte ich den weiteren Vortrag über „Götterlehre und Schamanenthum" noch besonders, gebe ihn aber hier gern Jedermann gratis zum Besten, wie ich dies als Konsulent in sibirischen Angelegenheiten bisher stets gethan habe. Der wissenschaftliche Reisende rangirt in dieser Hinsicht ja ohnehin ganz mit dem Schamanen. Beide ertheilen auf besonderen Wunsch Rath! Der Unterschied ist nur der, dass der Schamane für alberne und nutzlose Rathschläge, die ihm keine Mühe machen, in den meisten Fällen honorirt wird, also herauszieht, während der Reisende für nutzbare, oft werthvolle Auskunft nicht honorirt sondern ausgezogen wird! Aber es mag auch hierin Ausnahmen geben!

Doch kehren wir in die Lotka zurück um den Worten des

Chaldäers zu lauschen, der jedenfalls sehr schlagfertig ist und sich wegen keiner Antwort lange besinnt. Ich lasse seine Mittheilungen ohne weiteren Commentar folgen.

Der Herr der Götter und Geister ist Jaü-mal (ost. Oort, russ. Moster = Meister), d. h. auf Samojedisch „Ende der Welt". Er hat ein schnelles Pferd und einen Stab, aber man weiss nicht wo er wohnt. Mit diesem obersten Gotte correspondirt der Schaman durch seinen „Diabel oder Scheitan", womit unser Mann übrigens keinen Teufel, sondern einen in seinen Privatdiensten stehenden guten Geist versteht. Die Trommel dient dazu diesen, beziehentlich weitere Geister herbeizurufen, die übrigens wie gewöhnliche Menschen aussehen, natürlich aber nur für Schamanen sichtbar sind. Diese Versicherung erregte bei mir weiter keine besondere Verwunderung, nachdem mir ein deutscher Mormone in Salt Lake-City allen Ernstes seine öfteren ihm persönlich von Gott gewordenen Offenbarungen mitgetheilt hatte. Mit Hilfe seines „Diabel", der also ein guter sein muss, bezwingt der Schamane die bösen Geister, was ihm persönlich oft grosse Anstrengung und Kämpfe kostet; er geräth dabei oft in Schweiss, wird ohnmächtig, ja sogar krank. Er bittet dann seinen „Gott" um stärkere Kraft, und „Gott" schickt zuweilen in der Nacht seinen (des Schamanen) „Diabel" um ihm anzuzeigen, wenn Hilfe kommen wird. Doch scheint sein „Diabel" zuweilen auch unzuverlässig und entstellt die Rathschläge der obersten Götter. Ein erfahrener Schaman merkt dies jedoch und soviel Schläge als er dann auf die Trommel thut, erhält der Diabel zur Strafe von den Göttern. Schamanen stehen mit Geistern auf bestem Fusse, doch giebt es auch Schamanen, die nur im Dienste böser Geister wirken. Die Künste des Schamanen können von berühmten Meistern erlernt werden, vererben sich aber meist von Vater auf Sohn, zuweilen auch auf die Tochter, denn es giebt auch Schamaninnen. Also wiederum ein Beweis der Achtung gegen das weibliche Geschlecht! Die Schamanen kennen sich alle unter einander. Es geben sich auch Pfuscher als Schamanen aus, die nichts verstehen. Ueberhaupt spalten sich die Schamanen wieder in Specialisten. Einige sind in der „Heilkunde", andere mit Renthieren besonders erfahren, andere wissen Verlorenes zu ergründen u. s. w. Er selbst versteht sich am besten mit Prophezeihungen hinsichtlich der besten Plätze für Fischerei und das Wetter. Dass von „Heilkunde" natürlich nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich. Unser Mann be-

schränkt sich daher die Götter um Hilfe gegen die bösen Geister anzuflehen, welche in den Kranken sitzen und oft in Gestalt von Würmern am Herzen nagen. Er (der Schaman) (vergl. hierüber auch Schrenk p. 548) sieht es dem Patienten gleich an ob er genesen wird oder nicht, ebenso Gesunden, wie lange sie leben werden.

Gestohlenes Gut zu entdecken (vergl. auch Castrén I. p. 201) benöthigt er eines Glases Schnaps, eines Messers und eines Kreuzes, denn es giebt auch christliche Schamanen, da das Christenthum die Kraft nicht aufhebt. Der Dieb wird dann in Folge der Beschwörungen mit dem Messer ins Auge getroffen. Verlorenes weiss er (der Schaman) nicht zu erkunden, und ebensowenig als seine Herren Collegen leider kein Mittel gegen die Renthierseuche. Die, denen Renthiere sterben, sind gewöhnlich Sünder und erleiden die gerechte Strafe!!

Schamanen werden zuweilen bei Hochzeiten eingeladen um das Brautpaar vor „dem bösen Blicke" zu schützen. Auch bei Begräbnissen pflegen sie mitzuwirken, namentlich um die Rückkehr des Todten zu besprechen. Ostiaken und Samojeden haben kaum einen Unterschied im Glauben. Sie vereinigen sich im Herbst zu dem grossen 7 tägigen Feste, welches samojedisch den klangvollen Namen „Schin jellä heiwida jellä", ostiakisch den noch zungenbrecherischen „Labetchatel jemungchatel labetchatel" führt (von Labet = 7 und Chatel = Sonne) und als eine Art Dankfest betrachtet werden darf. Zu diesem Feste kann Jeder kommen; auch Frauen und Kinder. Sie versammeln sich dann bei einem besonders verehrten Götzenbilde, opfern demselben Pelzwerk, Renthiere u. s. w. und essen und trinken. In Zeiten der Noth wird den Göttern besonders geopfert um sie günstig zu stimmen. Dann verkünden Schamanen den Willen der Götter und erinnern an nicht gehaltene Gelübde, die dann pünktlich nachgeholt werden. Es giebt Schamanen, welche Legenden und Erzählungen des Volkes kennen, unser Mann weiss aber keine, ebensowenig als Taschenspielerkünste. So sollen sich manche berühmte Schamanen Säbel und Spiesse durch den Leib stossen. Ich selbst fand einmal bei einem verlassenen Tundralager eine fusslange 4 eckige Speerspitze, die als ein Schamanenspiess bezeichnet wurde. Die Vorstellung hatte übrigens Alle befriedigt! Auch uns, denn wir hatten wenigstens einen Einblick in das Schamanenthum erlangt und uns zur Genüge überzeugt, dass es

unter der dünnen Schicht Christenthum, welches jene Gegenden spinnwebenartig bedeckt, noch tief wurzelt. Als ich einen Russen fragte „was er von dem Hokuspokus des erwähnten Schamanen halte?" meinte er „der Mann sei als Wetterprophet und Fischebeschwörer ganz ausgezeichnet; überhaupt hätten diese Leute doch manche Kenntniss von denen man sich nichts träumen lasse". Wie prächtig sich übrigens Christenthum und Schamanismus hier vertragen, zeigte dieser Tatibé am besten. Denn er war ja gar kein Heide, sondern ein guter Christ der orthodoxen Kirche und früher selbst als Vorsänger angestellt. Hatte er nicht ein Kreuz um den Hals und fand ich nicht in seinem Tschum drei prächtig vergoldete Obras (Heiligenbilder)? Jedenfalls war der Mann nicht dumm: er molk zwei Kühe zugleich; am Tage sang er Kirchenlieder und Litaneien, in der Nacht rührte er die Zaubertrommel. Gerade so, wie er mir seine Obras verkauft haben würde, stand er mir nach einigem Widerstreben das Zauberinstrument ab, das übrigens abseit im Busch versteckt war, aus Furcht vor den Missionären, die selbstredend Zaubereien gänzlich verbieten.

Jedenfalls hatte dieser Schaman schon Manches der christlichen Lehre in seine Glaubenssätze aufgenommen, wie aus dem strafenden Gotte hervorgeht, und erzählte auch sonst viel dummes Zeug. So behauptete er, früher habe man Jaŭ-mal sogar Menschenopfer gebracht, aber Jorka, den ich darum befragte, wies diese Anschuldigung entrüstet von sich: nie habe so Etwas stattgefunden! Aus ähnlichen Quellen mögen übrigens die mancherlei unwahren Berichte entspringen, die noch heut die Darstellung jener Völker verunstalten.

Hören wir nun Jorka Mamrun hinsichtlich der religiösen Anschauungen der Ostiaken.

Der gewaltigste Gott heisst „Oort", auch wol Moster oder Moschter (Meister) genannt. Er ist ein unsichtbares gutes Wesen und bemüht den Menschen zu helfen, aber nicht allmächtig, denn den Tod kann er nicht aufhalten, ebensowenig die Renthierseuche, welche übrigens nicht als eine Strafe nur den Sünder trifft. Die grossen an besonderen Stellen verehrten Götzen (wie das in Wespugl), aus einem oft an 2 Arschin grossen, mit kostbaren Fellen gefüllten Sacke mit einem Gesicht aus Eisen bestehend*) (ähnlich

*) Diese Angaben sind jedenfalls richtig, denn ganz in ähnlicher Weise beschreibt Sobrin, ein Ostiak von Geburt, das Bild des Gottes Ortik (Oort), welches

dem in Kiochát) stellen Oort dar; die übrigen kleinen Bilder sind nur Nachbildungen dieses Gottes. Solche kleinere Tschum- oder Gemeindegötzen pflegen sie mit zu dem grossen 7tägigen Herbstfeste zu nehmen, das mit Zugang des Ob stattfindet. Man zündet dann Oort zu Ehren grosse Feuer von Fischfett an, bringt ihm werthvolle Opfer an Fuchsfellen, Renthieren u. s. w. und gelobt ihm neue. Von dem Fleisch der geopferten Renthiere erhalten auch die Götzenbilder kleine Portionen vorgesetzt. An manchen Stellen findet dieses Fest in einem besonderen grossen Hause statt, doch hat man jetzt meist das grosse Bild Oorts im Dickicht des Waldes in Sicherheit gebracht, da die Opferstätten schon häufig von Russen und Syrjänen bestohlen wurden. — Es wird noch ein zweites Fest, Jochtachot, abgehalten, eine Art Heldenfest zur Erinnerung an ihre früheren grossen Kämpfe(!?). Bei demselben erscheinen sie mit den Renthierleitspeeren bewaffnet und führen kriegerische Tänze auf. Für diese Feste sammeln sie Geld und andere Gaben, die einen eigenen Fond bilden und von Aeltesten verwaltet werden. Die Samojeden haben einen ganz ähnlichen Glauben.

Nach dieser Darstellung Jorkas darf man annehmen, dass diese Feste Dank- oder Bittopfer sind und Castrén (I. p. 291) sagt daher wol mit Recht: „Die Götter anrufen und sie durch Opfer versöhnen ist fast der einzige Gottesdienst, der bei Ostiaken vorkommt“. Dieser Feste gedenkt übrigens schon Sujew (Pall. p. 63), aber nur Castrén giebt eine Beschreibung (p. 292) die angeblich von einem Augenzeugen herrühren soll. Darnach würden auch die Frauen theilnehmen, wenigstens bei den gemeinschaftlichen Tänzen. Auch mir wurde davon erzählt, sowie dass die Weiber besondere Feste feiern. Ich bedauere sehr, dass wir nicht in der richtigen Zeit kamen, denn, wie Jorka versicherte, würde er uns ohne Anstand erlaubt haben einem solchen Feste beizuwohnen. Wie weit die Schamanen, welche bei diesen Festen eine so grosse Rolle spielen sollen, thatsächlich betheiligt sind, konnte ich nicht erfahren. Jorka versicherte aber, dass sie bei allen Verständigen missachtet

---

früher in der Burg von Scharkan (wol Scharkali) verehrt wurde und seines Gehülfen Masterko (wol Moster) früher bei Troitzkaja aufgestellt. Sujew's Beschreibung (p. 60) des berühmten Bildes bei den Woksarsk'schen Jurten „mit silbernen Kränzen auf dem Kopfe“ beruht nur auf Erzählungen.

seien. Er selbst (Jorka) glaubte ihnen nicht; aber gelegentlich trifft eine ihrer Prophezeihungen ein und dies verschafft ihnen immer neue Anhänger.

Es ergiebt sich also hieraus, dass die Schamanen keineswegs, wie oft behauptet wird, Priester, sondern hauptsächlich Wahrsager sind und zuweilen auch als Beschwörungskünstler (Zauberer) auftreten, wie dies Middendorff (p. 1464) z. B. in Bezug auf die Jagd mittheilt. Als am besten unterrichtet mögen sie indess auch bei Götter- resp. Opferfesten die oberste Leitung führen. Ueber das Wesen des Schamanen vergl. übrigens Castrén (I. p. 190—198), der (II. p. 172) zugleich auch eine Vorstellung beschreibt; ebenso Schrenk (p. 394). Dass die Schamanen übrigens bei der grossen Menge Einfluss besitzen und in Ansehen stehen, ist bei dem herrschenden und erklärlichen Aberglauben dieser Naturvölker sehr begreiflich und man könnte sich nur wundern, wenn dies nicht der Fall wäre; es ist desswegen den Leuten kein ernstlicher Vorwurf zu machen. Wenn bei uns noch tausende Schwindler und Schwindelmittel gläubige Kunden finden, wenn spiritistische Medien und Geisterklopfer in den Salons der Hauptstädte hochverehrte Gäste sind, wenn allenthalben überirdische Erscheinungen hunderte Gemüther aufregen und polizeiliches Einschreiten nöthig machen, wenn Alles dies und noch vieles, vieles Andere in Mitten der Cultur und Civilisation heutigen Tags noch möglich ist, dann werden wir bekennen müssen, dass wir in vieler Hinsicht noch tiefer im Schamanenthum stecken als die einfältigen Nomaden Nordwest-Asiens.

Auch ihre religiöse Anschauung bedarf einer milderen Beurtheilung als es in Sätzen wie: „der blindeste und gröbste Götzendienst ist unter den Ostiaken die herrschende Religion“ (Pallas) oder „der Ostiak ist ein typischer Fetischanbeter, der nicht selten das höchste Wesen des Weltalls, die Resultate der strengsten Naturgesetze, in rohen von eigener Hand gemachten Götzen personificirt“ (Poljakoff) und ähnlichen geschieht. Die Wahrheit zu gestehen, so ist noch kein Forscher vollständig in die Götteranschauung der Eingebornen eingedrungen, keiner hat ihren religiösen Festen beigewohnt. Dies erhellt am besten daraus, dass fast jeder Reisende anders berichtet, je nach der Kunde, welche er zu erlangen vermochte.

„Die Samojeden erkennen ein göttliches Wesen, Num, (d. h. Himmel) das den Himmel bewohnt. Num ist geistig und hat keine Gestalt; er ist Ghilejumbjarte d. h. Schöpfer des Lebens, der Erde,

Sonne und Gestirne; er ist gütig, gewaltig, er sieht und weiss Alles · er überlässt aber die Leitung der Welt den Tádebzien d. h. Geistern" (Schrenk p. 403).

Aehnlich berichtet Castrén (I. p. 198) über Num, den die Samojeden auch in verschiedenen Naturerscheinungen zu erkennen suchen, so z. B. halten sie poetisch den Regenbogen für den Saum seines Kleides. In der Sonne selbst sollen sie ihn verehren, und mir selbst ist wiederholt (z. B. vom Diakon in Obdorsk) versichert worden. dass die Samojeden keine Götzen, sondern die Sonne anbeten.

Der himmlische Gott der Ostiaken, Turm oder Turom, (d. h. Himmel) der Allwissende scheint dasselbe als Num zu sein, allein es kommen bei den Ostiaken noch andere Götter hinzu. So nach Castrén (I. p. 295) noch der Waldgott, Mëang, und Kulj, der Flussgott, und nach Poljakoff Tonka und Urt-Ige. Wie Kowalski (p. XXVIII.) mittheilt, der seine Berichte von dem Geistlichen Popoff in Obdorsk erhielt, würde der oberste Gott der Ostiaken Masterko heissen und Kul ein böser Geist sein. Die Jenisseï - Ostiaken, obgleich Christen, verehren 3 mächtige Gottheiten: Er, den Gott des Himmels, Jmlja eine weibliche unterirdische Gottheit und den Bären, den Gott der Erde (Castrén II. p. 226). Nach Sobrin, (Russ.-Revue 1876 p, 339), der als Ostiak von Geburt es eigentlich am besten wissen sollte, verehrten (?) oder verehren (!) die Ostiaken (und Wogulen) folgende Götter. 1. Die Jagdgöttin (in Gestalt einer Frau); 2. den Gott der Fische („den Alten vom Ob"); 3. „das Kupferei" den Gott der Vögel; 4. den Hauptgott (unbenannt); 5. Ortik; 6. Masterko, den Gehülfen und Vollstrecker des Willens Ortik's, zugleich Gott der Gesundheit; 7. Eliane, den Götterboten und 8. Meiko, den Gott der Bösen.

Aus Allem was ich erfuhr und hier mittheilte, glaube ich annehmen zu dürfen, dass es im Lichte der Objectivität mit dem „blinden Götzendienste" nicht ganz so schlimm steht als es scheint. Wenn, wie die übereinstimmenden Urtheile fast aller Berichterstatter ergeben, der Gott Sorne oder Turom der Ostiaken, fast identisch mit Jaü-mal oder Num der Samojeden, als ein unsichtbares höchstes Wesen zu betrachten ist, so wird man es nicht auffallend finden können, wenn die Phantasie jener einfachen Naturkinder sich bemühte dasselbe darzustellen. Das Bestreben von diesem höchsten Wesen, als einem guten, Schutz und Hilfe zu erflehen

oder ihm Dankbarkeit zu beweisen führte zum Opferdienst und durch denselben folgerecht zur Errichtung derartiger Bildnisse, als symbolische Personificirung der höchsten Gottheit. Je nach den Verhältnissen sind diese Darstellungen sehr verschiedene.

Die Hauptbilder der Götter, Turom, welche einer Tradition zufolge auf Befehl derselben von den Menschen errichtet wurden (Poljakoff p. 51) dürfte kein Forscher gesehen haben, ausser vielleicht Herr Sobrin, der sie (l. c.) beschreibt. Sie sollen früher in eigenen Häusern verehrt worden sein, sind aber jetzt im Dickicht der Wälder in Sicherheit gebracht. Möglicher Weise bezeichnen die heiligen Haine solche Plätze, wo früher ein berühmtes Bild stand oder sie sind eben nur als Opferplätze zu betrachten. In Wespugel fanden wir, wie erwähnt, das eigentliche Bild nicht und ebenso erging es Hofmann (pag. 28) und Castrén (pag. 290). Letzterer fand ebenfalls durch Zufall einen solchen heiligen Hain, der ganz so beschaffen war wie der bei Wespugl. Die langen rohen Götzenbilder, ost. Jiljan, sam. Hahe, bezeichnen nach Castrén Schutzgötter, die hier nur als Opfer niedergelegt wurden.

Die mehr auf der Tundra lebenden Samojeden begnügen sich, der Armuth der Natur entsprechend, mit geringeren Dingen und erscheinen, indem sie merkwürdig geformte Steine oder dergleichen als Ersatz wirklicher Bilder wählen, in unseren Augen als Fetischdiener. So wird einem mächtig grossen Steine bei Dudino geopfert, weil die Samojeden annehmen: „so schweren Stein könne doch nur der Schöpfer persönlich hingebracht haben!" (Midd. p. 1463.) Und Haiwai erzählte uns, dass er und seine Landsleute alljährlich im Herbst nach dem Arka-Pai (Ural) aufbrechen und hier bei einem grossen Steine Ren, Fische u. dergl. opfern. Hofmann fand solche Opferplätze im Ural, z. B. auf dem 1073′ hohen Jodenei und im Paë-Choi (p. 154, 157, 158).

Bei der anerkannten Freigebigkeit der Ostiaken und Samojeden nimmt es nicht Wunder, wenn sie dies auch in Opfergaben an die Götter bekunden und hierbei von Spendensammlern oft ausgezogen werden. Poljakoff führt an (p. 51), dass solche oft grosse Rundreisen machen und sich systematisch auf das Einsammeln von Opfergaben verstehen. Comme chez nous!

Dieser Trieb zu opfern ist selbst bei Bekehrten nicht ganz ausgerottet, und Poljakoff führt ein hübsches Beispiel an, wo ein

Ostiak in Malo-Atlim, durch eine Erscheinung der Muttergottes veranlasst, in seiner Einfalt in der Kirche ein Lamm opferte.

Conservativ wie die Eingebornen sind, haben sich auch die alten Opferplätze erhalten und so sehen wir am Götzencap auf Waigatsch, dem Sitze des früher hochverehrten Ja-jieru-Hahe (d. h. des Landes Herrn Hahe), trotzdem hier alle Götzen verbrannt und an ihrer Stelle ein Kreuz errichtet wurde, neben letzterem wieder zahlreiche Opfergaben niedergelegt. (Vergl. Globus 1877 p. 119 mit einer angeblich von der Expedition Nordenskjölds herrührenden Abbildung), — Uebrigens findet sich bei den Syrjänen eine ähnliche Sitte und Schrenk erwähnt (p. 221) eines Kreuzes, an dessen Fusse „religiöser Aberglauben einen ansehnlichen Haufen Steine, von denen jeder einzelne eine Opfergabe bezeichnete, zusammengetragen hatte.“

Da es nicht Jedem vergönnt ist die Hauptgötterbilder selbst zu sehen oder öfter zu besuchen, so entstanden folgerecht Nachbildungen, die als Familien- oder Privatgötter im Tschum Aufnahme fanden und zugleich als Schutzgötter des letzteren betrachtet werden können. Solchen Bildern ost. Long oder Lonch, wie das in Kiochat (p. 402) beobachtete, mögen die grossen, im Walde versteckten als Modell gedient haben, was aus der Beschreibung der letzteren von Sobrin ziemlich zweifellos erscheint. Sie werden desshalb besonders verehrt und sind unverkäufliche. Ganz ähnlich mag es sich mit den von den Weibern verehrten Nachbildungen, z. B. der p. 402 erwähnten Göttin Songet, verhalten, und ich möchte aus dem Vorhandensein solcher schliessen, dass diejenigen recht haben, welche behaupten, auch die Weiber besässen eigene Hauptgötterbilder im Walde versteckt. Dies scheint mir umso wahrscheinlicher als Sobrin und Castrén ja ausdrücklich Göttinnen anführen.

Da die Samojeden keine künstlichen Götterbilder zu besitzen scheinen, sondern mehr auffallend geformte Steine und dergl. als solche betrachten, so erklärt sich hieraus der Gebrauch von letzteren in kleinem Maassstabe, wie z. B. der p. 454 beschriebene Sisawei-pai an Stelle des ostiakischen Lonch. Solche Lonch sind übrigens auch noch bei den christlichen Ostiaken am mittleren Ob in vollem Schwunge, haben aber hier schon eine christliche Beigabe erhalten: sie müssen nämlich von einer unbefleckten Jungfrau verfertigt sein! (Castrén II. p. 170.) Wie die Hauptgötter, so finden auch die Hauptopferplätze Nachbildungen in kleinerem Maassstabe. Als solche betrachte ich wenigstens die hie und da bei den Tschumplätzen im

Busch versteckten Opferplätze, wie ich dieselben schon beschrieb. Vielleicht sind sie auch als Opferplätze für die Hausgötter zu betrachten. Die dabei aufgestellten roh mit einem menschlichen Gesicht verzierten Stäbe, sam. Sjadaei (von Sja = Menschenantlitz), stellen daher keine eigentlichen Götter vor, sondern verhalten sich zu den kleinen Opferplätzen, wie die Jiljan zu den grossen (z. B. in Wespugl). Dies geht schon daraus hervor, dass die Eingebornen keinen grossen Werth auf sie legen, indem sie dieselben unter Umständen abstehen, und aus der geringen Mühe und Sorgfalt, welche an die Herstellung solcher Bilder verwandt wird, da doch die Eingebornen geschickt genug sind, um weit kunstvollere herzustellen. Hofmann (p. 29) spricht sich ähnlich aus und meine Ansicht wird überdies durch die ähnlich lautende eines Angestellten der Obdorsker Kirche bestärkt, welcher seit Jahren auf das Innigste mit den Eingebornen verkehrte. Trotzdem er sie also sehr gut kannte, hatte er niemals eins der berühmten Götzenbilder zu sehen bekommen und meinte solche würden in den Augen der Eingebornen so heilig betrachtet „als wunderthätige Bilder bei uns!“ Alles in Allem genommen scheinen die Eingebornen einem Naturcultus mit heiligen Hainen, Opferplätzen u. s. w. zu huldigen, der in mancher Hinsicht an den unserer Vorfahren erinnert. Da dieser Cultus keine Unmoralität lehrt und vorwiegend gute menschliche Eigenschaften Jahrhunderte lang bewahrte, so verdient er, trotz alles Belächelns und Bemitleidens, doch die Achtung jedes wahrhaft Gebildeten, jene Achtung die schon der Mensch seinem Mitmenschen unbedingt schuldig ist.

XIV. Kapitel.

Heimwärts.

(Obdorsk bis Bremen.)

Obdorsk wie ausgestorben. — Wir errichten das „Strandhôtel“. — Feier der glücklichen Rückkehr. — Heiden betrinken sich. — Christen ebenfalls. — Keine Schande. — Sontag, samojedisch „Sündentag“. — Gründung von Obdorsk. — Ableitung des Namens. — Einwohnerzahl. — Bezirk (Wollost) Obdorsk. — Beschreibung des Ortes. — Kirche. — Monument. — Schule. — Mission. — Vergleich mit Turuchansk. — Jassak (Steuer) — ist Ursache des Jahrmarkts. — Castrén's Beschreibung desselben. — Betrügerischer Tauschhandel auf der Tundra. — Redlicher Tauschhandel iu Obdorsk. — Ein- und Verkaufspreise im Pelzhandel. — Einige Bemerkungen über Russlands Pelzhandel im Allgemeinen. — Jahrmarktsplatz. — Verkehr. — Umsatz. — Ein- und Ausfuhr. — Wichtigkeit des Mehlhandels. — Die „Barka“ bringt Mehl vom Tobol und Ischim. — Gefährliche Concurrenz für Russland. — Sibirisches Mehl geht bis ans Weisse Meer — Und nach Norwegen. — Die „Barsche“ — bringt Handelswaaren. — Mannigfaltigkeit derselben. — Einige Preisangaben. — Trophimoff, Vater und Sohn. — Das Canalproject zwischen Ob und Kara-Bai. — Latkin's Ansicht über dasselbe. — Günstige Meinung in Petersburg. — Alter Handelsweg zwischen Petschora und Tass. — Schtschutschja und Podarata nicht schiffbar. — Landtransport unmöglich. — Canal ebenfalls. — Andeutungen der enormen Kosten. — Halbinsel Jalmal kein Umweg. — Mangelhafte Kenntniss des Ob-Meerbusens. — Glückliche Fahrten nach Nadym. — Genaue Aufnahme des Meerbusens dringend nöthig. — Aussichten für Obdorsk. — Geographische Lage. — Umgebung. — Holzmangel. — Beeren und Beerenlese. — Heuernte. — Mühsame Gemüsezucht. — Ewiges Eis der Tundra keine Fabel. — Beweise dafür. — Eigene Versuche. — Hausthiere. — Hund und Hundeeinspann. — Hirsch Goldmacher, der verwiesene Jude. — Wenig Lebensmittel. — Weitere Reisen nordwärts nicht ausführbar. — Verlockendes einer Tass-Reise. — „Muss“ hält mich zurück. — Rückreise angetreten. — Stationen. — Eine Begegnung auf dem Strome. — Rothhalsgans. — Vogelleben. — Mauser, Zug. — Fallen des Stromes. — Kischgort. — Hütten für Wöchnerinnen. — Mammuth. — Kuschowat. — „Cedernnüsse.“ — Schwieriges Fortkommen. — Wieder in Bereosoff. — Ammoniten. — Stationen bis Samarowa. —

Entenfang mit Luftnetzen. — Ueberfluss an Enten und Gänsen. — Ob-Landschaft — am linken — am rechten Ufer. — Der Ob als Strom. — Ursprung, Lauf, Länge. — Sein Gebiet. — Der wichtigste Strom Sibiriens. — Schiffbarkeit. — Productionsfähigkeit. — Ausfuhr erst mittelst Seeweg möglich. — Enorme Wichtigkeit desselben für Sibirien. — Sibiriakoff's Verdienste um denselben. — Bärentanz. — Schwieriges Jagen. — Undurchdringlichkeit des Urwaldes. — Säugethiere. Frösche. — Moschki. — Kloster Kondinsky. — Gastfreundschaft des Abtes. — Einförmiges Stromleben. — Endlich ein Abenteuer. — Das Haselhuhn. — Dr. Brehm und Graf Waldburg verirrt. — Wiedergefunden. — Eine Nacht im Urwalde. — Wieder in Samarowa. — Zu spät! — 8 Tage im Stationshause. — Abschied vom „Bismark". — Ein Trinkgelage. — Verheerungen des Hochwassers. — Erdstürze. — Slopzi. — Fischerei. — Artelj. — Fischarten des Ob. — Vergleich mit deutschen. — Beschränkte Kenntniss. — Wandern. — Laichzeit. — „Absterben des Flusses." — Grossfischereien. — Erträge. — Frischfischerei. — In Eis verführt. — Bis Bremen. — Weisswal. — Endlich erlöst. - Auf dem Irtisch. — Ein Irtischdorf. — Tobolsk. — Hôtelwirthschaft. — Nutzen durch die verbannten Polen. — Ein sibirischer Schauspieler. — Sein Leben, ein Roman. — Abreise. — Die Tarantass. — In Tjumén. — Ein verbannter Landsmann. — Beobachtungen über das Deportationswesen. — „Namenlos." — Bradjagen. — Unfreiwillige Ansiedler. — Sibirien wird geschädigt. — Zahlen über Deportirte. — Reiseroute. — Freie Ansiedler nöthig. — Abreise von Tjumén. — Graf Waldburg bleibt zurück. — Wegeverbesserung. — Jekaterinenburg. — Grässlicher Zustand der Strassen. Steinschleifereien. — Malachit und Halbedelsteine. — Schlechter Zustand der „Grossen Strasse". — Verkehr. — Reisebetrachtungen. — Schlechtes Fortkommen. — Wieder in Perm. — Auf der Kama. — Kasan. — Der „Mississippi". — „Seitschas." — Auf der Wolga. — Wieder auf Eisenbahn. — Rückblick und Entfernungen.

So ärmlich uns Obdorsk beim ersten Besuche erschienen war, so sehr heimelte es uns jetzt an, denn die Tundra lehrt Anspruchslosigkeit, Bescheidenheit und Geduld. Mit Letzterer bewehrt wussten wir uns darin zu fügen, dass der Sassjedatjelj die für uns eingetroffenen Briefe mitgenommen hatte. Auf einer Reise nach „unten" begriffen waren dieselben vorsorglich für uns in Tobelko deponirt worden und wir würden sie hier, wie beabsichtigt, gefunden haben, hätten wir denselben Weg und nicht einen weiter westlich liegenden, näheren Arm eingeschlagen. Auch unser früherer Herbergsvater, Perloff, war, wie fast die ganze männliche Bevölkerung, auf der Fischerei, seine Frau leider krank, und so mussten wir uns, so gut es gehen wollte, selbst einrichten. Auf diese Weise entstand das „Strandhôtel", d. h. unsere Leute errichteten aus dem Segel, Rudern und unseren zwei Böten eine Art Zelt,

neben dem gekocht und unter dem dinirt und soupirt wurde, denn wir hatten uns bereits daran gewöhnt uns täglich mit zwei Mahlzeiten zu begnügen. Während Dr. Brehm, der sich leidend fühlte, Unterkunft in einem Hause fand, diente für Graf Waldburg und mich unsere Lotka „Bismark" nach wie vor als Wohnungsschiff. Freilich gewährte sie bei anhaltenden Regentagen nur theilweise Schutz, und man musste es sich gefallen lassen, wenn es einem bald auf die Füsse, bald ins Gesicht tröpfelte, aber besser als offene Tundra war sie bei solcher Witterung immerhin, und Graf Waldburg wird mir Recht geben, dass jene Tage mit zu den angenehmsten gehörten.

Für die Leute war es offenbar der Tag nach unserer Ankunft, den ich ohnehin zum Ruhetage bestimmt hatte, auch wenn es nicht Sonntag, also ein officieller „Prasnik" (d. h. Feiertag) gewesen wäre. Die braven ostiakischen Ruderer von Wespugl her hatten gleich am Sonnabend Abend zu feiern angefangen und, einer Einladung ihres Landsmannes Alexander Säkoff folgend, in dessen Tschum wacker gezecht. Natürlich auf ihre Kosten, denn der gute Alexander war eben schon zu lange im Verkehr mit der intelligenteren Rasse der Russen, als dass er nicht bereits Mancherlei von ihnen angenommen haben sollte. Die Nationaltugend seines Stammes, Gastfreundschaft, war ihm daher bereits abhanden gekommen, statt derselben verstand er das „Raubsystem" trefflich und hatte es auf diese Weise zu Etwas gebracht. Der bettlerhaft aussehende Geselle besass, so munkelte man, ein Baarvermögen von 500—700 Rubel, ein wahrer Wätjen oder H. H. Meier für hiesige Verhältnisse.

Die ganze saubere Gesellschaft erschien schon früh am anderen Morgen nach unserer Ankunft, ziemlich ernüchtert, und bat um Geld für die Heimreise. Sie hatten den ganzen sauren Verdienst siebenstündigen Ruderns bereits verschnapst; der biedere Agram, den ich für einen so verständigen Mann hielt, sogar das Pfund Pulver, welches ich ihm als berühmten Jäger geschenkt hatte, was er ohne Umschweife eingestand. Das stimmt freilich wenig mit dem von mir den Ostiaken ertheilten Lobe, aber war es ihnen übel zu nehmen, wenn sie eine so seltene Gelegenheit einmal ordentlich ausnützten? Und gute Kerls bleiben sie doch, trotz ihrer Liebhaberei für Schnaps; denn sie stechen sich dabei nicht todt, wie dies bei uns leider so häufig zu geschehen pflegt. Ich dachte

hierüber nach und zog Vergleiche, die natürlich sehr zum Nachtheile der Naturkinder ausfielen, denn das Christenthum zeigte offenbar eine viel höhere Gesittung. So schrieb ich am Morgen in mein Tagebuch, als Feódor Kasainoff, der Schuster und Sänger, mit zufriedenem Gesichte zu mir kam und mir ein, von der Hand reiner Jungfrauen bereitetes, geweihtes Brod brachte. Er hatte heute in der Kirche nicht nur gesungen, sondern sogar die Epistel verlesen, und schien mit Recht stolz. Dazu sein Feierkleid: rothes Hemd, grüner Rock, hübsche Pelzmütze, sogar Sammthosen! Das ist doch ganz etwas Anderes als diese liederlichen Ostiaken! Leider dauerte dieses Bild des Friedens und der Zufriedenheit nicht lange, denn schon am Nachmittage rief mich wüstes Geschrei vor die Lotka. Was sehe ich, darf ich meinen Blicken trauen? Da lag unser guter Feódor in seinen schönen Sammthosen und dem grünen Rocke im Strassenschmutze und wurde von einer wüthenden Frau, gegen die er sich Unschicklichkeiten erlaubt hatte, weidlich verhauen. Eine Stunde später kam er noch ärger betrunken ans Lagerfeuer, küsste mir Hand und Stiefel und erzählte, indem er das Kreuz auf der Kirche zum Zeugen anrief, unter grässlichen Flüchen der Rache sein Unglück: 5 Rubel waren ihm gestohlen worden! Iwan wusste was zu thun war und brachte ihn unsanft auf die Seite. Aber der Schnapsgeist des Dieners der Kirche athmete nicht Sanftmuth, sondern Wuth, und so ereilte ihn denn das Schicksal in Gestalt von Schlägen viermal, von verschiedenen Seiten, hinter einander. Der Montag sah unseren Feódor in derselben schwankenden Lage, ebenso der Dienstag und erst am Mittwoch hatte es ein Ende, — nämlich das Geld. Frei von dieser Chimäre, wieder in den alten abgeschabten Pelz gekleidet, denn auch der hübsche Rock, die rothe Weste und Sammthose waren den Weg des Fleisches gegangen, erschien er wieder als verständiger Mann, dem man weder physischen noch moralischen Katzenjammer anmerken konnte. Aber schadet einem Manne, der doch immerhin eine gewisse, noch dazu kirchliche Stellung, bekleidet, ein solches Betragen nicht? höre ich fragen: wird er nicht abgesetzt werden? frage ich selbst: lachend antwortet man: niët! (Nein!) warum sollte es ihm schaden? Solche Zufälle können ja dem Besten passiren und man hat schon ganz andere Persönlichkeiten am hellen Tage auf der Gasse liegen sehen!

Die Leute hatten Recht und Feódor ebenfalls meine Vorwürfe

häuser hin. Gegenüber dem wiederholt ausgesprochenen Tadel russischer Kirchhöfe ist es billig zu bemerken, dass der in Obdorsk eine rühmliche Ausnahme macht. Er zeigt, wenigstens in einem kleinen Theile, Regelmässigkeit und einige würdige, z. Th. sogar steinerne Denkmäler. Freilich giebt es nach dem Dünenufer der Scheitanka zu auch ein äusserst wüstes Kirchhofsgebiet, welches mir aber desshalb interessant war, weil immer noch ein bischen Heidenthum darin herumspukte, wie hier und da ein umgestürzter Renthierschlitten und andere dem Todten mitgegebene Geräthe zeigten. So konnte selbst hier, wo die Ostiaken seit Generationen bekehrt sind, heidnische Sitte nicht ganz verdrängt werden, und wird sich ohne Zweifel noch für Generationen nicht bannen lassen.

In dem äussersten, unfertigen Vorrathshause rechts lagerte ein Quantum Graphit, welches der unternehmende Sidoroff in den 60er Jahren vom Jenisseï anbringen liess, und von dem wenigstens ein Theil mittelst Renthierschlitten bis zur Petschora und von hier per Schiff, wie vorauszusetzen war freilich mit erheblichem Schaden, nach London gelangte. Auch ein Denkmal hat Obdorsk aufzuweisen, eine Art aus Ziegelsteinen gemauerten Obelisk (auf der Abbildung links im Hintergrunde dargestellt). Es wurde zum Andenken an den Besuch eines General-Gouverneurs von West-Sibirien errichtet, ist aber bei Gelegenheit des Besuches von General v. Kasnakoff im Jahre 1878 hoffentlich renovirt worden, um den gänzlichen Untergang zu verhüten. Auch die im Missionshause, wie erwähnt, höchst kümmerlich eingerichtete Schule hat seit dem Besuch des General-Gouverneurs hoffentlich Verbesserungen erfahren, denn sie bedurfte derselben so dringend als der Obelisk. Sie zählt übrigens nicht mehr als 30 bis 40 Schüler. Der Unterricht dauert nur vom 1. November bis 1. Mai, und kann, wie sich voraussetzen lässt, die Schüler nicht sonderlich vorwärts bringen. Ich dachte dabei unwillkürlich an die trefflich eingerichtete dreiclassige Schule des armen Lappendorfes Karaschok in Ost-Finmarken. Sämmtliche Kinder des nur 150 Einwohner zählenden Ortes konnten nicht nur lesen und schreiben, sondern lernten eine Menge anderer nützlicher Dinge. Freilich erhielt der Schullehrer ein Gehalt von 180 Speciesthaler (810 Mark) und es gab einzelne Einwohner, welche bis 50 Speciesthaler (225 Mark) jährliche Steuer zahlten.

Der verhältnissmässig unbedeutenden Erfolge der Mission habe ich schon im vorigen Kapitel gedacht, dabei auch erwähnt, dass



N. d. N. v. O. Finsch

gez. v. M. Hoffmann.

Obdorsk.



gerade in diesen Ländern und seinen nomadisirenden Bewohnern aussergewöhnliche Schwierigkeiten entgegen stehen. In voller Anerkennung derselben, will es mir doch scheinen, als wenn die Missionäre der orthodoxen Kirche doch sehr einseitig zu Werke gehen, und namentlich wunderte es mich, dass in Bezug auf Sprachforschung*) so wenig von ihrer Seite geschieht. Schrenk spricht schon (p. 42) sein Bedauern darüber aus, dass die reichen Sammlungen des Apostels der cisuralischen Samojeden Venjamin, unpublicirt blieben, und ich kann in Bezug auf das von der Mission in Obdorsk gesammelte Sprachmaterial nur dasselbe sagen. Es gab hier ein sehr sorgfältig mit Erläuterungen zusammengestelltes Wörterbuch der samojedischen und ostiakischen Sprache, aber dasselbe wird wol nie publicirt werden, wie ich mich nicht erinnere ein gedrucktes Buch in einer der beiden Sprachen gesehen zu haben. Wir erfreuten uns übrigens Seitens der geistlichen Herren, des Pfarrers und Diacon, wie stets bei orthodoxen Priestern, einer sehr freundlichen Aufnahme und durch Güte des ersteren erhielt ich einige Mammuth-Fragmente, die ich auf dem Boden im Missionshause zufällig entdeckte, zum Geschenk. Die Abschrift des Wörterbuches, welche der Diacon Nicolai Alexejewitsch Ssilin auf meine Kosten zu machen versprach, habe ich leider nicht erhalten.

Obdorsk hat sich, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, immerhin entwickelt und seine fast unter demselben Breitengrade gelegene Schwester am Jenisseï, Turuchansk, das frühere Novo(Neu)-Mangasea, längst überflügelt. Obschon zu Gmelin's Zeit (1739) schon sehr im Rückschritt begriffen, zählte es noch an 100 Häuser und „zwo Pfarrkirchen," während Castrén 1846 nur 4 Häuser fand. Jetzt ist der Ort fast ganz verfallen (vergl. Geogr. Blätter I. 1877, p. 10). Während der früher sehr bedeutende Jahrmarkt in Turuchansk,**)

*) Man fühlt sich dabei unwillkürlich zu Vergleichen mit den Arbeiten der Herrnhuter unter den Eskimos veranlasst, die letztere alle die Bibel in ihrer eigenen Sprache lesen können, ganz zu schweigen von den überraschenden Erfolgen englischer und amerikanischer Missionen. In Zeit von 65 Jahren wurden allein im Gebiet der Südsee 500,000 Eingeborne, davon die Mehrzahl notorische Cannibalen, bekehrt, 60,000 lernten lesen und schreiben; die Bibel wurde in 20 verschiedene Sprachen übersetzt und in Tausenden von Exemplaren vertheilt. Und dies Alles hatte kaum 1 Million Pfund Sterling an Kosten verursacht — etwas mehr als der Alexandra Pallast in London!

**) Vergl. Castrén II. p. 235. Das Pfund Zucker kostete 1846 hier 2 R. 10 Kop., im Winter sogar 3,60. —

welcher im Juli stattfand, ganz zurückgegangen ist, hat sich der in Obdorsk seit dem Jahre 1825 eingerichtete immer mehr entwickelt. Er versammelt im Winter, vom December bis März, alle Eingebornen zwischen Tass und Ural und zwar ursprünglich mit dem Zwecke die jährliche Steuer (Jassak) zu entrichten. So leicht es übrigens für die Eingebornen wäre, sich in den Einöden der Tundra dem lästigen Zwange zu entziehen, so sind sie doch willige und prompte Steuerzahler, also auch hierin wiederum als lobendes Beispiel zu nennen. Wer nicht selbst nach Obdorsk kommen kann, giebt seine Steuer einem Anderen mit oder bezahlt sie im folgenden Jahre. Freilich ist nicht blos die angeborene „instinctive" Gewissenhaftigkeit Ursache, sondern Bedürfnisse zwingen zu einem jährlichen Besuche der „Hauptstadt." Es gilt nämlich Verkäufe und Ankäufe zu machen und so entwickelte sich eben die „Messe," und zwar nachdem die Steuer von Pelzwerk in Geld umgewandelt war um so lebhafter. Castrén ist wol der Einzige, welcher den Jahrmarkt aus eigener Anschauung beschreibt (I. p. 282), leider aber sehr oberflächlich und ohne jede statistische Angabe. Castrén wurde „es schwer sich davon zu überzeugen, dass die Leute des Kaufens und Verkaufens wegen hergekommen waren, denn diese Marktgäste zeigten sich vollkommen ohne alles Interesse und führten ihre Waaren nicht zu Markt." Dagegen bemerkte Castrén, dass sie ihre besten Waaren unter den Pelzen verbergend, sich scheu in die Häuser schlichen, um ihren Gläubigern nicht Alles überlassen zu müssen, weil fast alle Eingebornen bei den Händlern verschuldet sind. Dies mag freilich noch heut vorkommen, allein im Grossen und Ganzen scheint es nicht so arg zu sein. Trophimoff, wol der bedeutendste Kaufmann Obdorsks, versicherte mir, dass die Samojeden, welche ihm schulden, sich stets redlich bemühen abzuzahlen, so dass er selbst solchen, die diess nicht im Stande sind, wiederum neuen Credit giebt. Auch sollen die Eingebornen nicht systematisch in der Weise mittelst Schnaps um ihre Vorräthe betrogen werden, wie man diess so häufig liest. „Ein halber Stof Brantwein," schreibt Poljakoff, „wird in den meisten Gegenden unterhalb Bereosoff mit einem Rubel bezahlt und häufig erhält der Ostiake dafür nur eine Theetasse Branntwein. Ein Pfund Tabak im Werthe von 20 bis 25 Kop. muss der Ostiake mit Waaren im Betrage von 1 R. und häufig noch höher erstehen."

In dieser betrügerischen Weise*) mögen die auf der Tundra hausirenden Syrjänen und Russen verfahren, aber in Obdorsk herrscht doch ein anständigerer Usus, wie schon die nachfolgenden Notizen meines Freundes Goldmacher zeigen, der mich ohne Rückhalt einen Blick in den Pelzhandel thun liess. Er bezahlt den Eingebornen für einen Eisfuchs, weiss im Winterpelz (Belii pisset), 1 R. (Verkauf: 1,20—1,40); 1 Sinjak, d. h. weisser Eisfuchs mit grauem Rücken, 60 Kop.; für 2 Krestovatik, Kreuzfuchs, d. h. junger Eisfuchs in mäusefahlem Pelze mit schwärzlichem Längs- und Querstreif über Rücken und Schultern, 1 R.; eigentlicher Blaufuchs, russ. Golobai, d. h. die aschgraue Varietät des Eisfuchses ist in N.-W.-Sibirien sehr selten und wird mit 5—6 R. bezahlt (Verk.: 6—10); 1 gewöhnlicher Fuchs, schlechteste Sorte (Bela-duschka, d. h. Weissbrust), 2—3 R. (Verk.: 3—4), feinere Seiten 5—10 R. und je nach der Beimischung von Schwarz 20, 40, bis zum reinen Schwarzfuchs 100 bis ein paar hundert Rubel. Graue Eichhörnchen (Veh der Pelzhändler, russ. Wjetka oder Belii mech) kosten 10 bis 15 Kop. das Stück; Vielfrass 3—4 R. Zobel kommen bei Obdorsk nicht mehr vor und werden nur während des Jahrmarktes angebracht. Dagegen bilden Renthierfelle einen Hauptartikel. Goldmacher zahlt für das Fell eines Päschke, d. h. 14 Tage bis einen Monat altes Kalb, 1 R. (Verk.: 1,20), für 1 Nàplui, d. h. 1—3 Monate altes, 2,50 (Verk.: 3—3,50); für 1 Wiristik, d. h. 6 Monate altes, 1,50; 1 Päsceli, d. h. 7 M. altes, 1,30; für das Fell eines alten zahmen Rens zum Gerben 1 R. (Verk.: 2—3), zu Pelz 2 R. (Verk.: 2,50), eines wilden Rens 2 R. (Verk.: 3—4 R.). — Fertig genähte Pelzfutter nebst Besatz zu einer anständigen Malitza kosten in Obdorsk von Krestovatik 30 R., von schönem Fuchsbalg bis 100 R. Am theuersten sind solche von Biberfell (Bobr), sie kosten bis 200 R. und mehr. Da der Biber**) am Ob fast ganz ausgerottet ist, so finden solche aus Nordamerika ihren Markt hier. Die, welche ich zu sehen bekam, waren schlechte, kleine schwarz gefärbte Felle mit

---

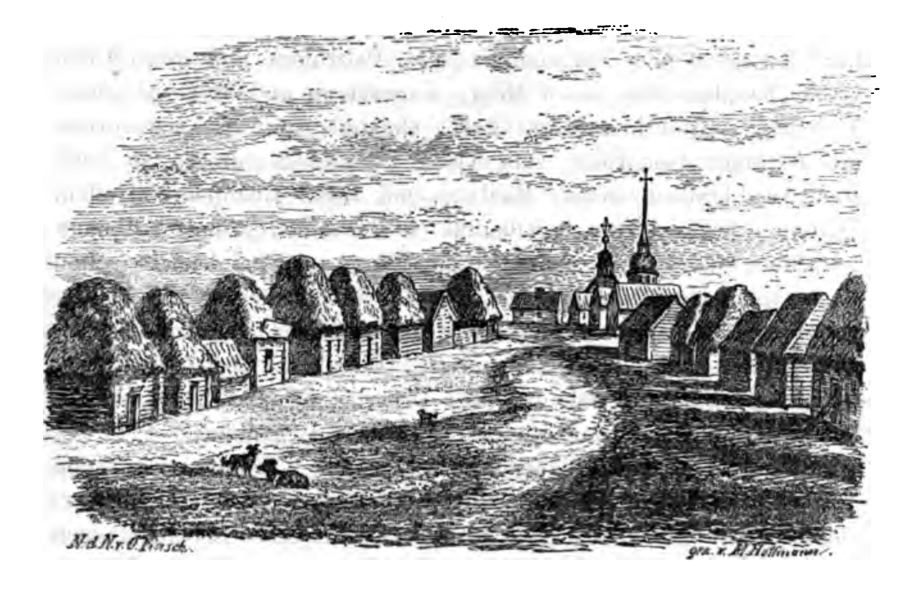
*) Wie überraschend ehrlich übrigens auch wiederum der Tauschhandel sein kann, davon giebt Hofmann (p. 65) ein Beispiel. —

**) Poljakoff hat sein Vorkommen an den Zuflüssen des Pelym neuerdings nachgewiesen, aber v. Baer's gründliche Untersuchungen lassen keinen Zweifel, dass der Biber in Sibirien zu allen Zeiten sehr sporadisch verbreitet und selten war (Beitr. z. Kenntn. d. Russ. Reichs, 7 Bändchen, 1845 p. 240).

dem Stempel einer Leipziger Firma; ein ca. 2 Fuss langes wurde mit 10, grössere bis zu 15 R. bezahlt.

So wenig als es uns in Bereosoff gelang Pelzwerk preiswürdig zu kaufen, noch weniger glückte dies hier und wahrscheinlich würde uns selbst die Jahrmarktszeit nicht befriedigt haben. Wie schon aus dem vorhergehenden Verzeichniss erhellt, entsprechen die Hauptsorten des hiesigen Pelzmarktes nicht unserem Geschmacke, wie überhaupt die Vorstellungen des aus Westen kommenden Reisenden von dem sprüchwörtlichen Reichthume und der Billigkeit feines Pelzwerkes in Sibirien gar arg enttäuscht werden. Wer denkt bei Sibirien nicht unwillkürlich an den Zobel? Aber wirklich feine Bälge desselben werden schon im Lande sehr hoch bezahlt. Man unterscheidet am Ob 2 Hauptsorten: helle, röthliche oder Birkenzobel (Beresofki), die hauptsächlich in Laubwäldern leben sollen, und dunkle oder Cedern(Zirbel)-Zobel (Kedrofki). Erstere werden mit 4, letztere mit 12—15 R. bezahlt. Im Ganzen gelten die Zobel des Obgebietes mit als die schlechtesten von Sibirien. Dabei liefert der Ob, wie ich schon bei Bereosoff zeigte, eine nur geringe Anzahl. Ich erkundigte mich allenthalben und erfuhr, dass z. B. in dem grossen Kirchdorfe Jelisarowskaja jährlich nur 30 Zobel eingeliefert werden; in Samarowa dagegen 200 bis 500. Die paar von mir mitgebrachten Probestücke, welche ich beim ersten Aufkäufer mit 8 Rubel bezahlte, standen an Güte sogenannten amerikanischem Zobel (Marder, Mustela americana), den man bei uns für 10—12 M. kauft, weit nach und so ging es mir mit allen Proben. K. v. Baer hat (Beitr. zur Kenntn. des Russ. Reichs etc., 7 Bändchen, 1845, p. 117—272) in der ihm eigenen critischen Weise eine vorzügliche Abhandlung über den Jagderwerb Russlands geliefert, die heut noch von Werth ist. Namentlich erhalten wir über die Ursachen der Ausrottung mancher Pelzthiere ebenso genaue Auskunft als darüber, dass sich andere längst wieder ersetzen. So ist trotz der jährlichen Ausfuhr von 3 bis 4 Millionen Eichhörnchen (Grauwerk) keine Abnahme zu verspüren, da dieses Thier sich sehr stark vermehrt, denn von Baer berechnet von einem Paare, vorausgesetzt, dass kein Verlust stattfindet, in 10 Jahren 3,486,784,401 Paar Nachkommen, eine Zahl, die Sibirien gar nicht zu ernähren vermöchte. Dagegen sind andere Thiere entschieden seltener geworden, vor Allem der Zobel. Freilich weisst von Baer unläugbar nach, dass die ältesten Angaben über den Ertrag an Zobeln, z. B.

200,000 Stück im Jahre 1586, entschieden arg übertrieben sind, aber jedenfalls wurden früher mehr als 45,000 Zobel eingeliefert, welche Zahl v. Baer für Anfang der 40er Jahre als annähernd richtige Schätzung ausrechnet. Dies stimmt mit Grünwaldt (Russ. Revue 1876 p. 75), der für 1850 noch eine Zufuhr von 43,000 Zobeln auf der Messe in Irbit verzeichnet, die indess 1870 auf kaum mehr als 5000 herabsank. Wenn schon v. Baer nachweist, dass Russland 1838 für Schweinsborsten bei Weitem mehr einnahm als für sämmtliches Pelzwerk, unter welchem letzterem wiederum Hasenfelle den überwiegendsten Posten ausmachten, so wird man von der vorgefassten Meinung zurückgebracht, als wäre Pelzwerk eine so hervorragende Einnahmequelle Russlands und besonders



Sibiriens. Durch Grünwaldt erfahren wir ferner, dass Russland, obwol es seinen Bedarf an Pelzwaaren mit inländischem Material befriedigen kann, jetzt zweimal soviel importirt als exportirt und zwar betrug 1874 die Ausfuhr 1,535,000 R., die Einfuhr 3,955,000 R.

In Ermangelung eines Bazar besitzt Obdorsk einen eigenen Jahrmarktsplatz, oder vielmehr eine breite, jederseits von zwanzig bis dreissig aus Balken oder Schiffsplanken errichteten Schuppen gebildete Strasse, wie sie die beigegebene Scizze darstellt. Diese

stallähnlichen Schuppen sind in sehr practischer Weise mit Heu bedeckt, das für die Renthiere als Futter dient. Der ganze Jahrmarktsplatz gehört der Kirche, welche von jedem in einem Schuppen Feilhaltenden einen Miethszins von siebzig Kopeken erhebt. Ein grosser Theil der Waaren wird übrigens auf den Schlitten selbst ausgestellt; für jeden Schlitten sind ebenfalls 35 Kopeken an die Kirche zu zahlen. Das Leben, welches während des Jahrmarktes in und um diesen unscheinbaren Hütten sich entwickelt, muss allerdings ein sehr lebhaftes und für den Fremdling äusserst interessantes sein.

Die Eingebornen treffen dann nach und nach mit ihren Familien und zum Theil ihren Renheerden ein, und bauen etliche Werst vom Orte ihre Tschums auf, die nach und nach eine kleine originelle Stadt für sich selbst bilden. Es entwickelt sich ein lebhafter Tauschhandel, indem die Eingebornen ihre Pelzthiere und getrocknete Fische hauptsächlich gegen Mehl, Kurzwaaren und Stoffe abgeben. Vieh-, d. h. Renthier-Markt findet ebenfalls statt, da namentlich die reicheren Samojeden vom Tass, von denen einzelne an 7000 Renthiere besitzen sollen, theilweis mit ihren Heerden eintreffen. Dsäungiä beabsichtigte in Obdorsk wieder einen grösseren Stamm Renthiere zu erwerben, ebenso Jorka Mamrun, obwol derselbe schon 5 mal seine Heerden, darunter eine von 2000 Stück an der Seuche verloren. Dies spricht jedenfalls gegen den von Poljakoff (p. 48) aufgestellten Satz im Character des Ostiaken: „bei gänzlichem Mangel an Energie fehlt ihm jede Ueberlegung und Berechnung;“ wenigstens giebt es ohne Zweifel rühmliche Ausnahmen.

Dass während des Jahrmarktes trotz des Verbotes, wie schon vor 50 Jahren Schnaps, viel Schnaps getrunken wird, ist selbstverständlich. Er kostet 50 Kop. bis 1 R. die Flasche. Doch kommen keinerlei Unruhen oder Unregelmässigkeiten vor und es bedarf keiner Verstärkung der Localpolizei, die wenn ich nicht irre, nur aus 2 Kosaken besteht, obschon der Zuwachs an Fremden ein recht beträchtlicher ist. Ausser an dreissig russischen Kaufleuten waren 1876 ungefähr ebensoviele Syrjänen aus dem Archangelsk'schen Gouvernement anwesend, Zahlen, die allerdings wenig imponiren. Wenn man aber berücksichtigt, dass dazu an 3000 steuerpflichtige (nach Sidoroff 10,000) Eingeborne kommen, so klingt dies schon ganz anders. Dabei lässt sich die Zahl der Samojeden (Juraken) vom Tassfluss, also aus dem Hauptsitze dieses Stammes, nicht annähernd

feststellen, da dieselben durchgehends Nomaden sind und einer genauen Controle somit entgehen. — Bei der beschränkten Häuserzahl herrscht übrigens zuweilen Wohnungsmangel und „Messlogis" sind in Obdorsk so gesucht als s. Z. in Leipzig. Kleine Zimmer bringen für 3 Monate bis 60 Rubel und mehr Miethe, an der freilich sehr viele participiren, da sich gewöhnlich soviel Syrjänen einquartiren als auf der Erde liegen können. Unser Plotnik, der seine eigene Wohnung während des Jahrmarktes vermiethet, schläft dann mit seiner Familie meist sitzend. Vornehmere Messbesucher geniessen selbstredend bei ihren Geschäftsfreunden Gastfreundschaft. Die belebteste Zeit des Jahrmarkts ist übrigens in der dritten Woche des Januar. Der Umsatz*) belief sich 1876 auf 67,000 R., wovon allein 50,000 auf Pelzwerk kommen. Für 1877 erwarte man weit lebhafteren Umsatz, namentlich in Folge der Seuche, an Renthierkalbfellen. So meinte der Plotnik, dass ein reicher Ostiak, wie Dsäungiä, der in gewöhnlichen Jahren vielleicht für 500 Rubel Pelzwaaren verkauft, nächstes Jahr an 3000 R. lösen werde. Der Handel mit Fischen ist während des Jahrmarktes nur unbedeutend, da alle Händler meist direct nach Tobolsk oder Jenisseïsk verkaufen. Die Totalausfuhr an Fischen, Caviar, Thran, Hausenblase, Renthierfellen und Federn (von Enten, Gänsen, Schwänen und Schneehühnern; keine Eiderdunen) und etwas Mammuthzähnen belief sich im Jahre 1875, um mit der Gewissenhaftigkeit russischer Beamten zu sprechen auf 155,589 R. 10 Kop., die Einfuhr auf 144,579 R. 50 Kop. — In der letzteren Kategorie bildet Mehl den Hauptartikel. Es werden davon an 8000 Pud im Gebiet allein abgesetzt, aber an 30,000 Pud ins Archangelsk'sche Gouvernement verführt, das Pud zu 30—40 K. Obschon die Regierung ein gefülltes Magazin hält und während des Jahrmarkts wie überhaupt öffnet, so kann sie mit den Preisen der Kaufleute nicht concurrriren. Die Vorräthe wurden nämlich in theurerer Zeit als jetzt angekauft nnd sollten nur dementsprechend wieder abgegeben werden.

Welche Bedeutung der Mehlhandel Obdorsk's hat wurde uns

*) Wie mir Herr Trophimoff sagte beläuft sich der Umsatz des Jahrmarktes, der von 2000 Russen und Syrjänen (!) besucht wird, auf 200,000 Rubel; der an Fischen ist allein auf 500,000 R. (!) zu veranschlagen. Der Handel ist in Händen von 12—15 Grossisten, allein alle diese Zahlen sind offenbar weit übertrieben und Roslakoff hatte gewiss mehr recht, wenn er eine Barschenladung a.ı Einfuhrwaaren für hinreichend erklärte.

am besten durch unseren Nachbar auf dem Polui klar, eins jener colossalen Fahrzeuge, Barka genannt, welche am besten mit „Arche“ bezeichnet werden könnten, denn plumper und unvollkommener dürfte das berühmte Fahrzeug Noah's kaum gewesen sein. Eine solche Arche ist an 80—100 Fuss lang, 25—30 Fuss breit, hat einen flachen Boden, läuft vorn in eine Spitze aus, bildet also einen länglichen, fünfeckigen Kasten und ist durchaus aus Baumstämmen und starken, mit der Axt behauenen Planken zusammengezimmert, die mittelst hölzerner Keile verbunden sind. Zumeist führt es hölzerne Anker und wird durch 8—10 lange Ruder bewegt, die nur dazu dienen, den Koloss von Untiefen abzuhalten, denn im Uebrigen treibt er mit dem Strome und ist ganz dem letzteren überlassen. Diese Fahrzeuge werden meist am Ischim oder Tobol gebaut und zwar am Ufer oder auf dem Eise selbst, so dass sie beim Aufgehen oder durch das Steigen des Flusses flott werden. Im Innern dieses unförmlichen Kastens ist in etwa 1—1½ Fuss Abstand von den Wandungen ein zweiter errichtet, und zwar aus Birkenrinde, und in diesen wird ohne jede weitere Verpackung das Roggenmehl geschüttet, welches fast ausschliesslich die Ladung, von 20,000 Pud und mehr, bildet. Mit Aufgang des Eises, Anfang Mai, treibt dann der Koloss langsam stromabwärts, so dass er sein Endziel Bereosoff oder Obdorsk erst nach mehreren Wochen, Ende Juli oder Anfang August, erreicht. Hier entlässt der Bevollmächtigte (Prikastschik) des Kaufmanns, dem Schiff und Ladung gehören, die aus 8 bis 10 Köpfen bestehende Rudermannschaft und beginnt mit dem Verkauf des Mehles. Freilich hat es damit noch gute Weile, denn erst mit dem Winter entwickelt sich das Geschäft. Nicht mehr auf schwankem Stege gelangt man auf das Schiff, sondern eine Thür ist durch die Planken geschlagen, vor der Eingeborne mit ihren Renthiergeschirren halten, um zu laden und das Mehl weiter fortzuführen. Da der Rücktransport des Schiffes nicht wol möglich, so wird es ebenfalls verkauft und zwar als Bauholz. Fast alle Häuser in Obdorsk, wie die Mehrzahl der in Bereosoff und anderen Plätzen sind aus solchen Schiffsplanken gebaut. Eine Barke, welche in Ischim an Arbeitslohn und Material 600 Rubel kostete, bringt immer noch 200 Rubel ein. Nach Abwickelung dieser Geschäfte reist der Prikastschik mit den erhandelten Pelzwaaren im März oder April auf Renthierschlitten nach Haus, um im folgenden Jahre in derselben Weise die Reise auf's Neue zu machen.

Dieser ansehnliche Mehlhandel entwickelte sich schon in den dreissiger Jahren und Sibirien überflügelte in Folge seiner billigen Preise bald Russland, so dass schon 1837 (vergl. Schrenk p. 584 und 611) der Markt in Pustosersk durch die sibirische Concurrenz sehr beeinträchtigt wurde. Tscherdin, an der Kolwa, war damals der Mittelpunkt des nordischen Mehlhandels. Seine thätigen und unternehmenden Kaufleute brachten (vergl. Kowalski p. X und Hofmann p. 15) Mehl von Sarapul an der Kama, welches sie freilich sehr oft in wucherischer Weise (Schrenk p. 191) hauptsächlich gegen Fische vertauschten, unter denen namentlich der berühmte Petschoralachs die Hauptstelle einnahm. Ein Pud Lachs galt 4 Pud Roggenmehl, und wenn das letztere schon 1837 mit 2 Rub. Bc. (= 1,20 K.) bezahlt wurde, so konnte der Getreidesegen Sibiriens sehr wol eine bedeutende Concurrenz bereiten, denn wie wir gesehen haben kostet das Pud Roggenmehl in Obdorsk nur 30—40 Kop. Dieser Handel vermochte sich wiederum erst zu entwickeln als es den betriebsamen Syrjänen, namentlich in Ischma und an der Ussa, gelungen war, sich in den Besitz der grossen Renthierheerden der cisuralischen Samojeden zu setzen. Auf welchem Wege das Mehl von Obdorsk nach der Petschora gelangt und wie sehr dabei die Hilfe von Renthieren erforderlich, haben wir (p. 368) gesehen. So bildete sich ein interessanter Handelsweg, denn das sibirische Mehl wird bis ans Weisse Meer, theilweis sogar nach Norwegen verführt. Als ich 1873 in Vadsö am Varanger-Fjord kleine russische Schooner von Archangelsk Mehl löschen sah, hätte ich mir nicht träumen lassen, dass ich drei Jahre später die Gefilde auf denen das Korn dazu gewachsen war, am Tobol und Ischim durcheilen würde.

Neben der beschriebenen Barka kommt auf dem Ob übrigens noch eine andere Art Fahrzeuge in Betracht, die eigentliche Barsche (Barge, von Barke). Sie entspricht in ihrer äusseren Gestalt ganz einem Schiffe ohne Masten und stimmt genau mit denjenigen Schleppfahrzeugen überein, wie man sie so häufig auf der Kama, Wolga und anderen Flüssen Russlands sieht, und die durch ihren bunten Anstrich so sehr zur Belebung des Landschaftsbildes beitragen. Eine solche Barsche hat an 100 bis 150 (nach Wiggins 200 bis 300 Fuss!) Länge, ist dabei ziemlich schmal und hoch, kielgebaut, wird durch ein unförmliches Steuer gelenkt, im Uebrigen durch die Strömung getrieben. Die 20 und mehr Köpfe zählende Mannschaft unterstützt das unbeholfene Fahrzeug durch Stangen oder

nimmt dasselbe, in 2 kleinen Böten rudernd, in's Schlepptau. Diese Barschen, welche 3000—4000 Rubel kosten, dienen vorzugsweise dem grossartigen Fischereibetriebe des unteren Ob, bringen aber auch alle andere Kaufmannsgüter herab.

Da die Magazine in Obdorsk jetzt ziemlich leer, in manchen Artikeln ganz geräumt waren, so erwartete man die Ankunft einer solchen Barsche mit Sehnsucht. Ganz besonders Frau Trophimoff, deren Gatte sich an Bord befand, und von dem seit der Abreise von Bereósoff, seit 3 Wochen, nichts mehr gehört worden war. Man ersieht hieraus, dass dieser Transport ein recht langsamer ist, aber es genügt ja vollkommen, wenn die im März in Irbit eingekauften Waaren gegen Ende August oder im September in Obdorsk eintreffen; sie kommen dann immer noch zum Jahrmarkt zurecht. Dabei stellt sich die Fracht ungemein billig, wie mir versichert wurde, für das Pud Mehl auf einer von Ischim herabtreibenden Barka (über 300 d. M. weit) nur 2 Kop.

Trophimoff und seine Barsche kamen übrigens an und letztere brachte eine Auswahl der verschiedenartigsten Artikel, welche in Erstaunen setzen konnte. Was z. B. Samojeden und Ostiaken mit Kinderschürzen aus Wachstafft und ähnlichen Dingen westeuropäischer Kultur anfangen sollten, blieb mir ebenso unklar, als wer die feinen eingemachten Früchte kaufen würde, von denen Tupaloffs Laden der mit Trophimoffs wol der bedeutenste ist, eine ziemliche Anzahl Gläser enthielt. Sie waren nicht theurer als in der Fabrik in St. Petersburg, woher sie stammten und ich kaufte ein Glas herrlicher Reine Clauden für 1 R. Auch die Preise anderer Artikel schienen keineswegs theuer. So kostete, um nur Einiges anzuführen, gemahlener und gebrannter Kaffee das Pfund 1 R. 20, Thee 1 R. 50, Zucker 35—40 Kop., eine Büchse französ. Sardinen 75 K., 1 Theeglas 15 Kop., 1 gewöhnlicher Steingutteller 10 K., 1 Paar Messer und Gabel (engl.) 60 Kop., 100 Stück rauchbare Cigarren 2 Rub. 50 K. u. s. w.

Aus Freude und Dankbarkeit über die glückliche Ankunft der Barsche, hatte Trophimoff nicht allein in der Kirche eine geweihte Kerze im Werthe von 5 R. gestiftet, sondern gab sogar an Bord eine Soirée, bei der reichlich viel Schnaps getrunken wurde, da die Weine leider noch nicht ausgeladen waren. Nicolai Andrejew ist der Sohn jenes „Ehrenmann Trophimoff“ (Kowalski p. XXX), der durch die edelmüthige und grossartige Unterstützung, welche er der

Ural-Expedition (vergl. p. 423) zu Theil werden liess sich ebenso hohe Verdienste um die Wissenschaft erwarb, als durch das fast vollständige Skelett eines Mamuth,*) welches er 1846 auf seine Kosten auf der Gyda-Tundra (ca. $71^1/_2{}^0$ n. Br.) ausgraben liess und dem Museum in Moskau schenkte.

Getreu dem Vater hat auch der Sohn wissenschaftliche Interessen, die aber, wie wir schon beim Schuner Moskau gesehen haben, sich mehr auf practische Gebiete richten. So beabsichtigte der unternehmende Mann nicht nur mit seinem Schuner noch im Herbst 1876 eine Reise nach dem Tassbusen zu machen, sondern, in Erinnerung des alten Mangasea, hier im Herzen des Samojedenlandes eine Niederlassung anzulegen. Leider waren seine der Regierung eingereichten Pläne nicht genehmigt worden und zwar weil Obdorsk mit Ausführung derselben jedenfalls sehr geschädigt werden würde.

So wenig man sich also in Obdorsk für den Tass interessirte, um so mehr für das Canalproject zwischen Ob und der Kara-Bai, denn anscheinend waren die Gerüchte über dasselbe schon von Petersburg bis hierher gedrungen. „Auf Sie setzen wir unsere Hoffnungen“! hatte man uns dort, unsere Kräfte in liebenswürdiger Weise überschätzend, zugerufen.

Diesem ehrenvollen Vertrauen entsprechend scheint es mir Pflicht über unsere Wahrnehmungen wenigstens hier öffentlich Rechenschaft abzulegen. Wenn dieser Bericht, wie ich hoffe, Jeden davon überzeugen wird, dass das Project am besten ein- für allemal zu den Todten gelegt werden kann, so däucht mir selbst dieses leider sehr enttäuschende Resultat äusserst werthvoll, denn es wird dazu beitragen, etwaige Mittel aussichtsvolleren und nützlicheren Unternehmungen zuzuwenden, unter welchen ich nach wie vor die genaue Aufnahme des Obbusens empfehlen möchte.

Nachdem Nordenskjöld, ein Professor und Ausländer, Navigateuren von Fach und Russen den Seeweg nach dem Jenisseï gezeigt hatte, fing man auch in Petersburg und Moskau an, sich für diesen und den Ob zu interessiren und erinnerte sich sogar, dass die Mündungsverhältnisse des Ob, sowie der Ob-Meerbusen eigentlich noch sehr wenig erforscht seien.

*) Vergl. Middend. Sibir. Reise IV. Heft 2 p. 272 und den Fundort auf der Karte zu Schmidts Mamuth-Expedition (1872).

Nicolaus Latkin, ein geborner Sibirier,*) und bekannt durch verschiedene geographische Arbeiten über sein Heimathsland, sagte desshalb auch in seinem Vortrage, welchen er bei der zu unserer Ehre veranstalteten ausserordentlichen Versammlung, „der Gesellschaft zur Förderung des russischen Handels und der Industrie" in St. Petersburg am 14. März 1876 über den „Ob und sein Stromgebiet"**) hielt mit Recht: „Zur Lösung der Frage, ob es möglich ist, einen Seeweg nach der Obmündung zu eröffnen, bedarf es einer genauen Erforschung der Mündung und der Barre des Ob." Wir haben gesehen (p. 385) dass noch in demselben Jahre von Moskau aus dies Ziel durch die Expedition mit dem Segelschiff „Moskau" (Capt. Dahl) angestrebt wurde. Es würde aber jedenfalls zur schnelleren und gründlicheren Lösung der Frage beigetragen haben, wenn auch die Petersburger Gesellschaft, statt die Kräfte zu zersplittern, mit einer besser ausgerüsteten Dampfer-Expedition in derselben Richtung vorgegangen wäre.

Wie ich indess schon (p. 385) andeutete, suchte sie auf einem bedeutend näheren Wege ihr Ziel zu erreichen, welches Nicolaus Latkin in seinem interessanten Vortrage wie folgt andeutet: „Um von Westen her kommend in den Ob einzulaufen, müssen die Schiffe die weit nach Norden sich erstreckende Halbinsel Jalmal, welcher wiederum die weisse Insel (Bjela-Ostrow) vorgelagert ist, umfahren, mithin einen zeitraubenden Umweg machen. Möglicherweise kann dieser Umweg vermieden werden, wenn die Seeschifffahrt ihren End- und Ausgangspunkt von der Baidaratzkybucht (Ausbuchtung der Karabai) findet und der Waarenzug seinen Weg über das nur 180 Werst breite Stück Land nehmen könnte, welches zwischen der Baidaratzkybucht und der Mündung des Obi in den Obimeerbusen gelegen ist. Die Baidaratzkybucht hat einen bequemen Hafen, der Transport der Waaren würde vom Obi nach der Bucht zunächst auf dem unterhalb Obdorsk sich in den Obi ergiessenden Fluss Schtutschia, der noch bis auf 100 Werst von seiner Mündung schiffbar ist, dann bis nach der Bucht zu Lande geschehen. Der Transportweg der Waaren vom Obi zu Seeschiffe würde auf diese Weise um mehr als 1000 Werst verkürzt werden."

*) Castrén lernte denselben 1847 in Krasnojarsk kennen und spricht sich über den jungen Mann mit Begeisterung aus (Reise p. 369).

**) Siehe: „Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen" Nachtrag zum Protokoll der 39. Versammlung am 4. März 1876 p. 449—453.

Ein Blick auf die Karte muss diesen Plan allerdings Jedermann als einen äusserst empfehlenswerthen erscheinen lassen. Die Sache gewinnt dadurch, dass die Entfernung zwischen dem Ob und der Kara-Bai (in der Luftlinie) statt 180 W. nur 130—140 W. beträgt. Da man überdies die „Schiffbarkeit" der Schtschutschja als gewiss annahm, so hatte man in Petersburg vollkommen recht, als man uns auseinandersetzte, dass es sich hier also nur um eine etwa 30 Werst betragende Landestour handle, die möglicher Weise durch günstige Verhältnisse der Podarata noch abgekürzt werden könne. So schien auch uns dieser Plan als ein äusserst gediegener und voraussichtlich leicht ausführbar.

Nachdem ich jetzt so ziemlich alle auf jenes Gebiet bezüglichen Nachrichten und deren Dürftigkeit kenne, verstehe ich allerdings, dass Enthusiasten diesen Plan für wichtig und der Untersuchung werth halten konnten, allein es ist mir nicht gelungen ausfindig zu machen, welche Quellen hinsichtlich der „Schiffbarkeit" der Schtschutschja zu Grunde liegen. Jedenfalls würden Erkundigungen bei dem gründlichen Kenner jenes Gebietes, Professor Kowalski, das Irrige dieser Annahme, sowie des ganzen Projectes, sogleich klar gelegt haben.

Es ist mir wol bekannt, dass schon vor mehr als $2^1/_2$ Jahrhunderten ein Handelsweg*) über die Halbinsel Jalmal bestand, zu einer Zeit als der Unternehmungsgeist für Sibirien fast mehr ent-

*) Die interessanten Berichte der Engländer William Gourdon, Richard Finch u. A., welche 1611 und 1614 nach der Petschora vordrangen u. z. Th. hier überwinterten, lassen keinen Zweifel, dass damals, namentlich von Pustosersk aus, directe Handelsfahrten nach dem Ob, Tass und Jenisseï unternommen wurden. Es pflegten bis 30 Lotken, je mit 12 bis 30 Mann im Frühjahr auszugehen und zwar auf dem bekannten Wege durch die Waigatsch-Strasse in die Karische Bai, bis zur Westküste der Halbinsel Jalmal. Hier gingen sie unter 70° n. Br. den Mutnaja-Reka (d. h. trüben Fluss) 8 Tage hinauf, gelangten dann in zwei untereinander verbundene Seen, und nach Ueberschreitung eines nur 2 bis 3 Werst breiten Schleppweges, wobei die Böte auf Schleifen gesetzt wurden, in den grünen See (Zelenoje osero) und grünen Fluss, der so seicht war, dass sie oft die Lotken ausladen mussten. Dies verursachte soviel Aufenthalt, dass vom Schleppwege bis zur Mündung des grünen Flusses 10 Tage erforderlich waren. In 24 Stunden gelangte man dann über den Ob-Meerbusen zum Tass und brauchte 4 bis 12 Tage um diesen aufwärts gehend den Ort Mangasea zu erreichen. Die ganze Reise würde also 4 bis 5 Wochen gedauert haben, konnte aber nicht jedes Jahr unternommen werden. Man führte Mehl, Salz, Tuch u. s. w. zu den Samojeden, von denen man Pelzwerk, namentlich Zobel eintauschte. Von Mangasea ging man auf

wickelt war als heut. Versprach doch damals die Aussicht auf Zobel bedeutenden Gewinn und reizte zu solch abentheuerlichen Unternehmungen. Wenn ich nicht irre war es Wiggins, der die von seinen Landsleuten mitgetheilten Nachrichten auch für unsere Zeit wieder nutzbar zu machen wünschte, und daraus mag wol schliesslich das Project eines Canals zwischen Ob und Kara-Bai, mittelst der Flüsse Schtschutschja und Podarata entstanden sein. Ganz abgesehen von den anscheinend sehr ungünstigen Tiefeverhältnissen an der Mündung der letzteren, habe ich bereits gezeigt, dass der Fluss ein nicht schiffbarer ist. Die ansehnlich grössere Schtschutschja bietet ganz ähnliche Verhältnisse und auch sie dürfen wir, nach unseren Beobachtungen, unbedenklich und in vollster Ueberzeugung als nicht schiffbar erklären!

Wie ich bereits zeigte, kam unsere nur leicht beladene, kaum 2 Fuss tief gehende Lotka schon nach einer Fahrt von etwa 100 Werst (in der Luftlinie kaum 70) wiederholt an Grund und konnte überhaupt nur etwa 150 W. (ca. 90 in der Luftlinie) vordringen, wozu eine volle Woche erforderlich war. Dies geschah bei nahezu höchstem Wasserstande (Ende Juli); denn kaum 10 Tage später hatte die fast leere Lotka Schwierigkeiten, über manche Stellen wegzukommen, während wiederum 14 Tage bis 3 Wochen später (Ende August) der Fluss bedeutend gestiegen war, in Folge der heftigen Regengüsse im Gebirge. Wie bei der Podarata und allen Gebirgswässern ist der Wasserstand also ein sehr wechselnder, unzuverlässiger, der für einen nur irgendwie geregelteren Verkehr keinerlei Garantie bietet. Wenn ich die Schiffbarkeit der Schtschutschja verneine, so meine ich damit nicht nur, das grössere Fahrzeuge (Barschen etc.) ausgeschlossen sind, sondern dass sie überhaupt niemals im Stande sein wird Hilfe bei einem directen Waarenverkehr mit der Kara-Bai zu leisten. Denn derselbe würde mit Lotken, die höchstens 200—300 Pud zu laden vermögen, niemals zu vermitteln sein, und selbst wenn dies genügte, bliebe immer noch ein ansehnlicher Landweg übrig. Die nächste Entfernung zwischen Schtschutschja und Podarata beträgt in der Luftlinie ca. 42 W. die von der

---

Schleppwegen bis Turuchansk am Jenisseï. Vergl. „Purchas his Pilgrims" Lond. 1625. vol. III. p. 530—556 und die ausführlichen Auszüge in Schrenk „Reise" I. p. 607—609 und II. p. 162—212. — In den Jahren 1734—1738 gelang es, nach manchen vergeblichen Versuchen (unter Owzin, Minin und Sterlegoff) vom Ob den Jenisseï zu erreichen.

Russ. Expedition eingeschlagene Route an 48, unsere mehr westliche daher weitere an 70 W. Da die Podarata aber, als nicht schiffbar, ohnehin nicht in Betracht kommen kann, so handelt es sich nur um die directe Entfernung bis zur Kara-Bai, die in gerader Linie 70 Werst beträgt.

Dass bei der Beschaffenheit der Tundra nicht daran zu denken ist, mittelst des einzigen überhaupt hier brauchbaren Zugthiers, dem Ren, ein nur annähernd ausreichendes Transportmittel zu stellen, wird Jeder bestätigen, der diese Gegenden kennt. Um nur ein in dem „bequemen Hafen" der Kara-Bai ankerndes Schiff von 600 Tons zu löschen und zu laden würden sämmtliche Renthiere des Obgebietes bei weitem nicht ausreichen. Es bleibt also noch das Canalproject übrig! Ich schweige von den gewiss grossen Schwierigkeiten, welche ein bereits in weniger als 1½ Fuss gefrorener Erdboden bieten würde, übergehe Terrainhindernisse u. s. w. als gar nicht vorhanden, sondern will Allen oder hoffentlich den Wenigen die sich trotzalledem und Alledem immer noch mit dem Projecte als ausführbar abgeben, den Suezcanal ins Gedächtniss rufen. Diese zwei Erdhälften verbindende Wasserstrasse ist nur 1½ mal länger als der Ob-Kara-Canal sein würde, erforderte 10 Jahre Arbeit und kostete an 500 Millionen Franken! Im Jahre 1876 passirten ihn fast 1500 grosse Schiffe und nahe an 70,000 Reisende. Würde selbst für den Fall, dass die Ausführung des Projectes möglich wäre und sich das ungeheure Capital dafür aufbringen liesse, nur jemals an Rentabilität zu denken sein? Ich bezweifle es alle Zeit und würde Niemanden anrathen nur 5 R. zur Ausführung herzugeben, denn das Geld wäre rein weggeworfen. Wenn der Suez-Canal z. B. den Weg von Indien nach London um 24 Tage abkürzt, so würde der Ob-Kara-Canal in der That auch nicht die mindeste Zeitersparniss erringen. Denn die bisherigen Fahrten nach dem Jenisseï und Ob haben zur Genüge dargethan, dass Wandertransporte per Schtschutschja und Canal, wahrscheinlich längere Zeit kosten würden, als der Weg nordum die Weisse Insel. Wenn Capt. Dahl 1877 kaum 3 Tage von der letzteren bis zum Nadym, Capt. Rasmussen* für dieselbe Strecke 4 Tage brauchte, so kann der erschreckend

*) Als Beispiel wie sich eine Dampferfahrt nach dem Ob stellt, gebe ich die Daten über die des „Neptun". (450 Tons). Derselbe verliess mit einer Ladung Kaufmannsgüter der verschiedensten Art am 14. Juli Hamburg, erreichte am

klingende Umweg von 1000 W. nicht ins Gewicht fallen, der bei einer Fahrt durch Matotschkin-Schar thatsächlich nicht vorhanden ist.

Nach den Aeusserungen des Herrn Wassiljew hielten die Topographen der russischen Expedition von 1876 das Canalproject ebenfalls für aussichtslos. Die über diese Expedition erschienene Brochüre*) wird darüber jedenfalls näheren Aufschluss geben, konnte aber von mir, weil in Russischer Sprache, leider nicht benutzt werden.

Dass nach den Erfahrungen der letzten 4 Jahre der Seeweg nach Sibirien**) als ein practicabler unzweifelhaft nachgewiesen

2. August das Karische Meer, am 13. den Fischerplatz Linsita (66° 13′ n. Br.) am Nadym, löschte und lud hier von Lightern (Barschen) aus in 11 Tagen und ging mit 360 Tons Weizen am 24. wieder zurück, erreichte schon am 28. die Weisse Insel, am 6. September Hammerfest und traf nach 9 Wochen und 4 Tagen wieder in Hamburg ein.

*) Sie führt den Titel: „Bericht der Expedition der Gesellschaft für Förderung der Russischen Industrie und Handels, ausgerüstet im Jahre 1876 zur Erforschung der Wasser- und Landverbindung der Baidaratzki-Bucht des Karischen Meeres mit dem Flusse Ob, durch die Landenge der Halbinsel Jemala. Von den Mitgliedern der Expedition, Technologen P. J. Matwejew und Lieutenant im Topographen-Corps Orlow. St. Petersburg. Druckerei von W. J. Belaschew 1877. (gr. 8°. 60 Seiten; mit 1 Karte.)

**) Dr. Lindemann giebt in „Deutsche Geograph. Blätter. Herausg. von der Geogr. Gesellsch. in Bremen" wol die ausführlichste Kunde. (Vergl. I. 1877, p. 4, 115, 216: II. p. 32, 34, 123—125, 256—262; III. p. 44.) Im vergangenen Jahre (1878) gelangten von Europa 5 Schiffe nach dem Jenisseï, 2 nach dem Ob; das erste in Tjumén erbaute Segelschiff erreichte London und Kronstadt. — Diese erfreulichen Erfolge sind nicht einem besonders günstigen Jahre zu verdanken, wie vielleicht noch manche glauben, sondern die Schiffbarkeit des Karischen Meeres darf ohne Bedenken als eine jedes Jahr wiederkehrende betrachtet werden. Wenn es eins der grössten Verdienste des verstorbenen Dr. Petermann war, der gewichtigen Autorität von Baer entgegen, zuerst auf die Schiffbarkeit hingewiesen zu haben, so waren ihm bei seinen Beweisen noch zwei wichtige Zeugen entgangen, die jedenfalls russischerseits hätten geltend gemacht werden müssen. Es sind dies Schrenk und Hofmann, welche sich beide von der Passirbarkeit der Strasse Waigatz (Jugor) aus eigener Anschauung überzeugen konnten. Nach dem ersteren Forscher (p. 362) gefriert die Strasse nicht vor December und wird im Juni wieder eisfrei, und durch von Hofmann (p. 151) erfahren wir, dass Samojeden alljährlich ihre Ren auf Waigatz-Insel weiden und letztere nicht selten schwimmend die Strasse passiren lassen. Gerrit de Veer berichtet in seiner Geschichte der Schiffahrt der Niederländer 1594—96 (Nürnberg 1598) über ein Zusammentreffen mit „Moscovitern" auf Nova Semlja, welche erzählten, dass die Strasse (Waigatz)

wurde, darf als ebenso unumstösslich gelten wie für mich die Ueberzeugung, dass derselbe in erster Linie dem Ob zu Gute kommen und der Hauptverkehr sich naturgemäss diesem Strome zuwenden wird. Schon bei meiner Rückkehr suchte ich das Interesse des mercantilen Unternehmungsgeistes hierher zu lenken, allein es hielt sehr schwer Rheder zu einer Fahrt nach dem Ob willig zu machen, weil das Mündungsgebiet (vergl. Schmidt: Mammuth Exped. p. 8, 9) gar zu ungenügend bekannt war. Namentlich fehlte es an den wichtigsten Nachrichten, denen über die Tiefenverhältnisse, über die ich ja nur auf Grund eingezogener Erkundigungen Auskunft zu geben vermochte. Dennoch entstand, nachdem sich eine Bremer Firma ebenfalls bereit erklärt hatte, hauptsächlich auf Grund der von mir bereitwilligst ertheilten Auskunft, die so glücklich beendete Expedition des von Hamburg aus ausgerüsteten D. Neptun, Capt. Rasmussen, und in demselben Jahre gelangte der emglische D. Warkworth (650 Tons, Capt. Wiggins) von New-Castle bis zum Nadym. So weit die dürftigen Nachrichten über die Fahrten dieser beiden Schiffe*) lauten, bestätigen sie, dass der Ob-Meerbusen noch sehr ungenügend bekannt ist und dass eine genaue Aufnahme desselben, sowie seiner Tiefenverhältnisse vor Allem noth thut. Hoffentlich wird dieselbe regierungsseitig bald gründlich in Angriff genommen, und damit der aufkeimenden Schiffahrt die beste Unterstützung zu Theil werden. Die neuesten Fahrten bestätigen auch, was ich bereits durch Capt. Dahl wusste, nämlich, dass Obdorsk niemals ein wichtiger Schiffahrts- oder Stapelplatz werden wird.

Er schreibt mir hierüber: „Obdorsk ist selbst für einen kleinen

---

jedes Jahr 9 oder 10 Wochen eisfrei ist und dass man durch dieselbe nach dem Ob und „bis ins Tatarische Meer", so sie Mer Nore (Saissan Nor!) nenneten, gelangen kann. Bezüglich des Eismeers an der nördlichen Jenisseï-Mündung giebt schon der alte Gmelin an (III. p. 184), dass dasselbe nicht vor Ende September zufriert, was die neuesten Beobachtungen vollständig bestätigten.

*) Ueber die des „Warkworth" berichtete Capt. Wiggins in: New Castle Daily Chronicle 5. November 1878. — Die mir von Capt. Rasmussen zugesagten Notizen, welche ich hier zuerst mittheilen zu können hoffte, wurden Herrn Dr. Lindemann (Geogr. Blätter Jahrg. II. 1876, p. 258) übergeben; wenigstens habe ich weder vom Capitän noch Herrn Burtning, denen ich doch jede Auskunft bereitwilligst ertheilt hatte, jemals Etwas hierüber erfahren. Desshalb war es Graf Waldburg leider nicht möglich, wie beabsichtigt, den ganzen Obmeerbusen nach den neuesten Aufnahmen mit Tiefen bis zum Nadym auf seiner diesem Werke beigegebenen Karte einzutragen.

Segler resp. Dampfer, der Untiefen bei Che wegen (vergl. Karte No. IV), sehr schwer zu erreichen. Nur unter fleissigem Lothen ist die Mündung des Nadym unter sehr erschwerenden Umständen zu erreichen zur Zeit der Wasserfülle des Ob. Bei einem Tiefgange von nur $8^3/_4$—9 Fuss, wird es sehr schwierig Obdorsk zu erreichen. Es wird daher dieser Ort wol nie ein Stapelplatz für Sibirien werden". Nach einer Mittheilung in den geographischen Blättern (II. p. 262) ist von Puïkowa, in der Obmündung, bis zum Nadym selten mehr als 7 Fuss Tiefe.

Für die Segelschiffe wird also hier (beim Tschumplatz Linsita) oder noch tiefer im Meerbusen ein Lösch- und Ladeplatz zu errichten sein, aber auch in diesem Falle kann Obdorsk nur gewinnen, indem es die Hauptartikel für den Tauschhandel mit den Eingebornen dann direct aus erster Hand bezieht. Der Seeweg eröffnet also auch für Obdorsk günstige Perspectiven!

Obdorsk ist die nördlichste stationäre menschliche Niederlassung in West-Sibirien, und unter allen in gleicher Breite belegenen in ganz Sibirien am bedeutendsten. Es liegt nach den Berechnungen von Kowalski unter 66. 30. 47, 91 Fuss über dem Meere, am rechten Ufer des Polui, der sich 4 W. unterhalb in den grossen Ob ergiesst. Der Polui, nach Castrén vom Finnischen „Oja-puoli" d. h. Flusshälfte abgeleitet, ist ein hübscher Fluss, fast so breit als die Weser bei Bremen, über den, wie bereits angedeutet, leider sehr wenig bekannt ist. Der Sassjedatjelj kannte den Fluss nur 40 W. stromaufwärts, wo sich etliche Tschums befinden; sonst scheint er unbewohnt. Eigenthümlich war seine gegen Ende August mehrere Tage lang fast grüne Färbung. Graf Waldburg, der solches Wasser mitbrachte und durch Güte von Herrn Dr. Zeller wissenschaftlich untersuchen liess, schreibt mir hierüber: Diese grüne Färbung entsteht aus unzählbaren Massen von Limnochlide flos aquae „Wasserblüthe" (auch Aphanizomenon und Sphaerozyga genannt). Ausserdem fanden sich aber an 12 Arten Diatomeen, in der den Fluss in einer gemischten Masse bedeckenden und herabschwimmenden Algenmasse.

Von den 206′ hohen Hügel, auf welchem sich die Kirche erhebt, geniesst man eine wundervolle Aussicht. Man übersieht den Polui mit seinen verschiedenen Wasseradern in reicher Wiesenlandschaft, erblickt nach Osten zu die hohen bewaldeten Ufer des Ob, und das Ganze wird im Westen durch die schön geformte Kette

des Ural, das sogenannte „Obdorskische Gebirge", malerisch begrenzt. Sie liegt nach Erman (Reise I. p. 692), der den Winter 1828 in Obdorsk zubrachte, nur 75 W. entfernt und zeichnet sich vor Allem durch den 4340′ hohen Paë-jerr*) aus. Ich versäumte es leider, die wenigen Male, dass wir das Gebirge in voller Schärfe und Klarheit vor uns hatten, eine Scizze zu machen, denn gewöhnlich war der Ural, wenigstens theilweis, in Nebel und Wolken gehüllt und zeigte schon am 20. August frisch gefallenen Schnee.

Die Umgebung von Obdorsk besteht in öder, nur hie und da mit Krüppelbirken bestandener und von dünenartigen Sandhügeln durchsetzter Tundra, da die Bäume längst ausgerodet wurden; schon Sujew gedenkt (1771) der kahlen Gegend. — Das Brennholz kommt daher 10—20 W. vom Polui und Ob herunter und bildet einen ziemlichen Handelsartikel, da die im Herbst ankommenden Dampfer z. Th. hier Holz einnehmen. Der Quadratfaden Lärchenholz kostet 3 R. Wie wir übrigens gesehen haben findet sich noch unterhalb Obdorsks Baumwuchs und schon jenseits der Scheitanka beginnt eine Art Wald. Er war jetzt das Ziel der weiblichen Bevölkerung, welche jeden Morgen in Boten nach dort auszog um Beeren**) zu sammeln, von denen das Waldgebiet des Nordens ja wahren Ueberfluss aufzuweisen hat. Vor Allem ist es hier noch die Moroschka (Rubus chamaemorus), die bei allen Nordländern so beliebte Moltebeere, welche auf Tundraboden wuchert. Auch die kleine, aber ungemein süsse arctische Himbeere (Rubus arcticus), dringt noch bis hier vor. Ausserdem die Heidelbeere (Vaccinium myrtillus) russ. Tscherniza, die Sumpfheidelbeere (V. uliginosum)

---

*) Nach Castrén der „Fürst des Ural" oder „Herr der Berge" (p. 275), aber nach Schrenk von Pae = Berg und Jer = Mitte, soviel als Mittelberg bedeutend. Es giebt übrigens zwei Erhebungen dieses Namens im Ural; der von Obdorsk aus sichtbare ist der nördliche, höchste. Er erreicht übrigens nicht die Höhe des Deneschkin, welche Hofmann zu 5027′ angiebt, dessen auf dreijährige Forschungen basirtes Reisewerk die Hauptquelle für den nördlichen Ural bildet. Ueber Ausdehnung, Richtung, allgemeinen Character u. s. w. desselben vergl. p. 124, 125, 159 und 191, sowie Schrenk p. 444 und 445. — Wichtige Mittheilungen über Geologie, Barometer- und andere physikalische Beobachtungen im Ural giebt auch Helmersen im 6. Bändchen der „Beiträge zur Kenntniss des Russischen Reichs" (1843).

**) Ich brachte von fast allen Arten reife Früchte in schwachen Spiritus mit, in welchem sie sich sehr gut gehalten hatten, und übergab sie dem rühmlichst bekannten Botaniker Herrn Dr. F. Kurtz in Berlin.

russ. Golubiza, die Moorbeere V. oxycoccos, russ. Kljukwa, die Preisselbeere (V. vitis-Idae), russ. Brusniza, die Rauschbeere (Empetrum nigrum), russ. Woroniza und Wodjaniza. Die Erdbeere (Fragaria vesca), russ. Klubnika findet sich bei Obdorsk nicht, sondern erst weiter südlich. Dagegen überraschen herrliche Hagebutten (Rosa acicularis). Die Zeit der Beerenlese schien übrigens für die guten Obdorskerinnen dasselbe als „Weinlese“ im Süden, während dieses Geschäft in lauter Fröhlichkeit und mit Gesang betrieben wurde, hatten sich die Männer weit anstrengender und mühsamer an einer anderen Ernte zu betheiligen, nämlich der des Heus. Es wird in den reichen Schlägen, namentlich längs dem wiesenbesetzten linken Ufer des Polui in beträchtlicher Menge gewonnen, was zu Kowalski's (Zeit 1848) noch nicht der Fall war.

Im Uebrigen kann von irgend einem Anbau von Kulturgewächsen im Freien in Obdorsk natürlich noch weniger die Rede sein als in Bereosoff. Wie dort giebt es aber hier einige wenige Einwohner, die zum Spass in Mistbeeten Rüben, Bohnen und Kartoffeln ziehen. Dies kostet indess grosse Mühe, denn die fein gesiebte Erde muss im Herbst sorgfältig in Keller gebracht und hier überwintert werden, da sie im Freien zu spät aufthauen würde um eingelegte Keime reifen zu lassen. Unser Wirth Perloff gehörte zu diesen Gemüsegärtnern. Die von ihm am 20. Juni gesteckten Kartoffeln (aus Tobolsk bezogen) wurden gegen Ende September, vor Eintritt des Frostes, ausgehackt und zeitigten per Stock 2—3 kleine, in recht warmen Jahren bis 10 Knollen oder Knöllchen. In Bereosoff wurden die Kartoffeln im ersten Jahre nur so gross als Erbsen, im zweiten dagegen wie Wallnüsse. In Turuchansk gedeihen (nach Castrén) die Kartoffeln gar nicht mehr, sondern nur noch Kohl und Rüben.

Die Ursache des Nichtgedeihens von Nutzgewächsen ist leicht erklärlich, und das „ewige Gefrorensein des Bodens der Tundra“ keine Fabel, wie Albin Kohn*) mehr dreist als wissenschaftlich behauptet. Denn der einzige von ihm in der Breite von Irkutsk, unterm 52. Grade angestellte Versuch, welcher bei einer Elle Tiefe

---

*) „Sibirien“ p. 171. Hier wird auch die abentheuerliche Vermuthung ausgesprochen, dass das Minerallager unter der Tundra, z. B. Sidoroff's Graphitlager an der Kureika, zu dem Glauben an das ewige Eis der Tundra veranlasst haben könnten.

keine Spur von gefrorenen Boden zeigte, beweist für die ihm unbekannte arctische Tundra nichts; ebensowenig die nach Erman citirte Stelle, der in Bereosoff bei $4^1/_2$ Paris. Fuss noch weichen Boden fand. In derselben Stadt zeigten die Bohrversuche Hofmanns im Juni 2 Fuss aufgethaute Lehmschicht, dann 7′ gefrorenen Boden, der sich nur mit der Brechstange durchsenken liess. An einer anderen Stelle war die Erde 3′ aufgethaut, dann folgte 5′ tief gefrorener Sand, hierauf ungefrorener, in welchem Hofmann auf das Grab Ostermann's stiess. Die weiteren Belege bei Hofmann (p. 118, 164) und Schrenk (p. 122: Grundeis in Mesén, 271: Grundeis der Tundra ein paar Spannen tief; p. 532 und 594) lassen vollends keinen Zweifel und können die Thatsachen selbst dadurch nicht erschüttern, dass Hofmann (p. 140) am Minissei, unter $68^1/_2{}^0$ n. Br. plötzlich seinen Stock 6′ tief in die Erde zu stossen vermochte. Hier mögen locale Verhältnisse die Ursache gewesen sein. Nachdem ich mich schon auf der Tundra (68°) von dem in kaum mehr als $1^1/_2$ Spanne Tiefe „ewigen“ Grundeis überzeugt hatte, liess ich auch in Obdorsk einen Versuch machen, sehr zum Verdruss unseres Stepan, der die Grube graben musste. Er brachte verschiedene Zeugen, darunter den gewiss competenten Todtengräber, welche einstimmig erklärten, man brauche im Sommer zu einem Grabe von 2 Arschin (4′ 8″ engl.) Tiefe einen vollen Tag, im Winter mit Hilfe von Feuer eine Woche, es half Alles nichts, ich hatte mich einmal darauf capricirt das Grundeis selbst zu sehen. Die Versicherung, dass es bei uns Leute gäbe, die mir sonst nicht glauben würden, erweckte nur mitleidiges Bedauern, aber als ich ihm sagte, dass der Name Stepan Mischirikoff für immer ehrenvoll mit diesem Versuche verbunden bleiben wird, ging er freudig an die Arbeit. So überzeugten wir uns denn am 2. September, dass der reine Dünensand, auf welchem der höchstgelegene Theil Obdorsk's steht, und den nur eine 3—4 Zoll dicke Schicht Humus bedeckt, in $4^3/_4$ Fuss Tiefe gefroren ist, so dass er sich mit dem Messer schneiden liess. Bei $10^1/_2{}^0$ Lufttemperatur sank das Thermometer auf dieser Eisschicht auf $^1/_4{}^0$ ü. 0. Dieser Versuch, obwol oberflächlich, dürfte genügen um uns vor dem Vorwurfe des „Nacherzählens“ zu bewahren.

Sujew's Angabe, dass Kühe höchstens 5, Pferde gar nur ein Jahr hier zu leben vermögen, ist nicht ganz zutreffend, wenigstens gedeihen jetzt diese Thiere sehr gut, wenn auch bei den langen

und strengen Wintern von Viehzucht nicht wol die Rede sein kann. 'n der That wurden im ganzen Obdorsk'schen Gebiete (1876) nur 0 Pferde, 142 Rinder (sehr hübsches Vieh), zwölf Schweine und htzehn Schafe gehalten; Letztere, wie es mir schien, mehr der riosität halber, etwa wie bei uns Dammhirsche oder Rehe. Das entliche Hausthier für diese Länder ist und bleibt eben das Ren, d es verwundert mich in der That höchlich, dass im Gebiete cht mehr als 50,000 gehalten werden, wie der Sassjedatjelj verherte. Nach Kropotkin (Peterm. 1868 p. 95) werden im Gouv. bolsk 231,312 Renthiere gehalten und, um frühere Angaben berichtigen und zu ergänzen, nach Schwanebach im Gouvern. hangelsk 340,000.

Neben Ren spielt im Haushalt der hiesigen Bewohner unbeten der Hund (ost. Amp) eine hervorragende Rolle. Doch ist eigenthümliche kräftige, schön gebaute und stattlich aussehende lfshundrasse im Ganzen nur selten anzutreffen. Durch die erei treibenden Russen, welche längs dem ganzen Ob während mmers leben, sind alle möglichen anderen schlechten Köter, mopsartigen bis zum pudelhaften, mitgebracht und dadurch schöne eingeborene Rasse gründlich verdorben worden.

Während unseres „Strandlebens" hatten wir reichlich Gelegenheit Beobachtungen darüber anzustellen, denn in Ermangelung von Menschen waren Hunde unsere täglichen Besucher und ungebetenen Gäste. Sie erschienen nicht blos Tags über mehrmals zur bestimmten Stunde, sondern pflegten sich in der Nacht noch zahlreicher einzustellen, wenigstens so lange, als auf der Lotka noch irgend etwas Essbares zu stehlen und zu rauben. Das dauerte freilich nicht lange, denn bereits in der ersten Nacht hatten sie mit den noch vorhandenen Vorräthen an getrocknetem Brod und Fisch gründlich aufgeräumt und die Reste wurden dann sicher geborgen. Aber auch so blieb unser Lager für die Hunde unverändert ein Anziehungspunkt; namentlich in der Zeit, wenn abgekocht wurde. Gab es dabei, trotz aller Vorsicht unsererseits, doch immer noch Gelegenheit mit einem Stück Fleisch oder Fisch das Weite zu suchen! Unser braver Iwan Semionowitsch hatte seine liebe Noth mit ihnen. Was halfen ihm seine Steinwürfe und Knüppelschläge! „Der wird daran denken!" hiess es oft, wenn einer heulend auf drei Beinen, jedenfalls für immer lahm, wie wir wähnten, davonlief. Aber er dachte nicht daran, d. h. an die verdiente Züchtigung,

sondern kam wieder zur bestimmten Stunde und nahm seinen Platz in der Reihe der Uebrigen ein, die in einem weiten Halbkreise allen unseren Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit zusahen. So lernten wir sie nach und nach alle kennen die braven Hunde Obdorsk's, welche ja noch ihre Ferien genossen, und zuletzt gewannen wir sie lieb. Jeder hatte seinen Favorit, und so schieden wir auch von ihnen als Freunde.

Sidoroff erwähnt noch einer besonderen Eigenthümlichkeit der Obdorsker Hunde: „In jedem Hause werden gegen 10 Hunde gehalten (was für jetzt die sehr zu bezweifelnde Zahl von 670 ergeben würde!). Um Mitternacht laufen alle Hunde, auf ein von einem Leithunde gegebenes Zeichen auf dem Platze zusammen und es beginnt nun ein allgemeines Geheul, welches ungefähr eine halbe Stunde dauert, worauf die Hunde friedlich auseinandergehen."

Zur Zeit unseres Besuches scheinen diese nocturnalen Hundeconcerte nicht Sitte gewesen zu sein, wenigstens brachten wir nichts in Erfahrung, was nur entfernt daran erinnern könnte und bedauerten dies eben nicht.

Dagegen überzeugten wir uns von der Leistungsfähigkeit der Hunde im Schlitten ziehen, wenn dies auch in Ermangelung von Schnee auf dem Sande geschehen musste. Die Manier des Einspanns ist, wie die Abbildung 50 zeigt, eine sehr einfache. Das ganze Geschirre (ost. Amp-wlak) besteht nämlich nur in einem aus Pelz, am liebsten vom Hundeschwanz, verfertigten Gürtel oder Kranz, an welchen ein Zugstrang befestigt wird, der zwischen den Hinterbeinen des Hundes durchläuft. In Zeit von wenigen Minuten hatte Stepan 4 aus der Reihe unserer täglichen Besucher herausgegriffen, mit den Hinterbeinen durch den Ring gezwängt und trabte von ihnen gezogen auf einem Hundeschlitten (ost, Kurram) längs dem Strande hin. Die Hunde ziehen also nicht mit der Brust wie bei uns, sondern mit den Hüften, was nach unserer Anschauung ebenso unpractisch als quälerisch ist. Die Eingebornen denken anders über den Fall, denn wenn sie auch zugeben, dass bei dieser Methode die Hunde leicht kreuzlahm werden, so zeigten sie mir doch recht alte Zughunde und dass der Einspann jedenfalls die denkbar geringste Zeit erfordert, was bei der Kälte hiesiger Wintertage von Wichtigkeit ist, konnten selbst wir nicht in Abrede stellen. Wie Hofmann (p. 108 u. 111) berichtet, scheinen die Hunde übrigens schon traditionell an diesen Einspann gewöhnt;

man konnte ihnen keine grössere Ermüdung als sonst bei Hunden anmerken. obwol sie in $2^1/_2$ Stunden 22 W. (3 d. M.) zurücklegten. Nicht selten bemühten sich Hunde im Anspann, sehr zum Verdruss der Reisenden, auf Vögel Jagd zu machen. Zwischen Obdorsk und Bereosoff und oberhalb letzterer Stadt ist übrigens Hundepost im Winter etwas gewöhnliches. Trotz der anerkannten practischen Vortheile bemühte ich mich dennoch, hier wie später, für einen minder lästigen Einspann zu plaidiren und empfahl in Wort und Bild das bei uns übliche Hundegeschirr. Ob sich die Leute, welche bei meinen Auseinandersetzungen meist mitleidig lächelten, wirklich zu dieser Verbesserung entschlossen haben werden, ist freilich eine andere Frage. Aber Goldmacher, der die schönsten Hunde in Obdorsk besass, versprach es mir wenigstens und Goldmacher ist ein Mann von Wort. War er nicht der Einzige, welcher die versprochenen Fische wirklich schickte? und stand er in dieser Beziehung nicht viel höher als der Ortsälteste (Starost) der wol Alles versprach aber nichts hielt? Und dabei hatte Goldmacher bei Weitem nicht eine so hohe amtliche Stellung, obwol er mit der Localverwaltung in Verband stand, denn er gehörte mit zu dem Kleeblatte der drei hierher Verwiesenen. Hirsch Goldmacher, ein Jude aus Odessa und wie alle seine dortigen Glaubensgenossen ein kauderwelsches Deutsch radebrechend, war uns schon desshalb besonders angenehm, aber auch überhaupt eine der interessantesten Persönlichkeiten Obdorsks. Er kannte das goldene Horn, die Nadel der Cleopatra, die Pyramiden, das heilige Grab in Jerusalem! Jetzt war er in Sibirien auf 10 Jahre kalt gestellt, so recht eigentlich, denn 9 Monate muss man mindestens in diesem Lande heizen. Er handelte hier ausser mit Fischen, Kurz- und anderen Waaren auch mit Fleisch, denn er war der Einzige, welcher Rindvieh schlachtete. Dieses Gewerbe hatte er auch früher betrieben nnd seine Orientreisen als Gehilfe eines Odessaer Viehhändlers gemacht. Dabei soll es nun vorgekommen sein, dass auch ein hübsches Judenmädchen von dort seinen Weg nach Stambul nahm oder nehmen musste — sie wurde in den Harem eines Grossen verschachert! Das war gewiss recht profitabel, endete aber schlecht, denn die Entführung kam heraus, brachte ihn mit der Polizei und diese ihn wiederum mit Sibirien in unfreiwillige Verbindung, welche nun schon 9 Jahre währte. Aber übers Jahr war „seine Zeit vorbei", damit jedoch keineswegs die Möglichkeit der Rückkehr sicher gestellt. Es soll

W. Schäfer lith.

Nd. Nr. v. O. Finsch

gez. v. M. Hoffmann

Hunde im Anspann.

nämlich passiren, dass derartig Verbannte vergessen werden und daher kein Wunder, wenn Goldmacher je eher je lieber Gewissheit gehabt hätte. Er lebte freilich für hier in sehr guten Verhältnissen, besass zwei Häuser, einen kleinen Laden, verdiente schönes Geld, quälte sich aber auch redlich. Doch schreckte den im Süden Gebornen natürlich die Aussicht im kalten Norden sein Leben einsam beschliessen zu müssen, denn er schien kaum älter als etliche 30 Jahre. Als der einzige Bekenner mosaischer Religion konnte er nicht einmal die Gesetze und Festtage halten, geschweige heirathen und obwol verwildert im Glauben, war er doch ein zu guter Israelit um durch Uebertritt seine Lage zu verbessern. Goldmacher sehnte sich also heim und wollte in Odessa lieber bei trockenem Brod, als hier in Wohlstand leben. Seine auf mich gesetzten Hoffnungen musste ich leider von vornherein unbarmherzig zerstören. Vor der Abreise schwor er mir nämlich beim „ewigen Gott,“ dass er unschuldig und aus Rache eines Rabbiners in Stambul verbannt worden sei! Wenn ich an den schlesischen Tischler in Rustschuk, der, ein Racheopfer eines österreichischen Feldwebels, als angeblich „ungarischer Flüchtling“ in Ketten nach Bukarest transportirt wurde, und andere saubere von mir in der Türkei erlebte Geschichten zurückdachte, dann klang mir die von Goldmacher keineswegs unglaublich. Aber die naive Bitte, seinen Fall doch in St. Petersburg dem Herrn Minister oder womöglich Sr. Majestät selbst vorzutragen, musste ich selbstredend zurückweisen, denn „wos kon ich dobei mache!“ sagte ich mit Goldmacher. So dürfte er, wie ich fürchte, noch heut in Obdorsk weilen und wenn er allen Reisenden so behilflich ist als uns wird ihn Jeder gern wie ich in freundlicher Erinnerung behalten.

Mit Lebensmitteln würde es ohne Goldmacher's Hilfe schlecht ausgesehen haben, denn ausser den landesüblichen lufttrockenen Fischen kann man um jetzige Jahreszeit nichts in Obdorsk kaufen, nicht einmal frische Fische und Renthierfleisch. Hühner und Schweine werden nur wenig von etlichen Privaten gehalten. Kartoffeln sind nicht zu haben und so war ich wenigstens froh, Eier (von Tobolsk mitgebracht, das Stück zu 3 Kopeken), Milch und frische Butter zu erhalten. Das Blöken eines Kalbes führte mich zufällig in ein Haus und es gelang nach längeren Verhandlungen, das kaum fünf Tage alte Geschöpf für zwei Rubel, sowie später noch ein zweites zu erstehen.

Aber wir schwelgten erst in langentbehrten Genüssen, als Goldmacher eine Kuh schlachten liess, von der wir die besten Stücke noch auf die Reise mitnahmen.

Gern hätten wir noch eine Excursion in den Ob-Meerbusen, dem wir ja ohnehin so nahe gewesen waren, unternommen, aber dies ging aus verschiedenen Gründen nicht. Zwar wusste ich, dass Sujew in 5 Tagen bis ins Mündungsgebiet und zurück gelangt war, allein dies hätte für uns keinen Zweck gehabt und für eine Reise bis nach dem Nadym wäre es zu spät geworden. Vor allen Dingen handelte es sich ja darum das Gesammelte zu erhalten und dann schien es mir nothwendiger wiederum auf der Lotka die Rückreise zu machen, weil uns dadurch durchaus freie Bewegung im Sammeln und Beobachten blieb. Und dies wäre nicht der Fall gewesen, hätten wir die von Herrn Korniloff und anderen Rhedern in Tobolsk freundlichst angebotene Passage mit einem der Dampfer angenommen, welche Anfang September bis ins Mündungsgebiet hinabgehen und den Fischsegen stromauf schleppen. Dagegen reiste Herr Poljakoff am 22. August den Strom hinab. Er gelangte aber nur bis zum Nadym und führte die beabsichtigte Reise und Ueberwinterung am Tassbusen nicht aus. Es ist dies sehr zu bedauern, da bisher noch kein wissenschaftlicher Reisender*) in dieser Richtung vordrang. Und doch wäre es im höchsten Grade interessant gewesen jene alte Strasse zu ziehen, welche vor ein paar hundert Jahren von Pustosersk aus über die Halbinsel Jalmal (vergl. p. 581) nach dem alten Mangasea am Tassbusen führte. Schon zu Gmelin's Zeit (1739) hatte diese Verbindung, welche übrigens für den heutigen Handel ganz ungenügend sein würde, aufgehört, doch sah er „etliche Heiden in Turuchansk, die von „Obdorsk-Ostrog" zum Jahrmarkt gekommen waren (Gml. III. p. 205 u. 212). Gerade mit diesen „Heiden" hätte ich die Reise machen mögen, was während des Jahrmarktes leicht zu arrangiren gewesen wäre, da sie ja dann nach Obdorsk kommen. Man hätte dabei die „Tasow'schen Samojeden", welche nach Castrén (II. p. 235) keine Juraken sein sollen,

*) Bei dem erwähnten Versuche Graphit vom Jenisseï über Obdorsk nach Europa zu verladen schickte Sidoroff einen kleinen Schuner (schkuna) in den Tassbusen, dessen Führer Kuschelewskij (Kuschelewssky) eine eigene Schrift: „Der Nordpol u. das Land Jalmal" (St. Petersb. 1868. Russ.) veröffentlichte, die indess nach dem Zeugniss compententer Russen so unbedeutend ist, dass sie keine weitere Beachtung verdient.

gründlicher studiren können und wäre dann gegen Juni mit ihnen in Turuchansk eingetroffen. Nach dem, was ich von Herrn Feódoroff in Tobolsk erfuhr, würde es von Obdorsk bis zum Tschumplatze Lädinzeta (Linsita) 800 W. weit sein, und von hier legte sein Bruder mit Lotka in 22 Tagen den Weg nach dem Tass (samoj. Judaï) hin und zurück. Man fand hier Steinkohlen, doch erfuhr ich nicht ob anstehend. Für Jemanden, der à la samoiède zu leben vermag, war diese Reise geradezu verlockend, aber mich rief das bittere „muss" eben wieder heimwärts, sonst hätte ich sie unter allen Umständen gemacht, denn eine so günstige Gelegenheit bietet sich wol nur einmal im Leben. Auch Obdorsk eröffnete ein versprechendes Forschungsfeld und die Worte Castrén's: „es war für mich ein London, Paris, Berlin u. s. w.; und doch gab es hier kein Buch ausser dem sibirischen Reglement, kein Tageblatt ausser demjenigen, welches die Damen in der Dämmerung redigirten", sprachen auch mir aus vollster Seele. Auch mir verging die Zeit in allerlei nothwendigen Obliegenheiten, wie bisher auf der ganzen Reise nur zu schnell und liess mir nicht Musse nur einen Blick in die Zeitungen zu thun, mit welchen uns die liebenswürdige Aufmerksamkeit der Redaction der deutschen St. Petersburger Zeitung so reichlich versorgte.

Die Herren der russischen Kara-Bai-Expedition waren am 31. August zurückgekehrt, der Sassjedatjelj schon 2 Tage früher. Nachdem ich mit dem Letzteren noch allerlei Geschäftliches geordnet und durch seine Güte 5 grosse Kisten mit Sammlungen expedirt hatte, konnten wir am Abend des 3. September, nach 15tägigen Aufenthalte, unsere Rückreise*) antreten. Wenn Castrén der Unfreundlichkeit der Obdorsker ihm gegenüber gedenkt, so erfuhren wir nur das Gegentheil und meine Gefährten werden mit mir übereinstimmen, wenn ich den freundlichen Obdorskern ganz besonders dem bereitwilligen und zuvorkommenden Sassjedatjelj Herrn Pawlinoff, hiermit nochmals herzlich Dank ausspreche.

Nach der Oede der Tundra war es wohlthuend für das Auge jetzt wieder Wälder zu sehen und genussreich gelegentlich in denselben Excursionen zu machen. Wir benutzten dazu die Zeit vor

---

*) Die Stationen sind dieselben als auf der Hinreise (p. 371), nur fallen diesmal Stat. Leümalsk und Tachty aus und wir kamen von Obdorsk gleich nach links: Sobje-Jurty, 5 Tschums, 30 W., u. r. Wandiaski-Jurty, russ. Fischerplatz u. etl. Tschums, 35 W., was nur 5 Werst weniger ergiebt.

dem Abkochen, denn wir hatten uns mit täglich zwei Mahlzeiten genügen lernen. Passte es so wurde bei einem Tschumplatze angelegt, sonst suchten wir irgend eine günstige Stelle am Ufer aus, denn Brennholz gab es jetzt ja wieder in Hülle und Fülle. Am Vormittage des 8. September, als wir auf einer mit Weiden bestandenen Insel lagerten, um abzukochen, sahen wir eine Lotka mit vollem Segel stromabwärts kommen. Bei der Seltenheit einer solchen Erscheinung (wir begegneten keinem zweiten ähnlichen Fahrzeuge auf der ganzen Tour) war es begreiflich, dass sie unser lebhaftes Interesse erregte. War es doch möglich, dass sie Briefe oder Zeitungen für uns führte! Wir riefen das Schiff daher an und bald darauf landete ein über die Unterbrechung seiner Fahrt keineswegs erzürnter Russe, der sich als der Bruder unseres Wirthes in Obdorsk, Herrn Perloff, erwies. Der freundliche Mann, ein Bürger von Kuschowat, überraschte uns durch das Geschenk einer Rothhalsgans (Anser ruficollis, russ. Lak oder Tschewka), wohl der schönsten und interessantesten Gänseart überhaupt, deren grosse Flüge wir zwar öfters beobachtet hatten, die uns aber bei der grossen Scheuheit der Wasservögel entgangen war. Bei Obdorsk schwärmte es von Gänsen und eine auf offener Wiese liegende Barsche würde sich trefflich als Versteck geeignet haben, doch fehlte es mir leider an Zeit diese so günstige Gelegenheit zu benutzen. Die Graugans (Anser cinereus) war übrigens vorherrschend; ausserdem gab es Bläss- und Zwerggänse (A. albifrons u. minutus), sowie eine Unzahl von Enten. Unter letzteren hauptsächlich Trauerenten; Reiherenten führten noch halbflügge Junge. Ebenso Lachmöven, die jetzt, wie ihre Verwandten, Zwerg-, Sturm- und kleine Mantelmöven (Larus ridibundus, minutus, canus und affinis), im Wechsel vom Sommer- zum Winterkleide begriffen waren.

Das Thierleben entfaltete sich überhaupt viel reicher als auf der Hinreise. Damals waren die Vögel meist in ihrem Brutgeschäfte thätig, hielten sich also mehr versteckt in den undurchdringlichen Dickichten. Jetzt hatten sie sich, Alte und Junge, meist trupp- oder schaarenweise bereits vereint und schickten sich zur Wanderung an, obschon sie ausnahmslos in der Mauserungsperiode standen. Bachstelzen (unsere weisse) und Pieper (der Wiesen- und rothkehlige Pieper) waren die steten Erscheinungen längs der Uferrande; Flüge von Leimfinken (Fringilla linaria) und Bergfinken (Fr. montefringilla) belebten das Innere der Gehölze. Der Zwerg-

ammer (Emberiza pusilla) fand sich neben dem Rohrammer ebenfalls noch allenthalben vor und als neue Erscheinungen begrüssten wir die Sibirische und Kamschatka-Meise (Parus cinctus und camschatcensis, den Tannenhäher (Caryocatactes nucifraga), die Sperber-Eule (Surnia nisoria) und Turdus dubius. Die schwarzkehlige Drossel (T. atrogularis) hatten wir schon bei Obdorsk erhalten. Interessant ist das oft so total abweichende Betragen mancher Vögel während der Mauser- und Zugzeit. Graue Steinschmätzer, die sich in dem Gezweige der Bäume umhertrieben, schienen Anfangs neue, bisher unbeobachtete Vögel und ebenso ging es mir mit Piepern, die sich sehr gegen ihre sonstigen Manieren ammerartig im dichtesten Gestrüpp zu verbergen suchten. Das Fallen des



Stromes zeigte sich je weiter wir aufwärts kamen, um so deutlicher. Kischgort oder Kaschgorskaja, die fünfte Station (6. Septbr.) auf dem hohen steilen rechten Ufer, an welchem wir damals unmittelbar anlegten, war jetzt durch einen breiten Strand aus sandigen Letten und Lehm getrennt. Eine mächtige Bucht oberhalb der ostiakischen Niederlassung, welche damals von Waldesrand zu Waldesrand reichte, hatte sich in eine weite Fläche schlammigen Grundes verwandelt, welche von einem schmalen Wasserarme bachartig durchzogen wurde. Die Eingebornen (Ostiaken) waren jetzt sehr eifrig mit der Zubereitung des Wintervorrathes an Fischen beschäftigt, wie dies meine Abbildung (No. 52) zeigt, welche zu-

gleich die verschiedene Art der Spaltung beim Trocknen der Fische illustrirt. Bei der Dunkelheit der Nächte lernten wir jetzt auch die einfache Beleuchtungsmanier kennen. In einem alten Topfscherben brennt in einem Dochte aus Hanfgarn Fischfett. Es giebt eine schöne rothe Flamme, ist dabei ganz geruchlos und macht keinen Qualm.

Die Vegetation um die Niederlassung war ungemein üppig; namentlich imponirte das mehr als ein paar Fuss hohe Gras. Etwas abseit der Jurten fand ich eine eigenthümliche Hütte. Sie bestand aus schief zusammengelegten mit einer Lehmschicht bedeckten Baumstämmen und besass seitlich einen besonderen Schornstein, aus Ruthen geflochten und mit Lehm überworfen. In einer solchen Hütte halten die Ostiakinnen Niederkunft und verbringen ihre sechs Wochen, gewiss eine sehr gute Einrichtung. Ausser einem jungen lebenden Kraniche (ostiak. Torr) erlangte ich hier den Stosszahn eines Mammuth. Letzterer war, wie ich erst später erfuhr, kaum eine Werst unterhalb der Jurten in dem herabgestürzten Ufersande gefunden worden und zwar seit wenigen Tagen. Er hatte kaum zwei Fuss aus dem Sande hervorgeragt und war ganz mit Eisenblau (Virianit) überzogen. Wahrscheinlich würden sich hier weitere Reste gefunden haben; doch war es für uns unmöglich Nachgrabungen anzustellen. Für die Eingebornen haben ja nur die Stosszähne werth. Doch werden im Ganzen nur wenig am Ob gefunden und auf dem letzten Markte in Obdorsk (1876) hatte man nur 50 Pud angebracht. Nach der trefflichen Abhandlung „die neuesten Arbeiten über das Mamuth" (Peterm. Geogr. Mitth. 1866 p. 325—333), welche zugleich über alle bis dahin bekannten Auffindungen*) genaue Kunde giebt, soll Obdorsk jährlich 75—100, Turuchansk 80—100, Irkutsk bis 1500 Pud fossiles Elfenbein produciren. Nach mir gewordenen directen Mittheilungen kommen in Irkutsk aber allein jährlich 3000—4000 P. auf den Markt. Die Hauptfundstätten, dieses für den Handel so überaus wichtigen Artikels, sind jedenfalls an der Lena und die neusibirischen Inseln. Von Schigansk sind in manchen Jahren allein 1200—1700 Pud verschickt worden, das Pud im Werthe von 18 bis 30 R.; in Obdorsk

*) Die letzte, über welche Sidoroff zuerst Mittheilungen machte, nach welchen man 1877 angeblich bei Tomsk auf einen Mammuth-Cadaver stiess, von dem man Fleisch kochte, das von Hunden verzehrt wurde, hat sich, wie Poljakoff's Untersuchungen erwiesen, als eine Mythe erwiesen (Geogr. Blätter I. 1877, p. 111).

kostete das Pud bester Qualität 20 R. Ich brauche wol nicht erst zu erwähnen, dass unter Mammuth, richtig Mamont, die Stosszähne des fossilen Elephanten (Elephas primigenius) zu verstehen sind, der wahrscheinlich noch als Zeitgenosse des Menschen in Sibirien lebte und, wie die Magenüberreste bewiesen haben, sich von Zweigen und Rinde von Nadelhölzern ernährte. Wie colossal diese Zähne werden können beweisen die des berühmten von Adams geretteten Skelettes im Petersburger Museum, obschon sie nicht die eigentlichen sind, welche abhanden kamen, aber noch weit stärker gewesen sein müssen.

Der Kaufmann Baramygin in Irkutsk besitzt, wie ich von Herrn v. Helmersen erfuhr, ein Paar $13^1/_2$ Fuss lange Stosszähne, von denen jeder 9 Pud (= 292 Zollpfund) wiegt. Afrikanische Elephantenzähne von 150 Pfund Gewicht werden als etwas Ausserordentliches betrachtet. Wie Samojeden, so halten die Ostiaken, übereinstimmend mit den hiesigen Russen, die Stosszähne des Mammuth für „Hörner“ eines renartigen Thieres, welches noch jetzt, aber unterirdisch, leben soll. Doch wissen sie sich keine rechte Vorstellung von demselben zu machen und alle Nachforschungen nach bezüglichen Traditionen waren vergeblich. Die Eingebornen glauben nur, dass das „Mamont“, wie es von den Russen genannt wird, ähnlich dem Ren von Pflanzen lebte und sehr schnell laufen konnte; ob es aber von ihren Urvätern gesehen und gejagt wurde, darüber wissen sie nichts, ebenso wenig als von Traditionen ihres eigenen Volkes. Die Ostiaken nennen das Thier Muchor oder Mugor, die Zähne Muchor-onget; bei den Samojeden heisst es Jeggora, d. h. Erdrenthierbock (Vergl. Schrenk I. p. 312). —

Sujew, welcher bei Parawatzky-Jurty einen fossilen Stierkopf „mit Hörnern, welche sich über die ganze Stirn ausbreiten,“ also vom Schafochsen (Ovibos moschatus) gefunden hatte, beschreibt die Gegend bei Kuschowat als sehr reich an Mammuthresten. Dieses Renommé ist der Localität bis heut verblieben und Sidoroff sagt: „dass die Anhöhe, auf welcher die Ansiedelung gebaut wurde, mit Mammuthknochen angefüllt sei,“ was natürlich nicht buchstäblich zu nehmen ist. Wir brachten wenigstens über diese fossilen Schätze nichts in Erfahrung, freuten uns aber, auch ohne sie, am Nachmittag des 8. September den kleinen freundlichen Ort, das einzige russische Dorf zwischen Obdorsk und Bereosoff, zu erreichen. Kuschowat (Kuschewat, Kunowat, Kunowsky) besteht aus einer Kirche und

vielleicht zehn bis zwölf Häusern, welche an vierzig Bewohner, meist Russen, zählen und lag jetzt an einem schmalen todten Arme des Ob, der, weit ab vom Ufer, sich durch den breiten Lehm- und Lettenstrand hinwand. Auch ist hier ein Mehlmagazin der Regierung, wie stets an dem rothen Dache kenntlich. Da die Bewohner, wie in dieser Zeit üblich, meist auf ihren Fischereiplätzen waren, der Starost oder der Gemeindeälteste ebenfalls, so musste zu dem uns bereits geläufigen Mittel des Hausirens gegriffen werden. Das heisst, Martin Dserwit, Panajeff und ich gingen eben in jedes grosse Haus und fragten, ob Eier, Milch, Fleisch u. A. zu haben sei. Glücklicher Weise war der freundliche Geistliche, Feódor Istlejewski, anwesend und durch ihn erhielten wir das Gewünschte; er verkaufte uns sogar sein einziges stattliches, wol halbjähriges Kalb und zwar für vier Rubel. Dagegen bezahlten wir Eier das Stück mit zwei Kopeken, Butter das Pfund zu zwanzig Kopeken und das Pfund Zucker mit sechzig Kopeken (also etwas mehr als anderthalb Mark). Auch erhielten wir eine Schüssel wallnussgrosser Kartoffeln, die in Mistbeeten gezogen werden und jetzt zum Theil noch in Blüthe standen.

Weit wichtiger als die Kartoffelernte ist für hier die der „Cedernnüsse.“ Es sind dies die Kerne aus den Zapfen der Arve (Pinus cembra), die in ganz Russland, ähnlich wie bei uns Haselnüsse, beliebt sind und von denen Sibirien bedeutende Quantitäten nach Russland ausführt. Sie gedeihen indess nur alle 4—5 Jahre. Das Pud kostet 1 bis 2 R. Diese Kerne geben (das Pud 15 Pfund) ein sehr feines, dem Provenceröl ähnliches Oel, das möglicher Weise noch einmal zu Fischconserven von Wichtigkeit werden kann.

Lärchen, Tannen und Fichten liefern die besten Bauhölzer am Ob. Namentlich soll das erstere sich zum Schiffsbau trefflich eignen, aber Lankenau (Dass heutige Russl., p. 153) behauptet wol zu viel, wenn er sagt „die sibirische Lärche läuft dem amerikanischen (!!) Teakholz den Rang vollständig ab.“ Cedern(Arven)holz ist nicht einmal als Brennholz beliebt.

Der Haussperling (Passer montanus) hatte seine nördlichste Sommeransiedelung bereits verlassen und war südlicher gezogen.

Trotz der Dunkelheit fuhren wir noch in der Nacht weiter, d. h. das Schiff wurde von fünf Leuten mittelst eines, in der bekannten Weise am Mast befestigten langen Strickes gezogen, eben kein leichtes und angenehmes Geschäft, wenn man berücksichtigt,

Finsch Reise n. W. Sibirien Abb. 52



Zubereitung von Fischen.

dass längs dem Ufer nirgends ein ordentlicher Treidelpfad vorhanden ist. Die Leute mussten sich daher bald durch die zähen Letten des Uferstrandes, in welche sie bis über die Knöchel einsanken, oder über umgefallene Baumstämme und das Gestrüpp durcharbeiten, bis steil abfallende bis an den Rand mit Bäumen besetzte Uferpartien das Ziehen überhaupt unmöglich machten und wiederum zum Rudern zwangen. Freilich geht dies noch langsamer als das Ziehen und ist anstrengender für die Leute, aber die Ostiaken sind ein fröhliches Völkchen. Der Alte am Steuer summte gewöhnlich eine der wenigen eintönigen Weisen vor sich hin und unter den Ziehenden gab es allemal Anlass zu Lachen und Heiterkeit, wenn Einer in dem abgelaufenen Uferlehm stecken blieb oder, wie dies gelegentlich passirte, ins Wasser gerissen wurde.

Wir hatten übrigens jetzt noch die beste, aber letzte Gelegenheit Ostiaken kennen zu lernen, denn, wie erwähnt, sind sie oberhalb Bereosoff schon mehr russificirt und werden es je weiter um so mehr.

Am Vormittage des 12. September, an einem trüben, unfreundlichen, regnerischen Tage, winkten uns endlich die Kirchthürme von Bereosoff entgegen, denn an der Lage würden wir den Ort vielleicht nicht wieder erkannt haben. Die Sosswa war zu einem mittelmässigen Flusse geworden und durch einen breiten Strand aus zähem Lehmboden von der Stadt getrennt. Auf einem schlüpfrigen Plankenwege gelangte man zur letzteren oder umgekehrt auf die Lotka, welche für Graf Waldburg und mich nach wie vor Wohnungsschiff blieb, während Dr. Brehm ein Quartier in der Stadt bezog. Es war übrigens nichts Angenehmes in tiefster Dunkelheit über die glatten Bretter nach unserem Schiff zu gehen. Doch fanden die Hunde die Sache weniger bedenklich und statteten uns, ihren Diebsgelüsten folgend, schon in der ersten Nacht so zahlreiche Besuche ab, dass wir gründlich gestört wurden.

Unsere erste Visite galt selbstredend dem Ispravnik, bei dem wir Briefe und Zeitungen (bis zum 1. resp. 3. August reichend) vorfanden. Dann begrüssten wir den Kreisarzt Dr. Krzywicki, in dessen liebenswürdiger Familie wir zwei Mittage angenehm verbrachten. Wie die meisten deutschsprechenden Mediciner in Russland hatte der Doctor auf der Universität Dorpat studirt und später viele Jahre in Nértschinsk zugebracht. Seine reizende Frau, eine Polin, war wie die Töchter mit dem neuen Wohnorte keineswegs

zufrieden, und damit hatten die Damen jedenfalls recht, denn auch wir würden Bereosoff gewiss nicht zum Wohnsitze wählen. Durch Dr. Krzywicki erhielt ich einige jener interessanten, in Kalkspath verwandelten Ammoniten, mit irisirender Oberfläche, welche beim gemeinen Volke die Sage von versteinerten Schlangen veranlassen. Ihr Fundort ist nahe dem Ural, am Flüsschen Lopsia, im Gebiete der oberen Sosswa, 3 Tagereisen mit Boot oberhalb der Iskar'schen Jurten. Sie zieren jetzt das Königl. mineralogische Museum in Berlin, dem ich sie zum Geschenk übergab. —

Ueberraschend war ein grosser Flug Saatkrähen, der sich indess nur wenige Stunden bei der Stadt aufhielt, da wir diesen Vogel nur dies eine Mal am Ob zu Gesicht bekamen.

Der alte gute Panajeff, welcher sich auf der ganzen Reise so prächtig gehalten und sich nicht ein einziges Mal betrunken hatte, suchte, in seinen 4 Pfählen angelangt, das Versäumte nachzuholen. Er war bereits stark im Sturm, als ich ihn in seiner Wohnung aufsuchte, in welche er uns zu einem Frühstück eingeladen hatte. Selbstredend that ich dem alten, verdienstvollen Begleiter diese Ehre an, die ihn in der That ausserordentlich glücklich machte. Auch den alten Aaron Aaronewitsch Zessis besuchte ich und lernte seine stattliche Frau kennen, die ihm von Odessa in die Verbannung nachgereist war und ihm dieselbe durch 2 oder 3 reizende kleine Mädchen versüsste. Es heimelte mich sonderbar an in dieser Familie deutsch sprechen zu hören oder wenigstens ein Idiom von dem ich das meiste ohne Dollmetscher verstehen konnte. Die Stadt Bereosoff habe ich schon bei unserem ersten Besuche beschrieben und gezeigt, dass dieselbe keineswegs „inmitten undurchdringlicher Urwälder" liegt, noch so auffallend „das Gepräge des rauhen, grausen Nordens" zeigt, als dies v. Lankenau*) beschreibt. Die beigegebene Abbildung (53) wird dies veranschaulichen. Ich fühlte mich zu einer Aufnahme derselben umsomehr veranlasst, als die einzige mir be-

*) „Das heutige Russland" (Leipzig, Spamer 1877, p. 152). Zu welchen irrigen Vorstellungen Vieles in dieser Kompilation Anlass giebt erhellt noch mehr aus der Beschreibung der Stadt Semipalatinsk. Es heisst hier (p. 159) wörtlich: „Von hier aus übersieht man den prächtigen Altai und die mit ihm verbundene Bergkette Chinas, die den ausgedehntesten Ueberblick über eine Bergreihe erlaubt, wie auf der ganzen Erde schwerlich ein zweiter sich finden dürfte." Leider verhält es sich in Wirklichkeit (vergl. p. 94) ganz anders und man erblickt nur Sanddünen.

N. d. N. v. O. Finsch.

gez. v. M. Hoffmann.

B.



kannte (in Albin Kohn p. 163) ungefähr so richtig ist, als wenn man eine Ansicht von Köln mit „Heidelberg“ bezeichnen würde. Denn Bereosoff stellt der erwähnte Holzschnitt keinesfalls dar. Es ist mir aber bis jetzt nicht gelungen zu ermitteln, welchen Ort? überhaupt*) und nur eine Vermuthung meinerseits, wenn ich annehme es werde irgend eine Stadt in Finnland oder am Weissen Meere zu Grunde liegen.

Nachdem alle nothwendigen Arbeiten (Reinigen der Lotka, Umfüllen der Spirituspräparate) erledigt waren, konnten wir noch am Abend des 13. September Bereosoff**) verlassen, versehen mit neuen Lebensmitteln. Darunter ausgezeichnetes Weissbrod, welches die brave Frau Aaron Aaronewitsch noch in der Eile für uns gebacken hatte und das ihr Mann mit herzlichen Glückwünschen für das Wohlergehen der Fremdlinge nach der Lotka brachte. Uebrigens besserte sich unsere Lage in Betreffs der Provisionen von Tag zu Tag, denn mit Bereosoff verliessen wir das Gebiet des Ren und kamen wieder in die des Rindes und Schafes. Doch war Milch deswegen keineswegs an allen Stationen zu haben, noch seltener frische Fische. Der alte Michael Panajeff gab uns seinen Sohn Nikolai bis Samarowa mit, einen flinken und willigen Burschen von 24 Jahren, der sich ebenfalls als ganz brauchbar erwies und namentlich mit der Jagd in der hiesigen Gegend ausserordentlich vertraut war. Durch ihn lernten wir den eigenthümlichen Entenfang, die sogenannten Luftnetze (russ. Perewezi) der Ostiaken (ost. Piltchar d. h. überspannt) kennen, auf welchen wir schon auf der Hinreise aufmerksam geworden waren. In dem Dickicht der Uferwaldungen bemerkt man nämlich häufig Schläge, welche vom Flussbett nach einem entfernter liegenden offenen Wasser führen. Diese

*) Auf meine Anfrage erhielt ich durch die Verlagshandlung von Otto Spamer die freundliche Auskunft, dass eine Ansicht in „Tour du Monde XI. 229) zu dem erwähnten Holzschnitt benutzt worden sei, der inzwischen wiederholt (Lankenau p. 153, Natur u. s. w.) zum Abdruck gelangte.

**) Auf der Rückreise bis Samarowa berührten wir dieselben Stationen als die die auf der Hinreise (p. 354) verzeichneten, nur fällt aus 21 Nisä, statt dessen Lapinsk (aja), Lapinskya, Lapinski-Jurty, links an einem Protok, 25 W.; 18 Tschemaschewskàja und 17 Kolowat; statt deren links Peregrods (kaja, Peregrodni Podgorodnaja?), 27 W. und links Kalapansk (aja, Kalpansky) 23 W,; hinter Kloster Kondinsky und vor Bolschoi-Atlim kamen wir nach: links Novaja; 25 W.; und hinter Sosnovsk nach l. Keütschinskaja Ke-uschinskya, Käoschka 7—8 ostiak. Winterhütten, 15 W.; was nur 4 W. mehr ergiebt.

künstlich angelegten Schläge (Plochi) sind aber an der Wasserseite mit einer wohl 60—70 Fuss hohen und an 70—100 Fuss breiten, an den begrenzenden Bäumen befestigten Netzwand bestellt, welche beim Hineinfliegen der ziehenden Enten, die diese Strassen gern benutzen, herabfällt und sie so zu Gefangenen macht. Diese Fangmethode findet während der Zugzeit vom 8. bis 15. Mai und vom 15. August bis zum October statt. Sie ist dann namentlich während der Früh- und Abendstunden ergiebig, sowie bei mondhellen Nächten aber auch Tags über. Selbst dann wird der Entenfänger, welcher wenige Schritte von der Netzwand ohne besonderen Schutz oder Bedeckung frei sitzt, von den Enten nicht gesehen. Zuweilen werden in einer Nacht in einem Netze 50 Enten gefangen. Nicht selten gerathen Kraniche und Schwäne in's Garn, weniger zur Freude des Fängers, da sie das Netz meist zerreissen. Der Ostiake tödtet dann die Enten auf sehr einfache Weise, indem er ihnen mit den Zähnen das Genick zerbricht. Die grosse Masse der auf diese Weise erbeuteten Enten dient, im Rauche des Tschum getrocknet, daher wenig appetitlich aussehend, als Wintervorrath. Poljakoff war zugegen als 100 Enten in einem solchen Netze gefangen wurden, versicherte aber, dass die Beute oft ein paar Hundert und mehr betrage. Hoffmann giebt (p. 48) eine Abbildung dieser Fangmethode, welche nicht blos am Ob, sondern auch anderwärts in Sibirien angewendet und schon von Pallas (2 p. 403. 3 p. 92) ausführlich beschrieben wird. Durch letzteren Forscher erfahren wir auch, dass der Entenfang an einigen Orten mittelst Schlingen erfolgreich betrieben wird. Die sibirischen Bauern pflegen diese Schlingen (Plenizi) mit Wermuth zu räuchern, um sie „vor bösen Augen" zu schützen, ein Aberglauben, den man Ostiaken ohne Zweifel sehr zum Vorwurf machen würde.

Es wimmelte übrigens von Enten, denselben Arten wie wir sie schon p. 358 kennen lernten, aber sie blieben wie immer scheu. Doch gelang es meinen Gefährten bei manchen Ausflügen an ein Dutzend Stück heimzubringen; ausserdem waren genug von den Eingebornen das Stück für 3 bis 5 Kop. zu kaufen.

Die Schwärme ziehender Gänse und Kraniche hielten sich stets in unnahbarer Ferne und wussten ihre Nachtquartiere so geschickt zu wählen, dass sie allen Verfolgungen spotteten. Gänse erschienen zuweilen in enormer Anzahl; so schätze ich einen Flug, den wir später (25. September) bei Belo Gore antrafen auf mindestens

3—4000 Stück; es donnerte förmlich als die Schaar aufflog. Von Kleingevögel waren es namentlich die nach Hunderten zählenden Wanderflüge von Zwerg- und Temmincks-Strandläufern (Tringa minuta und Temmincki) und Halsband-Regenpfeifern, welche zur Belebung der Landschaft beitrugen. Später gab es Hunderte von Alpenlerchen (Otocoris alpetris).

Die Scenerie längs des kleinen Ob auf dem unsere Weiterreise führte oder seinen Nebenarmen (Protoki) bot fast ausnahmslos dasselbe Bild. An zwölf bis achtzehn Fuss hohe, steil abfallende Uferwände aus Lehm, lehmigen Letten, Mergel mit Sand gemischt, selten aus reinem Sand bestehend, wechselten ab mit sanft abfallenden Hängen, die dann durch das allmählige Sinken des Wassers mehrere oft verschieden gefärbte, terrassenförmige Schichten zeigten. Allenthalben ist der unterspülte Uferrand, oft mit mehreren Bäumen zugleich, herabgestürzt oder droht herabzustürzen. Breite, mehr oder weniger ausgetrocknete Seitenarme, abgelassenen Teichen vergleichbar, zeigen sich bald zur Rechten, bald zur Linken. Wir hatten sie auf der Hinreise weniger, oft gar nicht bemerkt, da sie dann zuweilen vereint eine ungeheure Wasserfläche bildeten, aus der damals nur die Weidendickichte hervorragten. Letztere waren jetzt grösstentheils trocken gelegt und zeigten meist einen dicht mit Equiseten oder fast bis an die Brust reichendem Riedgrase (verschiedene Carex-Arten) bedeckten Boden, eine Vegetation, welche in den hinter den Ufergehölzen liegenden flachen Strecken noch üppiger hervortritt. Hier fanden sich dann meist noch mehr oder minder breite Gräben und stagnirende Sumpfstellen, in denen sich zuweilen eine reiche Ausbeute an Süsswasserconchylien machen liess Vor Allem waren unsere Lymnaea stagnalis und palustris vertreten, ausserdem Planorbis corneus, marginatus, Succinea putris und Pfeiferi häufig. Cyclas caliculata fand sich zu Tausenden im noch feuchten Ufersande. Die Weiden, welche den grösseren Theil der Ufer einfassen und je weiter wir nach Südwest vordrangen, um so höher und stattlicher und mehr und mehr mit Birken und Pappeln gemischt waren, zeigten zugleich den Stand des Hochwassers am besten. Nicht allein, dass stellenweise der Boden dicht mit angespülten Stämmen und Aesten bedeckt war, auch in den Zweigen hing, oft über mannshoch, Treibholz, und bildete ein Gewirr, welches die ohnehin dichtstehenden Stämmchen zuweilen im wahren Sinne des Wortes undurchdringlich machte.

Die Worte Castréns (p. 109): „Nichts Neues und Ungewöhnliches traf mein Auge; überall gab es dieselben niedrigen, lehmigen, einstürzenden Ufer, die immer und ewig mit denselben Weiden bewachsen sind" characterisiren die Landschaft des linken Obufers trefflich. Aber er lernte nicht das rechte unterhalb Samarowa kennen, welches zwar ebenfalls unverändert gleiche Bilder, aber von ganz anderem Gepräge bietet.

Statt flachen mit Weiden besetzten Landes, tritt überall ein oft an zweihundert Fuss hohes, steil abfallendes, aus hellgefärbtem Sande und Mergel gebildetes Ufer auf. Dasselbe ist hier und da mit Pflanzen bekleidet, während die zahlreichen rechtwinkeligen Einschnitte, wie der Scheitel des Ufers selbst, mit dichten Waldungen bedeckt sind, die jetzt im vollen Herbstschmuck prangten. Das dunkle Schwarzgrün der Fichten, Arven und Kiefern (letztere seltener), wechselt mit dem helleren Grün der Lärchen und den gelb bis orange gefärbten Birken, welche oft den Grundton bilden und zwischen denen sich rothe Ebereschen und Espen gar wechselvoll abheben. Diese herbstlichen Vegetationsbilder sind allerdings bei Weitem nicht so grell als die, welche ich in Nordamerika während des „Indiansummer", zu sehen bekam, aber belebter als bei uns, und geben zuweilen wahrhaft malerische Bilder. — Der Strom, welcher sich früher direct an das Hochufer, dasselbe unterspülend, anlehnte, hat jetzt einen breiten, meist allmählig ansteigenden, Strand freigelassen, der die verschiedenen Fluthmarken zeigt, deren höchste durch einen mächtigen Gürtel Treibholzes bezeichnet wird. Dieser Strand, wie die Ufer aus Lehm, Letten und Sand gebildet, ist vielfach mit kleinen und grossen oft blockartigen Geröllsteinen bedeckt, die ohne Zweifel mit dem Eise herabkamen. Es finden sich alle möglichen Fels- und Gesteinsarten darunter; vorzüglich granit- und syenitartige, sowie Schiefer- und Porphyrgesteine, eigenthümliche Breccien und unzählige Kieselverbindungen, unter letzteren namentlich schöne Aventurine, Kieselschiefer, Hornsteine und selbst ziemlich reine, aber kleine Carneole. Petrefacten führende Felsarten sahen wir niemals; dagegen fand ich einmal ein Bruchstück der Schale eines Mammuthzahnes. — Der Fluss, obschon so bedeutend gefallen, erschien immerhin noch als ein stattlicher, wenn er auch öfter durch breite und ausgedehnte Sandbänke unterbrochen war und seine waldumgrenzten Einbuchtungen verloren hatte, die jetzt ausgetrockneten Seen glichen und nur noch schmälere Wasseradern

zeigten. — Die Färbung des Obwasser erschien auch jetzt, bei niedrigem Stande, braun, im Glase aber hell und schmeckte uns vorzüglich; wahrscheinlich weil wir uns daran gewöhnt hatten.

Diese an Ort und Stelle entworfene Landschaftsschilderung stimmt wenig überein mit der welche Albin Kohn (p. 158, 159) vom „Riesen unter den Strömen der Erde, dem Ob" entwirft, den er an Schönheit als einen Nebenbuhler des Rhein betrachtet, freilich bei Hochwasser. Aber wenn Kohn schon die öden Ufer des Irtisch bei Semipalátinsk und Pawlodar als „romantisch" bezeichnet, obwol er sie selbst gar nicht kennen lernte, so ist dies eben ein Geschmack mit dem sich nicht rechten lässt. Wer vom Ob, sowol bei hohem als niedrigem Wasserstande soviel zu sehen bekam als auf unserer Reise, darf in dem Bestreben „zur Aufklärung und Beseitigung von Irrthümern beizutragen, behaupten, dass Landschaftsbilder wie das auf p. 161*) in Sibirien" am Ob, wenigstens unterhalb Tomsk, gar nicht vorkommen, anstatt „gar nicht selten sind" wie Kohn versichert. Auch die Stelle (p. 163) „den Ob selbst bedeckten Hunderte von Inseln, hin und wieder kleine Archipele bildend", ist nicht wörtlich zu nehmen. Die beste Charakterisirung des Ob giebt jedenfalls Castrén wenn er sagt: „Mit europäischen Augen betrachtet ist der Ob ein wilder und einförmiger Fluss, der bei dem Beschauer wol keine anderen Gefühle als die der Sehnsucht und der Wehmuth rege macht".

Wird der Ob seiner landschaftlichen Reize wegen voraussichtlich niemals ein Anziehungspunkt für Touristen und Vergnügungsreisende werden, so verdient er als einer der grössten Ströme Sibiriens umsomehr Beachtung.

Wie wir gesehen haben wird der Ob (ost. Ass, samoj. Ja-u) aus den Flüssen Bija und Katunja gebildet, die beide im Herzen des Altai, am Fusse der Belucha entspringen. Von der Vereinigung dieser Flüsse, welche ihm den russischen Namen „Obi" d. h. Beide (Ledebour p. 148) verschaffte, unweit der Kreisstadt Biisk, beträgt seine Länge bis zur Mündung, nach Latkin, 3200 Werst (457 deutsche Meilen). Unter den Strömen Europa's, wenn man ihre Entwickelung und zwar von den Quellen an rechnet, hat nur die Wolga eine fast gleiche Länge aufzuweisen, die Donau hingegen nur ca. 2800 W., der Rhein 1300, die Elbe 1100 und die Weser nur etwa 500 Werst.

*) Das Bild ist eine Copie nach Atkinson (p. 13) und stellt den Ob bei Gubena, etwas unterhalb Barnaul, dar, wo ihn Albin Kohn schwerlich gesehen haben dürfte.

Anfänglich bis zur Einmündung des Tscharysch westlich fliessend wendet er sich von hier bis Barnaul gegen Nord, dann gegen W.N.W., bis zum Dorfe Kruticha, und von dort sogar, bis zur Mündung des Flusses Tom, nach N.O. Im Tobolskischen Gouvernement strömt er wieder nach W.N.W., von der Irtischmündung gegen N.W., und nimmt allmählich eine nördliche Richtung, bis zur Mündung des Flusses Polui, von wo er sich gegen Osten wendet und sich darauf in mehrere Arme theilend in den Meerbusen ergiesst. Als äussersten Ausflusspunkt des Ob wird gewöhnlich das Cap Che (He) auf der gleichnamigen Insel betrachtet, welche nebst mehreren anderen und Sandbänken, das Mündungsgebiet unsicher macht. Die beiden Hauptarme des Ob, unterhalb Samarowa, den rechten oder Hauptstrom (ost. Wulass, sam. Arka-Ja-u) und linken oder kleinen Ob (ost. Aï-ass, sam. Njuge-Ja-u) haben wir bereits kennen gelernt. Ebenso den bedeutendsten Nebenfluss, den Irtisch, der mit Ausnahme des Tom, für sich weit ansehnlichere Zuflüsse (Om, Tara, Ischim, Tobol) aufzuweisen hat, als die übrigen des Ob sind, und die ich übergehen kann. Es ist daher falsch, wenn Albin Kohn (Sibirien p. 161) schreibt, dass der Ob „allein 16 Nebenflüsse von der Bedeutung des Irtisch und Tom aufnimmt,“ denn selbst der bedeutendste, der Ket, ist viel kleiner als der Tobol oder Ischim.

Der Ob mit seinen Zuflüssen bildet ein grossartiges Wassersystem, welches für den Verkehr um so wichtiger wird, weil eine grössere Zahl der letzteren, wenigstens für bestimmte Zeiten des Jahres schiffbar sind. Es hat sich daher eine beträchtliche Flussschifffahrt entwickelt, die freilich erst mit Einführung der Dampfer von Bedeutung wurde. Denn im Uebrigen liegt der Schiffsbau wie die Hanthierung des Schiffereigewerbes bis jetzt noch sehr im Argen, wie wir aus der Beschreibung der verschiedenen gebräuchlichen Flussfahrzeuge (Barka, Barsche, Lotka) gesehen haben. Aber auch in dieser Hinsicht beginnt es sich zu regen und bald dürfte die Zeit kommen, wo brauchbare am Ob gebaute Segelfahrzeuge den Handelsverkehr vermitteln helfen werden.

Ueber die Bedeutung und den Verkehr auf dem Ob*) habe ich mich schon in einer besonderen Abhandlung ausgelassen, halte es aber für nicht überflüssig hier nochmals auf die hervorragende Wichtigkeit dieses Gebietes hinzuweisen.

*) „Schiffahrt und Verkehr des Obgebiets“ in: Deutsche Geographische Blätter Jahrg. I. p. 166—182.

Nach Latkins Angaben würde das Obgebiet einen Flächeninhalt von 85,000 Quadratmeilen umfassen. Dr. Petermann's planimetrische Berechnungen weisen für das Ob-Jenisseï-Gebiet, welches in einer sehr übersichtlichen Karte (Jahrg. 1875, Taf. 24 der Geographischen Mittheilungen) dargestellt ist, 103,050 deutsche Quadratmeilen nach, wogegen Gesammt-Europa, mit Ausschluss von Russland, nur 81,623 deutsche Quadratmeilen enthält. Es ist gleichgültig, welcher von den drei Riesenströmen Sibiriens, die sich in das Eismeer ergiessen, Ob, Jenisseï oder Lena, das Prädicat „der grösste" verdient, jedenfalls kann es aber keinem Zweifel unterliegen, dass der Ob der wichtigste ist und bleiben wird, und zwar aus sehr erklärlichen Gründen. Europa zunächst liegend reicht sein ausgedehntes Wassersystem westlich und östlich in die reichen Bergwerksdistricte des Ural und Altai, südlich bis in die heerdenbelebte Steppe, wie es überhaupt den fruchtbarsten, angebautesten und am meisten bevölkerten Theil Sibiriens umfasst. Während im Gebiet der Lena nur Jakutzk (mit etwa 5000 Einwohnern), in dem des Jenisseï Irkutsk mit etwa 30,000, Krasnojarsk mit etwa 12,000 und Jenisseïsk mit etwa 7000 (nach Wiggins 11,000) in Betracht kommen, hat das des Ob eine bedeutende Anzahl wichtiger Städte und Plätze aufzuweisen und was sehr wesentlich in's Gewicht fällt, ein bei weitem stärker producirendes und absatzfähiges Hinterland.

Am Ob selbst und seinen Nebenflüssen sind zu nennen: Tjumén (etwa 15—18000 Einwohner) an der Tura, das zwar kleine aber durch seine grossartige Messe berühmte Irbit (am Nisa, einem Nebenflusse der Tura), Tobolsk (etwa 18,000 Einw.) Gouvernementsstadt am Tobol, das mit Irkutsk rivalisirende, vielleicht bedeutendere Tomsk (etwa 30,000 Einw.), Gouvernementsstadt am Tom, Omsk (über 30,000 Einw.) die Hauptstadt Westsibiriens, am Omflusse, Barnaul (etwa 12—13,000 Einw.), die Hauptstadt des Altai, Ischim (etwa 5000 Einw.), ein grosser Jahrmarktsplatz am Flusse gleichen Namens, Semipalátinsk (über 8000 Einw.) am Irtisch, Petropawlowsk (etwa 4—5000 Einw.) am Tobol und Akmolinsk (Gouvernementstadt) am Ischim. Ferner kommen neben Jekaterinenburg, der bedeutendsten Uralstadt mit 30,000 Einw., die nur 306 W. von Tjumén entfernt liegt, noch die betriebsamen Bergstädtchen und Flecken des Altai in Betracht. Von versprechender Wichtigkeit würde die Schiffbarkeit des mächtigen Irtisch über den Saissansee hinaus werden und seit der Einverleibung Turkestans steht dem Obgebiet auch ein bemerkenswerther Theil

Mittelasiens mit volkreichen Städten wie Taschkend (80,000 Einw.), Kodschand (20,000 Einw.), Samarkand (20,000 Einw.), Kuldscha (70,000 Einw.), Wernoje (10,000 Einw.), als consumirendes Hinterland schon jetzt offen.

Die Dauer der Schiffahrt auf dem Ob, obwol anscheinend etwas beschränkter als die der Wolga, umfasst im Durchschnitt 150 (nach Latkin 180) Tage. Der Fluss geht bei Barnaul in der letzten Hälfte des April, selten erst in den ersten Tage des Mai, auf, und in der ersten Hälfte des November, selten erst Ende November oder October zu. Weiter nördlich finden diese Perioden natürlich später, beziehentlich früher statt. So geht nach den wenigen vorhandenen Notizen, der Strom bei Kloster Kondinsky Ende October zu, in der letzten Woche des Mai auf, bei Bereosoff Ende October zu, Anfang Juni, bei Obdorsk erst gegen Mitte Juni auf. Dem ersten Hochwasser folgt, in Folge der Schneeschmelze im Hochgebirge ein zweites, welches bei Barnaul im Juni, am unteren Ob im Juli einzutreten pflegt, übrigens sehr wechselt und dadurch den Ertrag der Fischereien oft sehr beeinträchtigt. So klagten die Fischer 1876 sehr über das plötzlich noch Mitte August ankommende zweite Hochwasser.

„Ist der Ob ein gefährliches Wasser"? bin ich oftmals gefragt worden und konnte darauf stets aus voller Ueberzeugung mit „nein!" antworten. Jedenfalls ist die Schiffbarkeit auf dem Ob nicht gefährlicher als auf irgend einem Strome, wie wir an den sorglos mit dem ersten Hochwasser stromabwärts treibenden Barkas gesehen haben. Da Barnaul nur an 400 Fuss über dem Meere liegt, so ist die Strömung selbstredend sehr unbedeutend, ausserdem der allenthalben treffliche Ankergrund ein Vorzug des Ob vor dem Jenisseï. Noch mehr gilt dies hinsichtlich seiner Producte. Während der Jenisseï nur im Kreise Minussinsk reiches Getreideland besitzt, hat der Ob die reichste Ackerbauzone von ganz Sibirien aufzuweisen, ausserdem ist er reich an Vieh und an Fischen.

„An Korn verschiedener Arten können 60 Millionen Pud verführt werden, dessen Preis hier jetzt stellenweis auf 15 Kopeken

---

*) Sehr wichtige Daten theilt Knorre in Krasnojarsk (Deutsche Geogr. Blätter II. 1878 p. 125—128) mit, welche die Superiorität des Obgebietes durchaus bestätigen. Nach einer statistischen Angabe Birschew's im „Wedmosti" (1878) besitzt West-Sibirien auf 2,054,826 □M. (= 213,701,904 Dessjatinen) an Kultur- und Ackerland: 666,915 □W, (= 69,465,866 D.), Ost-Sibirien auf: 8,654,939 □W. (= 900,113,656 D,) an Kultur- und Ackerland 1,612,390 □W. (= 157,890,110 D.).

das Pud, der Weizen auf 30 Kopeken fällt. Ausser Getreide besitzt Westsibirien Mengen von Salz, mit dem es die nordeuropäischen Küstenländer versehen könnte. Die Ausfuhr dieser beiden Producte allein würde hunderten von Schiffen Ladung bieten. Allein es kommt noch das ausgezeichnete und jetzt meist werthlose Fichten- und Lärchenbauholz hinzu, welches einen nicht weniger wichtigen Handelsartikel Westsibiriens bilden würde. Ferner ist es die bedeutende Viehzucht, die folgende Producte an das Ausland jährlich abgeben könnte: an 600,000 Stück rohe Felle, 1½ Millionen Pud Talg, an 150,000 Pud Butter, 1,200,000 Pud Fleisch, 50,000 Pud Schafwolle; im Ganzen belaufen sich diese Producte der Viehzucht auf 5,000,000 Pud. Ausserdem kann Westsibirien folgende Producte seiner Landesfabriken versenden: Juchten, verarbeitete Häute und Spiritus, gar nicht zu erwähnen der zahlreichen und kostbaren Pelzwaaren, Mammuthknochen und Renthierfelle. Der Metallreichthum des Altai soll hier gar nicht berührt werden, da er schon hinlänglich bekannt ist."

Obwol diese Calculation von dem landeseingebornen Latkin herrührt, so scheint sie mir doch etwas enthusiastisch und sanguinisch gefärbt. Das „Können" bezweifle ich allerdings nicht, aber es wird noch viel Zeit darüber hingehen ehe sich die Verhältnisse dementsprechend entwickelt haben, denn in Sibirien geht und kann es nun einmal nicht so schnell gehen als in America. Immerhin sichert der Ueberfluss an Erzeugnissen des Bodens und der Viehzucht schon jetzt einen Export, obwol die erste Ladung sibirischen Weizens in Hamburg, auffallender Conjuncturen halber, keinen Gewinn brachte, und z. B. nicht mit californischem concurriren konnte, wie Latkin zuversichtlich annahm (Geogr. Blätter III. p. 45). So kostet der Weizen im Altai 30 bis 40 Kopeken*) das Pud und die südlichen Gebiete produciren dessen soviel, dass die reichen Bauern in den Ackerbau-Districten von Omsk, Tomsk und dem Altai zuweilen nicht wissen, was sie mit den überreichen Ernten anfangen sollen. Neben Getreide dürften Hanf und Flachs, die beide in Sibirien vorzüglich gedeihen, Fett, Talg, Haare und Häute zunächst hauptsächlich in Betracht kommen. Andere Producte werden sich dann von selbst

*) Nach dem Tagebuche einer Generalin (wol Frau v. Poltoratzky) kostet in Malo Narimsk im Altai Weizenmehl das Pud 20 Kop. und wurde in Kobdo, wohin, wie wir gesehen haben, von Saissan grosse Transporte abgingen, mit 6—7 R. bezahlt (v. Lankenau: das heutige Russl. p. 162).

entwickeln, wenn auch nicht alle, welche Latkin und Sidoroff (Eier, Gyps, Alabaster u. s. w.) anführen. Immerhin bleibt genug übrig, wodurch sich die Ungleichheiten im Import und Export, welche im geregelten Schiffsverkehr verlangt, einigermassen ausgleichen dürften. Denn ganz Sibirien (mit einem Umfange von 12,500,000 Qdr.-Kilom.) zählt jetzt kaum so viel Einwohner als die eine Weltstadt London, indem es nur ungefähr 3½ Millionen (3,440,362 Goth. Kal.) besitzt, von denen nach Latkin 2½ Millionen auf Westsibirien*) kommen, während Deutschland (mit etwas über 546,000 Qudr.-Kilom.) allein 41 Millionen Einwohner besitzt. Auch ist bei der im Allgemeinen stark vorherrschenden Bedürfnisslosigkeit der Absatz ein beschränkter und wird sich erst nach und nach heben. Jedenfalls ist für Sibirien die Ausfuhr das wichtigste und nur auf ihr kann allein die Entwickelung des Seeweges als billigste und wichtigste Handelsstrasse beruhen. Erweist sich daher der Reichthum Sibiriens als thatsächlich und besitzt das Land wirklich die exportfähigen Hilfsquellen, so wird sich dieser neue Handelsweg entwickeln und selbst die Gegenpetitionen sibirischer Kaufleute (wie z. B. in Tomsk) werden ihn nicht aufzuhalten vermögen. Die Folgen sind freilich unberechenbar und werden ohne Zweifel den ganzen bisherigen Handel Sibiriens total umgestalten. Lässt sich dabei auch nicht in Abrede stellen, dass Viele dabei verlieren, so kann dies nur die Minderzahl treffen, im Grossen und Ganzen wird der thatsächliche Aufschwung des Seeweges auch zugleich den des ganzen Landes zur Folge haben, sowol in materieller als intellectueller Hinsicht. Und dass dieser Aufschwung zunächst dem Obgebiet zu Gute kommen wird, halte ich für unbedingt sicher. Ich erinnere mich dabei der Thatsache, dass vor 4 Jahren eminente deutsche Kaufleute sibirische Handelspläne überhaupt als aussichtslos belächelten und es ist die grösste Genugthuung für mich, dass, wie ich höre, jetzt auch das Obgebiet von denen ernstlich ins Auge gefasst wird, die trotz meiner

*) Nach Birschew besitzt Westsibirien, d. h. die Gouvern. Tomsk und Tobolsk 787,696 Einw., nach Behm (Goth. Hofkalender 1879) 1,975,640 Einw., ganz Ost-Sibirien hat dagegen nur 1,383,733 Einw. (Birschew), 1,514,758 Ew. (Behm). In den Gouvern. Tomsk und Tobolsk kommen 98 resp. 79 Seelen auf den Quadrat-Kil., im Gouv. Jenisseisk nur 15, Irkutzk 45, Jakutsk 6. — Dem verstorbenen Dr. Petermann gebührt übrigens das Verdienst schon vor 20 Jahren auf die Wichtigkeit Westsibiriens in seinem z. Th. noch heut werthvollem Aufsatze: „West-Sibirien, seine Natur, Beschaffenheit, Industrie und geogr. polit. Bedeutung“ (Geogr. Mitth. 1856, p. 201—222, mit Karte).

eingehenden und wie ich glaubte überzeugenden Darstellung der Verhältnisse desselben, doch sich lieber zuerst nach dem Jenisseï wandten.

Wie mit der neueren Geschichte Sibiriens der hochachtbare Name seines hervorragenden „Ehrenbürgers" Alexander Sibiriakoff für immer ehrenvoll verbunden bleibt, so auch in Bezug auf den Seeweg. Er war es, der die Fahrten Wiggin's und Nordenskjöld's in der grossmüthigsten Weise unterstützte, der dieselbe mit Aufwendung grosser Mittel unermüdlich fortsetzte, und dem der bislang als unmöglich gehaltene Versuch (1878) gelang eins seiner Schiffe von Europa in Jakutzk ankommen zu sehen, wie er im Begriff steht in diesem Jahre wiederum ein Schiff, unter der bewährten Leitung meines Freundes Cpt. Sengstake durch die Behringsstrasse nach der Lena zu entsenden.

Die ostiakischen Niederlassungen, an welchen wir nach und nach anlegten, erschienen, wie ihre Bewohner, mehr und mehr russificirt. Tschums aus Birkenrinde waren längst verschwunden und statt der Winterhäuser in der eigenthümlichen ostiakischen Bauart trafen wir jetzt Blockhütten, die russischen Bauernhäusern kaum nachstanden und sogar hier und da Glasfenster hatten. Dennoch hatten wir das Vergnügen noch eine nationale Belustigung der Ostiaken kennen zu lernen und zwar den „Bärentanz" (ostiak. Oschni-jak oder Longel dal). Derselbe wird bei dem der Erlegung eines Bären nachfolgenden Feste oder Gelage, — denn ohne Schnaps geht es dabei selbstredend nicht ab — aufgeführt, und mag dann allerdings weit wirkungsvoller sein, als er jetzt war, wo sich nur ein einziger Tänzer fand. Derselbe, ein alter ergrauter Ostiake, der einzige unter sieben, welcher überhaupt einen Bären in seinem Leben gesehen hatte, sah in seiner, sehr eilig aus Birkenrinde gefertigten Maske (ost. Tondi-Wäsch) allerdings komisch genug aus. Er bemühte sich, verschiedene Bewegungen und Stellungen des Bären nachzuahmen, schwenkte sonderbar mit den Armen und sprang mit der Plumpheit eines Bären umher, alles zum unendlichen Gaudium der versammelten Eingeborenen, die diesen Darsteller offenbar als Künstler bewunderten. Einige kleine Geschenke machten sogar die Mädchen und Frauen dreister und auch sie gaben uns eine Tanzvorstellung zum Besten. Dieselbe concentrirte sich allerdings in einigen freiturnerischen Armbewegungen, und die eigentlichen Tanzorgane, die Beine, spielten eine nur untergeordnete Rolle,

aber die Sache war für Fremde immerhin interessant, wenn auch nichts weniger als graziös oder kokett. Dazu war schon das Aeussere der dicht verschleierten Schönen, welche in Kleidern paradirten, die bei uns fast Lumpen heissen würden, nicht geeignet. — Neben dem Bären dienen, nach Sujew, auch Elen, Kranich und andere Thiere als Tanzmeister, d. h. man bemüht sich die betreffenden Thiere möglichst naturgetreu zu copiren, was immerhin auf eine scharfe Beobachtungsgabe schliessen lässt.



Bezüglich der Jagd, so hatte man in den Uferdickichten und Waldungen immer noch mit mannigfachen oft unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen. Dazu kam jetzt der enorm starke Thaufall, welcher Morgens die oft brusthohen Gräser so durchtränkt hatte, dass man wie im Wasser zu baden schien, und dichte Herbstnebel, welche gewöhnlich gegen Abend einfielen. Ein unangenehmer Umstand ist auch der, dass bei der Dichtigkeit des Grases und Unterholzes ein beträchtlicher Theil des Geschossenen verloren geht, oder, wenn Wassergeflügel, ohne Hunde, auf den stehenden Tümpeln und Teichen liegen bleiben muss. Unsere täglichen Ausflüge machten uns mit den Wäldern wenigstens einigermassen bekannt, denn weit in das Innere vorzudringen war für uns unausführbar. Einmal mussten wir suchen, ohne längeren Aufenthalt vorwärts zu kommen, und dann konnte bei der urwaldartigen Dichtigkeit der

Wälder von einem tieferen Eindringen in dieselben überhaupt nicht die Rede sein. Hatten wir doch überhaupt unter den Anwohnern nur Einen gefunden, der abseits vom Flusse nur fünfzig Werst vorgedrungen war. Und dies will in der That schon etwas heissen für eine Gegend, in der es keine andere als die wenigen in der Nähe der Niederlassungen vom Rindvieh getretenen Pfade giebt, und deren Wälder, soweit sie nicht durch Brände zerstört sind (und dies ist leider oft der Fall) in wahrhaft tropischer Undurchdringbarkeit auftreten. Die Schwierigkeiten des Fortkommens bestehen nicht allein in der Dichtigkeit, mit welcher die Bäume emporschiessen, sondern unzählige umgefallene Stämme, über deren verfaulte, mit einer dichten Moosschicht überzogene Leiber der Fuss strauchelt, hemmen sehr oft das mühsame Vordringen. Es ist daher nicht leicht, einer Vogelstimme nachzugehen, noch weniger den Urheber zu erblicken und zu erlegen. Dennoch hatten wir auf der bisherigen Tour manches für uns Neue erhalten. So den rostschwänzigen Häher (Perisoreus infaustus), den Dreizehenspecht (Picus tridactylus), die uralische Spechtmeise (Sitta uralensis), den Goldammer (seit Bereosoff), die Singdrossel und den blauschwänzigen Sänger (Nemura cyanura); letztere als überhaupt neu für den Ob. Auch in das Gebiet der Waldhühner waren wir wieder gekommen. Einmal begegnete ich einem Auerhahn (ost. Poite-luk) auf kaum mehr als 30 Schritte, den mein Dunstschuss nicht niederzustrecken vermochte. Für solches Hochwild war ich mit der Vogelflinte nicht vorgesehen. — Erschien die Vogelwelt im Allgemeinen arm an Artenzahl und Individuen, so waren es Vierfüssler in noch höherem Grade; trotz der Häufigkeit des Vorkommens erlegten wir nur wenige Eichhörnchen und Burunduks (ost. Kuschar), deren Felle doch einen grossen Ausfuhrartikel bilden, wir bekamen nie einen Fuchs, Hasen, wildes Ren oder Elen, und nur einmal die Fährte eines Bären zu sehen, leider schon eine alte. Doch kommt neben dem Vielfrass (ost. Lolmach), der häufig ist, einzeln sogar der Luchs in diesen Wäldern vor.

In Ermangelung grösserer Säugethiere musste ich mich mit wenigen kleinen begnügen. So erhielt ich die Zwergspitzmaus (Sorex pygmaeus) und die rothe Wühlmaus (Arvicola rutilus). Letztere dringt in die Hütten der Eingebornen und thut hier Schaden. Die kleinen Vorrathshäuser (Labasy) bei den Niederlassungen stehen daher auf Pfählen, die als Schutz mit einer hori-

zontalen Querscheibe aus Birkenrinde versehen sind. Die Ostiaken brachten mir auch die Haut eines fast rattengrossen Nagers, Monch genannt, der als „langschwänzig" beschrieben wurde, sich aber später als mit unserer Wasserratte (Hypudaeus amphibius) identisch erwies. —

Von Reptilien erhielt ich nur einige wenige Grasfrösche (Rana temporaria) und zwar in ganz jungen Exemplaren.

Auch Mücken gab es noch, wenigstens an sonnigen Tagen, aber die Plage erschien doch erträglich, da sie gegen früher in kaum nennenswerther Zahl auftraten. Beim Kapitel der „Quälinsekten" will ich gleich einer anderen lieblichen Erscheinung hiesiger Länder gedenken, welche nach Ende August und im September die Heerschaaren der Mücken gleichsam ablöst und die wir hier noch antrafen. Es sind dies sehr kleine weisse Fliegen (Bibio sanguinarius Pall.), die gefürchteten Moschki der Russen. Sie haben die unangenehme Gewohnheit, einem in Nase, Ohren und namentlich in die Augen zu fliegen, stechen auch dabei. Die ersten Moschki beobachtete ich am 17. August.

Sonst war das Insectenleben äusserst arm. An einzelnen sonnigen Tagen (das Thermometer zeigte noch am 12. September zu Mittag 16° R.) liessen sich Schmetterlinge (Vanessa antiope, urticae und c. album) sehen, am häufigsten war Diplax sotica, ein Netzflügler, der auch im gemässigten Europa, sowie im arctischen Nordamerika vorkommt. Es mag bemerkt sein, dass an einigen Niederlassungen die Ostiaken Bienenzucht betreiben und Stöcke aus Birkenrinde an Bäumen aufhängen. — Am Nachmittage des 18. September trafen wir an dem malerisch auf dem hohen rechten Ufer gelegenen Kloster Kondinsky ein, welches aus etwa 20 Holzhäusern besteht und eine grosse, nicht unschöne Klosterkirche besitzt, die einzige aus Ziegeln erbaute von Bereosoff bis Tobolsk. Sie wurde 1731 erbaut, das Kloster aber, und die erste Holzkirche schon 1656 unter dem Zar Alexei Michailowitsch II. gegründet. Während meine Collegen in den nahen Wald auf die Jagd eilten, ging ich unter Assistenz des jungen, freundlichen Postmeisters ins Dorf, und zwar zuerst nach dem Kloster, weil wir dort alle gewünschten Lebensmittel erhalten sollten. Dasselbe war leider ausgestorben. Die Herren Geistlichen befanden sich nämlich auf den Heuschlägen und sollten erst gegen Abend zurückkehren. Wir versuchten daher unser Heil anderswo, aber erfolglos. Zwar wurde uns der Verkauf

eines Schafes als möglich in Aussicht gestellt, allein der Hausherr wagte ohne seine bessere Hälfte nicht zu entscheiden, und diese war leider abwesend. Als sie endlich kam entschloss sie sich nur mir einen Schinkenknochen käuflich zu überlassen, auf den ich verzichtete.

Im Begriff nach der Lotka zurückzukehren, kam ein Mönch mit der Einladung ins Kloster, wo wir von Bruder Benedict, dem Stellvertreter des Abtes (Igumen) und Vorsteher, freundlich empfangen und bewirthet wurden. Unter Anderem gab es Salzgurken; eine wahre Delikatesse für diese Gegend! Er hatte auf einen längeren Aufenthalt unsererseits gerechnet und in dem grossen geräumigen Klosterhause, in welchem sich zugleich die Schule befindet, bereits Zimmer herrichten lassen. Nachdem ich ihm unsere Wünsche vorgestellt, war er sogleich bereit, dieselben zu erfüllen und indem er die Kälber zusammentreiben liess, bat er mich eins auszuwählen. Freilich dauerte es lange, bis das Kalb geschlachtet und die übrigen Vorräthe: Brod, Eier, Milch, Butter etc. zusammengebracht waren, so dass es Abends 9 Uhr wurde, ehe ich zur Lotka zurückkehren und wir die Reise fortsetzen konnten, aber ich hatte den Aufenthalt nicht zu bedauern. Bruder Benedict, ein sehr gebildeter und vorurtheilsfreier Mann, erzählte viel von dem beschwerlichen Leben, welches die, dem Orden des heiligen Hieronymus angehörenden Mönche hier zu führen hatten. Abgesehen von praktischer Thätigkeit, als Heumachen, Fischfang,*) der sie sich wegen Mangel an Leuten widmen müssen, bleiben ihnen, ausser der Erfüllung ihrer Ordensregel, noch Schule und Mission als Berufspflichten übrig. Und beides ist in der Ausführung sehr schwierig. Bruder Benedict vermochte die Schule, selbst für Russen, nur dadurch in Gang zu bringen, dass er für die Schüler Bücher und Schreibmaterialien unentgeltlich lieferte. Von seinen Winterfahrten im Missionswerke wusste er schauerliche Erlebnisse zu erzählen. Die Ostiaken, obwol längst „gute Christen", verabsäumen es öfter, ihre Kinder, wenn sie noch klein sind, taufen zu lassen. Passirt es dann, dass so ein Kind krank, schwer krank wird, dann eilt der Vater zum Kloster

*) Als Seitenstück zum Fleiss dieser Mönche, beschreibt mir Graf Waldburg die Thätigkeit in einem Nonnenkloster zu Jekaterinenburg, welches er zu besuchen Gelegenheit hatte. Dasselbe zählt 500—600 Bewohnerinnen, die sich mit Malen von Heiligenbildern und Portraits, Wachskerzenfabrikation und Unterricht, also ebenso nützlich als erspriesslich, beschäftigen.

und erbittet Hülfe, meist in dem Glauben, dass mit der Taufe das Kind zugleich die Gesundheit erlangen werde. Da gilt es dann, oft mitten in der kältesten Winternacht, meilenweit durch Wälder zu fahren, und bei solchen Gelegenheiten war Bruder Benedict dem Tode des Erfrierens mehr als einmal nahe. Unter solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, wenn die Mönche eine Versetzung nach Kloster Kondinsky nicht eben mit Freuden begrüssen und dass statt der vorgeschriebenen Zahl von zwölf nur fünf anwesend sind. Ich besuchte mit Bruder Benedict das Innere der Kirche, welches einen Raum für den Sommer- und einen heizbaren für den Wintergottesdienst, im Uebrigen nichts Bemerkenswerthes enthält, als einige alte, getriebene Silberarbeiten, darunter, als hervorragendster Schatz, eine an zwei Pud schwere, schön gearbeitete kolossale Bibeldecke.

Unter herzlichem Dank schieden wir von dem freundlichen Geistlichen, der für die reichen Vorräthe jede Bezahlung in liebenswürdiger Weise ablehnte.

Unser Leben verfloss in sehr regelmässiger Weise. Im Falle, dass es Lage und Zeit der Stationen nicht erlaubten, legten wir an einer geeignet scheinenden Uferstelle an, um abzukochen. Dies geschah zweimal täglich; wenn möglich früh gegen 9 und Abends gegen 6 Uhr, und kostete jedes Mal mindestens zwei, oft bis drei Stunden Aufenthalt. Denn Wind und Regen waren unserem Fortkommen oft sehr hinderlich, wie auch die Nacht, da wir mehrmals der Dunkelheit wegen liegen bleiben mussten. Es war dies immer gerathener als mit dem Schiffe auf Grund zu kommen, was auch passirte und allemal Aufenthalt und Anstrengung verursachte. Die Zeit während des Essenkochens, welches Martin Dserwit und Iwan Semeonowitsch mit grosser Virtuosität betrieben, wurde mit der Jagd ausgefüllt; Graf Waldburg und ich sammelten ausserdem, was wir bekommen konnten. Ging es dann wieder weiter, so hatte ich mit Präpariren des Gesammelten alle Hände voll zu thun, wobei mir Martin Dserwit und Iwan, soweit es das Abbalgen betraf, getreulich halfen. Obwol Abenteuer am Ob nur selten vorkommen können, so blieb uns ein solches dennoch vorbehalten, wenn es auch nicht von Bären oder anderen Räubergeschichten handelt. Wir hatten am Nachmittage des 21. September Worono (d. h. Krähendorf) erreicht. Die wenigen ostiakischen Sommerhütten, auf breitem, mit Treibholz belegten Strande, lagen an der hohen Uferwand,

welche mit einem jener Walddickichte bedeckt war. Wir eilten sogleich auf die Jagd, wobei die braven Hunde der Niederlassung gewöhnlich freiwillig das Geleit geben. Sie lassen sich in diesem Vorhaben durch keine Prügel und Steinwürfe abschrecken, denn man lernt bald einsehen, dass sie mehr schaden als nützen. Freilich wissen sie Eichhörnchen, Haselhühner oder anderes aufgebäumtes Wild trefflich zu verbellen, allein fällt der Schuss und die Beute, so mag der Schütze zusehen um sie bei Zeiten den Zähnen des Hundes zu entreissen. Es war ein mit Regen drohender trüber Tag und im Innern des Waldes daher noch düsterer. Ich traf Weindrosseln (Turdus iliacus), uralische Spechtmeisen (Sitta uralensis), den düsteren Laubsänger, und stiess auf eine Kette Haselhühner (ost. Kuschdowoi), von denen ich drei erlegte, aber nur eins finden konnte. Dieses reizendste aller Waldhühner ist durch seine Manieren so recht geeignet, den Jäger in das Dickicht zu locken. Man sieht sie aufbäumen, allein es ist schwierig, sie im Gewirr der Zweige wahrzunehmen, weil ihr Gefieder so sehr an Moos und Flechten erinnert. Plötzlich hört man ihr leises Pfeifen oder den sanften Flügelschlag. Das Wild ist nicht scheu und fällt bald wieder ein; dort in jener Birkendickung wird man es wieder antreffen und vielleicht gelingt es dann, sich in Schussnähe heranzupürschen. So geräth man weiter und weiter in den Wald und ich musste endlich gewaltsam von der ferneren Verfolgung abstehen, um den Rückweg nicht zu verfehlen, denn die Sonne war nicht sichtbar. Dr. Brehm, der gewöhnlich schon seinen Thee zu trinken pflegte, fehlte noch im Lager, ebenso Graf Waldburg, der oft länger ausblieb und sehr weit umherstreifte. Ich fing an allein zu essen, die Gefährten mussten ja jeden Augenblick eintreffen, denn es war 6½ Uhr. Aber Minute auf Minute verrann und unsere Ungeduld stieg. Um 7 Uhr fingen wir schon an zu fürchten, dass sich die Herren verirrt haben könnten, denn der Abend fiel bedenklich ein und im Walde war es zur Jagd jedenfalls bereits zu finster. Ich schickte Ostiaken aus, welche kräftig schreien mussten, liess ein mächtiges Feuer aus ein paar Baumstämmen anzünden, und begab mich selbst ein paar Werst dem Ufer entlang, wobei ich soviel Signalschüsse abfeuerte, als Patronen vorräthig waren. — Alles vergebens, denn keine Antwort liess sich vernehmen. Da die Ostiaken bei dem herrschenden Winde nicht erlaubten, auf dem hohen Uferrande selbst ein Feuer anzuzünden, was sehr verständig war, so schickte ich

Nicolai Panajeff mit etlichen Eingebornen in den Wald mit dem Auftrage, soweit als es ihnen möglich war, — und das war eben nicht weit — einzudringen. Der Signalposten am Hochufer wollte nämlich ein paar Schüsse gehört haben. Aber die Ostiaken kamen unverrichteter Sache zurück, ebenso eine weitere Expedition unter Iwans Führung, die noch gegen 11 Uhr mit der Laterne ausrückte und erst nach 1 Uhr zurückkehrte. Ich selbst konnte mich nicht anschliessen, da ich mich unwohl fühlte und an einer heftigen Erkältung litt. Ich hatte inzwischen einen Ostiaken in die Winterhütten ans andere Obufer nach weiterer Mannschaft geschickt, die früh 3 Uhr eintraf. Da gestern frische Bärenspuren gesehen worden waren, so kamen die Leute in vollen Waffen, alten schlechten Feuerschlossgewehren; Einer schliff die Spitze eines Bärenspiesses zurecht. Ich liess die Mannschaften, würdig dem Commando eines Don Quixote, antreten, dreizehn wehrfähige Personen, darunter ein mit einem Knüppel bewaffnetes couragöses Frauenzimmer, verabredete die nöthigen Signale und so konnten wir, in zwei tapferen Schaaren, jede mit Lebensmitteln versehen, endlich gegen $4^1/_2$ Uhr aufbrechen. Ich ging mit Martin Dserwit quer durch den Wald, während sich die von Iwan geführte Abtheilung links hielt und einem Protok oder todten Arme des Ob zuwandte. Im Anfange wurden unsere Signalschüsse und Indianergeheul regelmässig beantwortet, bald aber schwieg alles, bis wir nach kurzer Zeit andere Schüsse und Rufe hörten: die der verirrten Gefährten, zu denen wir somit leicht vordrangen. Beide Herren hatten sich erst seit Kurzem zusammengefunden und die Nacht einzeln im Walde zugebracht; Dr. Brehm, der Zündmaterial bei sich führte, konnte wenigstens an einem Feuer sich noch von den erlegten Haselhühnern ein Abendessen braten. Der Güte von Graf Waldburg-Zeil verdanke ich die nachfolgende Schilderung der unfreiwillig im Walde zugebrachten Nacht.

„Nachdem ich mich von Dr. Brehm getrennt hatte und ziemlich tief in den Wald eingedrungen war, schien es mir räthlich zurückzukehren. Ich ging in der Richtung in der ich glaubte hergekommen zu sein — schoss dabei einige Haselhühner, aber je länger ich ging, desto mehr wurde mir klar, dass ich wol nicht auf dem richtigen Wege sein müsse, denn der Ob wollte immer noch nicht zum Vorschein kommen. Ich stieg in Thäler und wieder auf Höhen; wohin ich blickte sah ich nur Wald und Nichts was auf die Ob-Ebene schliessen liess. — Endlich, es dämmerte schon,

sah ich ein breites Thal. Hinabsteigend fand ich aber nicht den Ob, sondern ein jetzt fast trocken liegendes Altwasser von ziemlicher Breite, das aber mit dem Ob zusammenhängen musste. Da das Wasser jetzt gegen 20′ tiefer als zur Zeit der höchsten Fluthhöhe stand, konnte der Ob nicht weit sein. Nichts einfacher als dem Laufe des Wassers folgend, am Rande des Waldes mich haltend weiter zu gehen, so musste ich an den Ob, und, wenn auch vielleicht erst in 1—2 Stunden, zur Station kommen. Gesagt, gethan! — Es wäre auch Alles gut gegangen, wenn ich bei diesem Plane geblieben wäre, aber da plötzlich kracht ein Schuss hinter mir! Sollte ich mich getäuscht haben, sollte das Altwasser ein Protok (Seitenwasser) und auf der entgegengesetzten Seite die Station näher sein? Ich kehrte um, folgte nun dem entgegengesetzten Laufe, denn ein weiterer Schuss bestärkte mich in den Glauben jetzt erst richtig zu gehen. Aber ich ging und ging: das Altwasser nahm kein Ende! — und als ich dasselbe erreicht hatte, erkannte ich erst meinen Irrthum und war genöthigt umzukehren. Der Marsch rückwärts konnte nur langsam vor sich gehen, denn es war inzwischen dunkel geworden. Zunächst des Waldes bildeten unzählige, angeschwemmte Baumstämme und der Länge nach, quer über den Weg, gestürzte Bäume ein sehr unangenehmes Hinderniss. Verliess ich den Waldesrand und ging näher zum Wasser, so war wiederum im Schlamm nicht fortzukommen. So musste ich diesen verlassen, nachdem ich einmal so tief hineingerieth, dass der Stiefel stecken blieb und ich ihn nur mit Marter und Noth wieder flott bekam. Ich arbeitete mich also wieder längs dem Waldrande weiter, hatte aber noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, — als es völlig dunkel wurde. Durch Schlamm und über gefallene Bäume langsam forttappend, tönte plötzlich ein Schuss zur Linken, wieder auf der Höhe des Berges; nach $^1/_4$ Stunde ein zweiter, der nicht sehr entfernt zu sein schien. Ich beantwortete den Schuss und verharrte an der Stelle, mit dem Entschlusse beim Grauen des Tages dem Laufe des Altwassers zu folgen, und für die Nacht, so gut und só schlecht als möglich, mich zurecht zu machen. Ich setzte mich nieder. Zu essen hatte ich Nichts und der Durst machte sich auch geltend. Aber durch den Schlamm das Wasser zu erreichen, vielleicht in der Dunkelheit hineinzufallen, dafür musste ich nach gemachte Erfahrung danken. So sass ich unter einem schönen Wurzelgestell, das mir auch Schutz gegen den nunmehr fallenden

Regen gewährte. Jenseits des Protoks hörte ich „Gemurmel" wie von Bären, doch zu sehen war nichts, als eine Eule auf dem nächsten Baume. — Da wieder ein Schuss! Sollte man auf die Suche gegangen sein? Ich entschloss mich nun quer durch den Wald dem Schusse nachzugehen. — Das ist nun freilich bei Nacht in einem Urwalde keine Kleinigkeit. — Tastend mit den Armen und Beinen zog ich langsam, sehr langsam weiter. Die Richtung suchte ich möglichst zu halten, aber auch nicht ein Stern glitzerte am Himmel um als Wegweiser zu dienen. So ging ich eine Zeit lang, sehr oft fallend, mich anstossend, von Zweigen ins Gesicht geschlagen. Oefters nahm ich mir vor zu bleiben und den Morgen abzuwarten, aber regelmässig sich wiederholende Schüsse liessen mich meinen Lauf immer wieder von Neuem beginnen. Ich beantwortete die Schüsse und glaubte mich verpflichtet, falls man nach mir suchte, entgegen zu kommen. Die Schüsse tönten bald von hier, bald von dort. Das fiel mir auf, doch konnten es ja 2 Partien sein und ich folgte der einen Richtung so gut es eben gehen wollte. Schliesslich jedoch war ich müde und legte mich nieder, denn auch das Schiessen hatte aufgehört. Da! noch ein Schuss! es schien ganz nahe — ich raffe mich wieder auf und gehe oder tappe noch ½ Stunde. Jetzt aber verstummte Alles. Es war ½11 Uhr Nachts. Was nützte Weitergehen? Kurz ich suchte unter drei düstern Bäumen ein hübsches Plätzchen, legte die 3 erbeuteten Haselhühner als Kopfkissen unter das müde Haupt und entschlief alsbald; das geladene Gewehr neben mir. Glücklicher Weise hatte es aufgehört zu regnen. Nach einiger Zeit erwachte ich — „es hat sich Etwas gerührt im Walde!" Gewiss! — der Wind schüttelte die Bäume und das Laub fiel — es war kein Luchs oder ähnliches Ungethüm. Nur fernes Heulen, wol von einem Wolfe liess sich vernehmen, im Uebrigen war Alles still. — Ich drehte mich um und schlief weiter. — Wieder erwachte ich. Diessmal sicher hatte ich Etwas tappen gehört! — Es war wiederum Nichts. So drehte ich mich nochmals um, zog die Füsse noch näher zum Kinn, da ich nicht wenig fror und schlief bis zum Morgen. Als ich erwachte, dämmerte es, und ich machte mich auf die Beine, um mich etwas warm zu gehen. Eine Stunde konnte ich marschirt sein, da tönte nahe bei mir ein Schuss. Hop hop! — es antwortete Ho ho! Nach 10 Minuten Geschrei finde ich — Dr. Brehm, der sich ebenfalls verirrt — der alle die Schüsse Nachts abgegeben und dadurch mich ins Verderben

gelockt hatte. Die Ueberraschung war für Beide gross, die gegenseitige Erzählung bald beendet. Wir machten uns nun gemeinsam auf den Weg, den uns die Morgenröthe und aufgehende Sonne zeigten. Waren wir vom Ob nach Osten gegangen, so brauchten wir nur der lieben Sonne den Rücken zu kehren, und mussten schliesslich zum Ob gelangen. — Gesagt, gethan — 2 Cigarren hatte ich mit, die wurden geraucht; das galt als Frühstück. Nicht lange waren wir gewandert, so kamen wir auf schmale, von Kühen getretene Pfade, und diesen folgten wir. — Bald hörten wir schiessen und dann auch Geschrei! — Wir schossen wieder! Nicht zu lange, und eine von Dr. Finsch geführte Streifpartie hatte uns erreicht."

Das kleine Abenteuer war somit glücklich verlaufen, kostete uns aber vierzehn Stunden Aufenhalt, und dieser hatte leider einen viel längeren im Gefolge. Heftiger Gegenwind und die tiefe Dunkelheit der Nächte brachte uns auch die folgenden Tage nur langsam vorwärts und so erreichten wir erst in der Frühe des 26. September Samarowa, noch rechtzeitig genug wie wir glaubten, denn andern Tags sollte ein Dampfer von Tomsk durchkommen. Leider verhielt es sich nicht so, sondern der Dampfer war bereits gestern Abend 8 Uhr passirt, wir waren also sieben Stunden zu spät gekommen. Ich eilte, sobald es anging, ins Dorf, von dem uns jetzt ein mehr als werstbreiter lehmiger Wiesengrund trennte, und fand Herrn Semzoff, der uns so liebenswürdig das Fahrzeug gratis überlassen hatte, glücklicher Weise zu Hause, denn es war Prasnik, Festtag. Da Herr Semzoff in wenigen Stunden wieder auf seinen Fischereiplatz eilen musste, und der Herr, bei dem wir das erste Mal abgestiegen waren, leider tiefe Trauer hatte (sein Sohn war den Abend vorher im Kahne vom Dampfer überfahren worden und ertrunken), so freuten wir uns in dem kleinen Häuschen am Ladungsplatz der Dampfer ein Unterkommen zu finden. Dasselbe liegt etliche Werst unterhalb des Dorfes und enthält allerdings nur 3 kleine Zimmer, aber auch einen Backofen und letzterer war für unseren Haushalt sehr wichtig. Das Kochen musste eben fortgesetzt werden, sehr zum Verdruss Iwan's, der schon alles Geschirr voreilig in den Irtisch werfen wollte. Herr Semzoff hatte das Haus übrigens auf seine Kosten, lediglich zur Bequemlichkeit der Reisenden, errichten lassen, die hier ohne Entgelt ein Asyl bis zur Ankunft der Schiffe finden. Auch war ein hoher, aus mächtigen Baumstämmen errichteter Pier verhanden, an dem bei Hochwasser die Dampfer direct anlegen.

Und, ebenfalls nach echt russischer Sitte, fehlte auch ein Badehaus nicht, das heisst jene Anstalt, in welcher man in heissen Dämpfen und mit kaltem und warmem Wasser begossen, gelinde gedünstet wird. Die ganze Anlage, Haus, Pier und Badehaus, hatte zweihundert Rubel gekostet, allerdings nur an Arbeitslöhnen, denn Bäume brauchten ja nur in nächster Nähe gefällt zu werden.

So richteten wir uns denn ein so gut es gehen wollte und nahmen von der guten Lotka für immer Abschied. Hatten wir doch auf dem „Bismark“ mehr als 2500 Werst (c. 360 d. M.) zurückgelegt und auf der letzten Strecke von Obdorsk allein 22 Tage zugebracht, eine Zeit in der man unter Umständen den Atlantischen Ocean von Southampton bis New-York zweimal kreuzen kann. So lieb uns die auf dem „Bismark“ verlebten Tage auch immer bleiben werden, wir freuten uns immerhin ihn verlassen zu können, denn der Herbst brach herein und der Aufenthalt in der Lotka wurde mehr und mehr frostig. Obwol wir auf der ganzen Reise von Obdorsk trotz dem eifrigen „Windpfeifen“ des alten Djadja kaum mehr als ein paar Stunden segeln konnten, vielmehr stets mit Gegenwind kämpfen mussten, hatten wir doch den Triumph von keinem Dampfer eingeholt worden zu sein, wie man in Obdorsk mit aller Bestimmtheit voraussagte. Schon damals waren 2 Dampfer stromab gegangen und wurden jeden Tag zurückerwartet, aber glücklicher Weise liessen wir uns nicht irre machen. Auf der ganzen 22tägigen Stromfahrt waren uns übrigens nur 3 Lotken und ein Dampfer (der „Sajus“) begegnet. Einen zweiten hatten wir am 24. unterhalb Jelisarowskaja passirt, er sass „wie auf grüner Au“ fest. Glücklicher Weise war es den Anstrengungen von etlichen 40 Arbeitern, unter der Leitung eines geschickten Zimmermeisters aus Tobolsk gelungen, den Dampfer abzubringen und man konnte es ihnen nicht verdenken, dass sie das freudige Ereigniss feierten, war es doch „Prasnik“ obendrein. Wie mir gesagt wurde hatte das Unternehmen 4000 R. (?) eingebracht, die Leute also jedenfalls Geld verdient. Ich genoss das Vergnügen sie von Semzoff's Hause aus feiern, also einmal ein gründliches Trinkgelage in Wotki zu sehen.

Die fröhliche Schaar, in Gruppen zu zehn bis zwölf Mann vertheilt, lagerte auf der Strasse. Ein Vormann jeder Abtheilung hielt eine mächtige viereckige Flasche, die viele, viele unserer Flaschen fassen mochte, denn sie stand einem Demijohn an Grösse wenig nach, und schenkte aus derselben das herrliche Nass, Schnaps

genannt, in Biergläsern aus. Anfangs herrschte eine gewisse feierliche Stimmung. Der Einschenker hatte das Haupt entblösst und Jeder, dem er kredenzte that dasselbe, bekreuzte sich, trank das Glas in einem Zuge leer, verzog das Gesicht, spuckte aus, und ein Anderer folgte in derselben Weise. Nur die Tataren liessen selbstredend das Zeichen des Kreuzes bei diesem profanen Geschäfte weg, aber auch die guten Christen folgten bald diesem Beispiele. Beim dritten Glase nahm keiner mehr die Mütze ab, machte keiner mehr ein Kreuz, lustige Gesänge ertönten und jene Papieros glimmten, in deren Anfertigung schon der jüngste Jemtschik auf dem Bocke der Tarantass eine staunenswerthe Fertigkeit entwickelt. Als Einlage dieser Glimmstengel dient ein scheusslicher, aber für diese Leute göttlicher südrussischer Landtabak, als Decker irgend ein beliebiges Stück Papier, wenn es nur recht stark ist. Aus diesem Grunde fand die „Kölnische“ immer mehr Liebhaber als die Petersburger Zeitung, und nur die in Fett getränkten Hüllen unserer comprimirten Suppen wurden zwar versucht, aber stets zurückgewiesen. Bei Gesängen und dem Genuss des Tabakskrautes mit Papier blieb es übrigens nicht. Mit dem vierten Glase wurde ein lustiges Tänzchen nach Kosakenart arrangirt und beim fünften „giebts Schläg', dass die Haar' davon fliegen“, wie es in dem alten Studentenliede schon sehr richtig heisst. Ueberhand nehmender Taumel brachte später die Streiter auseinander, die dann an irgend einem geschützten Plätzchen ihren schweren Kampf mit Gott Fusel austräumten, um wahrscheinlich anderen Tags dasselbe Spiel wieder zu beginnen, bis die Rubel, die Kopeken verjagt sind.

Obgleich Samarowa als Station nur von den Ignatoff'schen Dampfern angelaufen wird, so versicherte man uns, dass auch jeder andere auf ein Zeichen von uns halten werde. Und „fast jeden Tag kommt ein Dampfer“, hiess es, was seine Richtigkeit hatte, denn wirklich passirten 5 Dampfer, aber stets in der entgegengesetzten Richtung, und so mussten wir geduldig ausharren. Wir füllten unsere Zeit meist mit Schreiben aus, denn das Wetter (Regen, Wind) war der Jagd im Ganzen nicht günstig. Ausserdem durften wir uns ja nicht weit entfernen, da jede Stunde ein Dampfer eintreffen konnte. So lernten wir nur die nächstliegenden bergigen rechten Ufer des Irtisch kennen. Dieselben bieten das Bild der Verheerungen des Hochwassers in der vollendetsten Form, namentlich an der Krümmung des Flusses oberhalb unseres Häuschens.

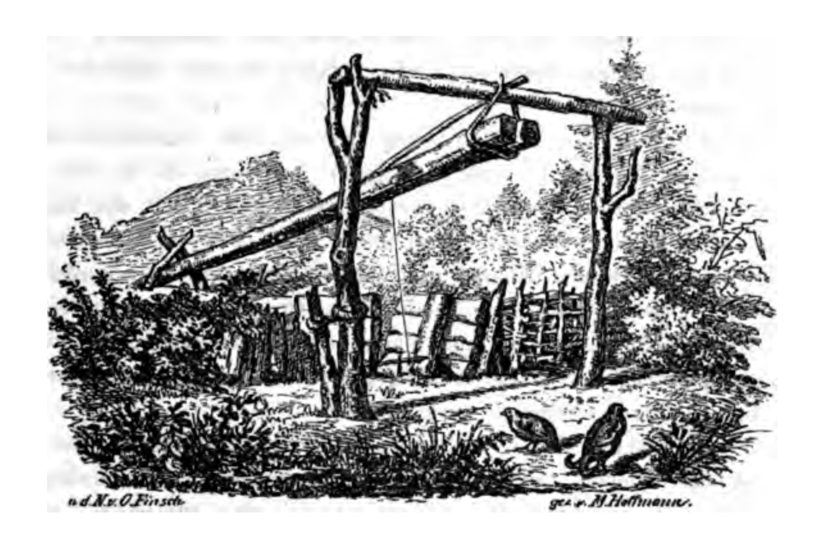
Hier ragten die steil abfallenden Ufer an 300 Fuss hoch, waren aber weit zurückgedrückt durch den Absturz eines, mehrere hundert Fuss breiten Stückes Hochufer, das, mit Bäumen und Allem was darauf wächst, herabgerutscht, jetzt eine Vormauer des eigentlichen Ufers bildete. Die Wände desselben bestehen aus Sand und Mergel der hier und da, gleich Mehl aus dem Loche eines Sackes, allmählig herabrieselt, bis zu dem nahen Gestade des Flusses, während die untere Schicht aus fast zu Stein erhärtetem Mergel gebildet wird. Längs dem Uferrande finden sich, wie so häufig am Ob, allerhand oft von Eisen incrustirte Rollsteine der verschiedensten Art, die wol nicht lediglich mit dem Eise angespült wurden, denn ich fand sie zu meinem Erstaunen auch auf der Höhe der Uferberge.

Ein solcher Erdrutsch oder Sturz, bei dem sich nach den Berechnungen Poljakoff's 20—30,000 Kubikfaden Erde ablösen, muss in der That ein gewaltiges Ereigniss sein. Die durch das plötzliche Eindringen dieser enormen Masse emporgedrückte Wassermasse erzeugt zwei mächtige Wellen, eine stromauf, die andere entgegengesetzt laufend. „Sie sind beide gleich lebensgefährlich für Diejenigen, welche die Katastrophe auf dem Wasser ereilt, sei es auch in einer Entfernung von 15—20 Werst von der Stelle des eigentlichen Ereignisses.“ So nach der packenden Schilderung, welche Poljakoff über solche Erdrutsche giebt, und zwar auf Grund der Aussagen der Uferbewohner, die, wie es scheint, nur durch ein wahres Wunder entgingen, um als Augenzeugen überhaupt berichten zu können. Ebenso auffallend klingt die Erzählung, dass bei der allgemeinen Vernichtung von Tausenden von Wasserbewohnern nur die Nelma diesem Schicksal entgeht, wie Herr Poljakoff meint „ein Zeugniss für das Vermögen dieses Fisches dem fürchterlichen Anprall und der Kraft der Welle erfolgreich zu widerstehen!“

Die Uferberge sind von dichtem Walde, aus Kiefern, Fichten, seltener Lärchen, gemischt mit etwas Laubholz (Birken, Eschen, Ebereschen) bedeckt und gewähren einen weiten Blick auf die Niederung des Irtisch, dessen niedrige Fluthmarke sich jetzt recht bemerkbar macht. Auch in anderer Hinsicht boten diese Wälder Interessantes. Längs dem Höhenrücken fanden sich nämlich eigenthümliche Schlagfallen in unzähliger Menge aufgestellt. Man wandelte gleichsam in einer Promenade von Schlagfallen, die in kurzen Abständen zu eins bis drei den ausgehauenen Pfad mehr versperrten als zierten. Sie bestanden aus drei bis vier, an zehn Fuss langen

Baumstücken, die durch einen Hebel künstlich hochgehalten wurden, um sofort herabzufallen, wenn der Fuss eines Thieres den mit einigen Reisern bedeckten Laufpfad und somit das Stellholz berührte. Freilich lassen sich derartige Fallen nur in einem Lande anbringen, wo man weder auf Schonung von Wild noch Holz Rücksicht zu nehmen hat, denn unsere Grünröcke würden derartige Instrumente trotz der ingeniösen Einrichtung ein für allemal condemniren.

In diesen Fallen, russ. Slopzi, welche in ganz Sibirien üblich sind, fängt man nicht allein Auer-, Birk- und Haselhühner, sondern



auch Hasen und da sie bei der Schwere der Balken im Stande sind einen Wolf todtzuschlagen, so kann man sich denken wie platt z. B. ein Haselhuhn gedrückt wird. Gmelin (II. p. 235—24), Pallas (2. p. 226 t. VII) und Hofmann beschreiben sie ausführlich; der Letztere zugleich auch alle übrigen im Ural üblichen Fangmethoden, die (p. 36—49, No. 1—15) durch Illustrationen veranschaulicht werden.

Diese Fallenstellerei lieferte uns übrigens manchen willkommenen Braten, da in Samarowa sonst so gut als Nichts zu haben war. Denn was nützten uns die Schaaren schöner Haustauben? Gelten sie doch als Symbol des heiligen Geistes, in ganz Russland als heilige Vögel, die demgemäss nach Belieben schalten und walten

dürfen, wie in den Gärten der Brahminen die Entellusaffen, glücklicher Weise weniger Schaden anrichtend, als die letzteren. Anstatt der Tauben, die uns nun einmal nicht werden sollten, nahmen wir nicht minder dankbar mit dem Lieblingsthiere des heiligen Antonius, dem braven Schweine, als Braten vorlieb, ein Genuss, den wir lange entbehrt hatten. Und diesen Genuss durften wir uns um so eher gönnen, als eines dieser nützlichen Thiere, allerdings in dem Stadium des ersten Wonnemonats, also als Spanferkel, 30 Kopeken (etwa 85 Pfennige) kostete.

Durch Herrn Semzow erhielten wir auch einigemal frische Fische und was wichtiger war, werthvolle Nachrichten über dieselben. Denn Semzow zählt zu den erfahrensten und kundigsten Fischmeistern des ganzen Gebietes und verdankt diesem Gewerbe zum Theil seinen Wohlstand.

Die Fischerei am Irtisch wird, wie so viele andere Gewerbe im russischen Reiche, in Artelj (Artjeli) betrieben, d. h. von Genossenschaften mit gleichmässigem Antheil; nur erhält der Eigenthümer des Geräths entsprechend mehr. So lieferte Semzow die Netze, Boote u. s. w., arbeitet aber auch selbst mit, und berechnet für seine Person dann 3 Antheile. Da zu jedem grossen Netze etwa 20 Menschen gehören und Semzow mit vieren fischt, so würde er bei einem Erlös von 920 Rubeln 120 für sich nehmen, während die übrigen Theilnehmer je 10 R. erhalten.

Die Fischarten des Irtisch sind fast ganz dieselben als im Ob, nur ist der Stjerlet, welcher aus dem Nor-Saissan herabzieht, in letzterem ungleich seltener und verirrt sich nur zuweilen bis ins untere Stromgebiet, ist dagegen zwischen Tomsk und Samarowo häufiger. Der Stör bildet übrigens ein hervorragendes Fangobject der Irtischfischerei. Man fängt ihn an eisernen Haken, die ganz in derselben Weise aufgestellt werden, als wie dies Pallas (II. p. 444) beschreibt.

Characteristisch für die Fischfauna des Ob sind die Unzahl der Individuen, aber die Armuth der Arten, unter denen sich keine eigenthümliche, keine einzige generisch von unseren deutschen Fischen verschiedene Art befindet.

An Letzteren sammelte oder beobachtete*) ich selbst:

---

*) Brandt (Hofm. p. 72—75) verzeichnet 20 von der Ural-Expedition mitgebrachte Fischarten, darunter Salmo leucomaenis aus der Kara, Tschokur und

1. Barsch (Perca fluviatilis), russ. Ókun.
2. Quappe (Lota vulgaris), russ. Nalym.
3. Kaulbarsch (Acerina cernua), russ. Jorsch.
4. Nelma, Njelma, jung Njelmuschka (Coregonus leucichthys, Gyld., nelma Pall.).
5. Sirok, plur. Sirki (C. syrok Cuv., vymba Polj.).
6. Sjeld, plur. Selgi (C. Merkii Gün.).
7. Muksun, Moxun (C. Muksun Pall.).
8. Schtschokur, Tschokur (C. nasus Pall., Cavaretus Polj.).
9. Leucarpius delineatus Heck. (neu).
10. Rothauge (Leuciscus rutilus), russ. Soroga und Potiasik.
11. Aland (Idus melanotus Heck.), russ. Potiasik.
12. Plötze (Squalius grislagine L.), russ. Jas oder Jasch, ? Jelez.
13. Hecht (Esox lucius) russ. Schtschuka, und
14. Stjerlet (Accipenser ruthenus).

Poljakoff führt noch den Pyshian oder Puschian als Coregonus polcur auf, aber die Fische, welche ich als „Puschian“ erhielt, erwiesen sich als jüngere Muksun. Nach Semzow kommt noch der Hausen (Accipenser huso, vielleicht A. Güldenstaedti) nach Rosslakoff zwei weitere Störarten, Labari und Karisch genannt, vor, allein die Russen am Ob scheinen die Störe nicht scharf zu unterscheiden und benennen sie alle Ossetr. Semzow sagte, dass die Störe des Irtisch selten schwerer als 3 P. sind, dagegen im Ob bis 8 P. schwere gefangen werden, also offenbar echte Störe (Accipenser sturio). Als ich Semzow die Abbildungen in Weber's „Fische Deutschlands und der Schweiz“ zeigte, bezeichnete er auch den Aal mit aller Bestimmtheit als einmal von ihm bei Suchorowskaja gefangen und gab eine Verwechselung mit Neunaugen nicht zu. Wie dem auch sei, jedenfalls ist die Zahl der bekannten Obfische, wenn wir noch Karausche (Cyprinus carassius), russ. Tschebag, und Aesche (Thymallus vexillifer) russ. Chairus, hinzufügen, vielleicht einige 20, eine äusserst geringe, da das mittlere Deutschland an 60 Arten Süsswasserfische aufzuweisen hat. Von letzteren fehlen ausser Barbe, Zander, Wels, also echte Karpfen, die im Nor-Saissan vorkommen, und echte Salmoneer (Lachse und Forellen). Dies erscheint um so auffallender da letztere doch einen vorragenden Reich-

---

Nelma auch aus der Ussa, Omul aus der Kara, und die Karausche von Bereosoff.

thum der Petschora (Salmo salar) und des Jenisseï (S. leucomaenis Pall.) ausmachen. Hervorragend vertreten sind im Ob die Arten der Gattung Coregonus, die Renken, jene zur Familie der Lachse zählenden Edelfische, die bei uns durch die Madue-Maräne (C. maräna) und die Bodenrenke (C. Wartmanni) bei allen Fischkennern als hochfein gebührend gewürdigt werden. Freilich besitzt der Jenisseï 3 Arten (C. pelet, omul und tugun) mehr.

Die Naturgeschichte der Obfische enthält noch viele Lücken. So kannte Semzow, den ich, um weitere Namen zu vermeiden, als einzige Autorität anführe, die Laichzeit nur vom Hecht und Plötzen. Nicht viel besser sieht es bezüglich der Zugzeit aus, wenn sich darüber auch bereits eine Menge Daten bei Sujew (Pall. III. p. 78 bis 84) finden, die Poljakoff bedeutend mehr präcisirt, indem er sogar von den meisten Arten die tägliche Geschwindigkeit angiebt mit der sie wandern. Gewiss ist, dass im Frühjahr einige Arten, wie z. B. Njelma, Tschokur, Muksun, Sirok, stromaufwärts ziehen, dass sie aber, wie der Lachs, wirklich aus dem „Meere" aufsteigen, wie überall geschrieben steht, ist noch von Niemanden beobachtet worden. Jedenfalls wird aber ein grosser Theil der Fische im Ob-Busen leben, welcher aber noch nicht als eigentliches Meer zu betrachten ist. So kennen wir noch nicht einmal den Salzgehalt des Wassers, aber der Umstand, dass keine echten Meeresfische (Gadus, Schollen, Petromyzon marinus u. s. w.) bisher beobachtet wurden, lässt darauf schliessen, dass derselbe nicht bedeutend sein wird. So sind ja auch die Renken, welche hauptsächlich den Meerbusen bevölkern, echte Süsswasserfische, die erwiesenermassen das ganze Jahr über auch im Ob gefangen werden. Es will mir also scheinen als wenn die Wanderzüge der eigenthümlichen Obfische aus dem Meerbusen stromauf mehr wegen der Nahrung als des Laichens halber unternommen würden. Freilich sagt Poljakoff, dass der Laich beim Aufsteigen der Fische noch unreif und flüssig sei, und dass die Laichzeit erst im Herbst beginne, allein er führt keinerlei Belege an. Wie wir nach unseren Fischen wissen, pflegen dieselben während der Laichzeit nichts zu fressen, namentlich diejenigen, welche aus Salz- in Süsswasser aufsteigen, wie z. B. der Lachs und Maifisch (Alosa vulgaris). Es ist bemerkenswerth, dass ich Mägen von Njelma gefüllt mit einer kleinen Bivalve (Cyclas asiatica Mart.) gefüllt fand. Den kleinen, kaum mehr als zollangen Leucarpius delineatus, der von uns zuerst für den Ob nachgewiesen

wurde, fand ich am 6. September zu Tausenden und Abertausenden stromauf ziehend. Die eingebornen Fischer hielten ihn für junge Brut von Njelma, ein neuer Beweis wie gering ihre Kenntniss ist. Jedenfalls bieten die Fische des Ob also noch ein sehr weites Feld für Beobachtungen, das in Jahren noch nicht erschöpft sein wird, denn Reisende, die nur etliche Monate hier verweilen und meist auf die Aussagen der Eingebornen angewiesen sind, können natürlich den Gegenstand nicht erschöpfen.

Eine sehr eigenthümliche, aber noch keineswegs genügend erklärte Erscheinung des Ob scheint das sogenannte „Absterben“ (Samor) des Flusses, welches schon Sujew erwähnt.

„Das Wasser geht unter dem Eise dermassen in Fäulniss über, dass die Fische nicht mehr leben können, sie gehen zum Meerbusen oder in die benachbarten Flüsse, woselbst sie überwintern“, sagt Sidoroff. Und Poljakoff, obwol er die Erscheinung nicht selbst kennen lernte, fügt hinzu „dass sich der „Samor“ bis Surgut und bis zum unteren Lauf des Irtisch erstreckt, und durch ihn oft ungeheure Massen Fische zu Grunde gehen. Die Einführung der Dampfschiffe hat übrigens keinen nachtheiligen Einfluss auf die Fischereien ausgeübt, wie mir Semzow versicherte.

Den Betrieb der Grossfischereien haben wir bei Kiochat (p. 397) bereits kennen gelernt und gesehen, dass dieselbe mehrere Tausend Menschen beschäftigen. Die hauptsächlichsten Fischereiplätze finden sich erst unterhalb Obdorsk bis ins Mündungsgebiet zum Nadym hinab. Nach dem Ispravnik giebt es unterhalb Bereosoff 134 Fischereiplätze. Das Haus Korniloff in Tobolsk besitzt deren allein an 30.

Die wichtigsten Fische sind: Njelma, Muksun, Tschokur, Sirok, Puschian, Störe, dann Hecht und Jas; Soroga, Potiasik und Quappe, kommen minder in Betracht. Hinsichtlich der Seltenheit und des Preises steht Njelma oben an. Roslakoff rechnete unter 100 Pud Fischen: 10 P. Njelma, 20 P. Muksun, 30 P. Neda-Muksun (d. h. mittleren), den Rest von 40 P. geringe Fische, darunter einen grossen Theil Kolisin, d. h. kleinen Muksun. Die Menge der gefangenen Fische ist oft ganz erstaunlich. Ich selbst sah ein Netz ans Land ziehen, welches an 8 Fass Salzfische enthalten mochte. Und Poljakoff berichtet, dass in einem abgesperrten todten Arme mit einem Zuge 20,000 Stück Fische und im kleinen Flüsschen

bei Bolschoi-Atlim von 60 Fischern in einem Jahre 7000 P. Hecht gefangen wurden.

Der Fischsegen des Ob wird auf Barschen verladen, von denen das Haus Iwan Nicolajewitsch Korniloff allein 8 befrachtet, und diese dann mittelst Dampfer stromauf geschleppt. Letztere kommen Anfang September ins Mündungsgebiet herab, bis Orku-che (Orkuta), einem Tschumplatz, etwa 350 W. oberhalb des Nadym. Von hier gehen sie gewöhnlich bis Obdorsk 4, bis Samarowa 14, im Ganzen 21 Tage bis Tobolsk, wo die letzten Dampfer bis zum 12. October zurückzukommen pflegen. Im Jahre 1876 wurden 9 Dampfer nach der Obmündung expedirt, von denen 2 Korniloff gehörten. Ich verdanke diese Notizen Herrn Feódor Iljitsch Feódoroff, einem Neffen dieses grössten Fischhändlers in Tobolsk, dem Emporium des Fischhandels des Ob.

Wie bedeutend derselbe sein muss, erhellt aus dem Quantum, welches allein vom Hause Korniloff jährlich auf den Markt gebracht wird, nämlich an 400 Pud Njelma, das Pud im Durchschnittspreise $3^1/_2$ Rubel; 12,000 Pud Muksun (3 R.), 20,000 Pud Nedda Muksun, d. h. mittleren Muksun und Tschokur (2 R. 20 Kopeken); 5 — 6000 Pud Puschian (1 R.); 25,000 Pud Kolisin und Sirok, d. h. kleinsten Muksun (1 R. 20 Kop.); 4000 Pud Hecht ($^1/_2$ bis 1 R.); 1000 Pud Quappe (60 Kop. bis 1 R.); 3—4000 Pud Stör ($3^1/_2$—4 R.) und 40 Pud Caviar (28—30 R.). Hinzu kommt noch Hausenblase, welche das Pfund $1^1/_2$ R. kostet. Und diese Zahlen beziehen sich nur auf Fische im gesalzenen Zustande und umfassen ungefähr nur ein Viertel des ganzen in dieser Präparation auf den Markt gebrachten Quantums, welches zusammen mehr als 250,000 Pud betragen mag. Nach Latkin würde dasselbe aber doppelt so hoch, also 500,000 Pud im Werthe von 1 Million Rubel sein; indess stütze ich mich auf die obigen mir gewordenen Angaben, da ja sonst jede Statistik mangelt. Zum Vergleich mag bemerkt sein, dass der untere Jenisseï jährlich nur 30—40,000 Pud Fische producirt (33,200 Pud im Jahre 1874: Knorre). Ausser den gesalzenen Fischen kommen aber auch bedeutende Quantitäten frischer, d. h. gefrorner auf den Tobolsker Markt, die sich aber aller Statistik entziehen. So schickt Semzow allein im Winter 150 Pud Njelma (à 3—6 R.), 100 P. Hecht (à 1 R. 40 K. bis 2 R.), 1500 P. Jas (à 2 R.) und 1500 P. Stör (à $3^1/_2$—R.) nach dort. Diese Fische werden z. Th. unterm Eise, aber auch schon vorher

gefangen und in abgesperrte, todte Flussarme eingesetzt, aus denen man sie bei Bedarf herausfängt. Diese Art Frischfischfang und Handel beschäftigt die Obanwohner bis fast nach Bereosoff hinab, die desshalb soviel Pferde halten, mit welchen der Transport vermittelt wird. Auf ein Pferd werden 20 P. geladen, und die Reise von Troitzkaja, 55 W. unterhalb Samarowa in 12—14 Tagen zurückgelegt. Die Fracht stellt sich von hier bis Tobolsk auf 35—45 Kop.

Wie ich bereits erwähnte, ist die Zubereitung der Obfische eine zu unvollkommene um ihnen einen Platz auf dem ausländischen Markte zu sichern, allein da dieselbe den Landesbedürfnissen genügt und es an Absatz nicht fehlt, so begreift man warum die Tobolsker Fischhändler sich nicht mit Verbesserungen bemühen. Uebrigens finden gefrorene Fische vom Ob ihren Weg bis Jekaterinenburg und wahrscheinlich bis Moskau und Petersburg, ja 1877 kamen sogar welche bis Bremen. Iwan Nicolajewitsch hatte nämlich Wort gehalten und überraschte mich plötzlich mit der scherzweis versprochenen Sendung Njelma, Muksun und Sirok. Sie waren von Tobolsk bis Nishnej (2355 W. 337 d. M.) zu Schlitten 74 Tage, von Nishnej bis Bremen (2095 W. c. 299 d. M.) per Eilgut 9 Tage, zusammen also 83 Tage unterwegs gewesen und erwiesen sich so wohlerhalten als wenn sie erst gefangen worden wären. Freilich waren sie gut verpackt worden, d. h. man hatte sie in der Blechkiste mit Wasser zu einem Eisblocke frieren lassen und die Blechkiste war durch eine Schicht gepulverter Holzkohle von der äusseren hölzernen getrennt. So konnte die Geographische Gesellschaft, der ich die Sendung geschenkt hatte, am 19. März ihre Mitglieder und Freunde zu einer Mahlzeit frischer sibirischer Fische einladen, wahrscheinlich der ersten, welche in Deutschland stattgefunden hatte.

Anschliessend an die Fischereien des Ob muss ich noch einen Irrthum berichtigen, der, wie so mancher andere, theilweis noch von Pallas herrührt, nämlich als sei der Meerbusen „von einer Menge Walrossen, Seehunden und Delphinen belebt“, wie z. B. Latkin angiebt. Ich habe mich allenthalben nach diesen Thieren genau erkundigt, aber immer verneinende Antworten erhalten. Thatsache ist nur, dass der Weisswal, die Belucha oder der Delphin der Russen (Delphinapterus leucas) im Meerbusen vorkommt und zuweilen beträchtlich weit den Ob hinaufzieht. Die Ostiaken kennen

ihn unter den Namen Wuseng-potlang, d. h. mit Loch auf Schulter. So war am 12. August in Chalispagor, wenige Tage vor unserer Ankunft, eine „Schule“ von vielleicht 50 Stück gesehen worden. Sie sollen noch 3 Stationen weiter als Kuschowat hinautgehen, ja Poljakoff wurde von einem Delphin erzählt, der bis Belo-gore beobachtet worden war. Die Fischer sehen das Erscheinen der Belucha übrigens gern, da sie annehmen, dass sie die Fischzüge aus dem Meerbusen vor sich hertreiben; doch werden sie nicht alle Jahre bemerkt. Die Thiere, welche so zahm sein sollen, dass sie sich zuweilen ganz nahe kommen lassen, werden übrigens nicht verfolgt, schon desshalb, weil es den Obbewohnern durchaus an Fanggeräth fehlt. Dagegen wird der Weisswalfang im Mündungsgebiet des Jenissei, sowie namentlich an der Waigatz-Strasse, hier auch die Seehundsjagd betrieben (vergl. Pall. III. p. 84, Hofm. p. 51 und Schrenk p. 292, 367, 579, 645, 647 und II. p. 409).

Nach acht vollen Tagen wurden wir endlich am 4. October aus unserer unfreiwilligen Haft in Samarowa erlöst, die mir übrigens keineswegs ungelegen gewesen war, denn ich konnte Manches besser verpacken, was namentlich für die Spiritualien sehr nöthig war. Der hübsche Räderdampfer „A. Kruschow“, eine Arrestantenbarsche im Schlepptau, der letzte von Tomsk expedirte kam an und der freundliche Capitain Aphanasi Constantinowitsch Anisimoff, that Alles, um uns auf das Beste unterzubringen. Als eins der Ignatoff'schen Schiffe fühlten wir uns so wie so schon heimisch, freuten uns aber noch mehr Herrn Wardrapper als ersten Ingenieur an Bord zu finden. Auch der Restaurateur Michael Sergeiwitsch Tschernik war ein alter Bekannter vom „Beljetschenko“ her und so fehlte es uns an Nichts um die Reise zu einer angenehmen zu machen.

Die Fahrt auf dem Irtisch, mit seinem etwas helleren gelbbräunlichen Wasser, war bei Weitem weniger interessant als die auf dem Ob, dessen wenn auch immerhin gleichmässige Uferlandschaft viel mehr imponirt, wie der Strom selbst. Ich kann daher keineswegs mit Castrén übereinstimmen, der den Irtisch den schönsten Strom des Nordens nennt. Wie alle sibirischen Flüsse dehnt sich der Irtisch in ungeheuren Krümmungen und zeigt zur Rechten meist ein hohes steil abfallendes Ufer aus Sand, Lehm, Mergel und Letten, hier und da mit Torfschichten gemischt, welches indess nur selten jene imposante, in malerischer Fülle üppiger Vegetation

prangende Höhe als am Ob erreicht. Waldbrände haben hier wie allenthalben in Sibirien ihre verheerende Wirkung ausgeübt. Mehrere Werst weit sieht man zuweilen verdorrte Bäume, die mit ihren kahlen Stämmen und Aesten mächtigen Besen gleichen, oder Waldbestände, in welchem sich bereits die junge Generation üppigen Baumwuchses aus der Asche erhebt, denn diese Forsten weiss die Natur selbst wieder zu erneuern. Die Wälder bestehen gemischt aus Fichten und Kiefern, welche mit Birken und Pappeln abwechseln, hier und da die eine Baumart prävalirend. Indess bleibt das Gelborange des abgestorbenen Laubwaldes auf weite Strecken vorherrschend, für das flache linke Ufer fast ausschliessend. Hier und da senkt sich das rechte Hochufer und bildet flache, mit Weiden besetzte Uferniederungen, in denen zahlreiche Rinder und Pferde weiden. Die Ufer sind überhaupt weit mehr bevölkert als am Ob. Wo man dort nur auf weiten Strecken einsamen Jurtenplätzen begegnete, reiht sich hier Dorf an Dorf, denen man die Behäbigkeit ihrer Bewohner ansehen kann. Die hauptsächlichsten sind: Basian (owo), Demiansk, Bronikowo, Jourourkaja, welche letzteren beide schon von Sujew erwähnt werden. Die Fischerei tritt mehr und mehr in den Hintergrund, Viehzucht und Landbau nach und nach an die Stelle. Während bei Samarowa, ausser dem Anbau von Kartoffeln, noch keine Feldfrüchte gezogen werden, weil sie überhaupt nicht recht gedeihen, sahen wir bei dem Dorfe Woschka (Woschkina, zu Deutsch „Lausedorf"), welches wir gegen 2 Uhr desselben Tages erreichten, zuerst wieder ausgedehnte Getreide-, jetzt Stoppelfelder. Auf der ganzen Tour war dies überhaupt das einzige Dorf, welches wir betreten konnten, weil der Dampfer hier Holz einnahm, was im Uebrigen nur noch viermal, meist an einsamen Uferstellen und in der Nacht geschah. Holzfeuerung ist auf allen Dampfern der sibirischen Ströme ausnahmslos die übliche und jedenfalls die billigste. Bei der überreichen Fülle der Wälder wird dieselbe auch noch für Zeiten bestehen bleiben können, während an der westlichen Seite des Urals bereits hie und da Holzmangel eingetreten ist. Der Fluss selbst war jetzt auf seinem niedrigsten Wasserstande und schien an Krümmungen sich zuweilen gänzlich einzuengen. Aber ausgedehnte Sandbänke und das oft wattartige linke Ufer hier und da mit teich- und seeartigen Wasseransammlungen zeigten, wie erheblich die Fluthmarke bei Hochwasser steigen muss. Das Thierleben war im Ganzen ärmer

wie am Ob; zwar beobachteten wir oft grosse Flüge von Enten, aber Gänse wurden seltener, ebenso wie Möven, von denen wir nur noch der kleinen Mantel- und Sturmmöve, meist jungen Exemplaren, begegneten.

Als wir das oben erwähnte Dorf mit dem lieblichen Namen erreichten, stürzte sich der Schwarm der Passagiere sogleich in dasselbe, um Lebensmittel einzukaufen, da die sogenannten „Zwischendecker" für ihre eigene Beköstigung sorgen. Mit wenigen Kopeken kann sich jeder dieser unverwöhnten Leutchen seinen täglichen Bedarf erwerben. Ich selbst erstand ein fast halbjähriges Schwein für 80 Kopeken (kaum 2 Mark), welches wünschenswerthe Abwechselung in die Küche brachte, da wir auf dem „Kruschow" eben von den Resten zehrten.

Das Dorf selbst bot jenes Bild der Unordnung, wie jedes russische Dorf. In bunter Reihe stehen grössere und kleinere Häuser wirr durcheinander, umgeben von Viehhürden, die aus Flechtwerk gefertigt und mit Stroh belegt, nicht eigentlich gedeckt sind. In den meist einem Sumpf gleichenden Dorfstrassen, die bei dem jetzt trockenen Wetter übrigens leidlich zu passiren waren, treibt sich Vieh beliebig umher, welches hier bei Weitem weniger schön ist, als wir es am Ob bei den viehzüchtenden Ostiaken gesehen hatten. Wie die Viehzucht, so steht auch der Ackerbau noch auf einer sehr niedrigen Stufe und man ist verwundert über die rohe Form und Arbeit der Ackergeräthe. Ich sah Pflüge (russ. Socha), die den Pfahlbauzeiten zu entstammen schienen, und jedenfalls viel schlechter waren als die, welche die alten Aegypter hatten. Sie bestanden aus einem pflugscharartig geformten Wurzelstücke, welches auf der unteren Fläche kaum handbreit mit Eisen beschlagen war. Wo man aber selbst mit so unvollkommenen Instrumenten, die den Erdboden eben nur oberflächlich aufzuwühlen vermögen, reiche Ernten macht, da wird man noch für lange Zeit Geräthe des neueren Feldbaues entbehren können oder sie zum mindestens nicht verlangen. Der Landbau und die Ackerwirthschaft werden von Pallas (3. p. 6) so ausführlich beschrieben, dass ich hierauf umsomehr verweisen kann, weil sich seit den 100 Jahren hierin so gut als nichts geändert hat. Nur bei Tjumén fängt man hie und da an zu düngen. Auch für die Fruchtbarkeit der reichen Schwarzerde (russ. Tschernosem), welche auch die Baraba-Steppe (Gml. IV. p. 115) bedeckt, führt Pallas zahlreiche Beweise an. So gedeiht Buchweizen an

manchen Orten 5 Jahre hintereinander, ohne dass er auf's Neue gesät zu werden braucht, so dass Pallas hinzufügt: „keine Getreideart schickt sich besser vor das träge sibirische Landvolk" (2. p. 365). — Vergl. auch Meyer (p. 216 u. 350 —) über diesen Gegenstand, namentlich die Arten, welche angebaut werden. Ein würdiges Gegenstück zu dem Pfluge bildete ein aus einem Baumstamme gefertigter Mörser, in welchem eine Frau mit einer hölzernen Keule Hanf stampfte, um die Körner aus den Hülsen zu lösen. Die ganze Scene erinnerte an jene afrikanischen Bilder, welche Sklavinnen Mais stampfend darstellen, denn schlechter scheinen darnach die Geräthschaften gewisser Negervölker auch nicht zu sein.

Wir hatten das Land der Ostiaken längst verlassen und traten aus den symbolischen Gebieten des uralten Heidenthums wieder in die des Halbmondes ein; an den Ufern zeigten sich, namentlich von Bronnikowo an, einzelne tatarische Dörfer mit ihren Moscheen!

Gegen 8 Uhr Abends (6. October) ertönte das ohrzerreissende Geheul der Dampftute des „Kruschow," aus der Dunkelheit blinkten eine Reihe Lichter, wir waren in Tobolsk! Da der Dampfer nur wenige Stunden hier liegen blieb, ausserdem aber wegen des niedrigen Wasserstandes der Tura nur 182 Werst bis zum Dorfe Artomonowka (am Tobol) 275 Werst von Tjumén hinaufgehen konnte, so schickten wir Iwan mit den vielen Gepäckstücken voraus.

Wir hatten für die Strecke Samarowa bis Tobolsk, welche 673 Werst (c. 96 d. M.) beträgt, bei niedrigem Wasserstande, wodurch der Weg wesentlich verlängert wird, 3 Tage und 8 Stunden gebraucht, doch wird bei günstigen Verhältnissen diese Strecke, selbst mit einer schweren hölzernen Barsche im Schlepptau, meist in 2 Tagen 23 Stunden zurückgelegt. Von Bereosoff bis Tobolsk kann man bei guter Winterbahn in 8 Tagen per Schlitten reisen (Hofmann).

Am Landungsplatze ging es ganz belebt zu; Istwoschtschiken drängten sich uns nach dem Hotel zu fahren, und bald erreichten wir die Gostiniza Sirемätnikoff oder das „Hotel Europa," mit welchem hochtrabenden Titel sich fast alle sibirischen Gasthäuser zu belehnen pflegen. Ueber eine im Verfalle begriffene Treppe und einen balconartigen Corridor ohne schützende Lehne tappten wir in ein spärlich erleuchtetes Local, in welchem uns der Mann hinter dem Schenktische durch schmutzig aussehende Kellner Zimmer, „Nummern," wie es hier heisst, anweisen liess. Der Preis eines solchen wurde

per Tag allerdings auf nur einen Rubel festgestellt, aber die Einrichtnng war auch darnach. Die Wände prangten in zerrissenen und zerfetzten Tapeten, hinter denen Genossen der Insektengattung Wanze, in geschützter Ruhe, unzählige Generationen gezeitigt hatten, die in Legionen dem müden Schläfer ihre Nachtvisiten machten, selbstredend nicht zur besonderen Erbauung desselben. Das Meublement war ebenfalls entsprechend, aber wir wussten bereits, dass in sibirischen Hôtels Sessel und Sophas stets mit einiger Vorsicht zu gebrauchen sind. Hatten wir es doch erlebt, dass eine Excellenz, die uns in einem ersten russischen Hôtel einen Gegenbesuch abstattete, mit dem, sehr versprechend aussehenden, plüschbezogenen Lehnstuhl zusammenprasselte. Wenn ich noch hinzufüge, dass der „Europäische Hof“ über nur ein Waschbecken nebst Wasserkrug verfügte, welche Gefässe bei uns die Runde machten, und dass das Tafelservice (ich schweige von dem Tischtuche) damit im Einklange stand, so wird man sich ein ungefähres Bild vorstellen können. Ueber die Verpflegung hatten wir uns im Ganzen weniger zu beklagen, als über die Einrichtung. Zwar hiess es wie überall auf die Frage, was giebt es zu essen? ohne Zögern, „Alles was Sie wünschen!“ worauf Freund Brehm wie üblich, „Fasan mit Sauerkraut und Austern“ verlangte, aber in der That war eigentlich kaum Etwas bereit. Es erwies sich daher als nothwendig, das Mittagessen gleich am Abend vorher zu bestellen. Die Preisstellung in solchen Hotels steht mit der allgemeinen Billigkeit der Lebensmittel durchgehends im schroffsten Widerspruch. So bezahlte ich z. B. für das Braten von zehn Haselhühnern, die ich à einen Rubel selbst auf dem Markte gekauft hatte, einen Rubel und zwanzig Kopeken. Der Koch musste nämlich seitens des Wirthes besonders gefragt werden, ob er sich auf diese aussergewöhnliche Arbeit überhaupt einlassen wolle! Ein Samowar, also eine Theemaschine mit kochendem Wasser, kostete zehn Kopeken, verlangte man Thee und Zucker dazu, so macht dies allein sechzig Kopeken. Ein Beefsteak, allerdings meist von kräftigem Wuchs, wurde mit vierzig bis sechzig Kopeken berechnet, bei Fleischpreisen von fünf bis sechs Kopeken per Pfund. Sterlet, deren man für zehn bis zwanzig Kopeken hübsche Exemplare auf dem Markte kauft, kostete die Portion sechzig Kopeken. Caviar wird im Lande des Caviars zuweilen mit einem Rubel berechnet, vier Eier mit zwanzig, ein Backhuhn mit sechzig Kopeken, zwei Gläser Kaffee einen halben Rubel, die kleinen

Zwiebäcke dazu per Stück zwei Kopeken u. s. w. Und nun gar erst die Getränke! Schlechter Rothwein $2^1/_2$ bis 3 Rubel, trinkbarer kaum unter 4 bis $4^1/_2$ Rubel, Nalifka, eine Art Fruchtsaft, mit etwas Schnapsbeimischung, im Ganzen noch das reinste Getränk, bezahlt man die Flasche, welche im Laden siebzig bis achtzig Kopeken kostet, im Hôtel mit einem Rubel dreissig Kopeken. Dazu kommen die Trinkgelder an verschiedene männliche Bedienungswesen (denn weibliche werden in sibirischen Gasthäusern nicht gehalten), deren Function und Dienstleistung man oft nicht recht begriffen hat. So erklärt es sich, dass das Gasthausleben in diesen Ländern viel theurer ist, als im ersten wirklich „europäischen Hôtel," wo man doch überdies ganz andere Annehmlichkeiten und Comfort vorfindet und verlangen darf. Ich habe schon früher diese Verhältnisse gerügt, aber offenbar ein Unrecht begangen. Denn wenn man tiefer in dieselben hineinblickt und erfährt, welche Betriebskosten ein anständiges Hôtel hier an Einrichtung und Dienstpersonal (beides meist ausnahmslos aus dem Auslande bezogen) erfordert, dann muss man billig denkend ein anderes Einsehen bekommen. Bei dem herrschenden Gebrauche, Ankommende, selbst Fremde, in Privathäusern unterzubringen, ist der Gasthausverkehr im Ganzen ein sehr beschränkter, und überall, wo wir uns erkundigten, hörten wir, dass selbst die besteingerichteten und anscheinend glänzend situirten Hôtels nur ein zweifelhaftes Dasein haben, zum mindesten nicht floriren. Unter solchen Umständen darf man sich mit den hohen Preisen wohl aussöhnen und kann es nur dankbar anerkennen, dass überhaupt noch Hôtels vorhanden sind, die dem von langer Fahrt in nichts weniger als comfortablen Stationshäusern mürbe gemachten Reisenden ein ersehntes Asyl bieten.

Tobolsk, unter 58° 12′ n. Br., gehört zu den ältesten Städteansiedelungen der Russen in Sibirien, dessen Hauptstadt sie lange Zeit war. Auch die Metropole Kutschum Chans, das alte „Ssibir," welches dem Lande zum Namen verhalf, lag nicht weit von Tobolsk. An der Einmündung des Tobol in den Irtisch ist die Lage der Stadt ziemlich malerisch (vergl. die Abbild. in Lankenau p. 149), namentlich dadurch, dass sie in 2 Theile zerfällt, von denen der kleinere, die frühere Festung, welcher die meisten Kronsgebäude enthält, auf der an 200 Fuss hohen Uferwand des Irtisch erbaut ist. Das scheint freilich weniger sicher, denn dieses Steilufer besteht nur aus Sand und Lehm und sein Rand ist durch Einstürze

den Gebäuden bedenklich nahe gerückt. Der Fluss arbeitet ununterbrochen an diesen Steilufern und hat schon grosse Veränderungen zu Wege gebracht (vergl. Rose I. p. 487). Schon Gmelin hielt (1733) die Lage der oberen Stadt für bedroht und empfahl das Hochufer durch Faschinen zu schützen, was indess wol unterblieben sein dürfte. Die Stadt zählt an 18,000 Einwohner (18,481 Schwanebach), besitzt zahlreiche, in glänzenden Kuppeln prangende, stattliche Kirchen, an deren Thüren wir zuerst wieder Bettler sahen, auch ein bescheidenes protestantisches Kirchlein und eine Menge hübscher massiver Häuser, obwol die Mehrzahl derselben, wie üblich, aus Holz errichtet ist. Die Strassen selbst sind ebenfalls mit Bohlen belegt, was nicht durchgehends zu deren Passirbarkeit beiträgt und eine ausbrechende Feuersgefahr jedenfalls nicht verringern dürfte, wie ja Tobolsk von manchem grossen Brand heimgesucht wurde. Auch ein Theater besitzt Tobolsk, sowie ein Monument, dem grossen Eroberer Jermak zu Ehren errichtet.

Wir sahen dasselbe als wir in die obere Stadt hinauffuhren um dem Herrn Gouverneur persönlich unseren Dank abzustatten. Leider waren Excellenz verreist, aber der Herr Vice-Gouverneur so gütig uns zu empfangen.

Seitdem der Sitz des General-Gouverneurs nach Omsk verlegt wurde, hat Tobolsk offenbar sehr verloren, ebenso dadurch, dass der grosse sibirische Tract die Stadt nicht mehr berührt und dass es nicht mehr der „Prikas-o-ssylnich,“ d. h. Centralsammelpunkt, der Deportirten ist. Unter letzteren haben sich die, in Folge der Revolution verwiesenen, Polen, wie überhaupt Sibirien, sehr zum Vortheil erwiesen, indem sie dem Lande eine Menge nützlicher und gebildeter Elemente zuführten, wodurch manche Gewerbe zuerst selbstständig betrieben wurden. Von den 1800 Polen, welche nach der Revolution in Tobolsk lebten, sind nur noch 300 anwesend; die übrigen benutzten grösstentheils die Gnade des Kaisers um in die Heimath zurückzukehren, obwol es Manche zu Etwas gebracht hatten.

Durch Polen war u. A. eine eigenthümliche Industrie eingeführt worden, die wol der Entwickelung werth gewesen wäre und auf welche die Verbannten wahrscheinlich im fernen Osten durch die Tungusen gebracht worden waren. Ich meine jene niedlichen aus Birkenrinde verfertigten Galanteriegegenstände, als Cigarren- und Streichholzdosen, Albumdecken, Kästchen u. s. w., die selbst

auf dem europäischen Markte, besonders bei den billigen Preisen, Liebhaber finden würden. Wir gaben uns viele Mühe den alten Polen zu entdecken, der jetzt noch der einzige Träger dieser Industrie sein soll, aber vergeblich. Diese Sache führte uns aber in das Atelier eines anderen Künstlers, ebenfalls eines Polen, der sehr hübsche und kunstvolle Sachen, Brochen, Cigarrendosen etc. aus Mammuth schnitzte. Bei diesen Streifzügen durch die Stadt fiel mir die grosse Anzahl Kühe auf, welche besonders in den Abendstunden von der Weide zurückkehrend vor den Hofthoren auf Einlass warteten oder sich denselben zuweilen sehr geschickt selbst zu verschaffen wussten. Es überraschte mich daher nicht wenig später zu finden, dass Gmelin schon 1733 diese Erscheinung mit den Worten erwähnt: „Ich habe noch keinen Ort gesehen, wo mehrere Kühe in den Strassen herumlaufen, sogar des Winters; wo man geht und steht, sieht man Kühe.“ Es scheint also in dieser Beziehung beim Alten geblieben zu sein!

Ich besuchte den Bazar, an dessen ausgedehnte, meist steinerne Kaufhallen sich der eigentliche Markt von Lebensmitteln anschliesst. Unzählige Bauernfuhrwerke boten hier die Erzeugnisse des Feldes, des Waldes und der Jagd aus. Bemerkenswerth war die Menge schönen Krautes, Zwiebel und Kürbisse, aber auch Wassermelonen fehlten nicht. Sie kamen von Omsk und kosteten das Stück fünfundzwanzig Kopeken. Federwild gab es in grosser Menge; ausser zahmen, als Hühnern und Gänsen, besonders wilde Enten, Auer-, Birk-, Schnee- und Haselhühner. Ein Auerhahn kostete dreissig, ein Birkhahn fünfzehn, das Paar Haselhühner sechzehn, das Paar Krickenten zehn Kopeken. Auch der Fischmarkt war nicht unbedeutend.

Es war übrigens unsere Schuld, dass wir kein besseres Unterkommen gefunden, denn wir hatten es unterlassen vorher unsere Ankunft zu melden, sonst würde man uns in einem Privathause einquartiert haben. Wir konnten indess dem Polizeimeister und dem Stadthaupt (Bürgermeister, Gorodnitschy) Wassili Dimitri Scharnikoff, welche Herren so freundlich waren uns aufzusuchen, die beruhigende Versicherung geben, dass wir ganz zufrieden seien. Die Hôtelwohnung kam uns übrigens in anderer Weise zu Statten. So sahen wir nach langer Zeit wieder zum ersten Male eine Dame in der feinsten Toilette nach neuestem Pariser Modell gekleidet. Es war die Primadonna der verflossenen Oper, deren Director vor

ein paar Tagen bankerott und sich selbst aus dem Staube gemacht hatte. Aus der verwaisten Künstlerschaar machten wir die Bekanntschaft eines Franzosen, Paul B . . . u, der uns in fliessendem Deutsch seine Lebensgeschichte zum Besten gab. Da er mich bat dieselbe zu veröffentlichen, sogar seinen Namen mit genannt wissen wollte, so gebe ich sie in Kürze wieder, denn sie ist die eines von schweren Schicksalen heimgesuchten Mannes. In Russland geboren, war Paul Offizier gewesen und hatte den Krimkrieg ehrenvoll mitgemacht. Liebeshändel auf einem Balle brachten ihn mit einem höheren Beamten, einem Ispravnik, in Streit, der damit endete, dass der heissblütige Franzose seinem Gegner einen Schlag versetzte, der mit der Brille zugleich das Auge zerstörte. Dies brachte ihn um seine Stellung. Degradirt, seiner Decorationen beraubt, musste Paul als ein wirklich „Unglücklicher," inmitten notorischer Verbrecher, die den feinen jungen Mann nichtswürdig behandelten, ihm z. B. auf der Barsche im Schlafe die Stiefeln, sein letztes Paar, von den Füssen schnitten, nach Sibirien ziehen. Mit einem Baarvermögen von 7 Kopeken erreichte er Tobolsk. Hier hiess es nun, wie üblich: „Hilf dir selber!" Aber was anfangen? Der französischen und deutschen Sprache vollkommen mächtig, konnte ihm diese Kenntniss auch nicht den bescheidensten Unterhalt erwerben, doch gewährte ihm die Gastfreundschaft der Sibirier sein Leben zu fristen. Aber was für ein Leben? Als daher eines schönen Tages eine Schauspielergesellschaft ankam meldete er sich bei dem Director frischweg als — erster Held und wurde angenommen. Freilich bemühten sich die Collegen den Eindringling zu stürzen, und als er das erste Mal die Bretter betretend ängstlich nach dem Souffleur horchte, schwieg dieser gänzlich — er war betrunken gemacht! Aber unser Held wusste sich wirklich heldenhaft durchzuarbeiten und es glückte ihm. Er wurde der Liebling des Publikums und erntete überall Beifall, namentlich in Irkutsk, wo die Kunst in Sibirien offenbar am meisten in Blüthe steht. Dort lernte er auch seine jetzige Lebensgefährtin kennen und bat sie uns vorstellen zu dürfen. Olga Nicolajewna war ein reizendes Bauernmädchen, das Paul in irgend einem Dorfe entdeckt und die sich bereit erklärt hatte ihm zu folgen, auch ohne priesterlichen Segen, ein Verhältniss über welches man in Sibirien sehr mild urtheilt. Sie liebte ihn eben und ihr ganzes Leben war nur seinem Wohle gewidmet. So hatte sie ihn in langer Krankheit nicht nur gepflegt, sondern auch mit Handarbeiten, in



N. d. N. v. O. Finsch. ges. v. M. Hoffmann.

Sibirisches Familienleben.

denen russische Bäuerinnen ja so gewandt sind, ernährt. Da durfte er es schon übersehen, dass sie von seiner Muttersprache nicht mehr als „bon jour" und nicht lesen und schreiben gelernt hatte. Auch jetzt stand Olga wieder allein, denn unser Held ging nach Omsk, wo ihm Engagement angeboten war, und konnte ihr von seinem Vermögen, drei ganze Rubel, nur sehr wenig zurücklassen. Aber sie verzagte desshalb nicht, denn sie verstand zu arbeiten und vertraute, dass Paul ihr bald Mittel schicken würde nachzureisen; „sonst folgt sie mir zu Fuss!" versicherte er. Dieses Vertrauen ist hoffentlich nicht getäuscht worden! Aber warum heirathete Paul Olga nicht? frug ich und wird man fragen. Weil die Männer schreckliche Egoisten sind! Paul hoffte nämlich immer noch begnadigt seine Ehren wieder zu erlangen und für die feinere Gesellschaft verstand Olga, seine bewährte treue Pflegerin und Retterin, nicht — die Honneurs zu machen!

Es war ein kühler unfreundlicher Tag, als wir von Tobolsk schieden, um nach Tjumén weiter zu gehen. Da sassen wir wieder einmal in Tarantass, diesmal aber einer ausgezeichneten, die wir durch die Güte des Polizeimeisters und Herrn Feódoroff's geliehenerhalten hatten. Ich habe der Tarantass bisher noch nicht gedacht und will nur erwähnen, dass es ein äusserst solid gebauter Wagen ist, dessen Kasten auf 4 bis 5 langen elastischen Birkenstangen ruht. Sie ersetzen die Federn, welche bei solchen Wegen doch nicht aushalten würden. Die Tarantass ist fast stets nur für zwei Personen eingerichtet, ausser dem Kutscher. Schon der Uebergang über den Irtisch, der nur wenige Werst von der Stadt den Weg hemmt, war ebenso schwierig als zeitraubend. Ein heftiger Gegenwind hatte ganz stattliche Wellen aufgewühlt, so dass unsere Wagen auf dem unförmlichen Prahm zuweilen ins Rollen kamen, und eine Zeit lang schien es überhaupt zweifelhaft, ob der Uebergang gelingen werde, denn die Ruderer vermochten, trotz aller Anstrengung, Wind und Strömung oft kaum eines Zolles Breite abzugewinnen. Das Uebersetzen über den Irtisch kostete uns daher mehr als eine Stunde Aufenthalt. Ueber die Gegend selbst lässt sich wenig sagen; sie hatte ein schon fast winterliches Ansehen, da häufig Schnee fiel, wenn derselbe auch nicht lange liegen blieb. Wir passirten grösstentheils Wälder von Kiefern und Birken oder mit Gehölzstreifen durchzogene angebaute Strecken, die hier und da fast steppenartigen Charakter annehmen. Im Ganzen sieht man hier

viel urbares Land mit zahlreichen, oft sehr grossen und stattlich aussehenden Dörfern, die regen Betrieb von Ackerbau und Viehzucht bekunden. Vor den Dörfern lagerte in ungeheuren Haufen ungedroschenes Getreide, an dessen Aehren sich unzählbare Schaaren von Dohlen und Nebelkrähen gütlich thaten, während den Grund desselben heiteres Borstenvieh unterwühlte. Denkt man sich dazu noch Legionen von Mäusen so findet man die enormen Verluste begreiflich, welche durch diese lüderliche Wirthschaft entstehen und welche Knorre (Geogr. Blätt. II. p. 126) durch Zahlen belegt. Die guten Schweine trieben oft weit ab von den Dörfern auf Stoppelfeldern und Wiesen ihr Wesen. Sehr amüsant war es, Dohlen und Krähen in der Nähe von Schweineheerden zu beobachten. Oft sahen wir sie einzeln oder paarweise auf dem Rücken eines Grunzthieres, dieses von lästigen Schmarotzern befreiend.

Am 10. October, Abends 8 Uhr, kamen wir in Tjumén an, hatten also die 254 Werst (c. 36 d. M.) lange Strecke in 32 Stunden zurückgelegt, dabei aber durch 3 Flussübergänge Aufenhalt gehabt. Freilich waren wir nicht so schnell gereist als Pallas, der dieselbe Strecke in 19 Stunden machte und Gmelin fuhr sie gar in 16, wobei nur 2 Mal umgespannt wurde, weil es damals noch keine Stationen hier gab. Jetzt sind deren neun!

Da unser Gastfreund Iwan Iwanowitsch leider unpässlich war, so stiegen wir in dem sehr gut eingerichteten „Hôtel Solowiewa" ab, und hatten bald alte Bekannte, unter ihnen unsern Freund, den Ispravnik Wassili Constantinowitsch zu begrüssen und Erlebtes auszutauschen. Iwan Iwanowitsch galt natürlich unsere erste Visite, hatte er doch in der liebenswürdigsten Weise für die Expedition gesorgt, z. B. uns seine Dampfer unentgeltlich zur Benutzung gestellt, ebenso die Kisten (26 im Gewicht von fast 50 Pud) gratis befördert, also mehr als irgend ein anderer Grosshändler für die Expedition gethan.

Durch die Güte des Ispravnik erhielt ich einen Zimmermann zugesandt, denn ich hatte für den Rest der noch unverpackten ethnologischen Sammlung neue Kisten machen zu lassen. „Sind Sie der Zimmermann? fragte ich einen kleinen Mann, der als vom Ispravnik geschickt sich vorstellte. „Nein, der Tischler!" antwortete er, anscheinend beleidigt, und ich trug ihm meine Wünsche vor. Der brave Tischler war aus den Ostseeprovinzen, also ein Sprachverwandter, aber, wie zu erwarten nicht freiwillig hier. Seines

Handwerks überdrüssig, hatte er sich dem Postfach in die Arme geworfen und, von einem tüchtigen Postmeister unterrichtet, gleich damit angefangen, Briefbeutel nicht zu versiegeln, sondern — aufzuschneiden. So kam er nach Sibirien. Als geschickter Arbeiter hätte er sich jedenfalls eine behäbige Stellung gründen können, denn Niemand fragt hier, was der „Unglückliche" eigentlich verschuldet hat. Aber „Schnaps; Schnaps" hatte den Mann, der seinen Namen „Reinhold" sehr mit Unrecht trug, „denn ich bin weder rein noch hold" bemerkte er selbst lachend, nicht auf einen grünen Zweig kommen lassen. Dies eine der vielen Beispiele wird zeigen, dass Deportation, welche hier auch selbst dem argen Missethäter eigentlich wieder zum ehrlichen Namen verhilft, nur in den seltensten Fällen ihn auch wieder zum ehrlichen Manne macht. So viel Humanes das Deportationswesen auf der einen Seite hat, so inhuman ist es auf der anderen. Schon dadurch, dass es alle Familienbande löst, denn jeder Verurtheilte, sei es nun zu Zwangsarbeit oder nur zur Ansiedelung (Posseljenje), verliert nicht nur sein ganzes Vermögen, sondern ist zugleich bürgerlich todt. Ja es giebt sogar eine eigene Categorie unter den Verbannten, die sich selbst „namenlos" nennen.

Viele dieser Kettenträger entfliehen nämlich, arbeiten wol eine zeitlang in den Goldbergwerken, wo ein äusserst wildes Leben herrschen soll, oder unternehmen auf eigne Faust Streifzüge im Lande, sie werden sogenannte Bradjagen (Vagabunden). Ihre Existenz wird dadurch erleichtert, dass der sibirische Bauer an verschiedene Orte Lebensmittel hinstellt, welche diese Durchzügler bei nächtlicher Weile verzehren. Es geschieht dies aus „Gutmüthigkeit," aber mir scheint, dass auch andere Beweggründe dabei massgebend sein werden. Haben solche Bradjagen ihren Beruf satt oder zwingen sie die Unbilden des Winters, so melden sie sich häufig wieder bei den Gefängnissen. Sie behaupten dann, ihren Namen, ihre Herkunft, Heimath etc. nicht zu kennen und bilden die „Namenlosen." Niemand kennt ihre Vergangenheit, Niemand ihr Verbrechen, aber alle müssen wieder nach Nértschinsk zurückwandern. So erzählte man mir von einem alten Kerl, der als „Namenloser" bereits achtzehn Mal die Reise nach Nértschinsk gemacht hatte. Eine Anzahl Sträflinge suchen aber auch Stellen und so kann es vorkommen, dass man einen Kutscher oder Diener engagirt hat, der ein Mörder oder notorischer Dieb war. Und dass Viele derselbe ihre alte Natur

nicht verläugnen ist ebenso gewiss, als dass es in den grossen Städten von allerlei Gesindel wimmelt.

Von der musterhaften Disciplin der Verbrecher wusste man uns in Tjumén nicht genug Lobendes zu erzählen. So unter Anderem, dass als von einem Transporte 400 Sträflinge weggelaufen waren, der Beamte den Rest von 200 ausschickte um die Entsprungenen einzufangen, was auch prompt besorgt wurde. Aber es hat auch nicht an gelegentlichen Revolten gefehlt. So hörte ich ebenfalls in Tjumén, dass 1876 die Sträflinge auf der Tura gewaltsam von der Barsche zu entweichen versuchten und bereits die Drathgitter vernichtet hatten. Nicht minder verderblich sind die notorischen Faullenzer und Tagediebe, welche das europäische Russland, unfreiwillig als „Ansiedler" (Possjelenjez) nach Sibirien schickt, und die wir bereits bei Jalutorowsk (p. 44) kennen lernten. Wie man auch über das Deportationswesen denken mag, Jeder wird darin übereinstimmen, dass Sibirien durch dasselbe mehr unnütze und gefährliche Subjecte, als brauchbare zugeführt werden und dass diese, das sociale Leben schädigenden Elemente, selbstverständlich nicht zur Hebung des Landes beitragen können. Wie sehr dagegen die politischen Verbannten, also die Polen, dem Lande zum Segen gereichten, erwähnte ich bereits, aber auch, dass sie nach der Begnadigung in grosser Zahl wieder heimkehrten. So hat Sibirien einen Theil seiner strebsamsten Bewohner wieder verloren, deren Gesammtzahl überhaupt durch die Deportation nicht so zugenommen hat, als man erwarten sollte. So wurden im Jahre 1863 allein 104,000 nach Sibirien geschickt und doch lebten nach Kropotkin (Peterm. 1868 p. 95) schon 1862 im Gouvernement Tobolsk 62,248 Verwiesene, davon fast $^2/_3$ Frauen. Albin Kohn nimmt die Zahl der jährlich verurtheilten und deportirten Gefangenen auf 80,000 bis 100,000 an; uns wurde nur von 12,000 bis 15,000 gesagt. Dumaschewski, der im „Russki Mir" dieselbe Zahl genannt hatte, berichtigt dieselbe (23. Septbr. 78; vergl. auch Peterm. 1878 p. 474) auf Grund „vollkommen officiell zuverlässiger Angaben." Darnach wurden „in der Zeit vom Jahre 1870 bis zum Jahre 1877, d. h. im Laufe von acht Jahren, auf administrativem Wege im Ganzen 1599 Personen, darunter 1328 kaukasische Bergbewohner, nach Sibirien verschickt, d. h. weniger als 34 Mann jährlich. Was nun die Verbannung von Leuten nicht auf die Initiative der Regierung, sondern in Folge der Urtheile der Gemeinden anbetrifft, so ergiebt

sich, dass von 1870 bis 1876, d. h. in sieben Jahren, 36,165 Mann (oder ungefähr 5167 Mann jährlich) nach Sibirien verwiesen worden sind, denen in derselben Periode 27,277 Ehefrauen und Kinder freiwillig gefolgt waren. Hierbei muss man hinzufügen, dass von der Gesammtzahl (36,165) der Verbannten — ungefähr die Hälfte in Folge des unmittelbaren Beschlusses der Gemeinden nach Sibirien verwiesen werden, die übrigen hingegen werden nach Ablauf der von ihnen laut gerichtlicher Erkenntnisse in den Arrestanten-Compagnien und Arbeitshäusern verbrachten Strafzeit nach Sibirien verbannt, als Leute, die von den Gemeinden nicht wieder aufgenommen werden."

Obwol durch die Strafe der Deportation die Ehe erlischt, so dürfen die Frauen ihren Männern folgen und auch sie und die Kinder werden von der Regierung unentgeltlich transportirt. Die Reise geht bis Nishnej per Bahn, von da bis Perm per Dampfer, von hier bis Tjumén auf Wagen, dann wiederum per Dampfer bis Tomsk, von hier über Krasnojarsk nach Irkutsk wieder mit Wagen, über den Baikal per Dampter und erst von hier wieder das letzte Stück Weg bis Nértschinsk zu Fuss zurückgelegt. Im Winter finden keine Gefangenen-Transporte statt, sondern dieselben bleiben, wie wir bei Tjumén gesehen haben, in grossen Central-Etappen-Gefängnissen. Dies geschieht nach Albin Kohn aus rein finanziellen Gründen, denn es sollen mehr als 6 Millionen Rubel dabei gespart werden. Albin Kohn, der ja aus eigener Erfahrung spricht, unterzieht das Deportationssystem (Sibirien p. 252—274) einer gründlichen Kritik und entwirft ein sehr düsteres, schauerliches Bild von dem Leben in russischen Gefängnissen und während des Transportes. Darnach sind Spiel- und Saufgelage nichts Seltenes, auch Liebesverhältnisse werden von den Aufsehern geduldet, ja schon unterwegs sollen die ledigen Frauenspersonen versteigert werden, Zustände, die sich hoffentlich seither gebessert haben. „Wer Geld besitzt, kann sich im Gefängniss Alles erlauben!" Wenn ich auch hierüber kein Urtheil habe, so finden sich doch Anklänge dafür darin, dass der von Anverwandten unterstützte reiche Verbrecher ganz nach seinem Geschmacke nach Sibirien reisen kann, wenn er die Kosten trägt und den oder die ihn escortirenden Soldaten bezahlt. Den politisch Verurtheilten, darunter Leute aus dem höchsten Adel und angesehensten Ständen war dies nicht gestattet.

Da die Regierung für den Transport der Deportirten dasselbe

bezahlt, als was jeder gewöhnliche Reisende geben muss, so mögen Millionen herauskommen. Freilich erspart sich das europäische Russland dadurch eine Menge ebenso kostspieliger Zuchthausbauten. Aber würden nicht Theile dieser colossalen Summen auf freiwillige Ansiedelung betriebsamer und thätiger Einwanderer aus den bevölkerten Gouvernements West-Russlands verwendet, Sibirien nicht ganz anders genützt haben? Ich möchte dabei nur an die englische Kolonie Neu-Seeland erinnern, ein kleines Land von nur 270,000 Q.-Kil. Flächeninhalt. Kaum vor mehr als 100 Jahren entdeckt, hat es jetzt 414,000 Bewohner (darunter nur etwa 45,000 Eingeborne) aufzuweisen. Während Russland, wie wir eben gesehen haben, von 1870—1877 36,000 Menschen nach Sibirien deportirte, importirte Neuseeland, ohne Unterstützung des Mutterlandes, während desselben Zeitraums 71,693 freiwillige Einwanderer als freie Arbeiter.

Tjumén habe ich bereits (p. 39) beschrieben, will aber noch hinzufügen, dass es wie die meisten oder fast alle grossen Städte Sibiriens einen „Bürgerpark", d. h. eine mit Bäumen bepflanzte Promenade besitzt. Etwas südlicher als Tobolsk unter 57° 10′ n. Br. gelegen, gedeihen in geschützten Gärten Aepfel, Birnen und Kirschen wie die gelungenen Versuche des Herrn Kolmogoroff zeigten, der sich erfolgreich mit der Einführung von Obstbäumen beschäftigt. — In Tjumén sahen wir, zuerst in Sibirien, auch Flusskrebse (wol die Art der Wolga: Astacus leptodactylus). Sie stammen aus der Tura, wohin sie künstlich verpflanzt wurden. Nach Poljakoff sollen Krebse übrigens auch im Irtisch von Omsk bis Tobolsk vorkommen.

Die Verpackung der elf letzten Kisten mit Sammlungen war besorgt, wir hatten an der splendiden Tafel von Iwan Iwanowitsch einen reizend gemüthlichen Mittag verlebt, unsere Geschäfte waren also beendet; wir eilten daher so schnell als möglich unseren westlichen Kours weiter. Gern hätte ich noch das Grab des hochverdienten Steller aufgesucht, welches Pallas (II. p. 366) erwähnt, allein Niemand kannte die Stelle. Zu unserem innigen Bedauern verloren wir hier unseren bisherigen liebenswürdigen und eifrigen Reisegefährten, den Herrn Grafen Waldburg-Zeil. Er blieb — glücklicher Weise im besten Wohlsein — zurück, um mit Iwan Iwanowitsch nochmals nach Omsk zu reisen und später einige interessante Jagden mitzumachen, die uns leider entgingen. Wir mussten

eben nach Haus eilen, während der Graf noch über ein ganzes Jahr Urlaub hatte.

Unter herzlichem Adieu und „auf frohes Wiedersehen in Bremen" schwangen wir uns in der Frühe des 12. October in die Tarantassen und fort ging es der nahen Grenze entgegen. Mit dem Eintritte in das Gouvernement Perm trat uns eine bisher nur selten gesehene Erscheinung entgegen: Wegeverbesserung! Die Hoffnung hier wirklich einmal wenigstens annähernd bequem und schneller fortzukommen, war indess leider eine eitle. Man hatte sich darauf beschränkt, einzelne Löcher mit Sand und Grus auszufüllen, oder diese Materialien auf eine Unterlage von Birkenstämmchen und Reisern aufzuschütten. Ohne festen Untergrund waren in beiden Fällen durch den lebhaften Verkehr zahlreicher Wagenkaravanen bereits neue tiefe Geleise eingeschnitten, in denen die Wagen grässlich hin und herschüttelten. Von landschaftlichen Reizen konnte auch auf dieser Strecke nicht die Rede sein. Der Weg führte oft stationsweit durch Wälder oder durch bruchähnliche, schlecht mit Birkengebüsch bestandene Strecken, die mit Stoppelfeldern und angebautem Lande abwechseln. Zwei Stationen vor Jekaterinenburg erblickten wir zuerst seit Parawatzki-Jurty die Bergkette des Ural wieder, hier nur das Bild einer niedrigen marklosen Hügelreihe bietend. Wir passirten zahlreiche oft sehr ausgedehnte, bis sieben Werst lange Dörfer, die in Sibirien fast durchgehends schmucker und behäbiger als in Russland sind, wie das Innere der Häuser selbst in musterhafter Reinlichkeit gehalten wird. Unsere Abbildung (56) stellt ein solches „sibirisches Familienleben" dar, mit der landesüblichen Wiege (Lulka), die ich zur Nachahmung angelegentlichst empfehlen möchte.

Wir quälten uns in der Stockfinsterniss langsam weiter und brauchten zu der letzten Station von 26 Werst 4 volle Stunden. Heller Schein färbte den Himmel, wir glaubten schon den Widerschein einer erleuchteten Stadt zu erblicken. Es waren die Bivouakfeuer wandernder Hirten, die mit ihren Heerden fettsteissiger Kirghisenschafe aus der Steppe kommend, längs der Strasse in den Lichtungen der Wälder campirten. Erst gegen 10 Uhr Abends, den 13. October, langten wir in Jekaterinenburg an und stiegen in dem uns wolbekannten „Hôtel Europa" ab, nachdem wir zu der dreihundertundsechs Werst langen Strecke 36 Stunden gebraucht hatten.

Jekaterinenburg ist ohne Zweifel die schönste unter den sibirischen Städten, welche wir sahen, und seine Reihen stattlicher Häuser und Bazare, seine hübschen Kirchen können in der That fast imponiren. Leider steht damit die grässliche Beschaffenheit der Strassen nicht im Einklange, deren entsetzlichen Zustand wir erst am anderen Morgen in seiner vollen Grösse sahen. Da handelte es sich nicht um besonders vernachlässigte Strassen, nicht um einzelne Löcher und heillose Stellen, sämmtliche Strassen und Plätze waren mit einer breiartigen Kothmasse wie ausgegossen. Es sah aus, als befände sich diese Masse, wie Asphalt, im Abkühlungsprocesse und werde jeden Augenblick erhärten; aber sie erhärtete nicht, sondern Fuhrwerke aller Art quälten sich, ihre Insassen über und über mit Schmutz bewerfend, oft achsentief in dem Breie weiter. Bei der unmittelbaren Nähe prächtiger Granitbrüche hatte man hier und da freilich grosse Trottoirplatten angefahren, auch Steine, um die Fahrstrasse zu verbessern, aber in beiden Fällen mit einer peinlichen Rücksicht auf den augenblicklichen Zustand, als fürchte man im Voraus, denselben jemals bemeistern zu können. Und doch wird es nichts helfen; man wird einmal den Anfang und zwar mit aller Energie machen müssen, will man überhaupt eine Aenderung und Besserung anbahnen. Aber freilich soll der Grund auf welchem die Stadt erbaut ist sehr goldhaltig sein, und vielleicht will man aus diesem Grunde nicht die Schätze noch mehr unzugänglich machen? Unter der gütigen Leitung des Herrn Weinberg besuchten wir diesmal nicht die grosse kaiserliche, sondern einige Privatsteinschleifereien, welche hier, in ganz anderer Weise als in Kolywan, eine wirklich sehr bedeutende Industrie entwickelt haben, ganz besonders die von Wsewolod und Wassily Kalugin. Vor Allem sind es die verschiedenen Bijouterie- und Luxusartikel in Malachit, welche in seltener Schönheit und dabei zu, nach unseren Begriffen, billigen Preisen verfertigt werden. So kostet z. B. eine prachtvolle runde Malachit-Tischplatte von $1^1/_2$ Arschin (42") im Umfange 200 R.; hübsche Kästchen 7—10 R. Von besonderer Schönheit sind die Schmuckgegenstände aus einfach hellgrünem Malachit, Demidowit genannt, der theuersten Sorte, von dem das Rohmaterial schon in Nishnej Tagil mit 3 Rubeln das Pfund bezahlt wird. Tadellos sind ebenfalls die Arbeiten in Bergcrystall und schönem Rauchtopas, als Petschafte u. dergl., aber in der Regel lassen die Formen viel zu wünschen übrig, wie man im Ganzen wenig Ge-

schmack entwickelt. Namentlich gilt dies auch in Bezug auf die Mosaikarbeiten, die durchgehends weit hinter denen der Italiener zurückstehen und oft geradezu hässlich sind. Dagegen bilden jene reizenden Briefbeschwerer, welche, auf einer Platte liegend, Gruppirungen von Früchten und Beeren in natürlicher Grösse, aus entsprechend gefärbten Steinen, zeigen, eine besondere Specialität des hiesigen Kunstgewerbes. Aber auch hier könnte feinerer Geschmack, bessere Auswahl in Dessin und Farbe weit Vollkommeneres und Schöneres leisten. Der Preis solcher reizenden Nippgegenstände schwankt von 20—100 und mehr Rubel. Dabei ist es sehr peinlich für den Fremden, dass die Händler fast durchgehends vorschlagen, man also abzudingen gezwungen ist. Halbedelsteine zu Ringen, Ohrringen, Knöpfen u. dergl. kann man hier ebenfalls in ausgezeichneter Güte und verhältnissmässig billig kaufen, aber nur der Zufall verschafft einem Durchreisenden wirklich schöne Berylle, Aquamarine u. s. w. Uralische Amethyste können es an Farbe, Feuer und Billigkeit übrigens nicht entfernt mit brasilischen, wie man sie bei uns kauft, aufnehmen.

Angesichts der Nachricht, dass am 19. October der letzte Dampfer von Perm nach Nishnej abgehen werde, nnd im Vollgefühle der Wegelosigkeit, die wir zu erwarten hatten, mussten wir die freundliche Einladung der „Uralischen Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften", ihrem Jahresfeste beizuwohnen, leider ausschlagen und fuhren am 15. Vormittags weiter. Mit der Genugthuung, dass dies hoffentlich die letzte Strecke sein werde, die wir unter dem Krummholz des Dreigespanns noch zu schmachten hatten, ergaben wir uns voll innerer Zuversicht in unser Schicksal. Kannten wir doch alle die Leiden, die Zufälligkeiten, welche uns erwarteten, aus eigener Erfahrung zur Genüge. Reisende, denen wir hinter Tjumén begegneten, hatten nicht zu viel gesagt, wenn sie den Zustand der Strasse zwischen Jekaterinenburg und Perm als einen geradezu entsetzlichen schilderten. Da wurden alte Erinnerungen der Hinreise nur zu lebhaft ins Gedächtniss gebracht, leider nicht fröhliche, sondern schmerzliche. Und zwar im vollen Sinne des Wortes, denn die Stösse und Erschütterungen sind oft so, dass man sie im ganzen Leibe, gleich einem electrischen Schlage von der Zehenspitze bis ins kleine Gehirn spürt; fehlte es uns doch eben an schützenden Federkopfkissen.

Freilich hatten wir es immer noch besser als die Deportirten,

welche in kleinen Karavanen von 6—8 Troiken, theils halb gedeckten Tarantassen, theils offenen Telegen, je zu 6 angeschlossen auf Strohschütten sitzend, mit einem Soldaten als Bewachung an uns vorüber rasselten.

An einem Tage werden bis 25 solcher Karavanen expedirt, die Bauern verdienen also schönes Geld mit diesen Transporten. Ausserdem haben wir der Post auszuweichen, die gewöhnlich aus 3 bis 4 Troiken besteht, deren Wagen mit grossen Ledersäcken gefüllt sind und in deren letzten der, mit einer Pistole bewaffnete Schaffner sitzt. Die Strasse von Jekaterinenburg bis Perm ist überhaupt recht belebt; Hochstetter zählte auf dieser Strecke 3586 Wagen. Die Karavanen einspänniger Frachtfuhrwerke, die das beste Geleise einnehmen und allen Rufen des entrüsteten Jemtschiks zum Trotz nicht ausweichen wollten, bereiteten uns oft viel Aerger, namentlich in der Nacht. Doch gewährten die langen Wagenreihen, oft hundert und mehr, dadurch, dass jedes Gefährt mit einer Laterne versehen war, originelle Bilder. Das erste Pferd der Karavane pflegt am Krummholz ein Heiligenbild zu tragen, doch ist mir der Schutzpatron der Fuhrleute unbekannt geblieben. Die Transporte bestanden übrigens meist in rohen Rindshäuten.

Die Reisenden mit denen wir auf den Stationen zusammentrafen, boten keinerlei Interesse, vielleicht mit Ausnahme von 2 Chinesen, die nach Kiachta reisten. Sie kamen aus Moskau, wo sie einen Theeladen besitzen. Immerhin fehlte es an der Abwechselung, wie man sie in anderen Ländern gewohnt ist und der Reisende hat so recht Zeit, Alles, was ihn zunächst angeht, in erster Linie zu beobachten. Da studirt er die Fülle der Antreiberufe der Jemtschiken mit ihren sich stets wiederholenden „Gospodin! Durak! Baran! Tschortmi!“ u. s. w., das Geklingel der Glocken und Schellen am Krummholz, bei dessen Tempo er selbst bei Dunkelheit die Fahrgeschwindigkeit schätzen lernt. Ferner achtet er auf das Aechzen der Räder und Achsen, ob etwa ein besonderes Geräusch den nahen Bruch irgend eines Theiles vorher ankündigt, ob die Achsen gut im Fett laufen. Das Zählen der Werstpfähle wird bald zur zweiten Natur, gleichsam als könne man dadurch in die schnellere Fortbewegung selbst eingreifen. Gleichgültig wurde die erste Hälfte der Station, mit innerer Genugthuung die letzte zurückgelegt. Wie mit den einzelnen Werst, geht es mit den Stationen selbst: hat man einmal die Hälfte erreicht, so fühlt man sich bedeutend er-

leichtert, obschon in der Regel die Ungeduld mit jeder Station zu nimmt und in der letzten ihren Gipfelpunkt erreicht. Auch die Art und Weise der Erschütterungen wird classificirt: da giebt es Hopser, Rucker, Schütteler, Seitenschütteler, die je ihren eigenen Charakter strikte bewahren, und, wie sie auch heissen mögen, nicht eben zu den angenehmen Beobachtungen zählen. Jedenfalls haben die Erschütterungen meinem Unterleibe nicht so wohlgethan als Humboldt, der sehr bescheiden nur 4 Stösse auf die Werst, im Ganzen also 48,000 herausrechnet. Da ich mitunter 10 Hauptstösse hintereinander notirte, so würde eine bei Weitem höhere Zahl herauskommen. Der Zustand der Strasse war übrigens so, wie ihn Professor Hochstetter und Dr. Tula auf ihrer 1872 unternommenen Sommerfahrt beschreiben, und es ist wol ein Bischen Höflichkeit dabei, wenn Humboldt 1829 an den Grafen Cancrin schreibt „die Wege in den Gouv. Wiatka und Perm sind schöner als in England“. Freilich bemerkten wir auch jetzt Anzeichen von Wegebesserung in aufgeworfenen Haufen Sand, geklopften Steinen und anderem Material, welches zuweilen sogar werstweit wirklich aufgeschüttet war. Ein paar Mal sahen wir sogar eiserne Walzen, eine wahre Ironie, am Wege stehen. Aber trotzdem und alledem blieb der Weg doch ein schauderhafter, mit dessem Zustande die jährlich verwendete Verbesserungssumme von 400,000 Rubeln in keinem Verhältnisse zu stehen schien. So urtheilt wenigstens der Laie, der, wenn er so vieler Herren Länder Strassen gesehen und befahren hat, als wir, es sich trotz aller Gegenreden nicht nehmen lässt, dass diese grosse Strasse, die einzige Lebensader, die bis zur Eröffnung der Uralbahn Europa mit Asien verband, eine bessere sein sollte, müsste und könnte. Die Landesvertretung des Gouvernement Perm dachte übrigens ebenso und hat zu meiner Genugthuung, meine jedenfalls nicht unberechtigten Rügen bei Gelegenheit einer ihrer Versammlungen, welche über diesen Gegenstand zu verhandeln hatte, als unparteiisches Zeugniss citirt und als richtig öffentlich anerkannt.

Aber alle, auch die schönsten Betrachtungen über diesen jedenfalls äusserst wichtigen Gegenstand halfen uns nichts, wir hatten uns eben unserem Schicksale zu fügen, und begrüssten jede neue zurückgelegte Werst mit innerer Freude. Fuhren wir doch unaufhaltsam Tag und Nacht weiter, wie es Reisenden in diesen Ländern zukommt, zumal wenn sie noch rechtzeitig einen Dampfer erreichen

wollen. Seit Tjumén waren wir wieder im Gebiet der „freien" Post, welche den Reisenden unbestrittene Annehmlichkeiten bietet, aber auch ihre Schattenseiten hat. Dahin gehören zunächst die häufig abgetriebenen Pferde und die verschlafenen und unwilligen Jemtschiken. Die Zeiten wo wir in der Steppe und dem Altai unter fortwährendem „derdschi" (halten) des Kutschers mit Pferden dahinsausten, die zum eigenen Vergnügen durchgingen, waren längst vorüber, längst dahin jene Periode, wo die blosse Handbewegung des Jemtschiken hinreichte, die Pferde anzutreiben. Hier konnte nur ein energisches Eingreifen helfen, und die Ausdauer des Rosselenkers, der oft stundenlang continuirlich die Peitsche schwingen musste, war wahrhaft bewundernswerth. Dennoch konnte er es zuweilen nicht „derschrein und dermache", wir mussten einmal ein Pferd ganz ausspannen, liegen lassen und die letzte Station vor Perm, mindestens 10 Werst weit, ununterbrochen Schritt fahren. Kein Wunder, dass wir zu den letzten 25 Werst $4^1/_2$ Stunde nöthig hatten; aber wir durften uns immerhin glücklich schätzen die 365 Werst in 58 Stunden zurückgelegt zu haben, zu der wir auf der Hinreise nur 49 gebrauchten.

Wie damals nahm uns das Posthôtel auf und noch am Abend hatten wir das Vergnügen Herrn von Rothast zu begrüssen, der uns mittheilte, dass er für unser Weiterkommen mit dem am 20. October abgehenden Dampfer „Kupez" (Kaufmann) der Gesellschaft „Kaukas i Mercuri" gehörend, in der freundlichsten Weise gesorgt habe. Während Dr. Brehm mit Herrn von Rothast einen Ausflug machte, um die hier gebräuchliche, höchst interessante Jagd auf den Birkhahn, mittelst künstlichen Lockvogels kennen zu lernen, musste ich auf dieses Vergnügen verzichten, da mich eine heftige Erkältung an die Stube fesselte. Dr. Kramer, ein liebenswürdiger junger Deutscher, war so freundlich, sich meiner anzunehmen.

Am Nachmittage des 20. October begaben wir uns an Bord des „Kupez", dessen Einrichtungen nichts zu wünschen übrig liessen. Freilich war das Leben an Deck ein von dem auf unseren Flussschiffen herrschenden sehr abweichendes. Das ganze Deck war nämlich buchstäblich von sitzenden und lagernden Menschen so dicht besetzt, dass man kaum seinen Fuss vorwärts setzen konnte, ohne Beine und Arme zu schädigen. Der „Kupez" machte die

letzte der diesjährigen regelmässigen Fahrten, und so erklärt sich das bunte Gewühl.

Die Kama ist ein gewaltiger Strom, der selbst bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande mit dem Irtisch vollständig wetteifern kann, ja sich an manchen Stellen dem Ob nahestellt. Wenn unter den von uns in Sibirien gesehenen Uferlandschaften nur die Partie des Irtisch zwischen Ust-Kamenogorsk und Ust-Buchtarminsk eine grossartige und wildromantische ist, so verdient die der Kama die Bezeichnung lieblich. Es sind nicht die hohen Ufer, wie wir sie am Ob finden und die, wie der Strom, schon durch die erhabene Stille und Menschenverlassenheit imponiren, sondern wir befinden uns wieder zwischen menschenbelebten Ufern, und überall glänzen uns die Kuppeln hübscher Dorfkirchen entgegen. Wie bei den sibirischen Flüssen, so ist auch bei diesem das rechte Ufer das höhere, aber es bietet andere Formen, denn wie am Irtisch fehlen die tief einschneidenden Querschluchten meist, ebenso wie der ununterbrochene Wald. Letzterer tritt wenigstens nur an einzelnen Partien hervor oder in der Ferne als eine dichtbewaldete Hügelkette, im Allgemeinen sind die Uferhügel aber meist mit Gehölzgruppen besetzt, zwischen denen Weiden und angebautes Land abwechseln. Weiter gegen Kasan zu verschwindet dieser Charakter übrigens mehr und mehr, und niedrige, mit braunen Weiden bestandene Ufer, oft zu beiden Seiten, oder kahle, wellenförmige Hügel treten an die Stelle. Freilich mag die Landschaft im Frühjahr und Sommer bei weitem lieblicher sein, denn jetzt kam ein neues Element hinzu, welches die Ufer zuweilen ganz verhüllte, nämlich Regen mit Schneeschauern. Das machte die Fahrt ungemüthlich, denn es war kalt im Schiffe. Aber man unterliess es, zu klagen, wenn man die armen Deckpassagiere betrachtete, die, in Pelze gehüllt, unter armseligen Decken von Segeltuch auf dem blossen Deck selbst die Unbilden kalter, in eisigem Winde wehender Nächte zubringen mussten.

Nach einer Fahrt von 3 Tagen und 9 Stunden hatten wir die 1100 Werst lange Tour zurückgelegt und kamen in Ust-Kasanki, dem Dorfe, an welchem die Dampfer für Kasan anlegen, an. Glücklicher Weise gelang es uns noch, mitten in der Nacht Jemtschiken zu erhalten, die uns nach der fast 1 deutsche Meile entfernten Stadt ins Komonenhôtel führten. Im Laufe des andern Tages hatten wir die Freude alte Bekannte zu begrüssen, so Professor

Radloff, Staatsrath von Gottwald u. A. mit denen wir genussreiche Stunden verbrachten.

Kasan ist in der That eine hübsche Stadt. Dies empfindet man um so mehr, wenn man von Osten kommt, überraschen doch zum ersten Male wieder gepflasterte Strassen, Gasbeleuchtung und meist hübsche, aus Ziegeln erbaute Häuser mit schönen Läden. Unter den letzteren nehmen die Magazine des Hauses Rahm & Co. ohne Zweifel die erste Stelle ein, denn sie können sich mit den besten westeuropäischen messen. Herr Rahm nahm sich auch diesmal unserer freundlich an. So tranken wir in seinem gastlichen Hause nach langer Zeit wieder die erste Flasche wirklichen und unverfälschten Rheinweins.

Angesichts des herannahenden Winters, mussten wir unseren Aufenthalt in Kasan leider mehr beschränken, als uns lieb war, und fuhren schon am Nachmittag des folgenden Tages (25. October) wieder hinaus nach dem Anlegeplatz der Dampfschiffe. Wir hatten Plätze auf dem „Mississippi" bestellt, einem der herrlichen Dampfer (von 400 Pferdekraft und 290′ Länge) der „Amerikanischen Compagnie, welcher mit noch zwei anderen ganz gleichen (ebenfalls in Nishnej Nowgorod erbauten) einen regelmässigen Sommerdienst zwischen Nishnej und Astrachan unterhält. Die Schiffe dieser Gesellschaft sind ganz nach amerikanischem Muster eingerichtet und kaum kleiner als die, welche man auf dem Mississippi antrifft. Die Cajüten liegen ein Stockwerk hoch, haben prächtig eingerichtete Kabinen für 2—10 Personen und können an 200 Personen 1. und 2. Classe, an 300 der 3. führen. Diesmal war das Schiff freilich sehr spärlich besetzt, man konnte den 70 Schritt langen Ecksaal fast als seinen eigenen zum Spazierengehen betrachten. Und Bewegung war nöthig! Zeigte das Thermometer zwar nur Null Grad, so wehte doch ein so eisiger Wind, dass man sich in den ungeheizten Räumen kaum erwärmen konnte.

Wir hatten uns beeilt, rechtzeitig an Bord zu kommen, da der „Mississippi" um 3 Uhr Nachmittags abgehen sollte, aber diese Eile wäre in richtiger Würdigung der russischen „seitschas" nicht nöthig gewesen. Dieses so oft gehörte Wort bedeutet wörtlich „in dieser Stunde, gewöhnlich aber hat es auf die später folgenden Bezug; und so war es auch mit dem „Mississippi". Er lud bis gegen 7 Uhr Güter, legte dann mitten in den Strom, ging vor Anker und erst am folgenden Morgen weiter. Auch die folgende Nacht musste

er wegen tiefer Dunkelheit liegen bleiben und dies war jedenfalls besser, als auf eine der vielen Sandbänke zu rennen, an denen die Wolga bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande so reich ist.

Ueber die Wolga brauche ich nur zu sagen, dass sie, wenigstens in dieser Jahreszeit und bei diesem Wetter, ein langweiliger Strom ist. Aber ich blickte mit innerlichem Behagen auf die einförmige Uferlandschaft, und erkannte manches Dorf wieder, in dem wir auf der Hinreise Pferde wechselten, um uns über trostloses Hügelland, bald durch Schnee, bald durch Wasser oder bodenlosen Schmutz mühsam, Werst für Werst weiter zu quälen. Das waren die Freuden einer Schlittenreise bei Thauwetter im Frühjahr, gegen die wir uns in der That glücklich preisen konnten, denn, liess die Heizung auch zu wünschen übrig, so waren Küche und Keller um so besser. Und so konnten wir es wol aushalten! Ueberhaupt war die Wolgafahrt ja bald beendet, denn schon in der ersten Stunde des 28. October kamen wir, noch bei tiefster Dunkelheit in Nishnej Nowgorod an, hatten zu der 430 W. langen Strecke also 43 Stunden gebraucht, Herr Kosniersky war auch diesmal so freundlich sich unserer anzunehmen, aber wir mussten das uns, auf seine Veranstaltung durch die „Gesellschaft zur Beförderung des Handels und der Industrie" angebotene Ehrendiner leider ablehnen. Es drängte uns eben zu sehr heimwärts und so fuhren wir noch denselben Abend nach Moskau weiter. Wir waren nun wieder glücklich auf Eisenbahn, deren Segnungen man nach einer solchen Reise erst recht würdigen lernt. Es kam uns ordentlich wunderbar vor, in einer einzigen Nacht 409 Werst zurückgelegt zu haben, eine Geschwindigkeit über die man bei uns arg raisonniren würde. Aber alle die ungeduldigen Reisenden, welche bei kaum 5 Minuten Verspätung schon vor Unzufriedenheit vergehen wollen, müssten einmal eine Tarantassfahrt machen.

Ich blieb in Moskau nur um verschiedene Geschäfte abzuwickeln, namentlich mit dem bekannten Hause L. Knoop, dessen Vertreter Herr Provó uns besonders zu Dank verpflichtet hatte.

Nach Petersburg ging es schneller, denn die 603 Werst lange Strecke kostete nur $14^1/_2$ Stunde Zeit. Und von hier hätte ich bis Bremen (2082 Werst) sogar in 48 Stunden gelangen können,

allein ich hätte mich an einigen Orten noch aufzuhalten und traf daher erst am 24. November, nach einer Abwesenheit von fast 9 Monaten in Bremen ein. Da Dr. Brehm in St. Petersburg zurückblieb, um hier einige Vorträge zu halten, so hatte ich die überaus liebenswürdige telegraphische Einladung der „physikalisch-ökonomischen Gesellschaft" in Königsberg, welche die „Sibirische Expedition" zuerst auf heimischen Boden durch ein Festessen zu begrüssen beabsichtigte, leider unter herzlichem Danke ablehnen müssen.

Am 4. December bereitete mir aber der „Verein für die deutsche Nordpolarfahrt" einen festlichen Empfang in den ehrwürdigen Räumen des Stadtweinkellers, wobei manches Glas auf die Zukunft und Entwickelung Sibiriens geleert wurde, der auch ich hier, wie allen sibirischen Freunden, zum Schluss nochmals das beste Glück und Gedeihen von Herzen wünsche. Aloha!

Werfen wir einen Rückblick auf die Reise bezüglich der zurückgelegten Distanzen, so ergiebt dieselbe von Bremen an gerechnet, nach meinem Itinerar im Gesammt 19,518 Werst (2788 d. M.). Davon konnten gemacht werden per Dampf 9942 W. (auf der Eisenbahn 6192, mit Dampfern 3750 W.), im Uebrigen mit Tarantass 4868 W. (695 d. M.), mit Schlitten 993 W. (c. 144 d. M.), zu Pferd 700 W. (100 d. M.), zu Fuss 200 W. (c. 30 d. M.) und mit Lotka 2851 W. (c. 400 d. M.). Unser Reisegebiet erstreckte sich vom 8. bis ungefähr zum 88. (dem Marka-Kul im chinesischen Altai), also über fast 80 Längengrade und südlich vom Dschasyl-Kul im Dsungarischen Ala Tau, unterm 45 Breitengrade, nördlich bis zum Kara-Meerbusen über dem 68°, also über 23 Breitengrade. Dabei lernten wir eben nur West-Sibirien kennen, aber immerhin genug um die erdrückende Wucht jener Ländermassen zu verstehen. Die Betrachtung über dieselbe bringt mich unwillkürlich wieder auf die Vereinigten Staaten und ich erinnere mich dabei was Hepworth Dixon von jenem Minnesota Farmer erzählt, der versicherte: es sei Alles recht schön und gut, aber das einzige Unglück des Landes, dass es zu gross sei und zu wenig Menschen besitze! Und dabei haben die Vereinigten Staaten immerhin 39 Millionen Bewohner aufzuweisen; das fast noch einmal so grosse

russische Reich in Asien kaum mehr als ein Drittel soviel. Während die grösste Ueberlandstour in Amerika von New-York bis San Francisco 5145 W. (3308 engl. M., 735 d. M.) beträgt, sind es von St. Petersburg bis Anadyrsk am Anadyr 11,250 W. (c. 1600 d. M.), eine Entfernung die jeden Reisenden, angesichts der gegenwärtigen Verkehrsmittel in Sibirien mit Schaudern erfüllen muss. Wie anders reist es sich dagegen in Amerika; in 7 mal 24 Stunden führt dort die Eisenbahn vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean. Wie lange Zeit man nach Anadyrsk brauchen würde, darüber fehlt es mir an Angaben, aber ich will, zur besseren Schätzung anfügen, dass der Akademiker Schmidt von Petersburg bis Krasnojarsk, 4607 W. (c. 658 d. M.), allerdings bei guter Winterbahn, überraschend schnell, in 22 Tagen reiste. Es kommen dann c. 209 W. (c. 30 d. M.) auf 24 Stunden. Hofmann brauchte von Bereosoff bis St. Petersburg (allerdings ohne Eisenbahn) 3866 W., 51 Tage, was täglich nur 75 W. ergiebt, wir selbst reisten 60 Tage von Obdorsk bis Petersburg, 4361 W., und machten, unter Abrechnung von 20 gezwungenen Ruhetagen, täglich c. 109 W. (c. $15^1/_2$ d. M.). Die grösste Geschwindigkeit, welche wir mit Tarantass erreichten, war auf eine kurze Strecke 18 W. in der Stunde, was die enorme Strecke von 432 W. (c. 62 d. M.) in 24 Stunden ergeben würde. Dabei ist aber gar kein Aufenthalt gerechnet und ohne solchen geht es nun einmal nicht ab, und wenn man den letzteren auf das geringste Maass reducirt, so sind 13—14 W. (2 d. M.) in der Stunde schon als Leistungen zu betrachten, mit denen selbst ein Gouverneur oder anderer hoher Herr befriedigt wird. Wir selbst machten im Durchschnitt bei gutem Wege 11—14 W. in der Stunde mit Wagen, Graf Waldburg-Zeil dieselbe Strecke bei guter Bahn mit Schlitten. Mit letzterem blieben wir bei schlechter Bahn meist unter 8 W. in der Stunde, ebenso mit der Tarantass bei schlechtem Wege. Man kommt aber dann immer noch so schnell fort, als s. Z. mit der Diligence zwischen Bremen und Hamburg, welche durch ihre Schnelligkeit berühmt war, aber zu der 98 W. (14 d. M.) langen Strecke 12 Stunden brauchte, also c. 8 W. per Stunde fuhr. Die sibirischen Kutscher und Pferde leisten also entschieden mehr, bleiben aber trotzdem weit hinter den modernen Verkehrsmitteln zurück. So kommen im Durchschnitt auf eine Stunde mit der Eisenbahn: Schnellzug St. Petersburg—Berlin 40 W., Pacific-Bahn 30 W., und mit Dampfern: transatlantische 20 W., auf der Wolga 20 W.,

auf dem Ob stromab $17^1/_2$ W., auf dem Irtisch stromauf $7^1/_2$ W. Am langsamsten ging die Beförderung mit der Lotka, denn während uns Strömung und Ruder thalwärts in der Stunde $6^1/_2$ bis $6^3/_4$ W. führten, brachten wir in entgegengesetzter Richtung nur 2 W. fertig. Und gerade diese Schneckenpost war uns die liebste, weil sie sich für die Zwecke des sammelnden und beobachtenden Naturforschers am erspriesslichsten erwies.

Anhang I.

Publicationen

von und über die

Bremer Expedition nach West-Sibirien.

Vor Abgang der Expedition brachten Notizen über Theilnehmer, Zweck und Ziel derselben: Der Vorstand des Vereins in einer besonderen „Denkschrift" etc. (Januar 1876; vergl. p. XVII.) und im Protokoll der 39. Versammlung (4. März 1876 p. 422—429); Petermann's Geographische Mittheilungen (1876 p. 153, 154: „Schwedische, russische und deutsche Reisen nach West-Sibirien" von M. Lindemann); die Natur (No. 7 p. 60 und No. 13 p. 125—127 mit Portraits, letztere wiederabgedruckt in: Illustrirte Welt XV. 1876 p. 391 und „Wsemirnaja Illjustrazija" [russisch] 1876 No. 392 p. 32 —); Ausland (1876 p. 180); Aus allen Welttheilen (VII. 1876 p. 382); Gaea (XII. 1876 p. 251); Gartenlaube (1876 Heft No. 20 „Die sibirische Forschungsreise des Bremer Polarvereins" von M. Lindemann); L'Explorateur (III. 1876 p. 538 „L'embouchure d'Obi"); Mittheil. d. Geogr. Ges. in Wien (1876 p. 374) u. s. w.

A. Reiseberichte, Feuilletons und Auszüge derselben.

Finsch, O., Originalberichte aus Sibirien an den Vorstand des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt erstattet und veröffentlicht in den Protokollen der Vereinsversammlungen unter dem Titel: **„Forschungsreise nach West-Sibirien 1876."** Der erste Bericht (datirt Kasan 26. März), welcher die Nummer II. trägt, erschien im „Nachtrag zum Protokoll der 39. Versamml.," der letzte, No. IX., im December 1876. — Diese Originalberichte gelangten gleichzeitig auch in der Weser-Zeitung (4., 16. Juni, 12., 18., 27. Juli, 4. August, 13., 14. September, 19., 20., 26., 27, 28. October, 4., 5., 15., 16., 17., 18. November, 10., 13., 28., 29., 30., 31. December 1876) zum Abdruck, ebenso ungekürzt in: St. Petersburger Deutsche Zeitung, St. Petersburger Herold, Novaja Wremja (in russischer Uebersetzung), Neue Hannoverische Zeitung, sowie in mehr oder minder ausführlichen Auszügen in: Ausland, Globus, die Natur, Nature, Geographical Magazine, the Athenaeum, Neue Dörptsche Zeitung (Dorpat), Hamburger Nachrichten, Deutsches Volksblatt (Stuttgart 1877),

Daheim (1876 p. 792—785, unterzeichnet: Karl Sell), Illustirte Zeitung (J. J. Weber, 4. November u. 9. December 1876 mit Portraits von M. Lindeman), Illustrirte Zeitung für kleine Leute (1879 p. 56) u. s. w.

Finsch, O., „Am Ob unter Ostiaken und Samojeden" (Tribüne, Berlin, 2., 3. u. 5. November 1876); „Bei Renthieren auf der Tundra" (Gartenlaube No. 11, 1878, mit Holzschnitt); „Der Isthmus zwischen dem Karischen Meere und dem Ob" (Peterm. Geogr. Mittheil. 1877, p. 216—220, Taf. 12 (Karte von A. Petermann); „Schifffahrt und Verkehr des Obgebiets" (Deutsche Geogr. Blätter 1877, p. 166—181); „Einige Bemerkungen über Fische und Fischhandel am Ob" (Bremen 19. März 1877 als M. S. gedruckt).

Brehm, A. E., „Am Fusse der Tarabakatei" (St. Petersburger Deutsche Zeitung, 5. und 6. August, Neue Freie Presse, 14. November 1876, und Beiblatt des Petersburger Herold, 7. Dezember); „Durch den chinesichen Altai" (Cölnische Zeitung, 11., 12., 13. u. 14. November 1876); „Vom Ob zum Karischen Meere" (Schlesische Presse, 1., 8. u. 14. November 1877); „Jagden in der Steppe" (Gartenlaube 1877 No. 1 mit Holzschn.) und „Wildschafe" (1877 No. 45 p. 754 mit Holzschn.); „Wildpferde in den asiatischen Steppen" (Nord und Süd v. P. Lindau 1877 p. 323—352).

Waldburg-Zeil, K. Graf v., „Von der russisch-chinesischen Grenze 1876" (Brief an Dr. Lindeman; von ihm ohne Nennung des Autors aufgenommen in: Deutsche geographische Blätter, I. Jahrg., 4. H., p. 201—204).

Petermann, A., „Abschluss der Bremer Forschungsreise (Finsch, Brehm, Zeil) in West-Sibirien" (Geogr. Mittheil. XXII., 1876, Heft XII., p. 448—456. Mit Karte s. Taf. 23; hier unser Cours eingetragen).

B. Wissenschaftliche Ergebnisse.

Finsch, O., Bericht über die Sammlungen (Protokolle der Vereinsversamml. VI. 1876 p. 553—555 u. VII. p. 572—574); Catalog der Ausstellung ethnogr. und naturw. Sammlungen. Mit erläuternden Bemerkungen. 8°. 42 S. 1877 Bremen, Hamburg, 1878 Hannover und Cassel).

— „Letter from Saissan (S.-W. Siberia) Mai 22. 1876", containing the subjoined remarks „on the supposed existence of the wild Camel in Central-Asia" (Proceed. Zool. Soc. London, 1876 November 7).

— „Ornithological letters from th Bremen Expedition to Western-Siberia" (The Ibis 1877 January p. 48—66). Die Namen einiger Arten falsch angegeben.

— „On a new species of Starling" (Proceed. Zool. Soc. London 1878, p. 712).

— „Gehörn vom sibirischen Reh" (Illustrirte Jagd-Zeitung 1879, p. 140, mit 2 Holzschnitten).

Harold, E. von, „Zwei neue sibirische Onthophagus-Arten" (O. Finschi und sibiricus: Deutsche Entomologische Zeitschrift XXI., 1877, Heft II., p. 333 bis 336).

Koch, L. (Nürnberg), „Uebersicht der von Dr. Finsch in West-Sibirien gesammelten Arachniden" (Zeitschr. der Zool.-botan. Gesellsch. Wien, Bd. XXVIII., 1878, p. 481—490. Mit 4 Holzschnitten). 16 Arten, darunter 4 neue.

Kurtz, F. (Berlin), „Aufzählung der von K. Graf von Waldburg-Zeil im Jahre 1876 in West-Sibirien gesammelten Pflanzen" (Botan. Inaugural-Dissertation etc.,

Berlin 1879 u. Verhandlungen d. botan. Ver. d. Prov. Brandenburg, XXI. Jahrgang, p. 11—77) 432 Species.

Martens, von, „Uebersicht der von Dr. O. Finsch und dem Grafen von Waldburg-Zeil in Sibirien gesammelten Mollusken" (Sitzungsber. d. Ges. naturf. Freunde Berlin, 20. November 1877, und Zeitschr. d. Ges. 1878, p. 237—242). 25 Arten, darunter 2 neue.

Müller, Arg., „Lichenes Finschiana." Enumeratio Lichenum a cl. Dr. Finsch in regione Tundrae Sibiriae septentr. occidentalis lectorum (Moskau 1878 p. 1—6. Universitäts-Druckerei). 38 Arten und Varietäten.

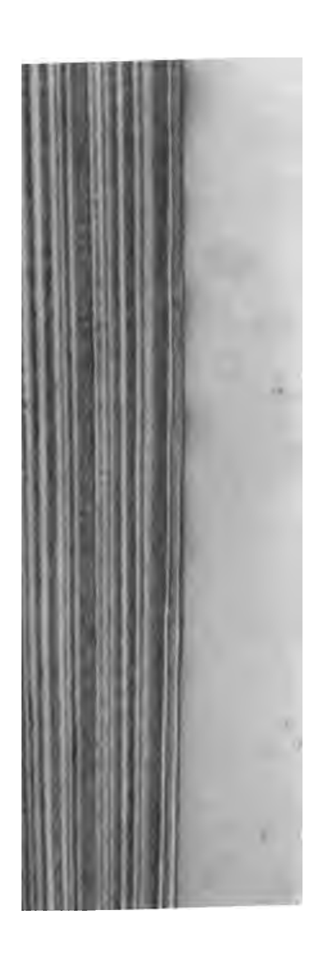
Nördlinger, von (Hohenheim), „Anatomischer Bau unserer Hölzer im hohen Norden." (Centralblatt für das gesammte Forstwesen, Wien, April 1879. H. 4. und Separatabdruck, p. 1—4).

Peters, W., „Uebersicht über die während der sibirischen Expedition von 1876 von Herrn Dr. O. Finsch gesammelten Säugethiere, Amphibien und Fische" (Auszug aus dem Monatsbericht der Kgl. Akad. der Wissenschaft zu Berlin, 29. November 1877). — Aufzählung von 47 Arten Säugethiere, 10 Arten Amphibien und 20 Arten Fische.

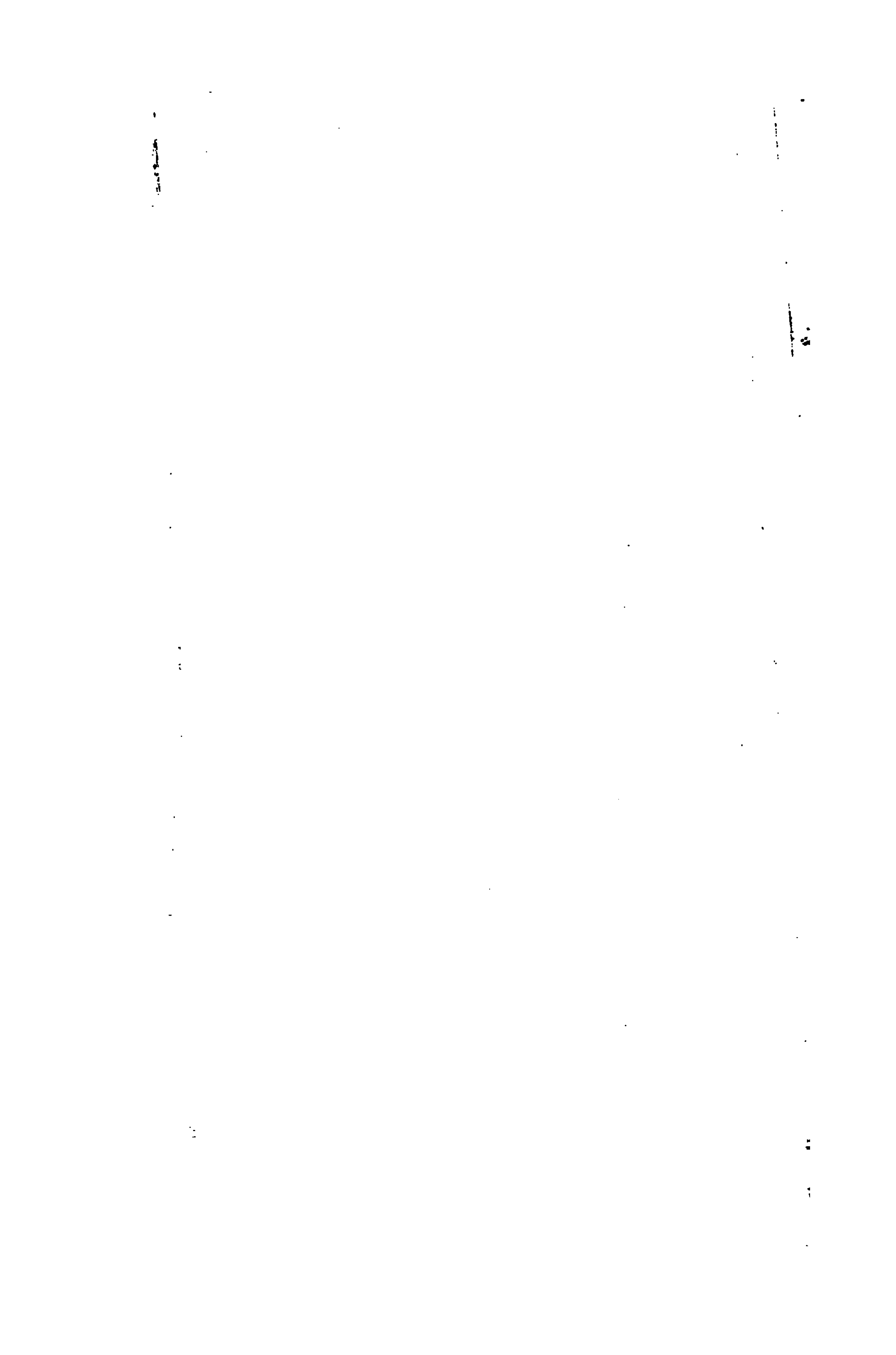
Virchow, R., „Ueber westsibirische Schädel" (Sitzungsber. d. Berliner Gesellsch. f. Anthropol., Ethnolog. u. Urgeschichte, 21. Juli 1877, p. 56—73. Mit 3 Holzschn.).

C. Photographien.

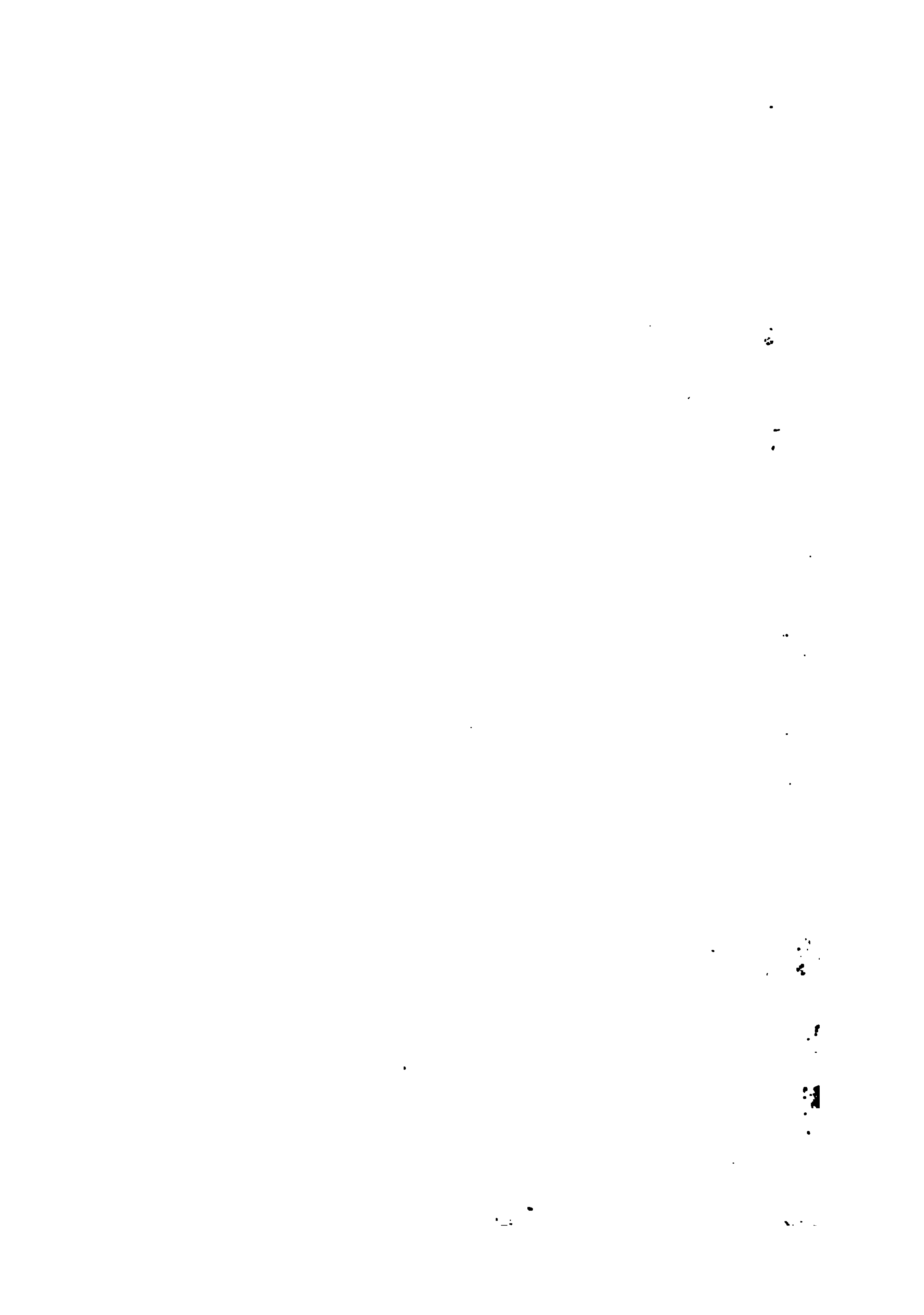
Im Verlage von George Behrens in Braunschweig erschienen: 2 grosse Gruppenbilder der sibir. Ausstellung in Braunschweig (4°), Gehörn vom sibirischen Reh (No. 254), Kulan (Stereoscop No. 239), Wildschaf (Stereoscop No. 236), Ethnographie der Ostiaken und Samojeden (No. 45, 46, 47 und 49).



Druck von A. Haack in Berlin, NW. Dorotheenstrasse 55.







Druck von A. Haack in Berlin, NW. Dorotheenstrasse 55.

